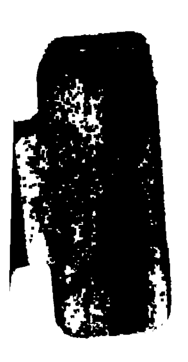
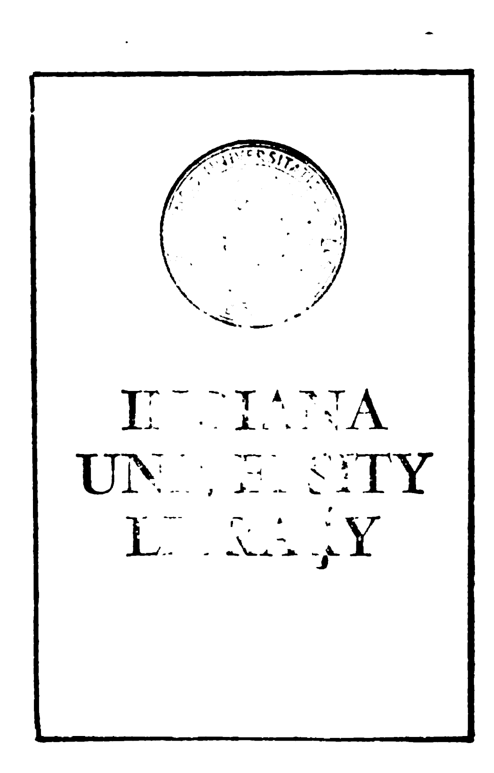
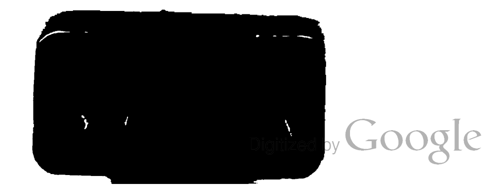
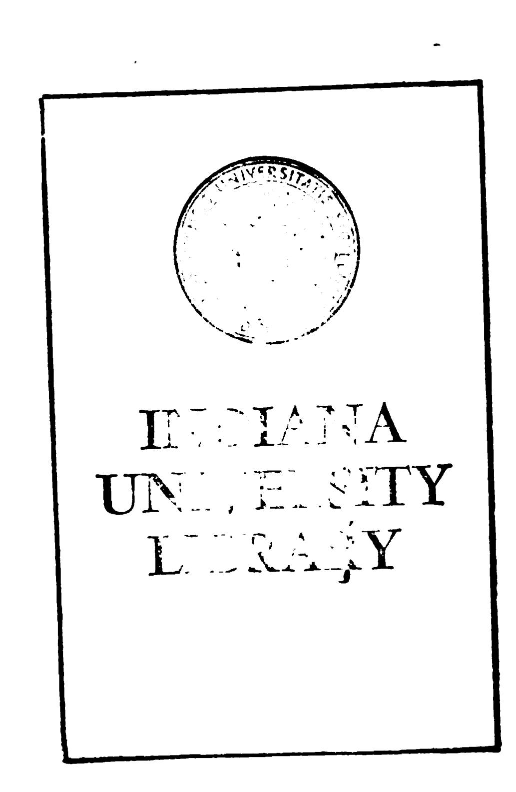

Allgeyer Carlsruhe
Heinrich von Treitschkes Briefe
Heinrich von Treitschke, Max Cornicelius
Digitized by Google

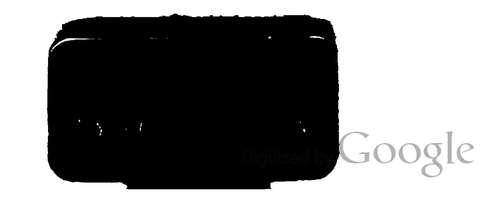



INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY






INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY



Heinrich von Treitschkes

Briefe

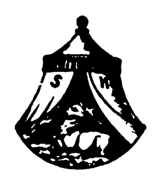
Zweiter Band

Heinrich von Treitschkes
Briefe

Herausgegeben

von

Max Cornicelius

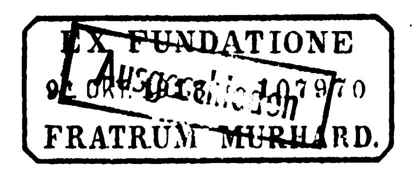


Zweiter Band

Zweites Buch 1859–1866 ∘ Mit 2 Porträts in Lichtdruck
und einem Bismarckbrief in Faksimile

Verlag von S. Hirzel, Leipzig

1913


EX FUNDATIONE
FRATRUM MURHARD.

Inhalt.

Zweites Buch.

Beginn der akademischen Lehrtätigkeit.
Historische und Politische Aufsätze. Erste Sammlung.
1859—1866.



Emma Freiin von Bodman
1867



Emma Freiin von Bodman

1867

Anfang der Leipziger Dozentenzeit.

Das erste Jahr der beginnenden akademischen Lehrtätigkeit in Leipzig hielt Treitschke in wissenschaftlicher und literarischer Arbeit und bald auch in politischer Erregung so angespannt wie keins zuvor. Er forderte von seiner ungewöhnlichen geistigen Kraft ein Übermaß an Leistung, und wiederholt mußte der Körper das büßen. Aber die Kunst, sich dergleichen gar nicht anfechten zu lassen, unter harter Arbeit lebensfroh, ja übermütig zu bleiben, verstand er schon aus dem Grunde. Wie stark das Jahr 1859 mit seinem sardinisch-französischen Krieg gegen Österreich und der darauf folgenden Einheitsentwicklung in Italien auf die preußischdeutschen Unitarier wirkte, das kommt in Treitschkes Briefen zu leidenschaftlichem Ausdruck. Seinen Lehreifer belohnten rasch für einen so jungen Dozenten unerhörte Erfolge; er aber, mit jener gegen sich selbst gewendeten anspruchsvollen Strenge, die schon der Rektor Klee fast tadelnd ihm vorgehalten, war nach mehr als Jahresfrist noch nicht mit sich zufrieden. Zunächst bewegte er sich in seinen Vorlesungen auf Gebieten, die einem als Preußenfreund der Regierung von vornherein bedenklichen akademischen Lehrer ganz leidlich anstanden; schon im vierten Semester aber las er „Geschichte des preußischen Staats" und im fünften — unter einem Zudrang von Hörern, wie selbst er ihn noch nicht gesehen — Geschichte Deutschlands seit dem Tode Friedrichs des Großen. Da unterbrach er zum lebhaften, auch öffentlich ausgesprochenen Bedauern seiner Studenten diese Tätigkeit, um einen längeren Studienurlaub in München anzutreten. Er suchte vor allem Muße zu ernstlicher Vorbereitung für eine größere historische Arbeit, die erst achtzehn Jahre später auf viel breiterer Grundlage als

„Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ zu erscheinen anfing. —

Während dieser Leipziger Zeit erhielt auch Treitschkes engster Freundeskreis noch einen für ihn bedeutungsvollen Zuwachs; er schloß hier seine Herzensfreundschaft mit dem Theologen Franz Overbeck. Sie war bald ein Band vertrauensvollster Zuneigung und gänzlicher Hingabe und dauerte so jahrelang. Da wurde ein neuer Freundschaftsbund, mit Friedrich Nietzsche, an dem der gereifte Treitschke ohne Untreue gegen sich selber nicht mehr teilnehmen konnte, dem Jüngeren zum Lebensverhängnis, und er entfremdete sich geistig immer mehr dem vormals so hingebend geliebten und bewunderten ersten Freunde. Treitschke brach zehn Jahre vor seinem Tode den ausdruckslos gewordenen Briefwechsel ab; endlich doch mußte auch er sich lösen von dem, der lange Zeit für ihn der Benjamin im Kreise der Nächsten gewesen war. Die Bände seiner Deutschen Geschichte ohne Begleitwort ließ er ihm bis zuletzt noch zugehen. Es war, als könnte er nicht glauben, obwohl er es wußte, daß der ihm einst so nah Verbundene auch diese Zeugen seiner geistigen Kraft nicht mehr nach ihrem eigensten Wert zu schätzen vermochte.

Franz Overbeck war der Sohn eines Kaufmanns deutscher Herkunft, der aber, in England aufgewachsen, als Engländer in Rußland sich niedergelassen hatte[1]. Hier, in Petersburg Nov. 1837 von einer französischen Mutter geboren, wurde er zunächst in Paris, dem Wohnsitz der mütterlichen Verwandten, zur Schule gegeben. Als die Eltern später nach Dresden übersiedelten, holten sie den Elfjährigen zurück und schickten ihn auf die Kreuzschule; er saß in der Untertertia, als Treitschke die Anstalt verließ.

In Leipzig 1857 kamen sie zuerst sich näher; Wolfgang Helbig, der, wie später auch Overbeck, in Göttingen Grüner geworden war noch während Treitschkes Anwesenheit dort[2], führte sie zusammen[3]. Zwei Jahre darauf, als der junge Dozent zum erstenmal sein Kolleg über Geschichte der politischen Theorien las, war auch Overbeck unter den Hörern — noch 1877 erinnert ihn Treitschke daran — und 1860 im Juli, bei Beginn des erhaltenen Briefwechsels, sind sie schon ganz

[1] C. A. Bernoulli, Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Jena 1908. Bd. 1, S. 1. [2] „ein furchtbar grünes junges Füchschen“ nennt Treitschke Nov. 1856 im Brief an den Vater den noch nicht Achtzehnjährigen. Vgl. o. Bd. 1, S. 406. [3] Bernoulli 1,3.

vertraut. Im nächsten Wintersemester war Overbeck in Berlin, und Ostern 1861 trat Treitschke seinen dreivierteljährigen Münchener Urlaub an. Dann aber, nach seiner Rückkehr folgte in Leipzig für beide eine Zeit täglichen Verkehrs und Gedankenaustausches, bis der Herbst 1863 sie trennte, Treitschke als außerordentlichen Professor nach Freiburg, Overbeck zur Vorbereitung seiner Habilitation nach Jena führte. Eine Pfingstreise in den Harz und Treitschkes Rede vor den deutschen Turnern „zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht" waren die letzten schönen Erlebnisse ihrer Gemeinschaft.

In Jena, ein Jahr nach seiner Ankunft als Privatdozent der Theologie zugelassen, verbrachte Overbeck bis Ostern 1870 die glücklichste Zeit seines Lebens. Ohne allen äußern Ehrgeiz, im angenehmsten geselligen Verkehre stehend, schien er gar nicht über diese Stellung hinauszuverlangen; kaum daß ihn einmal ein leiser Unmut faßte, weil seine wissenschaftliche Arbeit literarisch noch immer auf Rezensionen sich beschränkte. Mit Treitschke blieb er eng verbunden. Geborener Kosmopolit und in späteren Jahren auch geistig als solcher immer bewußter sich gebend, dazu ein „im Grunde recht unpolitisches Wesen", wie er sich selber erkannte, bringt er in seinen Briefen bis 1870 nichts als das Echo von Treitschkes nationaler Politik. Deutscher Einheitsstaat, Ausstoßung Österreichs, Einverleibung Sachsens in Preußen 1866 — in allem ist er getreulich derselben Überzeugung wie Treitschke. „Prächtige Festabende" feiert er bei der Lektüre der Historischen und Politischen Aufsätze im Dezember 1864, freut sich vor allem, wenn hier für ihn so manches widerklingt, „was ich aus Deinem Munde gehört und mich an Tage und Stunden wieder erinnert, an die ich nie aufhören werde mit innigster Freude zurückzudenken". Und wieder ein Jahr später stimmt er dem Urteil über Napoleon im ersten der großen Aufsätze über Frankreichs Staatswesen und den Bonapartismus rückhaltlos zu. Treitschke tue Napoleon „nicht im geringsten Unrecht. Man kann ihn doch nicht anders als mit teilnahmslosem Staunen betrachten".

Im Herbst 1869 wurde Overbeck, dessen sorgfältige, sichere, von den Fachgenossen schon geschätzte Gelehrsamkeit bald hernach auch in einer größeren Arbeit hervortrat, als außerordentlicher Professor für kritische Theologie nach Basel berufen. Falls sein theologischer Radikalismus der am weitesten links stehenden unter den in Basel einander bekämpfenden kirchlichen Parteien Hoffnung auf sein tätiges Eintreten

für sie gegeben hatte, wurde sie bald enttäuscht. Overbeck fühlte sich, wie er im Dezember 1871 dem Freunde schreibt, „in der üblen und glücklichen Lage", zu keiner der drei Parteien zu gehören. Er fand sich selbst in die Lage, Mitglied einer theologischen Fakultät zu sein — im Herbst 1871 wurde er zum Ordinarius ernannt — ohne die geringste religiöse Neigung und Begabung und mit stark bewußter Abneigung gegen die Theologie. Er hatte hier doch, wie er gelassen erklärt, eine Stätte, an der er „besser als sonstwo Kirchengeschichte lernen und damit einer Lebensaufgabe obliegen konnte". Wie wenn jemand ohne alle ästhetische Anlage und der auch theoretische Ästhetik und Kunstwissenschaft verachtet, sich doch zum Geschichtschreiber einer Jahrhunderte beherrschenden Kunstentwicklung geeignet glaubte. Unter den rationalistischen Aufklärern vor der französischen Revolution, in der mütterlichen Heimat hätte Overbeck seinen passenden Platz gefunden. Da er nun aber zugleich im Grunde seines Wesens feinfühlig und gewissenhaft war, so empfand er den Widerspruch dieser Anlage und der ihr entsprechenden Überzeugung mit seinem theologischen Lehramt. Er suchte ihm abzuhelfen, indem er seinen Zuhörern „als ihr Lehrer im Christentum" nicht zeigte, was er davon annahm, sondern vortrug, was er „unter Voraussetzung i h r e s Glaubens daran zur Schonung desselben für zweckmäßig hielt". Und in einer 1873 herausgegebenen kleinen Schrift „Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie" empfahl er den geistlichen Behörden überall auch von den Pfarrern ihren Gemeinden gegenüber nicht mehr zu verlangen. Nur so war ihm überhaupt das Fortbestehen einer kritischen Theologie in den protestantischen Kirchen denkbar.

Treitschkes Teilnahme hatte den auf seiner Gelehrtenstraße behaglich und gewissenhaft vorwärts gehenden Freund mit vollem Verständnis seiner persönlichen Art begleitet, und dankbar hatte der die erfrischende Kraft solcher Nähe gefühlt. „Du ... hast als der ältere, erfahrenere und so viel herzhafter angelegte mir zuerst einige Zuversicht zu mir selbst gegeben, und Dir werde ich von allem was ich bin, denke und tue immer ein Stück verdanken." So schrieb Overbeck noch im November 1873, damals heftig erregt durch Treitschkes letzten Brief, der endlich auch das ersehnte Urteil über jenes schon im Sommer erschienene wissenschaftliche Manifest enthielt. Es wäre wohl begreiflich, wenn Treitschke, in seiner Zeit gerade damals stark bedrängt, nicht allein aus diesem Grunde mit der Antwort gezögert hätte. Sie fiel

doch, obwohl er nur teilweis zustimmen konnte, so milde aus wie von ihm überhaupt denkbar. Einst, am Tage seiner ersten Universitätsvorlesung in Leipzig hatte er dem Vater auf dessen Mahnung zu Vorsicht und Rücksicht in der neuen Stellung ruhig und fest erwidert: „Ich habe als akademischer Lehrer nicht bloß das Recht sondern auch die ausdrückliche Pflicht nichts anderes zu lehren als meine volle wissenschaftliche Überzeugung". Und noch in seiner Lutherrede in Darmstadt 1883 nannte er es „die Größe des Protestantismus", daß er gebieterisch fordere: „was du erkannt hast, das bekenne und darnach handle!" So galt ihm als höchstes nicht nur sittliches, sondern auch künstlerisches Lob eines Schriftstellers, daß man bei seinen Worten sogleich empfinde: das ist er, so konnte er allein sprechen. Von einem seiner nächsten Freunde dagegen sollte er jetzt die Behauptung hinnehmen, es sei im Grunde „die drückendste Sklaverei, die auf dem protestantischen Geistlichen lastet", daß er auch in der Ausübung seines Amts „immer er selbst" sein muß. Was ließ sich milderes in Treitschkes Munde gegen den von Overbeck in seinem Berufe eingeschlagenen und weiter empfohlenen Ausweg aus solcher vermeintlichen Sklaverei erwidern als: „Dein Heilmittel könnte ich persönlich nicht ertragen." Ja, alle Kritik widerruft Treitschke zuletzt noch mit den Worten: „Du hast die Schrift schreiben müssen, das fühle ich aus jeder Zeile heraus, und damit ist für Deine Freunde Alles gesagt". Aber Overbeck beruhigte sich nicht bei diesem nachsichtigen Urteil. „Nach Verständigung Verlangen, heftiges Verlangen tragend", schickte er eine vierzehn Seiten lange Antwort zurück. Nicht sich allein, zugleich auch seinen neuen Freund hatte er gegen den alten jetzt zu verteidigen.

Der äußere Zufall, daß Overbeck in Basel in dasselbe Haus zog, wo Nietzsche schon wohnte, hatte zunächst die beiden zusammengeführt. Sie fanden aneinander Gefallen, und seit dem Spätherbst 1870 pflegten sie mehrere Jahre hindurch gemeinschaftlich in Overbecks Wohnung ihre Abendmahlzeit zu nehmen. Im Frühjahr 1873 schreibt Nietzsche an seinen Freund Rohde, der dann ebenfalls mit Overbeck Freundschaft schloß: „Overbeck ist der ernsteste, freimütigste und persönlich liebenswürdig-einfachste Mensch und Forscher, den man sich zum Freunde wünschen kann, dabei von jenem Radikalismus, ohne den ich nun schon gar nicht mehr mit jemandem umgehen kann." Viel rascher noch wurde Overbeck durch Nietzsches Geist, verbunden mit

natürlicher Herzensgüte und fast gesuchtem Zartgefühl im persönlichen Umgang, gefesselt. Im Februar 1871 nennt er ihn, an Treitschke schreibend, einen ungewöhnlichen und sehr liebenswürdigen Menschen, und im Juni darauf lautet es schon: „Der tägliche Umgang mit ihm seit vorigem Winter ist das erste, was mich, seit wir beide getrennt sind, an die in Leipzig gemeinschaftlich verlebten Tage erinnert hat.“ Statt eines eigenen von Treitschke gewünschten Beitrags bietet Overbeck zugleich in diesem Briefe mit Nietzsches Zustimmung das Manuskript der „Geburt der Tragödie“ für die Preußischen Jahrbücher an. Von dem daraus schon gedruckten Abschnitt (in 30 Abzügen, für Freunde bestimmt) „Sokrates und die Tragödie“ hat Nietzsche zwei Exemplare, mit Widmungen für Treitschke und Zeller, Overbecks Briefe beigelegt. Treitschke antwortet was Nietzsche angeht sehr freundlich und heißt, mit einer Voraussetzung, das angekündigte größere Manuskript für die Jahrbücher „herzlich willkommen“. Die Abhandlung kam indessen nicht hier heraus, sondern nach einem halben Jahre als Einzeldruck. Treitschkes von Overbeck lebhaft gewünschte Anerkennung, im nächsten erhaltenen Briefe — es scheint einer verloren — ist jetzt schon stärker bedingt, doch freut er sich herzlich, bei dem bevorstehenden Zusammentreffen mit Overbeck in Basel auch Nietzsche kennen zu lernen. Ein Jahr später, August 1873, zusammen mit Overbecks „Christlichkeit“ und in demselben Verlage erschien Nietzsches Schrift gegen D. F. Strauß, die erste „Unzeitgemäße Betrachtung“. Auch dieses Heft ließ der Verfasser durch Overbeck Treitschke zugehen und zugleich sein Bedauern aussprechen, daß ein heftiges Augenübel ihn hindere, einen Begleitbrief mitzuschicken. Noch immer bemühte sich Treitschke, gewiß zunächst um Overbecks willen, wenigstens die Tendenz der Schrift nicht zu verkennen, in ihr „einen durchaus edlen, grunddeutschen Geist“ zu finden. Zugleich aber hob er treffend hervor, daß durch die Form der Ausführungen doch selbst „die Denkenden verstimmt werden“ müßten. Er sagte nur was sich alsbald bestätigte. Männer, die auch Nietzsche hoch stellte, Jakob Burckhardt, Gottfried Keller gaben in mehr oder minder drastischen Ausdrücken ihren Widerwillen gegen solchen Angriff auf einen Mann wie Strauß zu erkennen; neben Strauß war beiläufig auch Friedrich Vischer an den Pranger der Bildungsphilister gestellt. Gustav Rümelin aber, der mit seinem Landsmann doch ebenfalls scharf ins Gericht ging, meinte im Hinblick auf die geschmacklose Manier, in der Nietzsche selber in seinem

Pamphlet Beispiele stilistischer Geschmacklosigkeit bei Strauß aufreihte, dergleichen möge man doch denjenigen Schulmeistern überlassen, die an der Korrektur ihrer Schülerhefte noch nicht genug haben[1]. Nur Karl Hillebrand stellte sich freundlicher, wenn auch natürlich nicht unbedingt zustimmend zu dem Verfasser.

Overbeck konnte das längst nicht genügen. In peinlicher Erwartung der säumigen Antwort Treitschkes schrieb er: „Man muß ja ein fühlloses Vieh sein, um aus einem Buch wie den ‚Unzeitgemäßen Betrachtungen' nicht die tiefste, ernsteste, ursprünglichste Teilnahme an deutschem Wesen und deutscher Größe, und vielmehr Hohn über diese Dinge herauszuhören." Sein überhaupt mehr Ideen als Menschen durchdringender kritischer Scharfsinn täuschte sich gründlich. Noch nicht ein Jahr danach verriet Nietzsche seinem Freunde Rohde, worauf es ihm wesentlich bei diesen „Unzeitgemäßen Betrachtungen" ankam: „den Leuten grob zu sagen, wie Unsereiner sich eigentlich unter ihnen befindet". Und 1880 urteilte er: „Fast überall, wo in ihnen die Rede auf Andersdenkende kommt, macht sich jene blutige Art zu lästern und jene Begeisterung in der Bosheit bemerklich, welche die Abzeichen des Fanatismus sind."

Auch noch die beiden nächsten Unzeitgemäßen Betrachtungen: „Vom Nutzen und Nachteil der Historie" und „Schopenhauer als Erzieher" gingen von Nietzsche zu Treitschke durch Overbeck. Dieser hatte auf Nietzsches Frage, ob er sie schicken sollte, nicht nein sagen können; er wollte die Hoffnung, Treitschkes Ablehnung zu mildern, nicht aufgeben. Gewiß noch nie, schrieb er bewundernd, sei Schopenhauer so dargestellt worden wie in Nietzsches letzter Betrachtung. Aber auch diese Bewunderung sollte noch den Verfasser sein Kind verleugnen sehen. Treitschke hatte die Zukunft vorausgeahnt, als er auf Overbecks lebhaftes Eintreten für seinen und Nietzsches Pessimismus an die dauernde Herrschaft solcher Lebensauffassung bei Nietzsche nicht glauben wollte. Während dieser, den härtesten körperlichen Leiden und Hemmungen zum Trotz, in einen Optimismus der Verzweiflung wie Overbeck sagte hineinstürzte, machte Overbeck, für sich immer mehr resigniert, fast eine seiner Lebensaufgaben aus dem nie auf-

---

[1] Reden und Aufsätze. Freiburg (1875). S. 402; in Ausführungen über Strauß, mit denen Treitschkes Charakteristik im vierten Bande der Deutschen Geschichte S. 487 ff. eine auffallend weitgehende, sicher nicht zufällige Übereinstimmung zeigt. Rümelin stand hoch in Treitschkes Urteil.

hörenden Bemühen, sich in der gewaltsam unbeständigen Geisteswirtschaft des dämonischen Freundes zurechtzufinden.

Von Treitschke, der sich hieran durchaus nicht beteiligen ließ, entfernte er sich auf diesem Wege in seinen Lebensanschauungen, in seiner ganzen Geistesrichtung immer weiter. Ihre Gemütsfreundschaft erhielt sich bis Ende der siebziger Jahre ungetrübt; auf eine Zustimmung aber wie früher zu seiner publizistischen und wissenschaftlichen Tätigkeit hatte Treitschke bei Overbeck jetzt nicht mehr zu rechnen, während er selber jede neue gelehrte Arbeit des Freundes mit freudiger Genugtuung aufnahm. Als einen kühlen Monarchisten und gegen den Krieg unüberwindlich antipathisch gestimmt hatte sich der Jüngere schon im Frühjahr 1870 bekannt, als in der neuen Folge der Historischen und Politischen Aufsätze die große Abhandlung „das konstitutionelle Königtum in Deutschland" Treitschkes entgegengesetzte Anschauungen zu starkem Ausdruck brachte. Mit hilfloser Resignation sieht er, am 20. Juli, aus Frankreich das Gewitter des Krieges heraufziehen, das Treitschke in einem zehn Tage später geschriebenen Briefe von Herzen begrüßt; und im Frühling 1871 Deutschland durchreisend, ist er ganz verwundert über das Wohlbefinden, das er allerorten antrifft in einem Lande, das eben erst einen der größten Kriege durchgekämpft hat. In solcher Gesinnung befestigt er sich mehr und mehr; bald sind ihm die Kriege nur noch „Geißeln für die Menschheit". Und so entfremdet er sich neben Nietzsche politisch dem alten Freunde durchaus; Treitschke muß ihn in den Urteilen über Deutschland ganz in das bloß negierend kritische Wesen zurücksinken sehen, das ihm ehedem an anderen Bekannten so zuwider gewesen war. Nichts mehr konnte er als Publizist seinem früher treuesten Bewundrer zu Danke schreiben. Der inhaltreichen und weitsichtigen Abhandlung 1876: „Die Türkei und die Großmächte" entnimmt Overbeck nur, ganz anders als früher dem „Bonapartismus", daß die Geschichte für Treitschke in seinen Urteilen über England und Frankreich zu ausschließlich eine Rüstkammer des Hasses sei. Gern und allzu selbstgefällig seiner Gelassenheit, seiner Duldung abweichender Meinungen sich rühmend, fordert er in grellem Widerspruch hierzu solche gelassene Stimmung von Treitschke in Urteilen auch über kirchliche Angelegenheiten. Und dabei hatte dieser, in den Preußischen Jahrbüchern 1877 eine taktlose in Berlin gehaltene Gastpredigt rügend, vom evangelischen Pfarrer auf der Kanzel nur ganz dasselbe verlangt wie einst Overbeck in seiner

„Christlichkeit". Besonders unverständlich für Overbeck wird dann die Stellung des alten Freundes in den antisemitisch erregten Jahren 1879 und 80. Eine Bewegung, die auch der von Nietzsche so hochgeschätzte, deutschnationaler Beschränktheit sehr unverdächtige Karl Hillebrand, der nahe Freund Ludwig Bambergers, ernster Beachtung wert hielt und bei ihren besonnenen Teilnehmern ganz wie Treitschke erklärte: nicht als gegen das deutsche Judentum überhaupt gerichtet, sondern nur gegen die Gefahr, daß aus diesem „durch ein unverhältnismäßiges Übergewicht des Semitismus dem echten Deutschtum Eintrag" geschähe[1] — diese seitdem nicht mehr zur Ruhe gekommene „Judenfrage" konnte Overbeck mit Nietzsche nur als eine kaum sehr überlegenswerte, auf das zur Zeit innerlich so verworrene Deutschland beschränkte „Zeitmode" ansehen. Und er gab deutlich zu verstehen, daß er sich in dieser Auffassung und in seiner Enthaltung von jeder öffentlichen Parteinahme im Gegensatz zu Treitschke als ein „frei und menschlich denkender Mann" fühlte[2]. In der immerwährenden Sorge befangen, er könnte herrschenden Vorurteilen nachgeben, beschränkt sein wie menschlicherweise andere, selbst kluge Leute auch, wurde gerade diese stille Furcht ihm zur Beschränkung. Es ist ein Zug, den er, in viel schwächerer Ausprägung natürlich, mit Nietzsche gemein hatte. —

Treitschke erhielt diesen Brief kurz vor Weihnachten 1880, zu einer Zeit, da eben die von Overbeck vermeintlich so überlegen abgetane Judenfrage ihm die bittersten Erregungen gebracht hatte, einige Wochen vor dem Tode seines jungen, einzigen Sohnes. Dreiviertel Jahr später erst — auf eine nicht erhaltene Anfrage Overbecks, wie es scheint — antwortete er. Aus tief gekränktem Herzen heraus auch jetzt noch; Overbecks Briefe an ihn seien seit langem nur ein beständiges Schelten, und die Deutsche Geschichte habe er mit ein paar wegwerfenden Worten abgefertigt. Das zwar hatte der Freund nicht getan; mit wenigen Worten in einer Aussprache sich zu begnügen, war nicht Overbecks Art. In mühsam gewundenen und verschränkten Sätzen vielmehr, auch dem geduldigen Leser zur Pein besonders in der für die Beurteilung Nietzsches in stillen Niederschriften aufgewendeten psychologischen Dialektik, sucht er dem ehrlichsten Bedürfnis durchdringender Einsicht zu genügen. Aber hinausgreifend über das ihm gehörige Feld gründlicher Kenntnisse, war dieser kritische Kopf immer mehr zum Krittler geworden. Auch darin

---

[1] „Zeiten, Völker und Menschen" Bd. 6, S. 381 f. [2] Bernoulli 1,361. 364 ff.

war er ein nachgeborener französischer Rationalist des achtzehnten Jahrhunderts, daß vor fremden Geisteswerken ihm das noter les fautes die nächste Aufgabe schien, während im rechten Gegensatz hierzu Treitschke als Historiker immer mehr bestrebt war, überall zunächst das Wertvolle und Dauernde zu finden und herauszuheben. In diesem Bewußtsein hatte er im März 1879, nach jahrelanger mühseligster Arbeit, den ersten Band seiner Deutschen Geschichte dem Freunde geschickt, hatte noch wie vorahnend herzlich gemahnt: „es ist nicht recht von Dir, daß Du in Deinen Briefen immer das hervorhebst was uns trennt und so gar nicht was uns gemein ist". Trotzdem mußte Overbeck — ein andres Verhalten konnte er offenbar sich nicht mehr abgewinnen — selbst einem solchen Werke gegenüber vor allem bemerken, daß er mit einer „Fülle von Urteilen" nicht einverstanden sei, ja geradezu erklären, daß ihm diese Art der Geschichtschreibung wie eine ungeheure Ungerechtigkeit erscheine. Offenbar hatte er ganz vergessen, was mit seiner vollen Zustimmung Nietzsche vor wenig Jahren erst vom Nutzen der „monumentalischen" Historie geschrieben, vergessen auch, wie ganz anders Treitschke die kleine Schrift über die „Christlichkeit der Theologie" als Freund empfangen und kritisiert hatte. Die Korrespondenz enthält keine Antwort Treitschkes auf diesen Brief. Aber nach Jahr und Tag noch schmerzte er ihn. Es war der erste unheilbare Schnitt in diese Verbindung; zu offenbar hatte hier der Freund nicht mehr Probe gehalten. Das altgewohnte Bedürfnis persönlichen Zusammenseins verlor Treitschke trotzdem noch immer nicht. Im Sommer 1879 suchte er von Zug aus Overbeck in Zürich auf, und noch 1882, ein Jahr nach jener bitteren Antwort auf den unglücklichen Weihnachtsbrief, wollte er ihn auf der Durchreise in Basel sehen. Dann folgte nur noch ein Brief Treitschkes, Januar 1886 in dunkelster Stimmung geschrieben, den eben erschienenen dritten Band der Deutschen Geschichte noch der Kenntnis, nicht mehr der Teilnahme Overbecks überlassend.

Das war der trübe Abschluß dieser Korrespondenz. Wie heiter hatte sie einst begonnen. So brüderlich liebevoll wie diesem Freunde hatte Treitschke fast seinem Vereli sich nicht gegeben; „lieber Kleiner", „lieber Junge", redet er Overbeck noch in den Briefen nach Basel an. Besonders in den ersten Jahren nach ihrer Trennung, aus Freiburg läßt er die Sehnsucht nach dem Verkehr mit ihm laut werden: „hier habe ich keinen Menschen, dem ich wie Dir alles

sagen könnte". Was Treitschke in seinen Leipziger Jahren innerlich bewegte und erregte, hat so wie Overbeck kein andrer Freund erfahren. Wie er ihn erkannt zu haben glaubte, „liebevoll und bescheiden" — selbst 1881 noch glaubt er ihn so zu kennen — so wollte Treitschke ihn sich und andern bewahren. Was er von Nietzsche für Overbeck fürchtete, spricht er schon 1874 aus. Zehn Jahre zuvor hatte er ihm in heitrem Vertrauen zugerufen: „Erhalte Dir frohen Mut und mir Dein treues Herz"; jetzt mahnt er besorgt: „Lieber Freund, laß Dir Deinen klaren Verstand nicht durch Mystik, Deine Bescheidenheit nicht durch gewaltsamen Hochmut verderben." Doch gerade in den zunächst folgenden Jahren dann noch gehen die Versicherungen herzlicher Freundschaft und Anhänglichkeit hin und her. Noch in dem Briefe, der ihm den ersten Band der Deutschen Geschichte ankündigt, nennt Treitschke Overbeck neben Nokk und Frantzius, den doch viel älteren, als einzigen ihm gebliebenen Jugendfreund. Da kam die schlimme Antwort eben auf diesen Brief. Overbeck wußte „aus Herzenskenntnis", wie er treffend selber sagt, daß Treitschke sein Buch so schreiben mußte wie es geschrieben war. Er freute sich dieses Bewußtseins und konnte doch zugleich so hochmütig widersprechend, so ohne alle Freundeszartheit aburteilen. Treitschkes Furcht vor Nietzsches Einfluß war nur zu begründet gewesen. Eben in dieser Gemeinschaft hatte sich Overbecks kritische Anlage zu einer Reizbarkeit und Überhebung gesteigert, die nur gegen Nietzsche selber zwar nicht kritiklos war, aber doch unbegrenzt von jener Freundesnachsicht, die Treitschke nicht mehr fand. Was noch an Bewunderungs- und Glaubensbedürfnis in diesem Religionslosen lag, der das Streben, sich einem „Höhern, Reinern, Unbekannten" hinzugeben, so gar nicht fühlte, das hatte alles Nietzsche aufgesogen.

Overbeck starb in Basel am 26. Juni 1905.

215] An den Vater.

Leipzig, 24/1 59.

Mein lieber Vater,

... Heute versteht sichs von selbst, daß ich einige Zeilen schreibe, denn ich habe soeben meine erste Vorlesung über deutsche Verfassungsgeschichte seit dem westphälischen Frieden gehalten. Ich bin diesmal weit zufriedener mit mir als nach meiner Probevorlesung, und wenn ich fleißig bin und besonders wenn ich erst anfangen werde mich auf dem Katheder heimisch zu fühlen, so wird es leidlich gehen. Ich hatte über 20 Zuhörer, also weit mehr als ein junger Docent für den Anfang erwarten kann ...

Noch einige Worte auf Deine Bemerkungen über mein Verhalten der Regierung gegenüber[1]. Ich danke Dir aufrichtig dafür; sie haben mir im Wesentlichen nur das bestätigt was ich erwartete. Dennoch mußt Du mir die Behauptung verzeihen, mein lieber Vater, daß die Stellung akademischer Lehrer eine andere ist als Du meinst. Ich habe als akademischer Lehrer nicht blos das Recht sondern auch die ausdrückliche Pflicht Nichts Anderes zu lehren als meine volle wissenschaftliche Ueberzeugung ohne jede Nebenrücksicht. Durch diesen Grundsatz, daß Männer von den verschiedensten politischen und religiösen Anschauungen ihre Meinung frei und ungehindert aussprechen dürfen — dadurch allein sind unsre protestantischen Universitäten groß und ein Stolz der Nation geworden. Gebunden bin ich allein durch das Gesetz, und ich halte es für überflüssig zu versichern, daß ich dieses nie übertreten werde. Auf etwaige Meinungen der Regierung darf ich keine Rücksicht nehmen; noch mehr, ich kann es gar nicht, aus dem einfachen Grunde weil ich sie nicht kenne. Was denkt denn die Regierung über das heilige römische Reich deutscher Nation, dessen Geschichte ich jetzt meinen Zuhörern vortrage? Ich

[1] In einem Brief vom 20. Januar; s. Schiemann S. 136 ff.

weiß es wahrlich nicht, ich weiß auch gar nicht, woher ich diese ihre Meinung erfahren sollte. Es ist also reiner Zufall, wenn ich im Verlaufe der Vorlesungen Meinungen äußern sollte, die der Regierung nicht gefielen; und sollte man mich deßhalb von der Universität entfernen, so könnte ich nur sagen: der Conflict ist wider mein Wissen und Willen entstanden. Indeß glaub' ich dies nicht; ich habe mir die Sache überlegt und finde jetzt, daß Weinligs Vermuthungen über die Bedenken des Ministers keineswegs sicher und die düstern Vorhersagungen, welche mir neulich ein hypochondrischer Professor machte, ganz bestimmt zu schwarzsichtig sind. Ich glaube, ein Mann von meiner politischen Richtung kann hier nicht auf Begünstigung rechnen, aber es wird seiner akademischen Thätigkeit auch Nichts in den Weg gelegt — und mehr verlange ich nicht . . .

Zum Ueberfluß will ich Dir noch die Versicherung geben, daß ich auf dem Katheder sehr vorsichtig sein werde, nicht aus Rücksicht auf die Regierung sondern aus Rücksicht auf meine wissenschaftlichen Pflichten. Ich bekenne mich zu der Meinung, die freilich heute weder oben noch unten sehr gern gesehn wird, daß die Wissenschaft niemals Parteisache sein darf; und ich weiß aus meiner eignen Studentenzeit, wie oft die Zuhörer Äußerungen ihrer Lehrer mißverstehen und auf die Spitze treiben. Ich bin mir der ganzen Schwere dieser Verantwortlichkeit bewußt, sie ist für mich als den jüngsten hiesigen Docenten, ganz besonders ernst. Du siehst, lieber Vater, ich weiche in den Motiven meines Verhaltens wesentlich von Dir ab, aber in den Resultaten stimmen wir vielfach überein. Und ich hoffe, Du sollst hierin keine Ursache haben mit mir unzufrieden zu sein . . . Die Besuche bei den Professoren waren eine sociale Tortur ohne Gleichen . . . Den liebenswürdigsten Eindruck unter den mir noch Unbekannten machte mir Brockhaus[1], ein höchst gescheiter und unterhaltender Mann . . . Tausend Grüße an Alle und meinen besten Dank an Mama.

Heinrich.

. . .

[1] Hermann Brockhaus, der Indologe, Sohn von Friedrich Arnold B. (1806—1877). An der Universität Leipzig 1848 zum o. Professor der „ostasiatischen Sprachen“ ernannt, wirkte er dort bis zu seinem Tode. Er war mit der jüngsten Schwester Richard Wagners, Ottilie, verheiratet.

216] An Julius Klee.

Leipzig, Jan. 25. 59.

Verehrter Herr Rector,

hier sind versprochnermaaßen die beiden Schriften. Die sociale Brandschrift hat Herr Hirzel mit gewohnter Liberalität ausgestattet, während der Kleist durch den Urwald von Druckfehlern Ihr Correctorgefühl empören wird. Ich bin herzlich froh, daß ich diesen socialen Jammer vom Halse habe, und es widerstrebt mir, der Schrift noch etwas hinzuzufügen. Doch will ich bemerken, die Streitfrage ist keineswegs, wie es Ihnen bei den ersten Abschnitten vielleicht scheinen wird, eine bloße Formfrage. Der Kern der Sache liegt darin, daß man durch die Trennung des Staats von der Gesellschaft unwillkürlich in jene formalistische Auffassung des Staates als einer bloßen Rechtsanstalt zurückfällt, welche Mohl selbst früher so glücklich bekämpft hat. Vielleicht freut es Sie auch zu sehen, wie ich selbst in unsrer modernen Wissenschaft gern auf die erste Quelle gesunden Wissens, auf die Alten, zurückgehe. Ich verdanke diese Einsicht zum guten Theile Ihrer Schule, und ich muß sagen, ich habe von Aristoteles mehr gelernt als selbst von Machiavelli und Baco. Uebrigens hat mir das Buch bereits einen Brief von meinem großen Gegner Mohl eingebracht, und ich hatte selbst von seiner bekannten Humanität so viel Freundlichkeit nicht erwartet. Er prophezeit mir eine „glänzende Zukunft", und ich kann dazu — ohne mich der widerwärtigsten Arroganz, der falschen Bescheidenheit, schuldig zu machen — nur den Kopf schütteln; denn ich weiß nur zu wohl, mein Wissen ist bei Weitem nicht so gediegen wie es nach dieser Schrift scheinen mag[1]. Dagegen sollt'

[1] Die Briefe Mohls an Treitschke sind leider nicht erhalten. Daß in Robert von Mohl und Heinrich von Treitschke zwei gleich vornehme Charaktere sich gegenüberstanden, betont eine dem Inhalt von Treitschkes „Gesellschaftswissenschaft" durchaus zustimmende Besprechung im Liter. Centralblatt 1859, Sp. 765 f. Die Polemik gegen Mohl wird hier am Schluß in ihrer Form „geradezu als Muster" hingestellt. „Gleich weit entfernt von ungezogener Überhebung wie von liebedienender Lobhudelei, weiß der Verfasser sich eben so gut die Selbständigkeit seines Urteils zu bewahren, als damit die unverhohlene Anerkennung der Verdienste des Mannes zu verbinden, den er vorzugsweise bekämpft ... Dabei aber klingt besonders erfreulich ein Ton durch: es ist der der Verehrung, welche dem Meister nicht bloß wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen, sondern vornehmlich noch wegen der überall bewahrten sittlichen Tüchtigkeit und tapferen Manneswürde gezollt wird. Diese Huldigung des Charakters an den Charakter giebt der ganzen Schrift einen außerordentlich wohltuenden Hintergrund." In seinen „Lebenserinnerungen" zählt Mohl Treitschke als Gegner seiner „Forderung einer vollständigen Trennung der Gesell-

es mir eine Herzensfreude sein, wenn Herr Riehl sich über mein Buch erboste. Der Mensch hat gerade in einflußreichen Kreisen, unter ängstlichen conservativen Gemüthern durch seinen seichten Dilettantismus sehr viel Unheil gestiftet, und es war hohe Zeit daß ihm endlich auf die Finger geklopft wurde. —

Gestern hielt ich vor einem verhältnißmäßig zahlreichen Auditorium meine erste Vorlesung. Ich bin damit zufriedener als mit meiner Probevorlesung, und ich halte es jetzt nicht mehr für unmöglich, daß ich auf dem Katheder heimisch werde. Ich fühle, wie das beste Wort, befangen und ohne die rechte Betonung ausgesprochen, seinen ganzen Wert verliert. Und doch ist es schwer diese Sicherheit zu erlangen: ein Anfänger hat, wenn er Stoffe vorträgt die er nicht ganz beherrscht, kein ganz gutes Gewissen, und die Verantwortlichkeit für jedes verkehrte Wort ist sehr groß. — Nächsten Sommer denk' ich Geschichte der Politik zu lesen. Dies kleine Colleg wird mir sehr viel Arbeit machen, aber es ist eine unerläßliche Schule. Ohne gründliche Kenntniß der politischen Theorieen darf ich mich nicht an die Politik selbst wagen. — Die Pflichtbesuche bei den Professoren waren sehr unerquicklich ... Wuttke, der natürlich die schwarze Galle selbst war[1], wollte mir das Herz schwer machen und prophezeite mir für die allernächste Zukunft meine Absetzung. In diesem Punkte fühl' ich mich jetzt ziemlich sicher, wenn ich auch ebenso sicher weiß, daß ich auf Gunst von Oben nicht rechnen kann. —

Zu dem Aufsatze über Kleist will ich noch bemerken: Die schöne Stelle von dem „scharfen und scharfsinnigen Kritiker"[2] ist nicht von mir. Ich hatte den Fleisch gewordenen gesunden Menschenverstand keineswegs so höflich behandelt, aber Rücksichten auf das gute Einvernehmen mit den Grenzboten zwangen den Redacteur die Stelle zu ändern. Haym hat mich sehr gebeten, ihm noch mehrere ästhetische Aufsätze zu schreiben. Vielleicht geb' ich ihm nach. In der That, es würde der Mühe lohnen, in dem sinnlosen Gezänk über Realismus und Idealismus ein Wort mitzusprechen, wüßte man nur nicht vor-

schafts- und der Staatswissenschaften" nur neben andern auf (1,268). Besonders würdigt er ihn dagegen (2,195) als Redner im Reichstag, dem Mohl noch 1874 und 1875, bis zu seinem Tode angehörte: „es waren gewaltige Reden, voll Geist, Kenntnisse und namentlich Mut". [1] Über diesen Lehrer und Kollegen Treitschkes (1818—1876), der noch Deutsche Geschichte 5,344 summarisch als „ein giftiger kleiner radicaler Molch" charakterisiert ist, vgl. Allg. D. Biographie 44,569 ff.
[2] Preuß. Jahrbb. Bd. 2 (1858) S. 602. Julian Schmidt ist gemeint.

her, daß Niemand darauf hören würde. Mir scheint, der ganze Streit hat nur dann einen Sinn, wenn man sich etwa Sophocles und Shakespeare als Repräsentanten der beiden Richtungen denkt, wenn man — um ein vielsagendes Bild zu gebrauchen — das Idealisiren in der Weise der Sculptur und das Idealisiren nach Art der Malerei einander gegenübergestellt. Für die Poëten der Gegenwart paßt der Gegensatz durchaus nicht. In Wahrheit liegt es so: Die sog. Realisten besitzen das Talent lebendiger Charakterzeichnung, den Idealisten fehlt diese Fähigkeit mit wenigen Ausnahmen (wie etwa P. Heyse). Nun hat Schmidt mit der logischen Taschenspielerei, worin er Meister ist, die Sache auf den Kopf gestellt: er spendet das Lob, worauf die Begabung der Auerbach u. s. f. vollen Anspruch hat, den Stoffen, welche sie behandeln. Seine Gegner nehmen diese Begriffsverwirrung dankend an, und schimpfen weidlich auf Dütendrehen und Düngerwagen. Und doch ist klar: bei Auerbach hat die Wahl ländlicher Stoffe einen rein persönlichen Grund. Daß Ludwig sein eminentes dramatisches Talent jetzt auf die Dorfgeschichte geworfen ist eine beklagenswerthe Verirrung: wer einen solchen alttestamentarisch erhabnen Geist besitzt, wer es vermag so gewaltige Leidenschaften in seiner Brust umherzuwälzen, der soll sich auch eine große freie Atmosphäre für seine Menschen suchen; sonst machen seine Werke den Eindruck eines Sturms im Glase Wasser und zeigen jenes Mißverhältniß von Form und Inhalt, woran jede Kunst scheitern muß. Nun gar Freytag mit seiner Grazie, seiner Fähigkeit auch an dem abstrakten Schönen, an dem rythmischen Schwung einer Linie seine Lust zu haben und diese Freude darzustellen — wie man ihn einen Realisten nennen kann, ist mir unerklärlich. In diesem kritischen Hexensabbath scheint es mir oft, als seien die Leute alle besessen. Noch widerwärtiger erscheint mir das Kleben am Stoffe in dem allerneuesten Geschrei nach nationalen Stoffen. Ich glaube, jede Zeit und jedes Volk bietet eine Reihe von Erscheinungen, welche nur zeitlich bedingte Berechtigung und darum keinen künstlerischen Werth haben, aber auch jede Volksgeschichte bietet Züge von allgemein-menschlicher Wahrheit, von vollendeter Schönheit. Absolut unschön sind nur die Zeiten völliger Barbarei und in noch höherem Grade die Epochen sittlicher Fäulniß, des haut goût's byzantinischer Ueberbildung. —

Verzeihen Sie, lieber Herr Rector, die Länge dieses Briefes . . . grade diese Gedanken gingen mir jetzt durch den Kopf, da ich jüngst Gott-

schalls Poëtik las oder vielmehr zu lesen versuchte — einen Wust von gestohlnen Wahrheiten und eignem Unsinn . . . Grüßen Sie Hrn Dr. Baltzer und seien Sie der aufrichtigen Verehrung stets versichert Ihres dankbaren Schülers

Treitschke.

217] An Heinrich Bachmann.

Leipzig, Jan. 29. 59.

Diese flüchtigen Zeilen, mein lieber Bachmann, sind unverschämt genug für einen Brief gelten zu wollen, und noch dazu — so fahre ich fort, um Dir die Freude zu gewähren, daß Du wieder über den stereotypen Anfang meiner Briefe lächeln kannst — noch dazu nach so langem Schweigen!! Ich habe mich endlich habilitirt . . . Ich schicke Dir und Lindemann[1] meine Habilitationsschrift . . . Du wirst sehen, es steckt viel Arbeit drin, am Meisten in dem was ich nicht sage; sie ist schon seit August fertig und wäre noch eher vollendet gewesen, wenn mir nicht Krankheit und andre Arbeiten den halben Sommer geraubt hätten. Das Buch hat mir bereits einen mehr als schmeichelhaften Brief meines großen Gegners Mohl(s) eingetragen; ich selbst bin nicht so zufrieden damit: das Thema ist zu groß für einen Anfänger. Uebrigens, wenn Du den Muth hast das Zeug zu lesen, so bitt' ich, lies es ganz: Der Streitpunkt ist nicht, wie es Dir im Anfange scheinen wird, eine bloße Formfrage. Der Aufsatz über Kleist ist ein *παρεργον*, entstanden während der wissenschaftlichen Arbeiten des letzten Herbstes . . .

Und nun, lieber Freund, noch ein ernstes Wort. Deine Erzählung vom Tode Deines Vaters hat mich tief ergriffen und ich habe mich dabei wieder an Deinem Ernst und Deiner Festigkeit gefreut. Möchtest Du nur zu Deiner Gewissenhaftigkeit, Deiner unerbittlichen Strenge gegen Dich selbst auch etwas von jenem Frohmuth erlangen, der allem menschlichen Streben erst die Spannkraft giebt! Wahrlich, mein Freund, das ist kein leichtfertiges Wort. Ich weiß auch, dieser heitre Sinn ist weniger Sache des Willens als des Temperamentes. Aber die geistige Klarheit, nach der Du mit so vielem Erfolge strebst, ist unächt, ist werthlos wenn sie Dich nicht heiter macht, wenn sie Dich nicht abhält, allzuviel in Deiner eignen Brust zu wühlen. Wenn

[1] Als stud. jur. aktiver Frankone S.-S. 1851 bis S.-S. 1852. Später Oberbürgermeister von Dortmund; 1900 gestorben.

uns die Nebelgebilde der Mythologie nicht schrecken, wenn wir ein reineres Bild von der Weisheit, welche die Geschicke der Welt lenkt, im Herzen tragen, dann soll auch unser Auge hell und freudig sein. Etwas wenigstens vermag hier der Wille, selbst in den engen Verhältnissen, worin Du lebst . . . In alter Treue Dein

Heinrich T

218] An Gustava von Haselberg.

Leipzig, Jan. 29. 59.

Gnädiges Fräulein,

. . . Vielleicht interessirt es Sie, die beifolgende Studie über H. Kleist zu lesen. Es drängte mich mir ein leibhaftiges Bild dieses seltsamen Menschen zu entwerfen . . . Ich gestehe, mein Urtheil über Kleists verfehltes Leben würde härter lauten, wäre ich nicht überzeugt, daß er von früher Jugend an mit wirklicher Geisteskrankheit gekämpft hat. Und ich meine, vor so gräßlichen Störungen der natürlichen Ordnung soll das Urtheil verstummen; einen Kranken will ich lieber beklagen als verdammen — — — Ich halte bereits Collegia; es geht gut damit, und ich hoffe, mit der Zeit etwas zu nützen. —

Genehmigen Sie, gnädiges Fräulein, die wiederholte Versicherung der aufrichtigen Verehrung

Ihres ergebenen

Treitschke

219] An den Vater.

Leipzig, 13/2 59.

Mein lieber Vater,

der kleine Hepp darf mir nicht gram sein, daß ich ihren liebenswürdigen Brief für jetzt noch nicht beantworte. Es drängt mich natürlich, bei der Wendung, die jetzt in Deiner Lage eingetreten ist, gerade an Dich zu schreiben, mein lieber Vater, und Dir meinen herzlichen Glückwunsch zu sagen[1]. Wenn die Schwestern auch auf dem Königsteine sich so munter und verständig in die Verhältnisse schicken wie Hepp es in ihrem Briefe thut — und, unter uns, ich wünschte, Du hättest den Brief des guten Mädchens lesen können — dann werdet Ihr dort ein heitres und glückliches Leben führen. Ich bin jetzt sehr viel in Gedanken bei Euch: Du wirst jetzt

[1] Der Vater hatte zwei Tage zuvor die Ernennung zum Kommandanten der Festung Königstein erhalten.

manche ernste Stunde haben, mein guter Vater, und auch der Unglücksfall im königlichen Hause ist Dir sicher sehr nahe gegangen. Auch auf mich hat die Nachricht einen tiefen Eindruck gemacht, und nicht blos Deinetwegen: eine solche ununterbrochene Heimsuchung eines so vortrefflichen Fürsten ist doch gar zu traurig[1]. Die Theilnahme des Landes ist sicher allgemein und aufrichtig: ich habe Männer gerührt gesehen, von denen ichs am Mindesten erwartete . . .

Meine Vorlesungen machen mir sehr viel Arbeit, doch geht es, Gottlob, gut damit: meine Zuhörer schwänzen nicht, obgleich sie wissen, daß ich bei der Kürze der Zeit den Stoff nicht zu Ende bringen kann; und das ist ein sehr glückliches Zeichen — — —

Mit den besten Grüßen und Glückwünschen an Euch Alle

Heinrich.

220] An den Vater.

Leipzig, 22/2 59.

Mein lieber Vater,

. . . Ich habe nämlich dieser Tage mit dem Director der landwirthschaftlichen Anstalt in Lützschena eine Uebereinkunft geschlossen: ich werde vom 1. April dort wöchentlich zweimal eine Doppelstunde lang Nationalökonomie vortragen und erhalte dafür jährlich 300 rl . . . Ich gestehe, ich wäre froh, wenn die ersten Monate, wo ich mich in diese, mir keineswegs sehr vertraute, Wissenschaft erst hineinarbeiten muß, überstanden wären. Nachher denke ichs dahin zu bringen, daß mir die Sache nur 2 Tage wöchentlich kostet, je einen halben Tag für den Marsch und das Colleg, und wieder einen halben für die Vorbereitung. Uebrigens ist der Director, ein früherer kurhessischer Offizier Vogeley, ein gebildeter eleganter junger Mann; meine Zuhörer sind großentheils studirte Leute oder frühere Offiziere; und die Anstalt steht unter der neuen Direction im besten Rufe. — Die Hauptsache bleibt, daß ich Dir Gottlob endlich einen Theil meiner Unterhaltung abnehmen kann — — — Nächsten Winter halt' ich ein Privatcolleg, dessen klingende Früchte ich am folgenden 1. April einkassire —

[1] Im Febr. 1859 starb König Johanns Tochter Anna, mit dem Erbgroßherzog Ferdinand von Toscana vermählt. Ihre Schwester Margarethe war, in ganz junger Ehe, Sept. 1858 gestorben, und wieder ein Jahr vorher nach langen Leiden Prinzeß Maria, die älteste Tochter des Königs. Im Laufe eines Jahrzehnts, 1862 und 1867, folgten ihnen noch zwei Schwestern im Tode nach.

und so denk' ich, werd' ich in nicht gar langer Zeit auf eignen Beinen stehn, ohne von Dir oder vom Staate etwas zu beanspruchen . . .

Am 17. März schließe ich mein Colleg und komme vielleicht noch denselben Abend zu Euch, um die vierzehntägigen Ferien, die ich diesmal habe, ganz oder theilweis bei Euch zu verbringen . . .

Ich grüße Euch Alle herzlich . . .

Heinrich

. . .

221] An Ferdinand Frensdorff.

L, 23/2 59.

Hier das gewünschte Exemplar[1] für Waitz; auf Deine Veranlassung schicke ich's, ergo mußt Du es ihm auch selbst bringen und die landesüblichen Phrasen von längst gehegter Bewunderung — nationaler Partei pp. dazu hersagen. Mir ists physisch unmöglich noch einen solchen Brief zu schreiben — und die Schrift? ich mag sie gar nicht mehr ansehn, geschweige den famosen Druckfehler aufsuchen[2]. Nächstens muß ich sie noch an Æ schicken; dabei werd' ich die Galle abschütteln, welche sich in meiner Brust massenweise angehäuft hat in Folge der fränkischen politischen Weisheit[3] und — in Folge noch einer andern publicistischen Leistung[4]. Was ich damit meine, wirst Du errathen, wenn Du eingeweiht bist. Es ist mährchenhaft, daß ein so brillanter Kopf so viel Unsinn schreiben kann. Ich, lieber Frensdorff, will ihm nicht nachahmen; darum schließ' ich mit bestem Gruß an Dich und Hugo.

T.

---

[1] der „Gesellschaftswissenschaft". [2] den Prof. Herrmann in der auch ihm gesandten Schrift, von der er „sehr erbaut" war, gefunden hatte. [3] in den Artikeln „Aus Franken", von Aegidi, damals Professor in Erlangen, für die Augsb. Allg. Ztg. geschrieben. Einer vom 6. Februar, „Das Schweigen Preußens", verteidigt die immer noch, im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Deutschland, „lautlos" bleibende norddeutsche Macht. Es genüge, wenn Frankreich nicht im Zweifel sein könne, daß, gegenüber der „Schandtat" eines französ. Einfalls in Oberitalien, Preußen „auf keiner andern Seite als auf der seines deutschen Bundesgenossen" zu finden sein werde. „Das alte Sprichwort", so schließt der Artikel, „bleibt im Recht: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Und wen diese preuß. Schweigsamkeit allzu sehr ärgert, so daß er mit dem alten Lear ausrufen möchte: ‚Gar nichts? Aus gar nichts wird auch gar nichts', der erinnere sich, daß besagter König also seinen Zorn ausließ über sein treuestes Kind — ‚Was soll Cordelia thun? sie liebt und schweigt'. Dieselben Worte englisch stehen schon als Motto über dem Artikel. Vgl. Bd. 1, S. 288f. [4] Suum cuique. Vgl. Bd. 1, Brief 214.

... An Hugo meinen Dank für seinen kritischen essay über meine Werke. Er hat übrigens ganz Recht. Ich fühl' es täglich mehr: nur in der Aesthetik kann ich theoretisch und praktisch etwas leisten, dem man ansieht: Das ist mit Freude geschrieben. — Binnen Kurzem wird übrigens das Journalschreiben ganz aufhören. Ich habe ... die nat.=ökon. Vorträge an der landwirthsch. Anstalt zu Lützschena übernommen; dann will ich an der Universität das schwere doch jedem Anfänger unerläßliche Colleg üb. Gesch. der polit. Theorieen — von Platon bis zum großen Stahl — lesen. Du kannst denken, daß dieser Sommer ein sehr arbeitsreicher wird, denn ich muß auch noch Zeit für größere litterarische Arbeiten behalten ...

Vorhin schickte mir Hirzel die Schrift „Woran uns gelegen ist". Ich bin gradezu erschrocken über die Aehnlichkeit vieler Ansichten des Verf. mit den in meiner Gesellsch.=W. ausgesprochnen. Oft ist selbst der Ausdruck der gleiche — selbst die Citate aus Aristoteles stimmen überein. An ein Plagiat ist nicht zu denken; die Schrift zeugt von einer polit. Durchbildung, womit ich mich keineswegs messen kann — aber wer mag dieser alter ego sein?! [1]

222] An die Mutter.

Leipzig, April 10. 59.
Abends

Meine liebe Mama,

ich kann nur flüchtig schreiben, denn morgen droht mir wieder eine zweistündige Vorlesung, und ich bin noch nicht darauf vorbereitet. Auch hab' ich wenig zu berichten; ich schreibe nur als gehorsamer Sohn, damit meine liebe Mutter sich nicht um mein unschätzbares Wohlbefinden ängstigt. Also, mir geht es ganz gut; seit 8 Tagen hause ich in meiner neuen Wohnung [2], die ganz allerliebst ist: nach allen Seiten seh' ich vor meinen Fenstern blühende Bäume — was will ich mehr? Ich kann wirklich sagen my house is my castle, denn den halben Tag über bin ich der einzige Mensch im Hause. Zum Entsetzen meiner frommen Schwestern füge ich noch bei, daß mich mein böser Stern wieder zu Deutschkatholiken geführt hat: von allen Tellern lacht mir das einfältige Gesicht des Hrn Johannes

[1] Karl Twesten. Die Anzeige der Broschüre im nächsten Märzheft der Preuß. Jahrbb. (Bd. 3, S. 368 ff.), von Tr. geschrieben, ist wahrscheinlich von Haym, nach dessen Gewohnheit, nicht unverändert abgedruckt. [2] Marienstr. 19.

Ronge entgegen[1]. — In Lützschena war ich bereits einmal bei strömendem Regen und einmal beim herrlichsten Frühlingswetter, und beidemale kam ich spät Abends tüchtig müde zurück. Angenehm ist das Amt nicht, ich wüßte wenig Dinge die mir so gleichgültig wären wie die Begriffe von Gut, Wirthschaft, Reichthum, die ich den biedren Landwirthen erklären muß. Aber es ist doch nicht so schlimm als ich dachte: meine Zuhörer sind wenigstens äußerlich durchweg gebildete Leute, meistens Junker, auch einige ehemalige Offiziere. Wenn ich es nur dahin bringe, daß mir die Vorbereitung weniger Zeit kostet. — Zu arbeiten giebt es genug, aber ich kann es noch immer nicht riskiren unmittelbar vor dem Zubettgehn zu arbeiten, auch hab' ich den Verlockungen des schönen Frühlingswetters nicht immer widerstanden. — Von Euern Bekannten hab' ich nur Woldemar Biedermann einmal gesehn[2]; da erschien auch seine Frau und die sieben Früchte zehnjähriger Ehe; das wimmelte wie die Kaninchen, und der Scharfsinn Deines Sohnes zeigte sich dabei in keinem glänzenden Lichte: die Jungen sind alle gleich groß, es war mir unmöglich den Aeltesten herauszufinden. Auch Hans Mangoldt besuchte mich neulich, und ich bemühte mich vergeblich ihm etwas Muth einzureden: er will ein großes Buch schreiben, ist aber zu verzagt die Sache so anzufassen wie es geschehen muß; er war schwach genug zu sagen, das sei ihm zu schwer — — — Gelesen hab' ich Freytag's neues Trauerspiel, ein stattliches Werk, sehr ernst, ganz römisch, aber für mein Gefühl zu kalt und leidenschaftslos. — Nun lebe wohl, herzliebe Mama . . . Vor Allem grüßt den guten Vater recht herzlich . . .

Dein treuer Sohn

Heinrich

---

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 5,336 ff. [2] Damals in Leipzig als stellvertretender Vorsitzender in der Direktion der westlichen sächs. Staatseisenbahnen. Später namhaft geworden in der wissenschaftlichen Goetheliteratur besonders als Mitarbeiter an der Hempelschen, auch an der Weimarer Ausgabe und als Herausgeber von „Goethes Gesprächen". (S. den Nekrolog von Adolf Stern, Goethe-Jahrbuch 24, 289 ff.) „Er behandelte mich als Vetter auf Du und Du", hatte Treitschke dem Vater am 24. Januar von seinem ersten Besuch bei B. geschrieben. Der Grad dieser Vetterschaft ist hier wohl ebenso weit wie bei „Vetter" Gutschmid.

223] An die Mutter.

Leipzig, 29. April 59.

Meine liebe Mama,

. . . ich weiß jetzt oft nicht wo mir der Kopf steht: ich habe mir mit den beiden Vorlesungen über Gegenstände, die ich selbst erst kennen lerne[1], doch eine große Last aufgeladen; und außerdem hab' ich einen Aufsatz für die preuß. Jahrbücher unter der Feder, dem im Laufe des Sommers eine größere Arbeit folgen soll. Nun, ich denke, ich werde es schon durchsetzen, wenn nur erst die ersten Wochen überstanden sind. — Wenn Rainer schreibt, daß in Dresden Alles in größter Aufregung herrscht, so kann ich Dir von uns in correctem Deutsch nur dasselbe versichern. Soeben werden die Depeschen über den Beginn des Krieges und das russisch-französische Bündniß[2] von Haus zu Haus getragen. Die braven Krämer sind natürlich außer sich; ich aber gestehe, daß ich mich über die Nachrichten, so furchtbar ernst sie lauten, herzlich freue: wir sehen doch nun endlich klar über die Absichten unsrer Gegner; der unselige Zweifel hat ein Ende. Du kennst mich, liebe Mutter, und weißt, daß ich von der Freiheit nicht lassen kann; darum erschien mir ein Krieg, in dem es sich darum handelte, ob die Knechtschaft Italiens fortdauern solle — als etwas sehr Trauriges: ich hätte den Oestreichern Glück gewünscht — sie sind doch halb und halb meine Landsleute — aber ich könnte diesem Kampfe nur mit sehr getheilten Empfindungen zusehn. Jetzt aber, da wir unzweifelhaft wissen, daß Deutschland, nicht Italien, der Kampfpreis der Cäsaren in Paris und Petersburg ist — jetzt bin ich mit voller Seele bei der Sache. Noch nie hab' ich es so bitter empfunden, daß ich nicht gesund bin; ich beneide Rainer: er wird vielleicht schon in ein, zwei Jahren mit ins Feld ziehen — und ich muß zusehen! Mein Trost ist Preußen: ich habe das vollste Vertrauen zu der Regierung des Prinzen; ich glaube, unter seiner Leitung kann Deutschland getrost in den gerechten Krieg gehen. Ein paar Niederlagen? nun ja, wir sind stark genug um das auszuhalten — aber an Deutschlands schließlichem Siege zweifle ich keinen Augenblick,

[1] an der Universität über „Geschichte der polit. Theorien"; vgl. S. 15. [2] Die in jenen Tagen, zu Beginn des italienischen Krieges, von der deutschen und englischen Presse gebrachten Nachrichten über ein russisch-französisches Offensiv- und Defensivbündnis fanden bis in die Nähe des preußischen Prinzregenten Glauben. S. „Aus dem Leben Bernhardis" 3,207.

sonst lebt kein Gott im Himmel mehr. Du wirst sagen, meine gute Mutter, ich hätte auch einen erfreulicheren Gegenstand zum Thema meines Briefes nehmen können: — gewiß, aber wer kann unter dem ersten Eindrucke dieser Nachrichten an etwas Andres denken? . . . Neues giebt es hier Nichts außer dem ewigen Jammer über die schlechte Messe. In dieser allgemeinen Niedergeschlagenheit hat die sehr gute englische Schauspielerbande von Phelps[1] das Publikum nicht zu fesseln vermocht. Ich sah King Lear mit der größten Freude: es ist Rasse in diesen Menschen, energische, tiefe Leidenschaft und keine Spur von Sentimentalität; dabei nimmt man einige Seltsamkeiten schon in den Kauf. Die Goneril der Miß Atkinson wird mir unvergeßlich sein, das kannst Du Miß Cook erzählen. Die Aufführung hat mir Viel zu denken gegeben: ich sah recht, wie fremd das herrliche Werk den Schönheitsbegriffen unsrer Zeit gegenüber steht. — Siehe da, Papier und Zeit sind zu Ende, also leb wohl, herzliebe Mama.

Heinrich

224] An den Vater.

Leipzig, Mai 22. 59.

Mein lieber Vater,

— — — Inzwischen bin ich wohl, habe Viel zu thun, freue mich der schönen Tage und der endlich erfolgten Ankunft meiner Bekannten, womit jetzt die allzu arge Einsamkeit aufgehört hat. — Mein Göttinger Verleger hat als ächter Yankee die Zeitverhältnisse benutzt und meine Vaterl. Ged. hinter meinem Rücken in 2ter Auflage erscheinen lassen . . . Mein Colleg in der Stadt geht gut und macht mir bei vieler Mühe viel Freude; ich glaube, die Zuhörer sind zufrieden. Dagegen wird mir die Lützschenaer Arbeit herzlich sauer: es ist doch eine verzweifelte Wissenschaft, die mir bei aller Einsicht in ihre Nothwendigkeit sehr wenig Interesse abgewinnt. Da draußen lerne ich den Werth der deutschen Universitäten mit ihren tüchtig gebildeten und eifrigen Studenten erst schätzen: ich habe zwar Gottlob mit den Landjunkern nicht zu repetiren, aber ich sehe es ihnen doch oft an, wie wenig sie selbst von den einfachsten Dingen verstehen. Gleichviel, es

[1] Von Samuel Phelps (1804—1878), der im Frühjahr 1859 eine Kunstreise nach Deutschland machte, hat Fontane, „Aus England". Stuttgart 1860, S. 58ff. gehandelt. Er stellt ihn als Shakespearespieler über Charles Kean und Miß Atkinson über beide.

hat auch sein Gutes, daß ich die Langeweile der Tagesarbeit einmal gründlich kennen lerne. — An die preußischen Jahrbücher schicke ich noch in dieser Woche einen ästhetischen Aufsatz, ein Pendant zu der Arbeit über Kleist, die zu meiner Freude recht gefällt und viel in Zeitschriften erwähnt wird. Nachher soll es wieder an eine praktisch-ästhetische Arbeit. Meine „Studien" haben jetzt einiges Glück bei den Deutschen in London, Dank dem warmen Lobe, das ihnen Gottfr. Kinkel in seiner Zeitschrift[1] gespendet. Ich freue mich darüber, denn ich glaube, Kinkels ästhetisches Urtheil ist ebenso fein gebildet, wie seine politische Denkweise confus und verkehrt. — Sage nur den Schwestern, daß sie Freytags Fabier lesen; das Stück ist wirklich wunderschön . . . Heute Abend kommen die ersten Oesterreicher hier durch[2]; das erinnert wieder an das A und das O aller heutigen Gespräche, an den furchtbaren Ernst der Lage. Ich hoffe noch immer das Beste wenn die kleinen Fürsten so klug und so uneigennützig sind sich der Leitung Preußens zu fügen. Das bleibt in dieser schweren Gefahr die erste Voraussetzung der deutschen Einheit. Gott gebe, daß es wahr werde! — Mama wird sich hoffentlich in der großen Haus- und Landwirthschaft recht wohl fühlen. Ich grüße sie und die Schwestern herzlich.

Dein treuer Sohn

Heinrich

225] An Rudolf Haym.

Leipzig, 30 Mai 59

Geehrtester Herr,

. . . Sie hatten ganz Recht, ich habe mir diesen Sommer wirklich Viel aufgeladen, ich fand keine Zeit für meinen Otto Ludwig. Hier ist endlich der Aufsatz; bei ihm noch mehr als bei der Arbeit über Kleist ist die Bitte an der Stelle, daß Sie den essay ganz durchlesen bevor Sie ihn verwerfen. Von der politischen Richtung der Jahrbb. ist freilich Nichts darin zu spüren, aber es scheint mir sehr zeitgemäß, wenn ein ganz unabhängiges Blatt ein unbefangenes Wort spricht über Idealismus und Realismus, über die Gefahr

[1] „Hermann." [2] von den in Böhmen für einen Feldzug am Rhein zusammengezogenen Truppen, die „sechzehn Tage lang in ununterbrochenen Bahnzügen das Land passierten, um durch Baiern nach Italien geworfen zu werden". Flathe, Geschichte von Sachsen 3,741.

in banausische Häßlichkeit zu verfallen, die mehreren unsrer besten Poëten jetzt so nahe droht. Denn die Gegner der „Realisten“ sind meist Schwachköpfe oder persönlich interessirt, und J. Schmidt hat durch den langen Parteihader sehr Viel von seinem klaren Urtheile und beinah gänzlich die rechte Liebe zur Kunst eingebüßt . . . Wenn ich früher oft den Grundsatz der Anonymität der Jahrbb. im Stillen verwünscht, so ist er mir diesmal angenehm, denn es kommt mir doch seltsam vor, wenn so'n junger Schnüffel über einen verdienten Poëten zu Gericht sitzt. Indeß hab' ich hoffentlich nicht als Schulmeister, sondern als einfacher Bewunderer des Schönen gesprochen. Leider konnte ich nichts Näheres über des Dichters Leben sagen; dafür bin ich — eine unerläßliche Pflicht für jede gerechte Kritik — etwas tiefer auf das Detail eingegangen. Wenn Sie die Arbeit überhaupt brauchen können, so sind Sie wohl so freundlich über wesentliche Aenderungen mit mir Rücksprache zu nehmen? — Ad vocem Aesthetik. Wissen Sie Niemanden, der den Jahrbb. einen gediegenen Aufsatz über Vischer schreiben könnte? Das Buch wird so schamlos abgeschrieben und ausgebeutet, und doch — landläufige Redensarten haben viele Zeitschriften darüber gebracht, aber auch nicht eine der Sache gewachsene Arbeit. Es scheint mir eine Ehrensache für die gute Presse, dem Manne zu seinem Rechte zu verhelfen. Denn das Buch gereicht, trotz der Sprache und der Methode, unsrer Nation zur Ehre, kein andres Volk hätte das schreiben können; einzelne Gedanken, so der Entwurf einer Weltgeschichte nach dem Gesichtspunkte der Schönheit, sind wirklich bahnbrechend. Ich gestehe gern, seit ich vor 3 Jahren das Werk gelesen, sehe ich eine Menge Dinge mit helleren Augen an[1]. Nicht wahr, geehrter Herr, Sie ziehen diese Bitte ein wenig in Ueberlegung?

Für die politische Sauregurkenzeit verlangen Sie meinen Aufsatz. Guter Gott! Dann drucken Sie ihn schleunigst im Junihefte ab, sonst vermodert er gänzlich. Ich kann nicht sagen, mit welchem Ekel mich das Kriegsgeheul erfüllt. Alles Niederträchtige hier im Lande stimmt mit ein: diese Junker, denen kein Schimpfwort zu gemein war um die deutsche Sache Transalbingiens zu besudeln, diese Diplomaten, die den Frevel der Dresdner Conferenzen verschuldet, diese

[1] S. Bd. 1, S. 400. Treitschke hat Vischers Ästhetik sogar in seiner „Gesellschaftswissenschaft“ zitiert (S. 78). Vgl. noch Histor. u. Polit. Aufsätze 4,541 f. und Deutsche Geschichte 5,419.

jämmerlichen Bürger, die noch vor 3 Monaten Gratulationsadressen an den französ. Gesandten schickten — sie Alle jubeln, wenn die entartete Rasse der albertinischen Dynastie ihr „hie Habsburg“ ruft. Und die praktische Consequenz? Wir Deutsche sind Brüder, unter Brüdern darf Niemand herrschen — also kein preußischer Oberbefehl! Sie können das wörtlich in unsern officiellen Blättern lesen, deren gemeinste Schmähartikel jetzt, wie ich bestimmt versichern kann, aus Beusts höchsteigner Feder stammen. Was sind das für Zeiten, wo solche ... die Chorführer des deutschen Patriotismus abgeben! Die Besten unter den Leuten sind noch die, deren Vaterlandsliebe nur aus Haß gegen L. N. entspringt; daß sich in diesem Manne die Sünden seiner ganzen Nation mit Nothwendigkeit verkörpern, will Niemand einsehen. Der Himmel gebe Preußens Regenten Muth und klaren Blick, denn schlagen müssen wir, bald schlagen. Ich sehe jetzt täglich die Kaiserlichen hier durchmarschiren, — direkt nach Verona! Eine solche „Neutralität“ ist zu unsinnig um dauern zu können. Mit dem Schwert in der Scheide hat noch nie ein Staat seine Macht behauptet; wir müssen entweder Oestreichs Vernichtung verhindern und sein Retter werden oder — verhindern, daß das siegreiche Oestreich die Tage von Bregenz erneuert[1]. Beides erreichen wir — so paradox es klingt — nur wenn wir Oestreich nicht allein kämpfen lassen.

Bitte, schreiben Sie mir, ob Sie Preußens Politik in guten Händen glauben, und erklären Sie mir, warum der einzige mögliche Siegespreis, den wir vernünftigerweise erwarten können — warum die Befreiung Schleswigholsteins jetzt in Berlin vergessen zu sein scheint.

Für die Uebersendung des Briefs von Twesten, der mit dem Mscr. zurückfolgt, danke ich Ihnen herzlich. Es hat mich sehr gefreut den hellen Kopf kennen zu lernen; auch bin ich begierig die Schriften von A. Comte zu lesen, der — nach diesem Schüler zu schließen — in Deutschland offenbar ungerecht beurtheilt wird; ich hab' ihn bisher nur als confusen Kopf, der mit C Comte nicht zu vergleichen sei, nennen hören[2]. —

[1] In Bregenz am 11. Okt. 1850 war bei einer Zusammenkunft des Kaisers von Österreich mit den Königen von Bayern und Württemberg ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Preußen verabredet worden. Sybel, Begründung 1,426. [2] Ein Aufsatz von Karl Twesten über Auguste Comte erschien im nächsten Septemberheft der Preuß. Jahrbb. (Bd. 4, S. 279—307). Von Charles Comte, dem Verfasser des Traité de législation, handelt Mohl, Geschichte der Staatswissenschaften 3,390 f. Vgl. auch Karl Hillebrand, Franz. Geschichte 2,49. 204 f.

Den Jahrbb. bleib' ich natürlich treu so lange sie mich haben wollen, cela va sans dire . . .

Hirzel grüßt bestens; ich aber, geehrter Herr, erwarte baldige Antwort und komme sicher in kurzer Frist selbst nach Halle hinüber.

Mit bekannter Hochachtung

der Ihrige

Treitschke

Marienstraße 19. Als Gegenstück zu diesem Aufsatz wäre ein essay über die Münchener ganz an der Stelle, aber wo soll man den Muth hernehmen so vieles lahmes Zeug gründlich zu studiren?

226] An Ferdinand Frensdorff.

Festung Königstein 13/6 59

Lieber Frensdorff,

einmal will ich Dir doch antworten; am besten also, ich schreibe unerhört pünktlich, denn warte ich bis zur Rückkehr nach Leipzig, so erhältst Du den Brief Dein Lebtag nicht. Nimm vorlieb mit einem Geschreibsel, so confus wie es nur 1200 Fuß überm Meere wachsen kann. Aus meinem Fenster seh' ich ein weites welliges Plateau, woraus Stellen des Elblaufes wie eine Reihe kleiner Seeen hervorgucken; nach der andern Seite aber ist der Blick wahrhaft entzückend: die Elbe umfließt in einem weiten Bogen — beiläufig in einer Schönheitslinie, wie sie ein Maler sich träumen mag — den bewaldeten Berg, der den Kegel des Liliensteins trägt. Ich habe seit gestern der sächsischen Schweiz viel Unrecht abgebeten. Ich habe sie jetzt in Ruhe belauscht von den ersten Morgenstunden, wo die Nebel noch auf den Thälern liegen bis zu dem wunderbaren Spiele der Wolkenschatten um Mittag und bis zum Sonnenuntergang wenn der Spiegel des Flusses eine Kette feuriger Kreise bildet. Ich weiß jetzt, wie wunderbar schön das Stück Felsen ist, wo mein Papa sich ein Asil gesucht. In solcher Umgebung ist es begreiflicherweise nicht möglich eine so wohlgeordnete und säuberliche Epistel zu Stande zu bringen, wie sie der Ssp.[1] verlangen darf. Begnüge Dich mit ein paar Notizen. Ich bin jetzt überaus beschäftigt. Um doch endlich ein unabhängiger Mann zu werden hab' ich seit 1. April die nationalökonomischen Vorlesungen in Lützschena übernommen. Da walle ich denn 2mal wöchentlich im

[1] Sachsenspiegel. Vgl. Bd. 1, S. 291.

Sonnenbrande hinaus um den Banausen je zwei Stunden hintereinander diese banausische Disciplin vorzutragen. Ich glaube, ein reifer Denker kann keinen Rangunterschied der Wissenschaften anerkennen; ich bin noch nicht so unbefangen; mir ist diese Krämerlehre unbeschreiblich widerlich und es ist mir fast lieb, daß ich dem wackern Ackermann nur die Elemente vorzutragen also nicht auf ökonomische Speculation mich einzulassen brauche. Wann wird die Plage enden? Desto mehr Freude macht mir mein kleines aber, wie Du denken kannst, sehr mühseliges Colleg über Gesch. der polit. Theorieen. Mir fehlt noch unendlich Viel von der nothwendigen Sicherheit, aber es geht viel besser als im letzten Winter, und ich denke, ich habe das Zeug zu einem leidlichen akademischen Lehrer. Uebrigens erkenne ich immer klarer, wie verkehrt es war, daß ich nach Leipzig gegangen: von der politischen Lage Sachsens zu schweigen, die mich allmälig zu einer fast nervösen Opposition bringt — auch über der Universität liegt der Fluch industriellen handwerksmäßigen Wesens, und es ist schwer dabei guter Laune zu bleiben ... Mein Wehgeschrei ist: Muße, Muße! — ich muß etwas Ruhe haben um mich zu sammeln für eine größere Arbeit ... Ich hoffe auf September, wo das Lützschenaer Karrenschieben 4 Wochen lang unterbrochen wird ... Bei uns heult Alles was muckerisch, gemein und volksverrätherisch ist sein „Hie Habsburg". Ueber Preußens Politik konnte mir Haym, den ich kürzlich in Halle sprach, durchaus keine Auskunft geben. Vertrauen, Vertrauen — das ist Alles was die Minister selbst ihren bereitesten Freunden sagen. Gott bewahre uns vor dem Frevel zur Knechtung Italiens mitzuwirken — aber schlagen müssen wir und bald! Es fehlt mir an Lust dies Paradoxon zu begründen. Nur sei versichert, daß ich keineswegs an Deutschthümelei leide ... Grüße Hugo.

Treitschke

227] An Wilhelm Nokk.

Festung Königstein, 15/6 59

Meine Gutmüthigkeit ist wirklich mährchenhaft. Als Antwort auf drei, sage drei Briefe und Sendungen schickst Du mir einen Wisch, worin Du bei all den 20000 Heiligen, an die Ihr dummen Schwaben noch glaubt, versprichst, Du werdest nächstens einen wirklichen Brief schreiben. Nun ist wieder ein Vierteljahr hin! Ich wage, menschlich

gestimmt durch die schöne Natur, der ich jetzt 4 kurze Tage widmen darf, noch diesen — den letzten — Versuch, ob ich Deiner Faulheit ein Ende machen kann. Und ein wunderliebliches Stück Erde ist es wirklich, dies meißner Hochland, das ich erst jetzt, bei längerem Aufenthalt in den entlegenen Theilen, zu würdigen weiß ... Mein Vater hat die Commandostelle des Königsteins erhalten, den Posten, nach welchem unsre alten Generale geizen. Ich freue mich, daß ihm ein alter Wunsch erfüllt ist; die Familie ist seit dem Frühjahr heraufgezogen und muß sich durch die wunderschönen Sommer für die traurigen Winter schadlos halten. Ich, der ich nur dann und wann auf einige Tage herkomme, genieße natürlich nur die Vorzüge dieses Felsennestes. —

Einen ernsten Brief willst Du, lieber Vereli! Guter Gott, scherzhafte Stimmung liegt heute wahrlich nicht in der Luft. Wir haben des Schweren und Demüthigenden genug erlebt, seit die Habsburger die Tage von Bregenz und Dresden über uns verhängten; aber ein so trostloses Dilemma wie die gegenwärtige Lage konnte der leidenschaftlichste Feind Deutschlands kaum ersinnen. Sollen wir Deutschen, wir Protestanten, wir die wir allmälig nachhaltiger politischer Freiheit entgegengehen — sollen wir helfen das italienische Volk unter das Joch des alten Erbfeindes der deutschen Einheit, unter dies entartete verlogene pfäffische Haus Habsburg zu beugen? Oder sollen wir diesen Napoleon unterstützen, der den Despotismus in anderer aber nicht minder abscheulicher Weise darstellt, und von dem wir wissen, er werde auch uns nächstens unter seinen „moralischen Einfluß“ zu bringen suchen? Dieß Letztere, meine ich, entscheidet allein, und ich hoffe zu Gott, Preußens Regierung, der aus Süddeutschland himmelschreiendes Unrecht gethan wird, wird sich bald zum Rechten entschließen. Man soll nicht auf Menschen bauen, und so will ich auch gestehen, Haym versicherte mir neulich: „die Regierung des Prinzen macht es ihren Freunden schwer sie zu vertheidigen. Duncker — jetzt bekanntlich Hohenzollerns rechte Hand[1] — schreibt immer: „„ich kann noch nichts sagen, aber verlaßt Euch auf uns. —““ — So weit Haym; das ist nicht der Ton, in dem Männer, die ihrer Sache sicher sind, sprechen. Aber bedenke Preußens Lage! Ich kann Dir aus derselben ganz sichern Quelle mittheilen: Preußen hat in

---

1 als Leiter der Regierungspresse; s. Haym, das Leben M. Dunckers, S. 194 ff.

Wien sehr billige und durchaus deutsche Bedingungen gestellt: preußische Dictatur während des Krieges, Rettung Schleswigholsteins, Wiederherstellung des Rechts in Kurhessen. Aber in Wien herrscht ein System, weit weit schlimmer als das Metternichsche; bei dem bloßen Namen Schleswigholstein bäumt man sich und ruft: lieber untergehn als hierin nachgeben! — Nun sage mir: wer trägt die Schuld an unserm Elend? — Mein lieber Vereli, ich brauche Dir meinen Patriotismus nicht erst zu versichern; Du weißt, die kleinlichen Häkeleien zwischen Nord und Süd sind mir von jeher ein Gräuel gewesen; aber in den letzten Monaten — ich kann es nicht leugnen — hat in Süddeutschland eine höchst verkehrte Stimmung geherrscht. Von dem gemeinsten Blatte, das Deutschlands Erde schändet, von der bezahlten Niederträchtigkeit der Augsburgerin laßt Ihr Euch imponiren[1] und — Ihr meint Euch für die Freiheit reif zu beweisen wenn Ihr das Recht der freien Rede durch Demonstrationen vernichtet, wenn Ihr das Blatt, welches die Arndt und Dahlmann mit ihren Zuschriften beehren[2], als hochverrätherisch abschafft! Ich möchte weinen, wäre der Unverstand nicht gar zu kindisch! Du würdest mir eine Herzensfreude machen, lieber Freund, wenn Du mir versichern könntest, daß Du und viele andre tüchtige Männer an dieser grenzenlosen Verirrung keinen Theil haben. — Das πρῶτον ψεῦδος der Stimmung im Süden scheint mir die Meinung, es sei Deutschlands Pflicht dem Despotismus Napoleons ein Ziel zu setzen. Das macht Eurer Freiheitsliebe alle Ehre; aber sind wir die Vormünder der Franzosen? und ist die Herrschaft Napoleons nur um ein Haarbreit schlechter als die der Habsburger? Cayenne und die Galgen Ungarns — dies die Rechtstitel, auf denen die Zwingherrschaft dieser Landvögte fußt!

Aber der Corse kann mindestens das allgemeine Stimmrecht für sich anführen und die Thatsache, daß er in seinem entarteten Volke der Mann der Situation ist. — Ich hoffe, Deutschland wird unter Preußens Führung schlagen — aber nicht um Italien zu knechten, sondern um eine europäische Hegemonie Frankreichs zu verhindern. Hier zu Lande ist die Stimmung unsäglich elend: alle Niederträchtigen — die Mucker, die Particularisten — und einige beschränkte Köpfe sind schwarzgelb; die „guten Bürger", grobmateriell, hoffen auf Frieden. Einer so kleinlichen Hoffnung geb' ich mich nicht hin: ich

[1] Vgl. die Besprechung einer die Augsburger A. Zeitung angreifenden Broschüre im nächsten Augustheft der Preuß. Jahrbb. (Bd. 4, S. 227 f.) [2] Die Köln. Zeitung.

hoffe auf eine schwere arbeitvolle Zeit. Möge sie enden mit der Vernichtung des Bundestages und der 34 Raubstaaten, vor Allem aber — mit der Auflösung jenes unseligen Bandes, das uns an die Panduren und Kroaten schmiedet. Ehe nicht Oestreich uns politisch ganz fremd geworden, eher ist unmöglich was uns allein frommt: die Entwicklung politischer und religiöser Freiheit unter einem preußischen Kaiserthume! — Du hast so lange geschwiegen, mein Freund, ich weiß nicht was Du denkst; aber ich hoffe, Du wirst über der Vorliebe für Oestreich das nicht vergessen haben was jedes rechten Mannes Stolz und Kleinod ist — die Freiheit. Laß mich endlich was von Dir hören; ich möchte nicht, daß wir in einer so ernsten Frage allzuweit auseinandergingen — — — Ade, ich mache noch eine Spritze in den Teufelsgrund.

Heinrich T

228] An Heinrich Bachmann.

Festung Königstein, Juni 16. 59.

Mein lieber Bachmann,

Die wunderbar reiche Natur, in der ich jetzt auf 4 glückliche Tage frei aufathme, hat alle guten Seiten meines Wesens mächtig berührt; mein besseres Selbst fängt an rege zu werden und mir Vorwürfe zu machen wegen meines Schweigens. Also ich bess're mich und um Alles ab ovo zu erledigen beantwort' ich zunächst Deine Fragen. Du willst wissen, wie es mit den Citaten in meiner Schrift aussieht. Ich darf ehrlich sagen, sie sind durchaus selbst erarbeitet — ein geringer Ruhm, denn diesen niedersten Grad[1] besitzen heute wohl fast alle Gelehrte, die nur einigermaßen stimmberechtigt sind. Freilich sind mir oft in sehr bedeutenden Werken bedenkliche Ausnahmen begegnet: doch im Allgemeinen hat die Wissenschaft seit Hugo's Zeiten auch in der Methode Fortschritte gemacht. Ich selbst wollte die Schrift ohne Citate drucken lassen, aber die Facultät verlangte den akademischen Zopf. Zu leicht hab' ich mirs mit der Arbeit nicht gemacht: ich habe jahrelang daran studirt und betrachte die Mühe nur darum als unverloren, weil ich dabei einen Ueberblick über die polit. Literatur bekam. Höchstens 3 Citate hab' ich bei Andern gefunden, aber dann nicht die betr. Stellen, sondern die ganzen Bücher

[1] [von Ehrlichkeit]

gelesen und die Stellen nur dann ausgeschrieben, wenn sie mir selbst bezeichnend schienen. Von Sammelwerken hab' ich natürlich nur die betr. Artikel gelesen; doch grade die schwersten Werke — Aristoteles, Hegel u. dgl. — sind wirklich studirt, zwei, dreimal. Ich sage das nicht um mich zu rühmen sondern um Dir einen bessern Begriff von der heutigen deutschen Wissenschaft beizubringen. Der Hauptfehler der Schrift ist wohl, daß sie allzu prägnant geschrieben ist und so blos ein polemisches Blatt zu sein scheint, während sie doch mehr sein will. Man sagte mir neulich: Sie hätten aus demselben Stoffe ein dickes Buch machen können; ich konnte nur antworten: ja wenn ich ein besserer faiseur wäre; aber ich bin zu ungeduldig: sobald ich eine Frage mir klar gemacht interessirt sie mich nicht mehr; muß ich darüber schreiben, so mach' ichs so kurz als möglich. Das Buch hat mir zwar eine Reihe äußerst schmeichelhafter Privatbriefe — Einladungen zur Betheiligung an gelehrten Zeitschriften u. dgl. — eingebracht . . . aber der Unstern, der meine poëtischen Schriften verfolgte, scheint auch auf dieser zu lasten. Ich habe noch keine einzige Anzeige der Schrift gelesen[1]. Der Grund liegt nahe. Der Stoff ist so schwierig, wer mein Buch kritisiren will muß sich selbst sehr eingehend mit der Sache beschäftigen. Sodann — ich habe einige Allmächtige, insbesondre den seichten Riehl, der über den gesammten Cotta'schen Verlag unumschränkt gebietet, hart getadelt, ja verspottet; wenn mich diese Leute nicht widerlegen können, so schweigen sie mich mindestens todt. Ich bin Manns genug oder besser — jung genug um mich darüber nicht zu grämen. Wer wie ich mit Schriftstellern in persönlichem Umgange lebt, wo eine Täuschung über die Befähigung der Leute auf die Dauer unmöglich ist, dem klingen Schillers schöne Worte von des Ruhmes heil'gen Kränzen, die auf der gemeinen Stirn entweiht sind, unaufhörlich ins Ohr. Unter den Leipziger Professoren sind Leute von europäischem Namen — Du kannst sie an den Beinen aufhängen, es fällt kein Funken Geist heraus — und daneben einzelne durch und durch geistvolle gediegene Naturen, die kein Mensch kennt, die für Sonderlinge gelten. Ich schreibe das ohne jede Bitterkeit, denn ich bin fest überzeugt daß solche Verirrungen der öffentlichen Meinung sich früher oder später ausgleichen. Ich müßte lügen wollt' ich sagen, ein Name von gutem Klang sei mir gleichgültig. Es geht

[1] S. oben S. 14 Anm. 1.

uns Schriftstellern nicht anders wie den Schauspielern. Wer die Bretter beschreitet der sagt: ich mache Anspruch auf einigen Ruf — und wer dies Ziel nicht erreicht, der gilt für einen Lump mit verfehlter Existenz. Dies mindestens möcht' ich vermeiden. So komm' ich denn gleich auf Dein zweites Thema, auf Deine grundehrliche Betrachtung wie man es anfängt sich einen Namen zu erwerben. Ich denke, wenn mir das Herz voll ist so werd' ich schreiben so gut ichs vermag. Was daraus wird liegt nicht in meiner Hand. Du hast ganz Recht, das Publikum ist heute vorwiegend kritisch, materialistisch — doch grade diese Zeitstimmung ist mir ein Antrieb mehr zu poëtischen Arbeiten. Unsre Gegenwart ist wunderbar groß durch Arbeiten des Verstandes und des Willens, und ich gestehe, diese in Genuß und That rasch lebende Generation ist mir lieb, ich fühle mich heimisch bei ihr; aber das Gemüth verkümmert in solchen Tagen — das trockne Zahlenwesen und die ebenso ideeenlose Sentimentalität sind die Klippen unsrer Gebildeten. Darum hat die Kunst, und wenn sie auch nur in wenigen Herzen zündet, niemals eine so segensreiche Aufgabe gehabt als heute. Ich denke Zeit und Herz bald wieder frei zu haben für poëtische Arbeiten: — es treibt mich dazu, *ἀλλὰ δὲ ταῦτα θεῶν ἐν γούνασι κεῖται*. — Du hast wieder Recht, das Cliquenwesen wuchert furchtbar in unsrer Literatur (beiläufig, das Schmidtchen, dieser Fleisch gewordene gesunde Menschenverstand, ist zwar eine durchaus kleinliche prosaische Natur, aber er steht doch hoch über seinen Gegnern durch seinen Scharfsinn und durch seinen Charakter: der Mann ist ehrlich und hat noch nie einem Schriftsteller sein Renommée „gemacht". Freytags Ruhm ist wahrlich nicht von Schmidt gemacht, sondern ehrlich verdient, wie sein neues sehr schönes Drama die Fabier glänzend beweist.) Also mit diesem Cliquenwesen kann ich mich nicht einlassen; Du erweisest mir keine unverdiente Ehre, wenn Du meinst, ich sei zu ehrlich dazu. Aber auch dazu bin ich zu ehrlich um Deinem Wunsche gemäß Journalist zu werden. Meine wenigen Versuche auf diesem Felde haben mich genügend gewarnt. Wie oberflächlich, wie unwahr ist dies Gewerbe!! Ich werde noch einige ästhetische Aufsätze schreiben — einer über O. Ludwig wird schon gedruckt — um mich selbst über ein paar wichtige Fragen aufzuklären und — offen gestanden — um mir etwas zu verdienen. Aber das soll nicht dauern; solche kleine Arbeiten bieten einen Lohn, der mit dem Opfer an Arbeit, an Zersplitterung der Kräfte durchaus

nicht im Verhältniß steht: einige hundert Leute lesen die Sachen, aber mit getheilten Sinnen, kaum gedruckt wandert Alles in den Papierkorb. Wer mag sein Lebtag eine solche Eintagsfliege sein? — Was ich jetzt treibe? Nach unendlichen Schwierigkeiten, hinter denen wohl politische Bedenken des löbl. Ministeriums steckten, bin ich endlich Docent. Ich lese von Neujahr bis Ostern dtsche VerfassungsGesch. vom westph. Frieden bis z. Untergange des Reichs; seit Ostern les' ich Geschichte der polit. Theorieen — offenbar ein schwer Stück Arbeit wenn man kein Bücherverzeichniß, sondern eine wirkliche Geschichte, die Entwicklung der Theorieen aus den politischen Zuständen, geben will. Das Thema ist für einen Anfänger unerläßlich, denn nur indem ich fähig werde fremde Systeme zu würdigen bin ich zu einem eigenen Systeme berechtigt. Mein Jammer aber ist: um endlich ökonomisch halbwegs selbständig zu werden hab' ich in der landwirthsch. Akad. zu Lützschena (2 Stunden v. Leipzig) 2mal wöchentlich eine Doppelvorlesung über Nationalökonomie übernommen . . . Also 2 Vorlesungen und literarische Arbeiten — das ist sicher vollauf genug . . . Hier also die Antwort, lieber Freund, auf Deinen freundlichen Brief und zugleich ein Stück von meinen Erlebnissen. Dir aber wünsch' ich frohen Muth und womöglich — wenn anders Deine Familienverhältnisse es Dir wünschenswerth machen — baldigen Luftwechsel . . . Es ist fast sündlich, daß ich in diesen furchtbarernsten Tagen so Viel von mir gesprochen. Was sind das für Zeiten, wo wir dem Erbfeinde Deutschlands, dem Hause Habsburg, helfen sollen, helfen müssen Italien zu knechten — und das in einem Momente wo Preußen und damit Deutschland soeben den steilen Weg zu politischer Freiheit betreten hat! Nie ist mir das vielgeschmähte Gothaer Programm so einleuchtend, nie der lächerliche Unsinn des Deutschen Bundes so unwürdig nichtswürdig erschienen, wie jetzt, da täglich Panduren und Croaten direkt nach dem Kriegsschauplatze durch das neutrale Leipzig zogen! Heraus mit Oestreich aus Italien und aus dem deutschen Bunde: dann ist es denkbar, daß dieser unselige Mischstaat ein Recht zur Existenz erhält indem er eine Kulturmission im slavischen Osten erfüllt. Ehrlich gesprochen: Preußen soll Oestreich in diesem Kriege helfen um Oestreich den empfindlichsten Schlag beizubringen. Wird ein wunderbares Glück die Ausführung dieses paradoxen Satzes ermöglichen? Ich glaube an das Nahen einer großen furchtbaren Zeit; die deutschen Höfe wittern dies mit dem

feinen Gefühle des Schuldbewußtseins und der Schwäche: ich könnte Dir von den Grabesgedanken, welche an unserm Hofe spuken, wunderbare Geschichten erzählen. Mögen diesmal endlich die Träume nicht lügen! —

Meine vaterländ. Ged. hat der Verleger in 2ter (Titel=)Auflage wider meinen Willen erscheinen lassen; er meint das schwarzgelbe Kriegsgeschrei würde an diesen Gedichten, deren Patriotismus doch von etwas anderem Metall ist, Gefallen finden. — Put ist noch in London und scheint ein reifer Mensch zu werden in den großen Verhältnissen des englischen Lebens . . . Leb wohl und schreibe bald.

Heinrich T

229] An den Vater.

Leipzig, 26. Jun. 59.

Mein lieber Vater,

— — — Meine Vorlesungen gehen ihren ruhigen Gang fort; doch bemerk' ich mit Freuden, daß sie mir jetzt weit weniger Zeit und Mühe kosten. Da wird sich ja endlich Muße finden zu größeren literarischen Arbeiten. Einen kleinen Aufsatz über Milton will ich jedenfalls bis zum Herbst für die preuß. Jahrbb. schreiben. Der große Mann fesselt mich gleich sehr als Politiker wie als Dichter; für meine Vorlesung muß ich ohnedies die Mehrzahl seiner prosaischen Werke lesen, so wird mir die Arbeit nicht allzuviel Zeit kosten. Dazu brauch' ich aber unter Anderm Reed's LiteraturGesch, die ich Johanna geliehen[1] . . . Heute früh sah ich im Museum wieder ein Bild, das der Verein für historische Kunst hervorgerufen — zwar kein vollendetes Werk, aber ich denke doch, wir sind auf dem Wege eine deutsche Geschichtsmalerei zu erhalten. Die steifen conventionellen Figuren oder die langweiligen Allegorieen, womit wir noch vor zehn, zwanzig Jahren die Geschichte verfälschten — und jetzt dies lebendige naturgetreue Erfassen der Wirklichkeit, wie in dem prächtigen Bilde von Die[t]z: Bernhard von Weimar und die Königin vor der Leiche Gustav Adolfs, das kürzlich hier war — ich meine, das ist ein großer Fortschritt. Solch' ein Sonntagsbesuch im Museum ist doch seltsam. Unendlich viel Publicum und die weit überwiegende Mehrzahl aus

[1] Henry R., Lectures on the british poets. 2 Bde. Philad. u. Lond. 1857.

den niedern Ständen. Wenn ich denke, wie langsam dem Gebildeten sich das göttliche Wesen der Kunst erschließt, so zweifle ich stark, ob diese Leute etwas dabei empfinden. Aber woher dann dieser regelmäßige wiederholte Besuch? — Ich fürchte, wir werden jetzt auf lange Zeit der Kunst den Rücken wenden müssen. Die neuen schlimmen Nachrichten aus dem Süden mahnen nur zu laut an den Ernst des Lebens. Wie wird das enden? Unsre Stadt empfindet bereits stark die preußische Mobilmachung. Sehr viele — man sagt, über 1000 — preußische Reservisten und Landwehrmänner, die hier beschäftigt waren, sind einberufen. Gott gebe, daß der kleinliche Hader zwischen Nord und Süd endlich ende, daß so große Opfer nicht umsonst gebracht werden. Eine Handelsstadt in einer Zeit der Krisis ist ein widriges Bild. Eine Actionär-Versammlung jagt die andere, und in allen eine Muthlosigkeit selbst der ruhigsten Männer, ein krampfhaftes Bestreben um jeden Preis den letzten Thaler in Sicherheit zu bringen — es ist wirklich kläglich. — Nun leb wohl lieber Vater. Habt nochmals Dank für die schönen Pfingsttage . . .

Dein treuer Sohn

Heinrich

230] An Wilhelm Nokk.

Leipzig 9 Juli 59

Lieber alter Vereli,

spät, zu spät für den großen Anlaß, kommt mein Glückwunsch [1]. Wenn die Wünsche eines erklärten Heiden wie ich noch einigen Einfluß haben bei den Mächten des Himmels, dann hoff' ich wird Dir aus diesem klügsten Streiche Deines Lebens alles Heil ersprießen. Du bist der Mann dazu um ein Weib glücklich zu machen und Dein eignes Glück lacht mir ja aus jeder Zeile Deines Briefs entgegen. Fast wird mirs schwer mich in Deine Lage hineinzudenken, Du Glückskind. Ich habe immer — vielleicht unsern schönen Bonner Sommer ausgenommen — mehr in der Zukunft gelebt als in der Gegenwart; ich trug mich mit Planen, die von dem was ich erlebte durch eine weite Kluft getrennt waren; was mich umgab schien mir meist nur ein Uebergang. So wie Dir es jetzt beschieden ist ganz der Seligkeit

[1] Zu Nokks Verlobung mit Klara Freiin von Bodman, Schwester der zukünftigen Frau von Treitschke.

des Augenblickes leben und doch der Zukunft nicht vergessen, nein, sie klar und sicher, wie wir die Frucht in der Blüthe ahnen, vor sich sehen — das ist wohl das freundlichste Loos, das uns fallen kann ... Ich schicke Dir hier ... die Fabier ... Ich hoffe, das prächtige Werk wird einen großen Eindruck auf Dich machen — einen besseren als die Besprechung desselben in den preuß. Jahrbb. Sie ist — obwohl aus Hayms Feder — ein redender Beweis dafür, wie wenig der weitschweifige Macaulaysche Essai-Stil der deutschen Natur zusagt. Ich habe jetzt für meine Vorlesungen mehrere essays von M gelesen und ich begreife nicht, wie man dies hochtrabende Geschwätz bewundern kann. Eine gedankenreiche kurze prägnante Schreibweise, nicht schildernd, sondern mit einzelnen drastischen Beiworten Phantasie und Kopf anregend[1] — das scheint mir der einzige prosaische Stil, der eines Denkers würdig ist und sich mit der Achtung verträgt, welche der Autor vor den geistigen Fähigkeiten des Lesers haben soll. Mir ist diese englische Breite, die den Leser zur Maschine herabwürdigt, ein Gräuel. Und doch beneiden wir die englische Prosa — und haben unsren Fichte, unsern Mommsen! — Weiter schick' ich den Auff. über Kleist ... Endlich will ich unsern politischen Streit beilegen, indem ich Dir die Schrift von Beseler, die mir Hirzel geschenkt hat, zur Lektüre empfehle[2]. Es ist immer gefährlich durch Dolmetscher zu reden; doch bin ich mit B. in den meisten Punkten einverstanden, und das Eine wenigstens wird Dir die Schrift zeigen: man kann ein Mann vom lautersten Patriotismus sein und doch sehr anders über diese unselige Frage denken als die Augsburgerin. Nur noch ein Wort: sobald man auf Süddeutschland zu reden kommt wirst Du allemal empfindlich: Du bildest Dir immer ein, daß wir von Euch klein denken — was hier wahrlich keinem Menschen, der überhaupt zurechnungsfähig ist, einfällt. Je mehr meine Kenntnisse sich erweitern, desto klarer wird mir: es giebt in ganz Europa kein Volk, das eine so einheitliche Volksthümlichkeit hätte, wie wir: der Waliser und der Brite, der fanfaron der Normandie und der plumpe Champagner Bauer — sie unterscheiden sich weit schärfer von einander als Pommer und Schwabe. Und dennoch diese krankhafte Reizbarkeit zwischen Nord und Süd! Ihr wollt keine preuß. Heloten sein, sagst Du. Wer in aller Welt will das? Bin ich doch selbst

[1] Vgl. S. 15 Anm. 1. [2] Ausführlich angezeigt im nächsten Heft der Preuß. Jahrbb.

kein Preuße, bin ich doch durch meine ganze Erziehung auf Haß gegen Preußen hingewiesen — höchstens daß ich die Begeisterung für den alten Fritz von meiner Mama geerbt habe. — Schwarzweiße Gesinnung ist es wahrlich nicht, die mich zu Preußen drängt, sondern die einfache Ueberzeugung: wir Deutschen werden nie die Stellung unter den Völkern einnehmen, die uns gebührt, wenn wir nicht ein Staat werden. Und vergiß nicht, Preußen ist der einzige deutsche Staat; die Kronen Baden und Sachsen kann man doch nur mit einer sehr kühnen Metapher Staaten nennen. Vergiß auch nicht: Preußen ist noch unendlich weit von wahrhafter politischer Freiheit entfernt, doch es hat trotzdem freiere Zustände als irgend ein andrer Theil Deutschlands[1]. Ich denke immer, unser Streit ist ein Wortgefecht; Du würdest Dich nicht grämen, wenn Baden preuß. Provinz würde. — Leb wohl, ich habe furchtbar zu thun und sehne mich von Herzen aus diesem Zustande der Tagesarbeit heraus, der mehr noch meine Gedanken als meine Zeit mit Beschlag belegt: es darf nicht lange mehr so fortgehn . . .

Dein

Heinrich T

231] An Ludwig Aegidi[2].

Leipzig, Juli 13. 59.

Lieber Freund,

heute früh im Colleg hörte ich die große Nachricht[3]; dann zog ich nach Lützschena und komme jetzt spät abends von meiner theuern landw. Akademie zurück (das ist natürlich ironisch gemeint). Halt' es nicht für eine Folge der Hundstagshitze, wenn ich Dir jetzt — aufgeregt wohl, aber nicht verwirrt — diese Zeilen sende. Ich höre, Du seist in Berlin beim Preßbureau, so schicke ich den Brief, um sicher zu gehn, durch Haym. — Also — die Börsenmenschen jubeln, und die Journalisten meinen, wir können nun ausruhen von dem mühseligen Kriegstreiben. Und wir? Klarheit haben wir — die Klarheit des Schwimmers, der die Welle langsam an seinem Leibe aufwärts steigen sieht. Mir ist, als hätte ich den geheimen Friedens-Artikel: Schlesien und Rheinland! mit diesen meinen Augen

[1] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,79. 85f. 99ff. [2] Nach dem Druck bei Schiemann 142f. Vgl. oben Bd. 1, S. 289 Anm. [3] Vom Frieden v. Villafranca.

gelesen. Wird der furchtbare Ernst der Lage in Berlin die Männer finden, die uns Rettung bringen? Ich glaube, nie hat ein Staat eine loyalere und minder eigennützige Politik befolgt als Preußen unter dem Regenten, aber nie war auch die Gefahr größer, daß das alte Wort sich bewahrheite: in der Politik zieht der Ehrliche immer den kürzeren. Jetzt oder nie ist der Moment gekommen, wo es sich zeigen muß, sonnenklar sich zeigen muß, daß die Regierung des Regenten eine deutsche ist. Eine Reform der Bundesverfassung, die nicht zu Recht besteht, die thatsächlich noch in diesem Augenblick mit Füßen getreten wird — das muß Preußen in Frankfurt beantragen. Und wenn dieser Antrag, wie vorauszusehen, scheitert — dann eine Appellation an das deutsche Volk, ein deutsches Parlament! Ihr mögt Euch stellen, wie Ihr wollt; der starke und strenggesetzliche Wille des edlen Mannes in Berlin, auf den mit mir Millionen Deutsche vertrauend blicken, mag sich noch so sehr sträuben: ohne diesen — grad heraus — revolutionären Weg, der doch nicht revolutionär ist — denn er knüpft an das unvergessene „Anrecht" der preußischen Krone [1] — ohne dies ist Preußen verloren. Bald, noch in diesem Sommer, muß der entscheidende Schritt geschehen, ehe die Despoten im Süden und Westen (und wohl auch im Osten?) Zeit haben, ihre erdrückende Uebermacht gegen uns zu wenden! Und dann? Nun ja, Deutschland wird wieder wie vor 200 Jahren für die Freiheit des ganzen Welttheils bluten, aber mit einem starken Preußen an der Spitze werden wir einen bessern Ausgang erfechten als jenen unseligen westphälischen Frieden. Glaub' mir, ich kenne ziemlich viel von der Gesinnung „maßgebender Kreise" in den Vasallenstaaten Oesterreichs: der Untergang Preußens war nie so fest beschlossen als jetzt. Das ist es, warum ich Dir schreibe. Ich kann nicht selbst als Publicist in dieser Sache auftreten: mir fehlt die Fülle der Kenntnisse, die dazu gehört. Ich bitte Dich, schreib' ein Pamphlet: „ein deutsches Parlament"! — so Du kannst mit Deinem Namen — stark, tief, ohne jede Spur von Deiner gewöhnlichen Sanguinik, Deiner Gutmüthigkeit. Vertusche nichts wie im Suum cuique, sprich ihn grad

[1] das Friedrich Wilhelm IV. am 3. April 1849, in der Ansprache an die Deputation der Frankfurter Nationalversammlung, durch seine Wahl zum Deutschen Kaiser erhalten zu haben erklärte; s. Zehn Jahre D. Kämpfe 2. A. S. 78. Schon in seiner Besprechung von Aegidis Suum cuique hatte Tr. an dieses „Anrecht" erinnert (Preuß. Jahrbb. 3, 236). Vgl. auch Bismarck, Ged. u. Erinn. 1, 57.

heraus, den Ekel, den Unmuth über das deutsche Elend, der unsern Busen bis zum Sprengen füllt. Schreibe klar, kerndeutsch wie W. Beseler, aber ohne jene Napoleons-Vergötterung, die seiner neuesten Schrift anhaftet. Du kannst es, wenn Du willst. Ist aber, was ich hier als kühnen Wunsch ausspreche, in Berlin bereits beschlossene Sache, bist Du vielleicht schon thätig bei Ausführung des großen Planes, dann will ich 1000mal diesen Brief umsonst geschrieben haben. Dann aber gieb mir umgehend Nachricht. Denn ich gestehe: alles was in mir ist von Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, ist mächtig erschüttert durch die Aussicht auf eine unheilschwangre Zukunft.

Dein

Heinrich T

232] An den Vater.

Leipzig, Aug. 10. 59.

Mein lieber Vater,

. . . Das Colleg hat mir manche Freude gemacht, doch bin ich froh, daß es jetzt zu Ende geht: find' ich doch nun endlich einige Wochen Zeit zum zusammenhängenden Arbeiten. Die Lützschenaer Vorlesungen gehen fort bis zum 8. Septbr, doch verlier' ich dadurch nur zwei Tage wöchentlich: die andre Zeit gehört mir ganz. Ueber zwei Schwierigkeiten muß ich noch hinwegkommen wenn ich mich in dieser Laufbahn wohl fühlen soll: die Vorlesungen — natürlich nur die hiesigen — nehmen meine Zeit und noch mehr meine Gedanken zu sehr in Anspruch; ich gelange in der Zwischenzeit nur dazu blos zu lernen oder Kleinigkeiten zu schreiben — nichts Ganzes. Ich hoffe, das wird sich einrichten, es geht jetzt schon besser. Noch lieber wäre mirs, wenn ich mir etwas wissenschaftliche Leichtfertigkeit anschaffen könnte: oft erscheint mirs fast gewissenlos, wenn ich morgen meine Zuhörer über eine Frage belehren soll, über die ich mir selbst noch nicht ganz klar bin. Das ist ein ewiger Widerspruch: wissenschaftliche Arbeit ist freie schöpferische Thätigkeit — und doch soll sie auf Tag und Stunde geliefert werden. Manchmal möcht' ich Bursians triviale Selbstzufriedenheit beneiden, der an solchen Skrupeln sein Lebtag nicht gelitten hat. — Wir waren diese Zeit über recht in Sorge um Prof. Zarncke, der wieder auf dem Tode lag. Er ist für diesmal Gottlob noch mit dem Leben davongekommen, aber nach einem zweimaligen

Blutsturz aus der Lunge ist bei seiner Gewöhnung an geistige Anstrengungen die Hoffnung auf seine Erhaltung leider gering. Er ist mir in diesen 2 Jahren doch sehr lieb geworden . . . Am Sonntag war ich endlich 'mal wieder im Theater: Die Seebach gastirt hier, sie hatte mir letzten Herbst im Faust sehr mißfallen, und ich konnte mich kaum entschließen wiederhinzugehn. Da sah ich sie als Käthchen von Heilbronn, und ich muß sagen: es war reine Hexerei, ich habe noch nie etwas Aehnliches von einer Frau auf der Bühne gesehn — und das in einer Rolle, wo die Berechnung gar Nichts, das Genie Alles thut — und unter einer Schauspieler-Bande, die nach Herzenslust gegen das Werk meines lieben Heinrich Kleist wüthete! Ich begreife nun was man von Ludwig Devrient behauptete, daß er seine Rollen entweder glänzend spielte oder gänzlich verdarb, weil er unfähig war einen Charakter, der ihm nicht zusagte, durch kleine Kunstgriffe über Wasser zu halten. Sie ist wirklich ein wunderbares Weib. —

Die Märsche nach Lützschena zu Mittag in der Hundstagshitze waren grade kein Genuß, aber ich bin für die Wärme wenig empfindlich, und niemals wirklich müde geworden. Zurück geh' ich gewöhnlich durch den Wald und habe schon eine Menge hübscher Stellen gefunden: heimliche frische Wiesenplätze mit vereinzelten hohen Stieleichen bestanden — und fast regelmäßig ein Rudel Rehe im Haferfelde. Inzwischen sind diese bescheidnen Naturgenüsse für mein verwöhntes Auge denn doch zu harmlos, und ich freue mich herzlich auf Euren schönen Felsen . . . Mit tausend Grüßen — auch an den Tropf —

Dein treuer Sohn

Heinrich

. . .

233] An Max Duncker.

Leipzig, Aug 19. 59.

Geehrtester Herr Geheimer Rath,

mein Freund Aegidi war kürzlich auf der Durchreise hier. Er sagte mir, daß Ihnen daran gelegen sei aus allen Theilen des Vaterlands unbefangne Berichte über die herrschenden Stimmungen und Zustände zu erhalten [1]. Ich begreife, daß eine genaue Kenntniß der Thatsachen

[1] Vgl. Haym, Leben M. Denckers S. 198. Von Denckers Hand steht am Kopf des Originals mit Bleistift vermerkt: „Prächtige Charakteristik der sächsischen Zu-

der preuß. Regierung bei dem Werke der deutschen Reform, das sie wills Gott vollenden wird, nur förderlich sein kann. Ich beeile mich Aegidis Wunsche nachzukommen und Ihnen (natürlich ganz privatim) eine Schilderung sächsischer Verhältnisse zu geben.

Die großen Hoffnungen, die man an die Thronbesteigung des Königs knüpfte, sind sämmtlich getäuscht worden. Persönlich neigt sich der König wohl in noch höherem Grade als sein Vorgänger der Junkerpartei zu, und nur die Gewissenhaftigkeit seiner Natur und die Solidität seiner Bildung trennt ihn von dem frivolen Extreme des Junkerthums. Bewundernswerth ist seine fleißige Sorgsamkeit: jede Telegraphenstation, jede Schule des Landes beehrt er mit seinem Besuche, aber — es ist lediglich die Wißbegierde des Gelehrten die ihn dazu treibt: er unterrichtet sich und — Alles bleibt wie zuvor. Von seinen beiden Söhnen ist nur so Viel zu sagen, daß auch der loyalste Leutnant ihre Fähigkeiten nicht zu loben wagt. Der Kronprinz zeichnet sich aus durch blinde persönliche Verehrung für den Kaiser von Oestreich. Der Haß gegen Preußen ist in den Hofkreisen von jeher — selbst in den Tagen, wo Preußen weder geneigt noch geeignet war moralische Eroberungen zu machen[1] — traditionelle Gesinnung gewesen. Der wahre Lenker des Staats ist Min. Beust. In der That, er hat es meisterhaft verstanden die Biegsamkeit des sächsischen Stammcharakters zu benutzen und ein System vollendeter Bedrückung einzuführen ohne formell allzusehr zu verletzen. Am Meisten geachtet von seinen Genossen ist Min. Behr, ein ausgezeichneter Geschäftsmann, der sich von der hohen Politik ziemlich fern hält; am Meisten verhaßt Min. Falkenstein, der, obwohl persönlich keineswegs ein Gläubiger, die Stütze unserer verrufenen Frommen bildet und dadurch jene Seite verletzt, an welcher allein unsre öffentliche Meinung empfindlich ist. Hinsichtlich des Beamtenthums befolgt man das System: Vermehrung der Beamtenzahl und Verminderung der Gehälter; die Kammern, welche lediglich auf die Zahlen des Budgets sehen, sind damit in der Regel völlig einverstanden. Die Abhängigkeit der Beamten ist vollkommen; selbst der

---

stände. Schluß: Preußen muß durch That oder mindestens deutliche Erklärung beweisen, daß es die Sache Deutschlands zu der seinigen machen will." Zu diesen Ausführungen Treitschkes wie zu denen im Brief 235 ist der 1862 im Märzheft der Preuß. Jahrbb. erschienene Aufsatz: „Die Zustände des Königreichs Sachsen unter dem Beust'schen Regiment" zu vergleichen (Histor. u. Polit. Aufsätze 4,97 ff.).

[1] Redewendung aus der Ansprache des Prinzregenten 8. Nov. 1858. Vgl. Bismarck, Ged. u. Erinner. 1,55.77.

Richterstand kann in einem Lande, wo Justiz und Verwaltung vermischt sind, die Selbständigkeit seiner preußischen Collegen nicht haben. Die Glanzseite der Verwaltung bildet das, in der That musterhafte, Verkehrswesen. Ueberhaupt geschieht für die materiellen Interessen ziemlich viel, seit Geh-Rath Weinlig, entschieden eine Capacität, mit deren Leitung betraut ist.[1] Doch besitzt W. nicht die Energie, dem Zunftwesen, das in üppiger Blüthe steht, ein Ende zu machen. Selbst die Leipziger Grosso-Kaufleute bilden eine „Kramer-Innung"; auch hier hindert die Abneigung gegen die preußischen Institutionen den Fortschritt. Der Entwurf eines Gewerbegesetzes bildet statt der historischen Zünfte künstliche „Gruppen" und ist bereits gescheitert an dem Gelächter der Industriellen. — Soweit in der Armee von politischer Gesinnung die Rede sein kann, besteht dieselbe in leidenschaftlichem Hasse gegen Preußen, der sich bei den älteren Offizieren, welche die Theilung des Heeres mit angesehn, durch ihre Erlebnisse, bei den jüngeren durch die Macht der militärischen Tradition erklärt. Ueberhaupt ist es eine unbestreitbare Thatsache: die politische Bildung unsrer höheren Stände bestand bis vor Kurzem in Variationen über das Thema „die Preußen haben uns 's Land gestohlen[2]" 2c. Es ist ein ungeheurer Fortschritt, daß heute wenigstens die allerunsinnigsten Verdächtigungen Preußens seltner geworden sind. Nur Regierung und Kammern haben sich von diesem Fortschritte ausgeschlossen. Die Kammern[3] glänzen in der That durch einen, in diesem hochgebildeten und gewerbfleißigen Stamme völlig unbegreiflichen, Mangel an Intelligenz. Die 1. Kammer besteht aus der Ritterschaft, den geistl. Stiftern u. s. w., und wir erleben in ihr Dinge wie jenen Antrag des Hrn v. Erdmannsdorff, der Richter solle das Recht haben einen Angeklagten, der sich taub oder blödsinnig stelle, so lange prügeln zu lassen bis er antworte. Trotzdem ist diese Kammer ihrer Genossin weit vorzuziehen: sie hat wenigstens einige Rednertalente und dann und wann den Muth eine von der Regierung abweichende (natürlich reactionäre) Meinung auszusprechen. Vollkommen nichtig ist die 2. Kammer. Kein Wunder: seit die alten Stände wieder octroyirt worden haben sich alle selbständigen Männer der Wahl enthalten und die wenigen liberalen Elemente der Stände (Brockhaus[4], Rewitzer 2c.) sich aus den Versammlungen zurückgezogen. Seitdem besteht die

[1] S. Bd. 1, S. 28 A. 3 u. S. 211. [2] Deutsche Geschichte 3,502. [3] Ebenda 4,150. [4] Heinrich, ein älterer Bruder des Professors.

Opposition aus einigen Bauern, welche in allen Geldfragen gegen die Regierung stimmen, und aus ein paar eifrigen Rationalisten, die dem Cultusminister das Leben schwer machen. Daß solchen Kammern gegenüber das Publicum sich vollkommen passiv verhält bedarf der Erklärung nicht: sind doch selbst in den Städten nur die Grundbesitzer wahlberechtigt; mit Ausnahme der Junkerpartei ist Niemand im Lande, der in diesen Kammern eine Volksvertretung erblickte. Ueberhaupt ist dies charakteristisch für die sächsischen Verhältnisse: von Staatsstreichen und crassen Rechtsverletzungen haben wir nicht viel erlebt, aber kaum irgendwo sonst in Deutschland besteht ein solches Mißverhältniß zwischen den Leistungen des Staats und den Bedürfnissen und Fähigkeiten des Volks. Eine blühende Industrie — und Zunftzwang; der Mittelpunkt des Buchhandels — und eine geknebelte Presse; ein äußerst prosaischer aber dem kühl-verständigen Wesen der Sachsen natürlicher Rationalismus im Volke allgemein verbreitet — und eine Geistlichkeit, die der Mecklenburgischen völlig gleichkommt; weit verbreitete Volksbildung — und das denkbar geringste Maaß politischer Rechte (selbst das Schwurgericht entbehren wir noch); Wohlstand, Bildung, kurz alle Elemente der Selbstverwaltung reichlich vorhanden — und eine büreaukratische Centralisation, welche sich nicht einmal mit Einziehung der städtischen Polizeigewalt begnügt, sondern sogar die Gymnasien und Schulen der Gemeinden in Staatsanstalten verwandelt. — Eine Zeit lang schien es, als sei das Ziel der Regierung, die vollkommene Stagnation, erreicht, als sei das gelesenste sächs. Blatt, der Dorfbarbier mit seiner ordinären Bier-Gemüthlichkeit, in Wahrheit der Ausdruck der Volksstimmung. Doch hat die Wendung der Dinge in Berlin im November und besonders der Friede von Villafranca das Eis gebrochen. Bis dahin war das einzige öffentliche Interesse, wofür man Sinn hatte, das confessionelle gewesen; in der That besteht im Lande ein durchaus ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen den katholischen Hof; aus confessionellen Gründen wünscht der gemeine Mann das Aussterben der Albertiner. Seit letztem Herbst ward das Interesse an der Politik lebendiger; die französische Haltung, welche die officiellen Blätter bis zu Neujahr einnahmen, indignirte ebenso allgemein wie später ihre österreichische Färbung. Während des Krieges war die Stimmung diese: in erster Linie stand der träge Wunsch nach Frieden, in zweiter die Ueberzeugung: wir müssen jedenfalls mit Preußen gehen. Von Begeisterung für Oesterreich war nur unter dem Adel, der in der östr. Armee sehr stark

vertreten ist, etwas zu spüren. Der Empfang der Kaiserlichen[1] war höflich, wie sich das im Lande des Anstands von selbst versteht; einige Liebediener der Regierung und einige brave Menschenfreunde veranstalteten Sammlungen, aber der vielgerühmte Enthusiasmus bestand darin, daß von Gassenbuben dem Kaiser Napoleon Pereats gebracht wurden. Seit dem Frieden ist auch diese philantropische Theilnahme für Oestreich gänzlich verschwunden; die Veröffentlichung der Depeschen[2] hat unendlich viel Gutes gewirkt, sie hat Vielen die Augen geöffnet und vor Allem sie hat Manchem von den Unzähligen, die durch ihre Interessen auf Preußen angewiesen sind, den Muth gegeben seine Meinung zu sagen; die ehemals landesüblichen Sticheleien gegen Preußen zeigen sich nur noch in den officiellen Blättern. Freilich ist diese Bewegung noch immer sehr schüchtern. Am Rührigsten sind die Demokraten. Ich zweifle nicht, daß ihre neuesten Demonstrationen ehrlich gemeint sind; aber in dieser Partei ist hier zu Lande vorwiegend jene Macht vertreten, mit welcher die „Götter selbst vergebens kämpfen". Noch vor Kurzem schworen sie auf das große Wort eines ihrer Führer: „ich will lieber ein freier Sachse sein als ein deutscher Sklave". Mit einem Worte, die sächsische Demokratie war bis zum letzten Herbst craß-particularistisch, es ist also unmöglich zu sagen, ob ihre neueste höchst unerwartete Schwenkung nachhaltig sein wird. Ihr Anhang ist sehr zahlreich, obwohl sie durch die Presse nicht wirken darf. Weit schwächer an Zahl sind die Gothaer, besonders vertreten unter den Leipziger Kaufleuten, Schriftstellern und Professoren; doch besteht in diesen Kreisen noch eine trostlose Scheu vor öffentlichem Auftreten. Hieran und an einem andern Grunde ist auch der wiederholt angeregte Vorschlag einer Manifestation im Sinne der hannoverschen Erklärung[3] gescheitert — an dem unwiderleglichen Grunde nämlich, daß diese Erklärung sofort paralysirt werden würde durch eine Gegendemonstration beider Kammern, sämmtlicher Beamten u. s. f. Am lebendigsten verhältnißmäßig ist das öffentliche Leben in Leipzig, das sich auch vor 11 Jahren durch Besonnenheit auszeichnete[4]; der reiche Kaufmann ist, wenn er überhaupt etwas denkt, Gothaer, der kleine

---

[1] Vgl. S. 25 Anm. 2. [2] der preußischen in der Preußischen Zeitung 22. u. 23. Juli. S. Haym, Duncker S. 204. [3] Rudolf von Bennigsens und Genossen, die weiterhin, nach Zusammenkünften gesinnungsverwandter Politiker in Eisenach und Frankfurt, hier zur Gründung des deutschen Nationalvereins führte; s. H. Oncken, R. v. Bennigsen 1,324 ff. [4] S. Bd. 1, S. 9 f.

Bürger Demokrat; die Stadtverordneten sind vorwiegend Demokraten und erklärten formell, die Verabreichung von Braunbier an die Kaiserlichen sei „ohne Sympathie“ erfolgt; der König wird die Stadt nicht wieder besuchen so lange sie eine solche Vertretung hat. Dresden dagegen, obwohl von officiellen Federn gern eine „Weltstadt“ genannt, ist in allen öffentlichen Dingen ein wahres Krähwinkel: der Stadtrath hat ein Bedürfniß zu kriechen, er gratulirte dem französ. Gesandten zu der Errettung seines Gebieters nach dem Attentate vom 14. Jan.[1] — In Summa, Stumpfsinn und Servilität sind weit verbreitet, doch wirkliche Zufriedenheit nirgends. Neuerdings wird das Gefühl, es könne nicht mehr so fortgehn, und besonders die Verachtung gegen den Bundestag immer allgemeiner. Aber ein Hinlenken dieser unklaren Stimmungen auf reale politische Zwecke wird nur dann eintreten, wenn die preuß. Regierung durch Thaten zeigt, daß es ihr Ernst ist mit der deutschen Reform. Einige Einsichtige freilich zweifeln daran nicht; um aber das Eis zu brechen, um der stumpfen Gleichgültigkeit der Masse ein Ende zu machen, bedarf es einer That oder mindestens einer deutlichen Erklärung, woraus sonnenklar hervorgeht, daß Preußen Deutschlands Sache zur seinigen machen will. Die sächsische Regierung wird jeden Plan für Deutschlands wirkliche Einheit aufs Äußerste bekämpfen; der sächsische Stamm aber wird, wenn ihm eine positive Hoffnung gezeigt wird, seinerseits zeigen, daß er von Hrn von Beust so wenig ruinirt worden ist wie weiland von den polnischen Augusten. — Genehmigen Sie, verehrtester Herr, die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung

Ihres ergebenen

Dr. H. v. Treitschke

234] An Wilhelm Nokk.

Leipzig, Aug. 26. 59.

Lieber Vereli,

. . . Das Semester ging leidlich; ich hatte für hiesige Verhältnisse, wo freilich der industrielle Sachse nicht-obligatorische Collegia ganz vernachlässigt, starken Zulauf. Dafür war meine Zeit ganz mit Beschlag belegt, und ich freue mich die kurzen Ferienwochen für mich zu haben. — Der Otto Ludwig, den ich Dir versprochen, ist noch

[1] Vgl. Bd. 1, S. 453 A. 1.

immer nicht gedruckt[1]. Vielleicht schreib' ich nächstens als Pendant dazu einen Aufsatz über Gottfried Keller, dessen grünen Heinrich, ein höchst verrücktes aber höchst liebenswürdiges Buch, Du lesen mußt: es ist das erste Mal, daß ein Schweizer die Herrlichkeit seiner heimathlichen Natur mit poëtischer Kraft feiert. — Die Eisenacher Adresse[2] ist jetzt hier; ich werde höchstwahrscheinlich sie mit unterschreiben. Gott im Himmel, Worte sind Alles, was wir jetzt für unser von 34 gekrönten Hochverräthern zerrißnes Vaterland thun können. Aber ich habe gute, sehr zuverlässige Nachrichten aus Berlin: es ist dort bittrer Ernst mit der deutschen Verfassung; die nächste Zukunft wirds lehren. Hast Du „Preußen und der Friede von Villafranca" gelesen?[3] Der Verf. Aegidi besuchte mich neulich; die Schrift ist vortrefflich; willst Du so schick' ich sie Dir; die mitgetheilten Thatsachen sind trotz der Dementis der HH. Borries und Beust authentisch. Min Auerswald hat sie dem Verf. mitgetheilt. — Leb wohl, sei glücklich und laß mich nicht sitzen.

Heinrich T.

235] An Max Duncker.

Leipzig, Septbr. 3. 59.

Geehrter Herr Geheimer Rath,

Aegidi bittet mich meine Mittheilungen bei Gelegenheit fortzusetzen. Die Gelegenheit, und die unerfreulichste, ist gegeben durch das klägliche Resultat der eisenacher Agitation, worüber Ihnen vielleicht einige Details willkommen sind. Die eisenacher Erklärung war nur hier in L. in größter Stille verbreitet, sie stieß selbst unter den unabhängigsten und freisinnigsten großen Kaufleuten auf jene von mir bereits geschilderte maßlose Scheu vor öffentlichem Auftreten. Hätte man die Schrift öffentlich ausgelegt, so hätten sich besonders aus dem niederen Bürgerstande viele Unterzeichner gefunden; doch man wollte nur wenige aber gute Namen, und auch dieß schlug fehl. Die Hoffnungen, welche man auf die Universität setzte, sind zu Schanden geworden zum Theil durch den unseligen Zufall, daß Albrecht, dessen Beispiel sicher gewirkt hätte, verreist ist. Die älteren Professoren, die überhaupt seit die

[1] Erschien aber noch im Augustheft der Preuß. Jahrbb. [2] Vgl. S. 46 Anm. 3.
[3] Im Juli erschienen; s. Aegidi selber über diese Broschüre bei Scheffer, „Die preuß. Publizistik i. J. 1859", S. 170f.

Universität durch einen Gewaltstreich zur Staatsanstalt geworden[1] ihre Gesinnung entweder durch Servilität oder durch Schmollen bethätigen, sagten Nein oder machten Ausflüchten. Unter meinen jüngeren Collegen waren Viele mit Freuden bereit, aber man sagte uns (leider mit Recht), da die älteren Herren abgelehnt sei es um der übeln Nachrede willen besser, wenn die Universität ganz aus dem Spiele bleibe. Im übrigen Lande hat nur Oehmichen-Choren unterzeichnet, einer der Führer der Bauern, ein Mensch ohne alle Intelligenz, der nur Wege sucht sich geltend zu machen; doch wird sein Beispiel, da er unter dem Landvolke als Orakel gilt, vielleicht Folgen haben. Die hiesigen Demokraten (Dr. Heyner[2] und Genossen) haben eine Adresse an den König entworfen, worin er mit wahrhaft rührender Naivetät gebeten wird den deutschen Fürsten ein Beispiel zu geben durch Abtretung mehrerer Souveränitätsrechte an die neu zu schaffende Centralgewalt. Um diese Apathie auf der einen, diese politische Unschuld auf der andern Seite zu begreifen, müssen wir den Charakter dieses Industrielandes und die Thatsache bedenken, daß seit 10 Jahren alle und jede Gelegenheit sich am öffentlichen Leben zu betheiligen fehlte. Erst jüngst wieder auf einer Reise durchs Erzgebirge hab' ich mich davon überzeugt, wie dort die materiellen Fragen alles andre Interesse absorbiren; da haust sicher der tüchtigste und thatkräftigste Theil unsres Stammes: aber, guter Gott, wenn ich nicht weiß wovon morgen leben, woher soll da der Patriotismus kommen? In Dresden hat man nicht einmal den Versuch gemacht die Eisenacher Erklärung zu verbreiten; die Stimmung in der Residenz ist die kläglichste. Ein anekdotischer Zug für hundert. In der größten dortigen Lesegesellschaft, dem Sammelplatze vieler Beamter, machte ein mir befreundeter Gelehrter den Vorschlag, die von Haym herausgegebnen liberalen „deutschen" Jahrbücher anzuschaffen. Man erhob einige Bedenken wegen des Liberalismus und stimmte endlich bei; da sagt der Antragsteller er habe sich versprochen, der Titel sei „preußische" Jahrbb. Was? Preußische! Und der Antrag fiel sofort. — Eine ungeheure

[1] Der Widerstand des Senats gegen eine Vertretung der Universität in dem nach dem Staatsstreich von 1850 wieder in der alten Zusammensetzung, gemäß dem Grundgesetz von 1831, berufenen Landtag, hatte die Regierung 1851 wenigstens zu einer Umgestaltung der bisherigen Universitätsverfassung bestimmt. Flathe a. a. O. S. 694 f. [2] In der Handschrift steht deutlich Heymer; es ist aber doch wohl an den baldigen sächs. Landtagsabgeordneten Dr. Heyner (vgl. Bf. 256) zu denken, der 1861 in den Ausschuß des Nationalvereins gewählt wurde.

Schuld an diesem nichtswürdigen Particularismus trägt die Presse. Das verbreitetste, weil dem Geschäftsmann und den Frauen unentbehrliche, Blatt ist die Leipziger Zeitung. Man spottet ihrer, man nennt sie die Muhme, den Kinderfreund[1], aber man liest sie und semper aliquid haeret. Das Blatt erscheint in einer königlichen Expedition, trägt das Staatswappen an der Spitze und muß mit seinem Ueberschusse das Deficit des Dresdner Journals decken; dennoch soll es nicht für officiell gelten. So ist es das bequemste Mittel um Verleumdungen gegen Preußen und neuerdings wieder Verherrlichungen des Retters der Gesellschaft zu verbreiten, welche für ein officielles Blatt denn doch zu arg wären. Um die ganz gemeinen Verhetzungen unterzubringen hat das Blatt zum Ueberfluß noch einen „Sprechsaal" eröffnet, für welchen die Redaction keine moralische Verantwortlichkeit übernimmt. In diesem Sprechsaale trieb während des Krieges „ein in Preußen begüterter angesehener Mann" sein Unwesen — wie ich ganz genau weiß kein Geringerer als Hr. v. Beust selbst! Das sind so sächsische Zustände. — Das Dresdner Journal wird factisch geleitet von Reg.-R. Häpe, einem sächs. Lindenberg[2], der früher radical, im J. 1848 Redacteur eines reactionären Schmutzblattes „die Fackel", unter Beust Chef der geheimen Polizei und ein wichtiger Mann geworden ist. Dies Blatt und seine Verzweiflung darüber, daß selbst Oestreich die Trias verhöhnt[3], kennen Sie wohl. Neuerdings bringt es Artikel eines „Amerikaners", welcher nachweist, die deutsche Nation sei unreif, unfähig zur Politik, daher der Freiheit und Einheit unwürdig. Und dieses deutsche Blatt ist das Orakel unsres Beamtenthums! Der unabhängigen Blätter sind 3. Die D. Allg. Ztg, von Biedermann geleitet, recht brav, aber leider oft für die Zwecke der Firma Brockhaus gemißbraucht. Die Constitutionelle Zeitung des Adv. Siegel in Dresden (er war mit in Eisenach) nennt sich gothaisch, meint es auch ehrlich, ist aber leider nur ein Organ für die Bierbank, das allerhand lokale und — was hier besonders durchschlägt — confessionelle Fragen behandelt. Die Zeitung ist unter dem kleinen Bürgerstande sehr verbreitet und gilt dort viel, es ist darum zu bedauern, daß sie nicht die

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 5,195. [2] Dessen Wirken unter dem Schirm der preußischen Reaktion schildert die von Treitschke in den Preuß. Jahrbb. angezeigte „Politische Todtenschau". S. Bd. 1, 1. A. S. 478 Anm. 1. [3] Neben Österreich und Preußen den Mittelstaaten in Deutschland stärkeren politischen Einfluß zu verschaffen, war gerade damals, Sept. 1859, der sächsische Ministerpräsident Graf Beust wieder besonders rührig.

Mittel besitzt sich einen guten Berliner Correspondenten zu halten. Endlich das Chemnitzer Tageblatt, unsterblich geworden durch die Entdeckung, daß Berlin aus Polen, Juden und Franzosen bestehe, ist nicht inspirirt, sondern giebt die Anschauungen des sächs. Fabrikanten wieder, der Preußen in der That nach den in Leipzig erscheinenden Berliner Meßfremden beurtheilt. Die hiesigen Wochenblätter (Grenzboten 2c.) zählen nicht mit, sie sind exterritorial und haben unter der stillschweigenden Bedingung Sachsen zu ignoriren das Recht über das „Ausland" frei zu reden. Von Wichtigkeit für Sachsen ist lediglich der Dorfbarbier; Sie erlassen mir wohl in diesem Pfuhle sittlicher und politischer Gemeinheit zu wühlen; leider findet diese Art von „Gemüthlichkeit" hier sehr großen Anklang.

In der That, ich habe Ihnen wenig Erfreuliches zu erzählen, hochgeehrter Herr. Trotzdem glaube ich, würde die deutsche Reform hier keinen nachhaltigen Widerstand, ja sogar lebhafte Unterstützung finden, wenn sie von Oben herab begonnen wird. Wo es gilt die Polyarchie zur Tyrannis umzugestalten, da muß der Angriff von dem ausgehen, der zur höchsten Würde berufen ist. Irgend ein Anstoß zu einer nationalen Bewegung wird von diesem nüchternen und materiellen Stamme schwerlich ausgehen, aber dem einmal begonnen[en] Unternehmen wird es auch hier nicht an ehrlichen und rüstigen Helfern fehlen. —

Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr, die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung

Ihres ergebenen

Treitschke

236] An Julius Klee.

Königstein, Septbr. 13. 59.

Verehrter Herr Rector,

... Ich komme mir selbst recht lustig vor wenn ich über einen Mann wie Ludwig zu Gericht sitze. Das alte triviale Wort „selber machen, besser machen!" behält in meinen Augen kritischen Arbeiten gegenüber durchaus Recht; vollends heute, wo der kritische Geist in der Luft liegt, scheint mir die Kritik eine wenig verdienstliche Thätigkeit. Ich lese solche Sachen gar nicht mehr und würde sie auch nicht schreiben, wenn ich nicht während des Semesters oft das Bedürfniß nach Erholung hätte; und so etwas läßt sich ja zu jeder Stunde und in

4*

jeder Stimmung schreiben. Die Ueberschrift[1] und die Nr. 1 ist eine Kriegslist der Redaction, die mich zur Fortsetzung zwingen will; ich werde jedoch höchstens noch *einen* modernen Poëten besprechen, Gottfried Keller, der mir die Glanzseiten des Schweizer Lebens, die Naturschönheit und die Freiheit, sehr glücklich darzustellen scheint. Im Grunde ist es besser sich sein Thema unter den Größen der Vergangenheit aufzusuchen; das hat doch mehr Tiefe. Mich haben meine Vorlesungen auf Milton sehr begierig gemacht: jammerschade daß seine prosaischen Schriften bei uns kaum dem Namen nach, seine Gedichte nach der alten deutschen Unsitte vorwiegend durch Litteraturgeschichten bekannt sind. Ich glaube, das war der idealste Demokrat, den die moderne Welt gesehen; und schon darum wünschte ich die defensio pop. Anglicani[2] in vielen Händen, weil wir dran lernen können, wie halb und zaghaft und leidenschaftslos wir heutzutage über die heiligsten Dinge reden. —

Seit vorgestern bin ich von einer kleinen Reise nach Prag zurückgekehrt; die Lage der Stadt hat mich entzückt, aber die Pfaffenwirthschaft unter dem unglücklichen verdummten Volke war selbst für meine Toleranz zu arg. Der zweite Mensch ein Soldat, der dritte ein Pfaff — so erscheint das wiedergeborne Oestreich! Bis zum 1. Octbr. bleib' ich nun hier, und es wird mir oft recht schwer, den Preußenhaß, der mich rings umgiebt, ruhig mit anzusehen. Uebrigens ist es hier oben sehr hübsch, nur zwingt mich mein angeborner Freiheitssinn alltäglich mindestens einmal die Wälle zu verlassen; mir wird immer ganz wohl wenn ich die Mauern hinter mir habe. Ich schließe, lieber Herr Rector, mit der Versicherung, daß in diesen hellen Herbsttagen die s. Schweiz ganz besonders schön ist. Sie werden natürlich längst gemerkt haben, daß dieser Brief Sie nur erinnern soll an Ihr Versprechen, im Laufe des Septbr's einmal ins Hochland zu kommen. Daß ich mich herzlich auf Ihr Kommen freue und pünktlich hier oder wo sonst Sie mir ein Rendezvous geben zu finden sein werde, versteht sich von selbst. Mit alter Anhänglichkeit und Verehrung

Ihr ergebner

Treitschke.

---

[1] Zeitgenössische Dichter. I. Otto Ludwig. [2] Histor. u. Polit. Aufsätze 1,22 f.

237] An Heinrich Bachmann.

Leipzig, Octbr. 4. 59

Mein lieber Bachmann,

nicht grade als einen Tretbrief, sondern blos um ein altes Versprechen zu erfüllen, schicke ich hier den, nun endlich gedruckten, Auff. über OLudwig . . . Die kurzen 3 Wochen Ferien hab' ich gut benutzt. Ich bin vielfach in Böhmen und im Erzgebirge umhergezogen. Eine geheime Vorliebe für Böhmen steckt mir im Blute (meine Familie wurde als evangelisch im 30. j. Kr. von da vertrieben) — dazu die wirklich zauberisch schöne Natur dieses Landes, das sich getrost den herrlichsten Rhein-Gegenden zur Seite stellen kann. Der Himmel hat alles gethan diesen herrlichen Gau zu segnen, die Menschen Alles ihn zu verderben. Es läßt sich nicht schildern, wie dies geniale Volk allmälig zu einer Bigotterie, zu einem Fetischdienst gebracht ist, die nur in Rußland ihres Gleichen suchen. — Schreib mir was Du von den Aussichten unsres unglücklichen Vaterlands denkst. Hier spricht man in maßgebenden Kreisen ganz offen von der schönen Zeit, wo Sachsen mit Hülfe Frankreichs und Oestreichs seine verlorne Hälfte wieder erobern wird; mir aber wird immer klarer, daß Deutschland von Preußen erobert — physisch erobert — werden muß . . .

Herzlich Dein

Heinrich T

238] An den Vater.

Leipzig, Oct. 9. 59.

Mein lieber Vater,

. . . Der Tag in Dresden ging rasch vorbei: ein vergeblicher Versuch den Minister zu treffen, ein sehr interessanter Besuch beim alten Klee, ein Spaziergang an der Elbe, endlich eine sehr unglückliche Vorstellung im Theater. Ich sah wieder, daß die Komödie doch noch viel mehr ein Kind ihrer Zeit ist als das Trauerspiel: diese Falstaffiaden, die beim Lesen Jeden hinreißen müssen — auf der Bühne machten sie doch den Eindruck eines gelehrten Experiments: das Publicum blieb ganz kalt, es konnte sich in diese fremde Welt nicht finden. Freilich, so — langweilig (denn das ist das rechte Wort) wie Dawison seinen Falstaff spielte hätte ichs nimmermehr erwartet. Erfreulicher war mir, daß mich Heyne in das Atelier eines jungen Bild-

hauers Härtel[1] führte (desselben, von dem vor'm Jahre ein schöner schildhaltender Page auf der Ausstellung war und großes Aufsehn machte). Es war das erste Mal, daß ich diese wunderbare Kunst in ihrem Werden belauschen konnte; meine Ehrfurcht vor ihr hat sich dadurch nur vermehrt; da lernt man den rechten Künstlerfleiß, diese Hingebung des ganzen Menschen an eine Idee, die Vielen nur als ein Phantom erscheint. Monatelang eine einzige Gestalt in der Seele tragen und bei allem Fleiße Nichts davon vor Augen sehen als einen halb formlosen Thonhaufen, der endlich langsam, langsam zum Leben erwacht — das erträgt nur wer seines Künstlerberufes voll und sicher ist. Diese Sicherheit und bewußte Ruhe ist das Schöne an der Sculptur. Ueber die Figur, deren Anfänge ich in der Werkstatt sah, hab' ich natürlich — wie wohl der Künstler selbst — nur Ahnungen, kein Urtheil.

Hier bin ich vollkommen einsam . . . Ich hätte gegen das Alleinsein gar nicht so Viel einzuwenden, wenn nur nicht — sofort nachdem die gesunde Königsteiner Bummelei ein Ende nahm — das leidige alte Leiden, Kopfweh und Augenschmerzen, sich wieder eingestellt hätte. Das ist jetzt meine größte Sorge, daß ich gesund bleibe um arbeiten zu können; denn zu der Lebensphilosophie bin ich denn doch gelangt, daß sich nur dann was Rechtes schaffen läßt wenn man sich gründlich wohl fühlt an Leib und Seele — — — Viele, und nicht immer angenehme, Lectüre steht mir für mein Colleg bevor; inzwischen hab' ich, was ich längst gewollt, Einiges aus Droysens York gelesen. Das ist doch eine Biographie wie sie sein soll; aber so schön die Behandlung, das Hauptinteresse liegt doch in dem Stoffe, in diesem herrlichen Charakter. Mir ist das Buch besonders lehrreich, weil man daran recht den Unterschied von Poësie und Geschichte erkennen kann. Dieser große heroische Kampf, der dem Poëten als eine ideale Bewegung erscheinen muß — wie ganz anders ist er in seiner historischen Wahrheit, wenn wir die Alltagsmisère, den kleinen Zank dieser mächtigen Charaktere vor Augen sehen . . .

Jetzt seid ihr wohl Alle wieder auf dem schönen Felsen. Ich grüß' Euch tausendmal und werde noch oft die Lützschenaer Chaussee über dem Gedanken an den Luisensteg oder den Lilienstein zu vergessen suchen.

Heinrich

[1] Robert Härtel aus Weimar, Schüler von Hähnel in Dresden, war damals 28 Jahre alt; gest. 1894 in Breslau.

239] An Robert von Mohl.

Leipzig, Oct. 26. 59

Hochgeehrter Herr Geheimer Rath,

Sie werden mit vollem Rechte über meine Ungezogenheit erzürnt sein; noch immer ist Ihr überaus freundlicher Brief, den ich im Januar zu empfangen die Ehre hatte, nicht beantwortet. Gestatten Sie mir, wo nicht eine Rechtfertigung, so doch den Versuch einer Entschuldigung. Jenes Schreiben verlangte, auch wenn es für mich nicht so ehrenvoll und schmeichelhaft gewesen wäre, schon aus Anstandsrücksichten sofortige Erwiderung. Aber ich frug mich: soll ich den wissenschaftlichen Streit brieflich weiter spinnen oder mich mit einem bloßen Höflichkeitsbriefe begnügen? Das Erste schien mir nicht an der Stelle, das Zweite Ihrer nicht würdig: so zog ich es vor, vorläufig den Schein der Ungezogenheit auf mich zu laden. Ich wollte warten, bis ich eine neue Schrift fertig und damit die Gelegenheit hätte, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen. Diese Gelegenheit wird freilich nicht so bald eintreten, denn meine Zeit wird durch die Vorlesungen gar sehr in Anspruch genommen — — —[1]
Was den Gegenstand unsres Streites anlangt, so hab' ich mich allerdings überzeugt, hochgeehrter Herr, daß Ihre Auffassung des Staates von derjenigen, welche ich mir zu bilden beginne, mehr der Form als dem Inhalte nach abweicht. Indeß bin ich noch immer des Glaubens, daß die Gemeinden gänzlich, die großen Volksstände mindestens in ihren wesentlichen Lebensbeziehungen einen Gegenstand der Staatswissenschaft bilden. Sodann scheint mir die Nothwendigkeit, die Nationalökonomie als eine untrennbare Wissenschaft zu behandeln, noch immer festzustehn. Endlich meine ich, daß — bei der universellen Natur und anziehenden Kraft des Staates — die Staatswissenschaft wohl thut, auch jene socialen Gruppen näher zu betrachten, welche mit dem Staate nicht zusammenfallen, z. B. die Kirche. Nur so scheint es mir möglich nicht nur jene Staatsformen zu verstehen, in denen die Kirche herrscht, sondern auch die mannigfachen Wechselbeziehungen zwischen Staat und Kirche zu begreifen, welche der große Haufe durch Ausdrücke wie „protestantischer, katholischer Staat" mit richtigem Instinkte herausfühlt. —

[1] Statt dessen schickt Treitschke wenigstens eine von ihm verfaßte Rezension der 1859 erschienenen Enzyklopädie Mohls. Vgl. Bd. 1, 1. A. S. 484 Anm. 1.

Hier haben Sie, hochgeehrter Herr, die Entstehungsgeschichte des beifolgenden kleinen Aufsatzes. Es bleibt mir nur noch übrig, wegen meines langen Schweigens nochmals Ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen. Aegidi besuchte mich kürzlich und bat mich, Ihnen seine Empfehlung auszurichten. Er war voll von guten Nachrichten aus dem Berliner Ministerium. Gott gebe, daß er nicht mit allzu sanguinischen Augen gesehen hat, daß die alte hohenzollernsche Thatkraft noch nicht erstorben ist.

Genehmigen Sie, geehrter Herr Geheimer Rath, die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung

Ihres ergebnen Dieners

Treitschke

240] An den Vater.

Leipzig, Oct. 29. 59.

Herzlichen Dank, mein lieber Vater, für Deinen Brief. Ich kann Dir ganz gute Nachrichten geben. Deine Mahnungen hab' ich nach Kräften befolgt: ich rauche weniger und leichtere Cigarren und gehe schon seit längerer Zeit in der Regel früher zu Bett. Uebrigens geht es — zwar schwerlich aus diesen Gründen, denn die Ursache des Uebels scheint anderswo zu liegen — jetzt mit meinen Augen ganz gut. Am Dienstag hab' ich mein Colleg in der Stadt angefangen[1]: ich hatte als jüngster Docent das einzige Auditorium das übrig blieb erhalten, ein Kämmerchen für 15 Personen; da waren die Zuhörer wieder fortgegangen und ich mußte die niederschlagende Erfahrung machen vor einem halben Dutzend zu lesen. Ich sah dabei recht, wie nahe sich der Docentenberuf mit dem des Schauspielers berührt. Inzwischen gelang es mir einen großen Saal zu erobern, und am Freitag las ich vor vollen Bänken. Es waren weit mehr Studenten anwesend als im letzten Sommer, und ich muß, wenn das so bleibt, sehr zufrieden sein. — Soeben komme ich von Bülau's Begräbniß zurück. Sein Tod ist, obwohl er als Docent höchst unbedeutend war, für die Universität ein großer Verlust. Der extremsten reactionären Richtung zugethan war er dennoch ein Gelehrter im guten alten Stile: die Freiheit der Wissenschaft war ihm unbedingt heilig. In

[1] „Vergleichende Geschichte des englischen und des französischen Staats." Zwei Stunden wöchentlich.

diesem Sinne hat er seinen großen Einfluß beim Ministerium benutzt und sich viele Verdienste erworben. Persönlich kann ich ihm nur Gutes nachrühmen: er hat mir immer jene Humanität gezeigt, die ein schöner Zug seines Wesens war. Die große Frage ist jetzt wer sein Nachfolger wird. Vielleicht erleben wir den Spaß, daß der höchst mißliebige Mangoldt hierher berufen wird. Es ist wirklich komisch, daß dieses harmloseste Kind unter der Sonne für einen gefährlichen Menschen gilt: er wird von Jahr zu Jahr gemäßigter, und die philiströse Neigung, die in ihm steckt, entwickelt sich zusehends. Natürlich würde ich mich seiner Beförderung herzlich freuen, obgleich Aegidi mir in jeder Hinsicht die bessere Wahl schiene . . . Die Arbeit über OLudwig hat mir noch eine interessante Bekanntschaft verschafft: der Genremaler Prof. Gonne aus Dresden, ein Freund L's, suchte mich deßhalb auf und hat mir sehr gut gefallen. Wie schade: grade jetzt hab' ich eine Reihe tüchtiger Künstler in D. kennen gelernt und kann es nicht mehr benutzen. — Meine hiesige Geselligkeit ist noch immer ganz gering . . . Uebrigens quält mich oft die Frage, wie lange das Alles noch so fortgehn soll. Bei dieser Zersplitterung der Thätigkeit durch drei Collegia und kritische Aufsätze ist es beinah ein Ding der Unmöglichkeit, die Sammlung zu einer größeren poëtischen Arbeit zu gewinnen. Und doch seh' ich ein: nur eine solche Arbeit kann mir klar machen, wozu ich tauge — — —

Vom heil. Abend bis zum Sylvester werde ich mich wohl frei machen können. Ich freue mich herzlich darauf und grüße Euch und den Tropf inzwischen tausendmal . . .

Dein treuer Sohn

. . . Heinrich

241] An Gustava von Haselberg.

Leipzig, Nov. 4. 59.
Marienstraße 19.

Gnädiges Fräulein,

— — — Sehr nahe ging mir die Nachricht von dem Tode meines Bonner Leibfuchses Wellmann. Es bleibt doch wahr, solche scheinbar trockne nüchterne Naturen führen das geheimnißvollste Gemüthsleben. Ich wage kein Urtheil: so gebrechlich sind wir, der Gedanke eines Augenblicks kann diese unbegreifliche That verschuldet

haben, und wer diesen nicht kennt ist nicht befugt zu richten. Aber merkwürdig, wie der Nimbus des Heroischen, der solche Thaten umschwebt, mir schon durch eine ganz kurze Erfahrung verschwunden ist. Das ist schon der zweite Fall unter meinen Universitätsfreunden — und beide Male war die Veranlassung, scheinbar wenigstens, vollkommen nichtig[1]. Es ist doch kaum was anders als die Schwäche eines Menschen, der den Muth nicht hat sein Inneres zu ändern und meint, eine Aenderung seiner äußeren Lage werde Alles zum Besten wenden. —

Auch mit meinen Verhältnissen ist währenddem allerhand Neues vorgegangen. Mein Vaterhaus steht jetzt hoch auf einem Felsen in einer einsamen Berg- und Waldwildniß . . . Ich habe sonst nicht Viel von dieser sogenannten Schweiz gehalten, ich kannte nur die abgetretenen Berliner Spaziergänge. Jetzt hab' ich die verborgnen Schönheiten des Hochlandes gesehen und hab' es lieb gewonnen. Der Herrgott ist in seiner lustigsten Laune gewesen als er dieß wunderliche Gebirge schuf. Sie können stundenlang meinen in der Leipziger Ebne zu wandern, und plötzlich stehen Sie an einem jähen Abgrunde und sehen 1000 Fuß unter sich die Elbe oder einen jener traulichen stillen Waldgründe, welche nur Mitteldeutschland besitzt. Oder es steigt aus dem Plateau eine Felsmasse empor, so kühn, so seltsam zerklüftet: es braucht dann nur noch ein Unwetter, eine schwere Wolke, die an den Fels-Nasen hängen beibt, und das Rübezahlmärchen ist fertig. Freilich sind wir nicht so genügsam um von diesen Naturwundern allein zu leben. Das Leben da oben ist doch bei Alledem abscheulich: ein paar Offiziersfamilien, auf dem einsamen Felsen zusammengepfercht, im Winter oft wochenlang von jedem Verkehre abgeschnitten — Sie können denken, was das für ein Klatschen und Intriguiren ist — so arg, daß mir nach ein paar Tagen der Humor ausging und ich anfing ernstlich indignirt zu werden. Wissen Sie wohl, daß diese Untugend der Frauen mich oft an dem ganzen Geschlechte irr macht; mir scheint, alle Rohheit und Gewaltsamkeit der Männer ist harmlos im Vergleich mit dieser kleinlichen häßlichen Sünde. Meine Mama und meine Schwestern haben Nichts davon und sind recht waffenlos in dieser Gesellschaft. — Ich habe dies Jahr viele und nicht immer angenehme Arbeit gehabt. Mit dem Dociren geht es gut . . . Meinem Vater war ichs doch schuldig, daß ich

[1] S. Bd. 1, S. 304. Wellmann, Jurist, hatte sich nach mißglückter schriftlicher Examenarbeit vergiftet.

auf einer landwirthsch. Anstalt 2 Stunden von hier die national-ökonomischen Vorträge übernahm. So viel Freude mir die Collegien an der Universität machen, so widrig ist mirs, die Wissenschaft in den Karren der Praxis zu spannen; Sie glauben mir wohl ohne weitere Versicherung, daß ich dazu gründlich verdorben bin. Sie klingen recht gut, die schönen Reden von der Ehre der Arbeit; das Wesen des Glücks liegt doch darin daß man kein Dilettant ist, und das bleib' ich mein Lebtag in der Nationalökonomie, noch dazu ein Dilettant ohne Liebe. Auch die Stellung an der Universität hat ihre häßlichen Seiten: immer wieder vor einer Zuhörerschaft reden, die man nicht kennt, von der man nur auf Umwegen erfährt ob man verstanden wird — es ist doch etwas Todtes, Unnatürliches in diesem Berufe. Das Schlimmste ist: meine Zeit ist überaus beschränkt. Wollen Sie Stunde zu Stunde zählen, so bleibt mir allerdings Muße genug. Aber die Freiheit, die Sammlung des Geistes, die unerläßlich ist wenn ich wieder etwas Poëtisches schaffen soll — sie fehlt mir völlig. Ich sehe klar, das muß sich ändern, und ich hoffe, daß ich Ihnen bald davon schreiben kann. Ganz von der Kunst abgekommen bin ich nicht: ich habe mir wenigstens manche Dinge klar gemacht. Eine Probe davon schick' ich Ihnen hier; ich glaube daß Ludwig leiblich getroffen ist, leider erfahre ich, daß es sehr schlimm mit ihm geht. Körperleiden und Nahrungssorgen reiben ihn auf, es steht zu fürchten, daß dieses schöne Talent verloren geht. — Ein zweiter Aufsatz über den Schweizer Gottfried Keller, einen prächtigen Menschen, ist bereits an die Jahrbücher abgeschickt, aber ich fürchte, die Redaction wird ihn nicht annehmen. Denn — Keller ist ein Radicaler, und wie darf den ein gothaisches Blatt loben! Das ist es was mir an meinen Parteigenossen am Meisten mißfällt: dies Hinübertragen politischer Antipathieen auf das sittliche und ästhetische Gebiet. Sie werden mir wohl beistimmen, wenn Sie je das Glück hatten, einen gothaischen Gelehrten ächter Race (z. B. Julian Schmidt) zu kennen. — Denken Sie nicht nach den vielen Klagen, die ich Ihnen vorgetragen, daß ich irgend unzufrieden bin. Ich schreibe so unendlich selten Briefe, und da Sie mir einmal ein Anrecht auf Ihr Vertrauen gegeben haben, so stellt sich unwillkürlich auf dem Papiere Alles ein was mich quält — wären es auch nur die kleinen Sorgen, welche in meinem Alter fast Jeden plagen, der etwas mehr sein will als ein bloßer Tagelöhner . . .

Noch ein paar Worte zu dem reichen Inhalte Ihrer beiden Briefe. Ueber OLudwig werden wir wohl sehr ähnlich denken. Auch Heyse geb' ich Ihnen ohne Weiteres preis: der Mensch ist viel zu süßlich um eine gewaltige und wahre Leidenschaft darzustellen. Aber Freytags Fabier sollen Sie mir nicht schmähen. Auch ich finde ihn liebenswürdiger im Lustspiele; dennoch ist das Trauerspiel schön, es enthält im reichsten Maaße was Sie vor Allem verlangen — Naturwahrheit. Ich glaubte oft im Livius zu lesen. Und die Liebesgeschichte? Glauben Sie denn, daß jede Römerin eine Portia war? Gottlob, die Menschen haben sich geliebt, so lange sie sich auf diesem schönen Ball tummeln, und Catull hat in der ernsten strengen Römersprache Liebeslieder gedichtet, so zart, so duftig wie Heine. Kennen Sie die wunderschöne Gemme, worauf eine Römerin ihren Knaben, der sich rückwärts gebogen zu ihr neigt, umarmt? Ich denke, diese zarten edlen Empfindungen sind ein Gemeingut der Menschheit, nicht ein Sondergut der modernen Welt. — Meine vollkommene Ketzerei aber muß ich bekennen hinsichtlich Macaulay's. Ich gestehe, daß ich ihn weder liebe noch hasse: ganz einfach, er ist mir langweilig . . . Ich glaube, Sie haben in die eleganten Zeilen dieses Sophisten Viel von dem Reichthum Ihres eignen Herzens hineingelegt: grade den Pulsschlag des Herzens vermisse ich bei ihm gänzlich. Der erste beste einfache deutsche Geschichtsschreiber ist mir lieber: die schlichte Erzählung in Stenzels preußischer Geschichte regt meine Phantasie mehr an und giebt mir mehr zu denken als diese Bilderpracht, diese Wasserklarheit. So hoch ich von den Dichtern der Briten denke — von ihren Prosaisten haben nur Zwei meine volle Bewunderung — Milton, in dem sich der Freiheitsmuth der modernen Völker wie in keinem Andern verkörpert, — und Baco, dies Urbild des englischen Nationalcharakters, der die Natur durch das Wissen beherrschen will.

In den Ferien hab' ich mir mein „engeres Vaterland" (wir Deutschen sind ja allein dazu verdammt zwei Vaterländer zu haben) näher angesehn, das mir, der ich fast ganz Deutschland ziemlich genau kenne, noch beinah unbekannt war. Im Erzgebirge hab' ich Gott zum ersten Male vergeben, daß er mich in Sachsen hat zur Welt kommen lassen. Dort oben ist die fatale aufdringliche Höflichkeit der Ebnensachsen noch naturwüchsige liebenswürdige Offenheit und Zuthulichkeit. Ich habe den Heldenmuth dieser Menschen bewundert: eine Noth, ein Elend ohne Gleichen, dazu die sichere Aus-

sicht, daß die Maschine den Spitzenklöpplerinnen und Posamentirern in wenig Jahren den letzten Verdienst rauben wird — und doch eine wunderbare Heiterkeit und eine rührende Anhänglichkeit an die öde Heimath mit ihrem achtmonatlichen Winter. Dann war ich in meinem lieben Böhmen ... immer wieder, wenn ich dieß herrliche Land sehe und darin eine Bigotterie welche nur Jesuiten zu begründen verstehen — drängen sich mir die Bilder aus jenen entsetzlichen Religionskriegen vor die Augen. —

Ich dachte um Ihre Verzeihung zu bitten, meine verehrte Freundin, und nun macht dieser schrecklich lange Brief meine Sünde nur noch größer. Ich denke, wir werden uns doch noch einmal persönlich begegnen: Entfernungen giebt es ja nicht mehr. Auch mir ist ein Briefwechsel nur ein kümmerlicher Ersatz für die persönliche Bekanntschaft; doch bedarf es wohl kaum der Versicherung, wie herzlich ich Ihnen trotzdem für jedes Schreiben danke. Ich bin, gnädiges Fräulein

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

242] An Wilhelm Nokk.

Leipzig, Nov. 7. 59.

Mein lieber Vereli,

... oft weht es mich an wie ein Hauch aus den schönen Tagen am Rhein, ich möchte wieder in Dein treues Auge sehn und Dir wie sonst Alles erzählen, Großes und Kleines was mir Kopf und Herz bewegt. Das ist es was mir hier gänzlich fehlt: ich habe keinen Freund, keinen Menschen, dem ich Alles vertrauen könnte ... Mit Leipzig hab' ich mich immer mehr befreundet: trotz all des crassen Materialismus, der hier mit unterläuft — es ist doch ein stattlicher und stählender Anblick, dieses rastlose Ringen mit dem Leben, dieß kräftige Vorwärtsstreben eines wackren Bürgerthums; ich glaube, ich würde jetzt von hier nur ungern in ein indolentes kleines Universitätsstädtchen übersiedeln. Aber mit meinen persönlichen Verhältnissen sieht es noch wunderlich genug aus: die wenigen angenehmen Bekanntschaften, die ich gemacht, beginnen sich bereits zu lichten ... Meinen Lebenszwecken bin ich kaum um einen Schritt näher gerückt. Ich bin rasch ein beliebter Docent geworden, ja für Leipzig, dessen Studenten als ächte Söhne eines Industrielandes auch die Wissenschaft nur mit der

Frage nach dem praktischen Zwecke ansehen, ist der Erfolg meiner Vorlesungen bisher ein sehr glücklicher zu nennen. Dennoch weiß ich nicht, ob ich zum Docenten tauge. Das Schauspielerhafte des Berufs, das Gewissenlose einer Arbeit, welche mich zwingt die oft ganz unfertigen halbwahren Resultate einer leichtfertigen Forschung zur bestimmten Stunde mit orakelhafter Sicherheit vorzutragen — das macht mir oft Sorge und Ekel. Den einen Zweck des Lehrerberufs, die Leute anzuregen, ihnen einen Begriff von der Würde und dem Reichthum der Wissenschaft beizubringen — diesen glaub' ich zu erreichen; aber den andern nicht minder wichtigen Bestandtheil, das eigentlich Doctrinäre des Professorenthums, die positive Belehrung, das Anfüllen der Zuhörer mit Material — dies, glaub' ich, versteh' ich nicht. Das Schlimmste aber ist der Mangel an geistiger Sammlung — — — Ich hatte ein Trauerspiel begonnen und hab' es vernichtet, weil ich fühlte, daß mir in diesem zwiegetheilten Leben die Totalität der Empfindung abhanden gekommen war, die zu einem rechten Kunstwerke gehört. Das war eine arge leidenschaftliche Thorheit: ich wußte damals noch nicht, daß man Nichts von seinem Leben vernichten kann, daß der Mensch so leise und nothwendig fortwächst wie der Baum die Jahresringe ansetzt. Jetzt hoff' ich die Arbeit wieder vorzunehmen, aber ich fühle wie die Handwerksthätigkeit in Lützschena ... meinen Kopf vertrocknet. Das muß sich ändern: ich mag nichts Halbes, ich mag kein Dilettant sein. — Was meinst Du zu dem Auff. über Ludwig? Ich glaube ich habe L. leidlich getroffen ... Put ist noch in London, hat sich einen Namen gemacht durch eine Erfindung, aber ist noch ebenso wenig wie ich im Klaren über seine Lebensstellung — — —

Wie es in Preußen steht, darüber zerbreche ich mir den Kopf umsonst. Die Erklärung in der kurhessischen Sache, in Form und Inhalt musterhaft, nach Jahren das erste muthige brave und wahrhaft staatsmännische Wort, das eine deutsche Regierung gesprochen[1] — und daneben die Gemeinheit mit der Berliner Schillerfeier[2] — das reime

[1] S. Sybel 2,342 ff. [2] Das Komitee für die Schillerfeier Berlins am hundertjährigen Geburtstage des Dichters hatte in seinem Programm zur Vorfeier am 9. Abends Festzüge unter möglichst großer Beteiligung der Einwohnerschaft vorgesehen; mit Stocklaternen von den verschiedenen Plätzen der Stadt ausziehend, Musikchöre voran, sollten sie auf dem Gendarmenmarkt zusammentreffen. Auf dem tageshell erleuchteten Platze sollte dann vor der Freitreppe des Schauspielhauses nach einer Rede und nachdem die ganze Menschenmenge das Lied an die Freude ange-

sich Einer zusammen! Ich glaube, das Gute überwiegt in Berlin dennoch: mindestens ist Preußens Verhalten in der Zollvereinssache musterhaft gewesen — wir brauchen unsre patriotischen Hoffnungen noch nicht herabzustimmen. — Ade, der Brief ist viel länger geworden als er sollte.

Heinrich T

243] An den Vater.

Leipzig, Nov. 15. 59.

Besten Dank für Deinen freundlichen Brief, mein lieber Vater. Auch ich kann Dir von einer Schillerfeier erzählen, und ich muß sagen, sie hat all meine Erwartungen übertroffen. Seit 14 Tagen schon konnte man keine Zeitung mehr lesen: so wimmelte Alles von Schillerschen Versen. Und zwar schien mirs, als ob die Leute das wahrhaft Poëtische an ihm nicht zu würdigen wüßten, als ob sie nur Sinn hätten für seinen Bombast und seine tönenden Sentenzen. Dazu die Speculation, dieser wahrhaft amerikanische Humbug mit Schillerseife, Schillercigarren und Gott weiß was. Das Alles hatte meine Erwartungen tüchtig herabgestimmt, aber der Festtag hat mich angenehm enttäuscht. Ich habe gesehen, welch ein reiches tüchtiges und wackres Bürgerthum diese Stadt birgt. Ein Festzug von mindestens 10,000 Menschen — keine einzige Wache aufgestellt, und doch keine Störung, nicht einmal eine Verwirrung des endlosen Zugs, der zwei volle Stunden marschierte. Und auch stattlich anzusehen war es — am spaßhaftesten die Barbiere, welche Schiller als Chirurgen für einen der Ihrigen erklärten und deßhalb als Karlsschüler erschienen —

stimmt, eine improvisierte Kolossalstatue Schillers feierlich enthüllt und bekränzt werden. Der Polizeipräsident verbot diese Aufzüge, und der Minister des Innern Graf Schwerin bestätigte das Verbot einer so „öffentlichen und geräuschvollen Festlichkeit", die weit hinausginge über das Maß dessen, was bei ähnlichen Erinnerungsfesten hergebracht wäre; zudem wären mit Rücksicht auf die Umstände (die Krankheit des Königs) auch die eigentlich preußischen Festtage nur ernst und still begangen worden. Es wurde dem Komitee anheimgegeben, „eine des Tages würdige Feier innerhalb geschlossener Räume" zu veranstalten und die für jenes größere Unternehmen eingegangenen Beiträge zu bleibenden Denkmalen der Erinnerung an den großen deutschen Dichter zu verwenden. — Die Aufregung über diesen Entscheid war groß, beruhigte sich aber, als der Magistrat und die Stadtverordneten von Berlin beschlossen hatten, an dem Gedächtnistage den Grundstein eines vor dem Schauspielhaus zu errichtenden Schillerstandbilds zu legen. Das geschah dann im Rahmen einer großen, volkstümlichen Erinnerungsfeier, der auch der Prinzregent und andre Mitglieder des Königshauses beiwohnten.

am stattlichsten wohl die Bäcker in der Tracht des 30j. Kriegs, mit einer Fahne, die ihnen in jener Zeit für die mannhafte Vertheidigung der Stadt geschenkt ward — und so fort.

Ich zog natürlich mit dem corpus academicum, vor und hinter uns Ehrenwachen von Studenten in Koller und Kanonen. Traurig waren natürlich die Reden, aber sie störten wenigstens nicht, und selbst die schreiende Ungerechtigkeit, daß man Goethe's nicht mit einer Silbe erwähnte, fand ich erklärlich: denn das Fest war ein rein populäres, und wie unzählige dieser braven Handwerker haben allein durch Schiller eine Ahnung davon erhalten, daß es noch eine andere reinere Welt giebt außer dem Alltagsleben. — Recht kläglich zeigte sich leider die Universität. Die Studenten hatten ihre kleinen Rangstreitigkeiten so weit getrieben, daß sie nicht einmal in Einem Zuge auftraten. Die Professoren haben zwar ihre Theilnahme durch Ehrenpromotionen bekundet, aber ich habe hinter die Coulissen gesehen und den jämmerlichen Hader betrachtet, der vorherging, diesen maßlosen Gelehrtendünkel. Ein Professor frug gradezu: was hat der Mann eigentlich genützt? — und wenn man das Gerede mit anhörte, so konnte man zu dem trostlosen Irrthume gelangen, Kunst und Gelehrsamkeit seien Antipoden. —

Von mir kann ich ganz Gutes melden: mein Colleg ist über alle Erwartung zahlreich besucht, und ich habe nur den einen Wunsch, daß es so bleiben möge — — — in Lützschena sieht es nicht so aus, als ob die Anstalt sich bald wieder heben würde. Geht es irgend, so trete ich zu Ostern in Lützsch. aus und übernehme vielleicht eine historische Arbeit, welche Dir weniger Geldnoth und mir weniger Widerwillen bereitet als das Lützschenaer Treiben. Von meinem wirthschaftlichen Leben kann ich nur sagen, daß ich mich aufs Äußerste einschränke[1] . . . Inzwischen lebt wohl, seid versichert, daß ich sehr oft Euer denke und mich herzlich drauf freue den Felsen im Winterschmucke zu sehen. — Bülau's Tod wird auf mich keinen Einfluß haben. Freilich hat mir Mohl schon zu der Professur gratulirt, aber er kennt die hiesigen Verhältnisse nicht . . .

Wie immer

Dein treuer Sohn

Heinrich

[1] Treitschke mußte in diesem Briefe den Vater um einen außerordentlichen Zuschuß von 20 rl bitten.

244] An Wilhelm Roth.

L 14/12 59

Lieber Vereli,

— — — Deine Wuth über das Schillerfest in Berlin geht entschieden zu weit. Es war eine ungeheure büreaukrat. Dummheit, bei der man sich ursprünglich Nichts dachte und die man, als man sie eingesehn, wieder gut zu machen suchte. Die Regierung ist durch das Geschick, womit die Habsburger die Sache ausgebeutet, schwer genug bestraft. Wir aber sollen darüber ernstere Dinge, insbes. Kurhessen, nicht vergessen. Ich suspendire mein Urtheil bis zur Kammersitzung; da muß sich, wenn die Kammern sich nicht ganz unwürdig betragen, allerhand aufklären.

245] An Ferdinand Frensdorff.

Festung Königstein 28/12 59.

Lieber Frensdorff,

. . . wenig Tage nach Hugos Abreise mußte ich eine Stunde zu meinem Colleg zulegen; so les' ich jetzt 7 Stunden über 3 verschiedne Themata. Da bleibt wahrlich keine Zeit übrig. Es ist schade, daß Hugo nicht noch 2 Tage länger blieb: das Schillerfest in L. war herrlich. Seit 48 hab' ich nichts Aehnliches gesehen — ein wirkliches Volksfest, ein selbstbewußtes tüchtiges Auftreten des Bürgerthums worauf Leipzig stolz sein kann.

Schlecht benommen hat sich bei der Sache nur die Universität: die Professoren kamen fast alle nicht — aus jämmerlichem gelehrtem Dünkel: im Docentenclub debattirte man alles Ernstes darüber was der Mann eigentlich genützt habe. Die Studenten erschienen in 2 Parteien gesondert. Darnach kannst Du Dir ungefähr denken, wie das Jubiläum der Universität ablief. Eine gemeine Lakaiengesinnung von Anfang bis zu Ende. ***, dieser πολύτροπος, der allmälig auch dem blödesten Auge seinen wahren Charakter, die ins System gebrachte Gesinnungslosigkeit, enthüllt, hielt eine niederträchtige Rede. Durch die Gunst und Weisheit der sächs. Fürsten, besonders der Albertiner, sei hier eine Hochschule entstanden, an deren Blüthe die Professoren nur einen untergeordneten Antheil hatten. Von Deutschland war nur einmal die Rede, als das schwere Unrecht erwähnt ward, welches Sachsen von Deutschland im J. 1815 erlitten, ein Unrecht, das kein

treuer Sachse je vergessen wird. Beim Commers erklärte Falkenstein: es will viel sagen, wenn der Cultusminister den Studenten das Zeugniß der Loyalität ausstellen kann; ich bin so glücklich es thun zu dürfen. Zwei Prinzen wurden promovirt, von denen der Eine bedauerte, daß er sein Latein vergessen und das Diplom nicht lesen könne. Falkenstein erhielt zum Lohne dafür daß er unsre Landeskirche für Jahrzehnte ruinirt hat den dritten Doctortitel (es fehlt nur noch der Dr. med.) Euch in der Ferne mag das Alles komisch scheinen, ich konnte meinen Ingrimm kaum bewältigen. O es ist schwer inmitten dieses verknöcherten Particularismus sich den Glauben (oder soll ich sagen die Illusion?) zu bewahren, daß man an einer deutschen Hochschule wirkt.

Es ist übrigens merkwürdig, wie reißend das Gefühl der Nichtigkeit der Kleinstaaterei fortschreitet. Ich habe darüber von sächs. Offizieren die seltsamsten Geständnisse gehört. Heute früh erklärte mir mein kleiner Bruder — jetzt Cadet — zu meiner freudigen Ueberraschung, er wolle, wenn er seine Ausbildung im Cadettenhause vollendet, in eine größere Armée treten; in diesen kleinlichen Verhältnissen halte er's nicht aus. Er meint, alle seine Cameraden dächten ebenso, aber den Meisten fehle der Muth zu einem entscheidenden Schritte. Das sind Kleinigkeiten, aber sie sind bezeichnend. Die Soldaten der Kleinstaaten müssen endlich lernen, daß das Heiligthum des Soldaten, die Ehre der Fahne, in einem Kleinstaate gar nicht vorhanden ist. Unter dem Civil hab' ich nicht minder wunderbare Wandlungen mit angesehn: der rohe sächs. Partikularismus stirbt sichtlich ab. Wird Preußens Regierung diese gesegnete Wandlung der Volksstimmung, diese glückliche Constellation zu benützen wissen? Du verpflichtest mich zu Dank, wenn Du mir Einiges mittheilst was meine sehr großen Besorgnisse zerstreuen kann. Unsre Enkel beneiden uns vielleicht dereinst daß wir das Morgengrauen der deutschen Einheit gesehen; auf meine ungeduldige Natur wirkt diese Zeit des Harrens quälend ja aufreibend. —

Ich sitze wieder auf dem Felsenneste, befinde mich für ein paar Tage sehr behaglich in der Familie, doch bedaure ich sie aufrichtig um dies eintönige Winterleben. Morgen denk' ich in Dresden ins Concert zu gehn und mit Helbig die Kneipen einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Meine große Noth in Leipzig ist der Zeitmangel. Denke Dir meinen Montag: früh Colleg bis 1 Uhr, um 2 Dauerlauf nach Lützschena, dort 2 Stunden lesen, Abends arbeiten auf das

Dienstagscolleg. Doch hoff' ich Einiges für die Preuß. Jahrb, die im Januar meinen Auff. über G. Keller bringen, fertig zu machen. Im Sommer muß es anders werden: dann ist mein Lützschenaer Heft fertig, und ich lese in der Stadt entweder gar nicht oder ein 2. stünd. Colleg über Preuß. Geschichte (o Falkenstein!) — so bleibt Zeit zu selbständigem Arbeiten. Meine Aussichten in L. sind sehr schlecht: ein ungegründetes Gerücht über eine Verwarnung, die ich aus Dresden erhalten haben sollte, hat mir doch gezeigt, wie man über mich denkt. Mohl, der mich rührend gütig behandelt, dachte freilich, ich würde Bülaus Nachfolger werden — die Idee ist wirklich spaßhaft. Gott weiß welchen Jammerkerl sie berufen werden: Aegidi wäre meiner Meinung nach der Beste, aber wie ist das denkbar? — Zarncke ist, sehr, sehr schwer erkrankt, in Italien; Gott gebe daß wir ihn wiedersehen. Mir geht das wirklich nahe . . . Mein Umgang ist etwas besser als zu Deiner Zeit, aber noch immer beschränkt genug: die Münchener Halle mit ihrem gesegneten Stoff hab' ich aus Rücksicht auf mein Docentenamt aufgegeben . . . Mangoldt grüße recht herzlich, wünsche ihm Glück zu seiner Genesung und sage ihm meinen aufrichtigen Dank für seine Kritik[1]. Ich unterschreibe seinen Tadel durchaus, nur scheint mir der gerügte Fehler bei jedem „kritischen Versuche" unvermeidlich zu sein. Es ist stark, daß ich ihm nach dieser Freundlichkeit nicht selbst schreibe, aber — meinen alten, jetzt glücklich verlobten, Nokk und eine Freundin ausgenommen — hab' ich das Correspondiren ganz aufgegeben. Wie steht es mit M's schriftstellerischen Planen? Ich habe mir die Sache überlegt und bleibe dabei: ein Mann wie er soll eine wirkliche Geschichte der Nationalökonomie schreiben, für die Handwerkerarbeit einer Dogmengeschichte ist er zu gut. — Wo zum Teufel hast Du noch andre Besprechungen meines Buchs gelesen? Schreibe mirs — nicht meinetwegen, sondern zur Beruhigung für meinen unglücklichen Verleger. Ferner, Du wandelndes Conversationslexicon, sage mir: wer ist der Aesthetiker in Kolatschek's Stimmen der Zeit — ein Hebbelschwärmer, aber ein grundgescheiter Mensch? Lebt wohl — der Brief gilt Dir und Hugo — schreibt mir bald und erinnert Euch, daß ich

[1] Wohl die S. 14 z. T. zitierte im Liter. Centralblatt vom 26. Nov. Mit der formellen Behandlung des Themas der „Gesellschaftswissenschaft" ist sie insofern nicht einverstanden, als der Verf. die Ausführungen Mohls zur Grundlage der Entwicklung seiner eigenen Ansichten nehme. „Die Gedanken entfalten sich nicht von innen heraus aus der Grundanschauung, aus der das Buch hervorgegangen ist, sondern nach einer äußeren, zufällig durch ein anderes Buch gegebenen Ordnung."

am 31. Dec. hier in diesem k. sächs. Burgverließ frech genug sein werde ein Glas auf den deutschen Einheitsstaat zu trinken.

Heinrich T.

246] An Wilhelm Nokk.

Festung Königstein, 1. Jan. 1860.

. . . Du willst einen langen Brief; das wird schwer halten auf diesem abgeschiedenen Felsenneste. Denn was ich eben sah — wie die guten Philister im Städtchen Königstein um Bier und Karten saßen wie die Fliegen um den Zucker — das wirst Du in Deinem Ettenheim[1] auch genießen: — und wie das Eis der Moldau das felsige Bett der Elbe herabwogt das läßt sich ohne einen für einen gesitteten Brief unzulässigen Wortschwall nicht schildern. — Ich wünsche Dir, daß Du Deinen Schatz recht oft zu sehen bekommst und, wenn anders dies in Deinem Plane liegen sollte, noch heuer Deine frohe Hochzeit feierst: — mir aber, daß ich endlich wieder etwas Zeit gewinne. Vor dem Frühjahr ist dazu wenig Aussicht: ich gehe am 4. Jan. wieder in die Tretmühle meiner 7 wöchentl. Collegien und werde dabei nur für einige kleine Aufsätze Zeit übrig behalten. Einer über G. Keller ist schon gedruckt; er soll, sobald ich ihn erhalten, Dir in Deine Ettenheimer Einsamkeit zugeschickt werden . . . Ein zweiter Art. über F. Hebbel (ein ungeheuer schweres Thema: der Mann ist wirklich ein Problem, und es ist nicht leicht seiner maßlosen Anmaßung gegenüber gerecht zu bleiben) und ein politischer Auff. über Gneist's Staatsrecht von England Bd. 2. (beiläufig die gediegenste politische Schrift, die seit 10 Jahren in Deutschland erschienen ist, Dir im Interesse Deiner jur. und polit. Bildung sehr zu empfehlen) — diese beiden Artikel sollen noch vor Ostern folgen. Doch hab' ich jetzt das gelehrte Treiben und das Essay-Schreiben herzlich satt: der Sommer soll besser werden, soll endlich zu selbständigen Arbeiten verwendet werden. Für jetzt ist das leider ganz unmöglich — denn die kurzen Mußestunden, welche meine Collegien übrig lassen, sind nur zu Stückarbeit zu gebrauchen. — Die schöne Ruhewoche hier oben hab' ich in der Familie zugebracht und besonders meinen Bruder, der Cadet ist, jetzt erst näher kennen gelernt: es ist ein prächtiger Junge an Leib und Seele; Gott

[1] Nokk war von Sept. 1859 bis Ende 1860 beim Amtsgericht in Ettenheim beschäftigt.

gebe, daß er durch das Elend des Gamaschendienstes nicht verderbt werde, sondern schon früh an einem edlen und veredelnden Feldzuge theilnehme. —

Freytags dramatische Werke wurden mir zu Weihnachten geschenkt; ich hab' sie wieder gelesen und mich erfreut an der ächt-deutschen Gewissenhaftigkeit, womit dieser Mann an sich arbeitet. Wie unwahr und verschwommen ist die Weltanschauung in der Valentine, und wie edel und tüchtig der heitre Ernst der Journalisten. Das seltsame Stück „der Gelehrte“ — unklar und kalt, weil der Poet den Conflict, den er schildert, offenbar selbst noch nicht innerlich überwunden hatte — ist mir sehr anziehend gewesen weil man darin so tief in die Seelenkämpfe eines wackren Menschen blickt. Meine Meinung über die Fabier hab' ich — leider nur kurz — im Centralblatt gesagt. Ich lege die Nummer bei[1]; durch einen spaßhaften Zufall sind darin noch 2 Art. von mir und über mich; Du kannst das Blatt natürlich behalten. F. ist mit meiner Kritik sehr zufrieden. Ich wünschte sehr ihn kennen zu lernen; aber es ist gegen meine Natur mich aufzudrängen, und daß er mich aufsuchen sollte ist noch weniger zu erwarten. — Wollte der Himmel, ich könnte unsrem Vaterlande mit ebenso fester Zuversicht ein frohes Neujahr zurufen, wie Dir lieber Freund! Die Zukunft erscheint wieder unendlich trübe. In Preußen ein schwaches Regiment, eine Menge nichtswürdiger Schelme (Stieber[2], Lindenberg!!) aus der Manteuffelschen Zeit noch in Amt und Würden — und (das Schlimmste von Allem) in der Presse Schweigen und Zurückhaltung, allerdings aus guten Gründen: denn den niederträchtigen Lügen gegenüber, welche unsre Rheinbundsblätter und die

---

[1] Nr. 48. Sie enthält noch Treitschkes (anonyme) Anzeige von Aegidis Rede zur Einführung in die Professur der Geschichte am Akadem. Gymnasium in Hamburg und unmittelbar darauf folgend die schon wiederholt erwähnte Besprechung der „Gesellschaftswissenschaft“. [2] Ende 1859 begann die Oberstaatsanwaltschaft in Berlin ein Strafverfahren gegen den Polizeidirektor Stieber einzuleiten und öffentlich zur Angabe von für die Untersuchung wichtigen Tatsachen aufzufordern, während Stieber zunächst unbehelligt im Amte blieb; erst Anfang Januar 1860 beantragte er selbst einen vierwöchigen Urlaub. Vom Stadtgericht im Mai und in zweiter Instanz vom Kammergericht im November freigesprochen, wurde er nach einer von ihm unmittelbar darauf gegen Oberstaatsanwalt und Justizminister veröffentlichten „Notgedrungenen Rechtfertigung“ am 1. Dez. 1860 zur Disposition gestellt. Noch vor ihm aber auch der Oberstaatsanwalt Schwarck; ebenso wurde die vom Justizminister Simons nachgesuchte Entlassung am 14. Dez. genehmigt. Denn auch dem Minister selber zur Last fallende Gesetzwidrigkeiten hatte Stieber denunziert.

Londoner Demokratenzeitungen über Preußen, das trotz Alledem doch das am Besten regierte Land Deutschlands ist, verbreiten — diesen Angriffen gegenüber scheint es für jedes patriotische preuß. Blatt Pflicht die Regierung zu unterstützen. Und doch kann diese Zurückhaltung nicht glücklich enden. In Oesterreich Alles aus den Fugen, Staatsbetrug und Pfaffenwirthschaft — in den Rheinbundsstaaten eine Misère wie sie nicht jammervoller sein kann. Wie soll das enden? Das Traurigste ist: nur durch eine Massenbewegung kann eine Revolution glücken, unsre Masse aber denkt an Alles andre eher als an die deutsche Einheit. Das Richtigste scheint mir doch, daß alle ehrlichen Patrioten sich auf den Rechtsboden der Reichsverfassung von 1849 stellen sollten. Hier ist etwas Positives (die Eisenacher gebrauchen ja doch die Sprache nur um die Gedanken zu verbergen[1]) und vor Allem hier ist ein Rechtsboden, unzweifelhafter als der des wiederbelebten Bundestages. — Du thust mir leid in Deiner mittelalterlich-klerikalen Umgebung: wahrlich es ist schwer in dem Zeitalter der Concordaten den Glauben an den Fortschritt der Menschheit nicht zu verlieren. — Die wunderbarste Erfahrung mache ich jetzt: ich lerne wie schnell die Menschen v e r g e s s e n. Ich kann jetzt auf eine Reihe selbsterlebter Jahre unsrer nationalen Entwicklung zurückschauen und erstaune oft, wie schnell diese schweren Erfahrungen dem Gedächtniß der Menschen entschwinden. Ganz so wie der einzelne Mensch es übel nimmt wenn man ihn an ein gestern begangenes Unrecht erinnert, ganz wie Jeder von uns denkt: was für mich vergangen und innerlich abgethan ist, das soll auch für Andre vorbei sein — ganz so ist es mit den Geschicken der Völker. Die große Lösung des Räthsels alles Lebens: kein Vergangenes geht unter, jede That ist unsterblich — sie ist den meisten Menschen zu ernst, zu schwer; über ihre trüben beschämenden Erinnerungen helfen sich Menschen und Völker hinweg mit dem achselzuckenden Ausruf: es war eine Zeit des Wahns, der Thorheit! — und doch ist das Gewissen unvergänglich! . . .

Leb wohl und sei glücklich.

Heinrich T.

---

[1] Vgl. H. Oncken, Bennigsen 1,348ff.

247] An den Vater.

L, Jan. 16. 60.

Mein lieber Vater,

— — — Ich bin endlich so schlau gewesen bei Del Vecchio[1] zu abonniren und freue mich an den wirklich schönen Bildern, die jetzt dort sind. Ein Bild von Rosenfelder, die Churfürstin Elisabeth (die weiße Frau), wie sie heimlich das protestantische Abendmahl nimmt, ist herrlich: das rührend schöne, tief unglückliche Gesicht dieser Frau vergißt man nicht wieder[2]. —

Uebrigens geht mirs gut: Mama und Schwestern haben wieder redlich gesorgt mir meine Häuslichkeit angenehm zu machen; und die Märsche nach Lützschena sind ein gesundes Luftbad. Nur neulich, als der Ostwind es gar zu arg trieb, bin ich noch 3/4 Stunden mit dem Winde bis Schkeuditz gegangen und von da gefahren. —

Recht leid ist mirs daß ich mit Rainer so ganz außer Verbindung stehe: der Junge ist mir in den paar Tagen doch sehr lieb geworden . . .

Dein treuer Sohn

Heinrich

248] An Julius Klee.

Leipzig, Jan. 27. 60.

Geehrter Herr Rector,

ich schicke Ihnen hier einen neuen kritischen Aufsatz[3] und bemerke zu meiner Entschuldigung: ich habe, des Raumes wegen, viel davon streichen müssen, so daß der Rest mehr als mir lieb ist den Charakter einer Lobrede trägt. Einiges erinnert Sie vielleicht an den Nachmittag auf dem Lilienstein, und zu meiner Genugthuung sind die harmlosen Seiten bereits verketzert worden. Uebrigens bleib' ich dabei, daß das armselige Kritikerhandwerk nur in der ersten Zeit der Mühe lohnt. Jetzt sehne ich mich herzlich darnach, wieder selbst etwas zu schaffen. Aber ich bin kein Schnellschreiber; so nehmen mir meine sieben wöchentlichen Collegien zwar nicht jede Stunde Zeit, wohl aber

---

1 Ständige Kunstausstellung in der Kaufhalle am Markt. 2 Rosenfelder (1813—1881) war von 1845 fast dreißig Jahre lang Direktor der Akademie in Königsberg, dessen Museum von ihm eine Darstellung der Besitznahme von Marienburg durch den deutschen Orden enthält. 3 den über Gottfried Keller (Histor. u. Polit. Aufsätze 4,19 ff.).

jede unbefangene Muße. Ich habe das Geheimniß des rechten Kathedervortrags noch immer nicht errathen: meine Zuhörer klagen, meine Rede sei zu reichhaltig, es sei schwer mir nur mit dem Ohre, geschweige denn mit der Feder, zu folgen; und doch bringe ichs mit meiner Ungeduld vielleicht nie zu der nothwendigen Weitschweifigkeit und Ruhe. In diesem Winter kann ich an eine ordentliche Arbeit nicht denken, aber zu Ostern muß es anders werden. Ich werde im Sommer entweder gar nicht oder nur ein 2stünd. Colleg über preußische Geschichte lesen, so daß mir Muße bleibt mich ernstlich zu fragen, ob ich für die Kunst etwas tauge. In den zerstreuten und zerfahrenen Freistunden vor Ostern denk' ich noch einen Aufsatz über Hebbel zu schreiben. Das ist wirklich ein Räthsel. So viel Unnatur und Abgeschmacktheit, und dabei so viel gesunde Kraft. Ich meine, er verdirbt sich und seine Kunst durch ein anmaßlich forçiertes Wesen: seine ästhetischen Schriften wenigstens enthalten, wenn man näher hinsieht, nur ziemlich triviale Behauptungen, die lediglich wegen ihrer extremen Form verblüffen. J. Schmidt thut Hebbel übrigens sicherlich bittres Unrecht. Ueberhaupt begreife ich jetzt kaum mehr, wie ich jemals in Schmidts Buche etwas Bedeutendes habe finden können: als ich es zuerst las kannte ich noch beinah Nichts von den Schriftstellern, die er schlachtet. — Ein politisches Werk muß ich noch vor Ostern zu Ende bringen, den zweiten Band von Gneist's englischem Staatsrecht. Ich muthe Ihnen nicht zu, 1000 enge Seiten über das selfgovernment zu lesen, aber ich glaube, eine dauerhafte Besserung des deutschen Staates wird nicht eher erreicht werden als bis die politischen Ideeen dieses Buchs zu Vorurtheilen der Masse geworden sind. Die tägliche Erfüllung ernster politischer Pflichten in Kreis und Gemeinde scheint mir das Einzige, was unsre gebildeten Klassen nachhaltig an den Staat knüpfen, das Einzige was uns den Bürgersinn des antiken Menschen einigermaßen ersetzen kann. Das schwere Buch ist mir so recht aus der Seele geschrieben: die systematische Entfremdung unsrer besten Köpfe vom politischen Wirken schien mir immer unnatürlich, und noch weniger konnte ich begreifen, daß man nur denen ein unabhängiges politisches Urtheil zuzutrauen pflegt, welche sich praktisch um den Staat nicht kümmern. — Diese beiden Aufsätze über Gneist und Hebbel für die preuß. Jahrbb. — das ist mehr als genug Arbeit für die Freistunden bis Ostern. Nachher soll es so Gott will an eine ordentliche Arbeit gehen. Es ist traurig, daß ich mit meinen Lebens-

plänen noch immer so ganz im Dunklen umhertaste. Auch sonst kann ich nicht sagen, daß es mir hier gefällt: ich bin gar zu unnatürlich vereinsamt. — Für Bülau ist neulich denominirt worden: man spricht, schrecklich genug, von Riehl. — Leben Sie wohl, mein lieber Lehrer, und seien Sie herzlich gegrüßt von

Ihrem treuergebnen

Treitschke

249] An Wilhelm Nokk.

Leipzig Febr. 3. 60.

Mein lieber Vereli,

... Du glaubst nicht, wie wohl es mir thut, daß Du mir noch was Rechtes zutraust: ich bin der Kunst so lange entfremdet und auch im Leben begegne ich dem Schönen so selten: kein Wunder, daß mich dann für Augenblicke traurige verzagte Gedanken anwandeln. Da ist solch' ein frisches Freundeswort eine Freude. Daß ich mich noch in einzelnen Mußestunden mit der Kunst abgebe — um hoffentlich bald zu ihr zurückzukehren — davon hat Dir meine letzte Sendung Kunde gegeben. Was meinst Du zu diesem, von der Redaction leider bedeutend castrirten, Schweizer Poëten? ... Jetzt soll der Hebbel dran, damit ich zu Ostern frei bin: ich bin über dies Räthsel noch nicht im Klaren. Die Sammlung seiner Gedichte ist zum Verzweifeln: einzelne entzückend schöne Poësieen, meist Nachtstücke — und daneben Zeug von wahrhaft sündlicher Prosa. Der Urgrund seiner nur halb erfreulichen Production ist doch wohl die Anmaßung — ein Zeichen, daß ihm der gediegne Reichthum des Geistes fehlt. Nur wer sich im Stillen seiner Armuth bewußt ist wird auf jedes seiner hingeworfnen Worte ein solches Gewicht legen wie H. So lange die Welt steht, haben große Dichter nur 2 Arten der Weltanschauung gehabt — die historische (das rechte Feld für die Dramatiker Shakespeare, Schiller und — in seiner Weise — Dante) oder die naturwissenschaftliche — Goethe, Rückert u. s. f. Bei Hebbel sind es ein paar aus dem großen Ganzen der Natur und Geschichte herausgerißne Probleme — wie das Verhältniß zwischen Mann und Weib — welche des Poëten ganzes Denken erfüllen. So bleibt er seinem Volke entfremdet. — H's Dramen hab' ich — o Schande, aber woher soll ein armer Teufel eine Bibliothek sich anschaffen! — nur aus der Leihbibl; dagegen kann

ich Dir, wenn Du es wünschest, die Gedichte und das Epos Mutter und Kind schicken. — Deine Klagen über Deutschlands Zerrissenheit sind leider nur zu wahr, mein Freund. Jammervoller ist mir dieses Elend nie vor die Augen getreten, als heute wo dieselben Blätter, welche den Verrath, den Rheinbund predigen, um E. M. Arndt zu trauern sich unterstehen! Dennoch meine ich, Du thust unserm Volke schweres Unrecht, wenn Du uns hinter die Italiener zurückstellst. Unsre Sittlichkeit unsre Volksbildung, zwar nicht der Glanz wohl aber die gesunde Vertheilung unsrer Volkswirthschaft — das Alles steht hoch über jedem andern europ. Volke; und es lebt kein Gott im Himmel, wenn diesem köstlichen Stoffe keine einige mächtige politische Form zu Theil werden sollte. Der Mangel an wirklicher politischer Bildung — oder vielmehr an warmer, leidenschaftlicher Betheiligung am polit. Leben ist allerdings vorhanden, doch ist er nicht so groß als Du meinst. Bedenke die eine unleugbare Thatsache: 18 Mill. Deutsche, Jung und Alt, Demokraten und Conservative leben der festen Ueberzeugung, daß ihr Staat — daß Preußen dazu berufen ist Deutschland zu werden. Nimmst Du ein paar 1000 Ultramontane und kaum so viele der verranntesten Junker hinweg, so ist dieser Beruf Preußens in Preußen selbst gar nicht mehr Gegenstand des Parteistreites. Daraus magst Du Dir erklären, warum man im preuß. Landtage so wenig davon spricht. Alle Welt ist darüber einig. Nicht als ob die preuß. Stämme besser und gebildeter wären als wir: aber ein lebendiges politisches Bewußtsein erwirbt sich nur in einem wirklichen Staate. Und außerhalb Preußens? Bedenke, daß Italien unter Fremdherrschaft geschmachtet hat und daß das polit. Leben sich dort ausschließlich in geheime Parteien flüchten mußte. Wir aber haben in unsern Kleinstaaten zwar ein durchaus unsittliches Regiment, aber eine leidlich schlaue und nicht allzu plump vorgehende Regierung, vor Allem keine Fremdherrschaft; unser selfgovernment in den Gemeinden, so beschränkt es ist, giebt dem Bürger und Bauern doch Gelegenheit sich am öffentl. Leben zu betheiligen. Kein Wunder, daß der nationale Gedanke nur in einer Minderzahl heller Köpfe lebendig ist: der Philister fühlt den Druck nicht stündlich, er sieht den Croaten nicht vor sich, er kann sich einbilden ein freier Mann zu sein, da seine Stimme im Gemeinderathe gehört wird. Um so dringender die Verpflichtung für uns, die nationale Idee, wo und wie wir können zu fördern, und zwar ohne Hintergedanken. Nicht blos ein Staaten-

bund mit Oestr. und Preußen, nein, auch ein Bundesstaat von Monarchieen ist ein Unding — ein Kind mag es fassen. Nur ein Heil giebt es: Ein Staat, ein monarchisches Deutschland unter der Dynastie Hohenzollern. Vertreibung der Fürstenhäuser, Annexion an Preußen — das ist rund und nett mein Programm. Wer glaubt, daß dies friedlich geschehen wird? Aber ist die Einheit Deutschlands unter Kaiser Wilhelm I eine Idee, die nicht ein paarmal hunderttausend Leben aufwiegt? Dieser Idee gegenüber ist mir mein Leben keinen Schilling werth. Diesen Gedanken gilt es zu verstehen und dann zu verbreiten. Ich glaube, daß er ins Leben treten wird, aber ich fürchte — nur nach endlosem Jammer. Die Schmach eines zweiten Rheinbunds wird uns nicht erspart bleiben. — Halte Dir den bösen Willen der kl. Staaten vor Augen, so wirst Du billiger über Preußen urtheilen. Sein Vorschlag[1] wegen der Theilung des Oberbefehls ist — unter den heutigen Verhältnissen — das einzig Richtige, zugleich ein Zeichen der höchsten Mäßigung. Wenn der Frühling die Revolution in Ungarn und Italien bringt — und er wird sie bringen — so wird Oestreich einsehen, daß es mit Preußen gehandelt hat wie jener alte König mit der Sibylle. — Von den Altgothaern so viel: die Preußen darunter halten fester zusammen denn je; unter den Nichtpreußen steht es kläglich: HGagern — ein schwacher confuser Kopf — ist Oestreicher geworden; einige Andre wie Dahlmann sind alt und der Politik müde; noch Andre wie Zachariä[2] sind feige; wirklich tüchtig ist nur Beseler[3], der mit dem ehrenhaftesten Eifer für die gute Sache wirkt. Es ist traurig, aber — wächst unsre Generation nicht heran? — Eine große Bitte, die Du mir nicht abschlagen darfst: halte Dir die preuß. Jahrbücher: da hast Du nicht die zerfahrene Zeitungslektüre (das ist Kraut für den gebildeten Pöbel), sondern gesammelte ruhige polit. Untersuchungen — das einzige review, das unsre Presse besitzt. Du thust mir und der Partei, zu der ich die Ehre habe mich zu rechnen, einen Gefallen. Willst Du nicht über das Concordat[4] an Haym eine Correspondenz schicken . . .

---

[1] zur Reform der Bundeskriegsverfassung; vgl. Sybel 2,341 f. [2] Über den Göttinger Staatsrechtslehrer und Kriminalisten Heinrich Albert Zachariä (1806—1875) hat in der Allg. D. Biogr. (44,617—32) F. Frensdorff geschrieben. [3] Wilhelm B., der bedeutende schleswig-holstein. Politiker. Seit 1861 Kurator der Universität Bonn und hier gest. 1884. (Allg. D. Biogr. 46,473 ff.) [4] Die Dez. 1859 von dem bad. Ministerium Stengel mit der Kurie geschlossene, aber dann, Ende März u. Anfang April von den Kammern abgelehnte Konvention.

Seltsam, in wie wunderlicher Weise sich der unklare Patriotismus jetzt Luft macht. Da schwärmt man für Heinrich v. Schwerin von Hr. v. Meyern[1]. Ich hab' das Machwerk jetzt gelesen — die allerlobenswürdigste Gesinnung, aber schauerlich prosaisch. Auf der Bühne, wo ich natürlich den Dialog nur errieth, machte es einen ganz stattlichen Eindruck.

Grüße Rudolf. In alter Liebe

Heinrich T

250] An Gustava von Haselberg.

Leipzig, Febr. 8. 60.

Gnädiges Fräulein,

. . . Es will wenig sagen, wenn ich Ihnen versichre, daß mir Ihr Brief eine große Freude gewesen ist. Ich höre hier selten ein freundliches Wort; Alles um mich ist in den Büchern vergraben. Meine Hauptfreude in dem gelehrten Treiben ist, daß meine Zuhörer etwas von mir halten. Freilich ist es manchmal seltsam wenn ich mich noch gar nicht drein finden kann unter diesen großen Schülern als Lehrer zu figuriren. Bei dem Universitätsjubiläum, das wir neulich feierten[2], ist mir der alte Gedanke, ob ich mich als Leutnant nicht glücklicher fühlen würde, wieder recht lebendig geworden. Wenn Gelehrte die katzbuckelnden Hofleute spielen, so ist das grade wie wenn ein Deutscher oder Engländer versucht frivol zu werden: es läuft gegen die Natur, und das bischen Formgewandtheit, das der sittlichen Gemeinheit einen Schleier umhängen kann, fehlt. Es war wirklich ein klägliches Schauspiel, diese schwer-gelehrten Herren kriechen zu sehn vor einer Regierung, welche erst vor ein paar Jahren durch einen brutalen Gewaltstreich die uralte beschworene Verfassung unsrer Hochschule aufgehoben hat. Sie sehen, es ist mir nicht wohl in dieser Umgebung, ich komme selten zum unbefangenen Genusse des Augenblicks und hoffe auf den Sommer, wo einige drängende Arbeiten beseitigt sein werden und ich wieder etwas aus dem gelehrten Staube herauskomme. — Sie wollen etwas von meinen beiden Schwestern

---

1 Frhr. v. Meyern-Hohenberg (1802—1878). Diplomat, dann Hoftheaterintendant in coburg. Diensten. Seit 1850 auch schriftstellerisch tätig, zumeist als Dramen- und Schauspielverfasser. Sein Schauspiel „Heinrich von Schwerin" erschien 1859.
2 am 2. Dez. 1859, zum Gedächtnis der Gründung vor 450 Jahren. Auch König Johann nahm teil.

wissen? Da ist schwer antworten. Ich stehe ihnen auch geistig so nahe, das sähe Alles wie Eigenlob aus. Genug, ich stehe im besten Verhältnisse zu ihnen; besonders meine jüngste Schwester ist so schön und gut, so weiblich in Allem — und ich bin als Kind ihretwegen so oft bestraft worden — denn ich war ein arger Flegel und sie hatte immer Recht — da wär' es ein Wunder wenn ich sie nicht lieb hätte. Die armen Mädchen haben auf dem Felsenneste einen harten Stand: die Frau des Adjutanten meines Vaters ist ihr einziger Umgang — — — Ist es nicht schrecklich wie pedantisch ich jede meiner Behauptungen vertheidige? Dafür will ich Ihren Macaulay nicht noch einmal angreifen. Ich weiß nicht, ob ich zu starke Ausdrücke gebraucht; hätten wir über ihn *gesprochen*, so würden Sie an meinem Tone gehört haben, daß ich sein Feind nicht bin. Jetzt am wenigsten mag ich ihn tadeln, da die ganze Welt mit Recht seinen Verlust betrauert. Grade heute las ich für mein Colleg einen essay von ihm, elegant und glänzend, wie immer, aber Gottlob auch tief empfunden. Irgend ein hingeworfnes Wort hat Sie auf die Meinung gebracht, ich theilte den heute so beliebten Britenhaß. Das thut mir aufrichtig leid. Ich meine allerdings, Englands Staat und Sitte stehen jetzt vor einer furchtbar ernsten Krisis. Aber wenn wir unsrer eignen Zukunft denken, so haben wir wenig Grund herablassend von England zu reden. Ich müßte jedes Gefühles für menschliche Größe baar sein, wollte ich diese gewaltige Nation nicht bewundern. Ueber das nichtswürdige Treiben der deutschen Flüchtlinge in London denke ich gleich Ihnen, obwohl ich Einen meiner liebsten Freunde darunter weiß[1]. Aber ich meine, *ein* großes Gebiet der reinen Menschenbildung ist den Briten immer verschlossen geblieben: die Namen Plato und Kant sind ihnen stets ein leerer Schall gewesen. Wenn Sie Macaulays essay über Baco kennen, so werden Sie verstehen was ich meine. Der Heroismus des Denkens (*nicht* des Wissens) ist nur von zwei Völkern, den Griechen und den Deutschen, verstanden und gehegt worden. Dieser Mangel der englischen Bildung ist mir besonders in ihrer neuesten Literatur sehr fühlbar. —

Die Blätter über GKeller sind von der Redaction sehr stark beschnitten — es wird einmal in der Journalistik Alles mit der Elle gemessen. Ich will übrigens hinzufügen, Keller ist keine Frauenlektüre

---

[1] Oppenheim.

— so grün, um nicht zu sagen so frech ist oft die Aufrichtigkeit dieser Selbstgeständnisse. Meine Freunde und mich hat der grüne Heinrich wunderbar ergriffen: es ist wie eine Beichte. — Sie finden in den Blättern wieder KGroth erwähnt: ich liebe den Quickborn sehr und habe im Schweiße meines Angesichts Platt verstehen gelernt. Eine abscheuliche Arbeit: es ist als ob man lauter fremde Gesichter sieht und im Stillen sich fragen muß, ob man nicht jedes schon kennt; eine fremde Sprache zu lernen ist viel leichter. —

Ich danke Ihnen herzlich, meine verehrte Freundin, für Ihre guten Worte zum neuen Jahre. Ich fürchte, wir werden des Segens und der guten Wünsche bedürfen. Die nächste Zukunft wird uns Schweres bringen. Ich hoffe den Tag noch zu erleben, wo Kaiser Wilhelm I bei uns einzieht. Das Ziel ist erhaben genug: selbst ein Menschenalter harter Kämpfe wäre kein zu hoher Preis. Vielleicht beneiden uns unsre Enkel, daß wir diese Tage des Uebergangs erlebt; aber es ist schwer und angreifend, diesen Wirrwarr widersprechender Ansichten zu hören. Ein Mann, der durch sein bloßes Dasein uns ein Unterpfand war für unsre nationalen Hoffnungen, ist nun auch hingegangen — mein lieber alter Lehrer Arndt. Er konnte nicht glücklicher sterben. Ich bewahre noch einige Briefe von seiner derben Hand: denn er hat keinen seiner Schüler vergessen. Seltsam, wie wenig selbst ein so langes und offenherziges Leben gerecht beurtheilt wird. Man redet immer nur von seinem guten Gewissen — und gewiß war sein Charakter mehr hervorragend als sein Geist: — aber es ist lächerlich diesen Mann von einer feinen Bildung, die dem besten Essayisten Ehre gemacht hätte, mit einem plumpen Narren wie der alte Jahn zu vergleichen. Gottlob, der den Vers schrieb „kein Genie, doch ein Charakter" war kein Deutscher, sondern ein Jude: unser Volk ist viel zu gesund um an solche Halbwahrheiten zu glauben; unsre starken Männer sind auch immer gescheite Köpfe gewesen. —

Zwei Collegien, mit denen ich morgen die wissensdurstige Jugend erquicken soll, mahnen mich unbarmherzig zum Schließen. Leben Sie wohl, und Sie wissen ja, je eher mich ein Brief von Ihnen auf ein Stündchen von dem Collegienhefte abruft, desto lieber ist mirs. Aufrichtig

Ihr ergebner

Treitschke

. . .

251] An den Vater.

Leipzig, Febr. 12. 60.

Mein lieber Vater,

... Ich habe stiller denn je gelebt, bin seit Neujahr nicht ein einzig Mal in Gesellschaft oder im Theater gewesen und hatte sehr viel für mein Colleg zu thun: denn ich bin jetzt bei dem schwierigen Thema der englischen Revolution. Dafür hab' ich die Freude, daß meine Zuhörer etwas von mir halten: es ist jetzt immer sehr voll, und auch aus gelegentlichem Privatverkehr mit Studenten sehe ich, daß meine Vorlesungen gefallen. Doch fehlt viel, daß ich mit mir zufrieden wäre ... Der Tod des alten Arndt ist mir als seinem Schüler natürlich nahe gegangen, doch ist sein Tod der glücklichste gewesen. Rechte Würdigung findet er noch immer nicht ... Ich bin neuerdings, besonders durch die Lektüre eines ästhetischen Aufsatzes von Schiller, wieder lebendig an diese Generation aus dem Ende des letzten Jahrhunderts erinnert worden. Es ist doch nicht blos der Reichthum an Geist und Charakter was die Werke jener Zeit unvergänglich macht: — selbst durch die kleinsten, scheinbar flüchtigsten dieser Schriften geht ein Zug der Hingebung, der andächtigen Sammlung, der besonders aus der Belletristik unsrer rasch lebenden Tage fast verschwunden scheint. Ich möchte in keiner anderen Epoche leben: es ist etwas Großes in dem stürmischen Fortschreiten dieser Zeit, die bereits gleichgültig über Bord wirft was vor 10, 20 Jahren noch alle Gemüther entflammte: aber es ist unendlich schwer bei dieser Vielseitigkeit und dem jähen Wechsel der Interessen zu jener ruhigen harmonischen Menschenbildung zu gelangen, die dem Leben seinen Werth giebt. In der Politik, in der Technik zeigt sich das Große solcher Tage; die Kunst leidet unsäglich darunter: überall mit wenig Ausnahmen ein zerstreutes und doch berechnetes Schaffen für die Stunde, ein geschäftsmäßiges Betreiben ästhetischer Dinge, das jedes Talent, jede ächte Begeisterung verdirbt. — Was wird uns dies Jahr noch bringen? Ich fürchte, der zähe Egoismus der Bösen und das vage Phrasenmachen der Guten wird sich in kurzer Frist furchtbar rächen an unserm armen Vaterlande. Vielleicht ein Jahr noch oder zwei, und wir werden zu spät bereuen, daß wir es versäumten, Deutschland zur rechten Zeit einen Monarchen, einen Hohenzollern-Kaiser zu geben. —

Als ich hier studirte, sah ich bei Demianis oft einen Maler Plockhorst, der damals, nicht mehr ganz jung, sich mit Familien-

bildern . . . sein Brod verdiente. Nun ist er nach Berlin gegangen und hat plötzlich durch 2 große biblische Bilder allgemeine und gerechte Bewunderung erregt[1]. Das eine ist jetzt hier; es ist sehr schön — keine Spur von dem gemachten glaubenlosen Wesen, das die modernen Bibelbilder so widerlich macht. Solch ein Erfolg ist wirklich schön.

Meinen lieben Tropf grüßt mir herzlich, wenn er sich wieder zu Euch verirrt; die Schwestern sollen sich mit mir trösten, wenn die Hoftrauer ihnen den Winter etwas einförmig macht. In etwa 5 Wochen hoff' ich Euch Alle wiederzusehen. Wie immer

Dein treuer Sohn

Heinrich.

. . .

252] An Rudolf Haym.

Festung Königstein, 5. Apr. 60.

Geehrtester Herr,

— — — Seit 14 Tagen hause ich auf diesem Felsenneste und konnte meinen guten Vorsatz die Politik lieber ganz an den Nagel zu hängen statt mich über die Niedertracht des Dresdner Journals zu ärgern, leider nicht ausführen. Denn der tendenziöse Eifer der Offiziere, worunter ein staatsgefangener Leutnant noch der beste, läßt mir keine Ruhe. Ein instinctives deutsches Gefühl haben sie Alle, doch es bleibt machtlos gegen den Preußenhaß, der hier täglich sich verjüngt, wo man den Lilienstein und die Catastrophe von 1756 handgreiflich vor Augen hat. Ihre Nachrichten sind traurig, geehrter Herr, aber doch besser, als das Bild, das ich mir nach unsern Schandblättern von den Berliner Dingen machen mußte. Möchten Sie wahr reden mit Ihrer Hoffnung, daß L. Nap. für jetzt zurückgehen werde. Ich kann es kaum glauben: denn einen besseren Augenblick zur Niederwerfung unsres Landes kann er nicht finden als diesen, wo die deutsche Zwietracht vollkommen und das preuß. Heer in der Umbildung begriffen ist. Hier an der Wand hängt ein von meinem Vater bei Eckernförde erbeuteter dänischer Säbel und erinnert an den Grün-

[1] Bernhard P. geb. 1825 in Braunschweig, erhielt 1858 für das Gemälde „Maria u. Johannes" die goldene Medaille in Berlin. Und 1860 vollendete er hier sein dann in das Leipziger Museum gelangtes Bild „Christus und die Ehebrecherin".

donnerstag vor 11 Jahren[1], — beinah den einzigen Tag deutschen Kriegsruhms in einem halben Jahrhunderte! Wer weiß ob wir solche Tage wiedersehen — aber ich denke, einen Frieden von Villafranca zu schließen überlassen wir den Habsburgern — Deutschland schließt den seinen in Frankreichs Mitte oder in Ostpreußen. —

Also in den nächsten Tagen Mehr, bis dahin nehmen Sie herzlichen Gruß von

Ihrem aufrichtig ergebenen

Treitschke

Man munkelt hier von einem Ministerwechsel. Wenn irgend Jemand Sachsen vor der Schande eines Rheinbunds bewahren kann, so ist es der König — kein Mann von Ideeen, aber ganz gewiß ein Ehrenmann. Wir hoffen auf Beust's Sturz, denn dKönig denkt an eine Annäherung an Preußen — aber ich fürchte, die Habsburgische Familienpolitik wird überwiegen.

253] An Rudolf Haym.

Festung Königstein 8/4 60.

Geehrtester Herr,

hier ist der Aufsatz und zugleich die heilige Versicherung, daß ich nie wieder einen zeitgenössischen Dichter kritisiren werde. Ich hab' es furchtbar satt: man muß gar so viel dummes Zeug lesen. Wenn ich Ihnen wieder einmal einen ästhetischen Aufsatz schicke, werd' ich die Sache anders angreifen, entweder eine allgemeine Frage oder ein einzelnes gutes Werk behandeln. Gegenwärtige Arbeit wird, denk' ich, 20—22 Seiten füllen, und es hat mir die größte Mühe gekostet wenigstens dies Maaß einzuhalten. Sie sehen, ich habe bereits selbst stark gestrichen; und ich bitte Sie, wenn möglich nichts Wesentliches mehr wegzunehmen. Denn Hebbel ist es immer noch zuzutrauen, daß er Ihnen eine seiner albernen Repliken schickt; für diesen Fall wünschte ich Alles verantworten zu können. Auch ist es wohl natürlich, daß ich in diesem Aufsatze, der den Cyclus schließt, auf einige allgemeine Punkte eingegangen bin. Ich will bekennen: meine Kritik des „grünen Heinrich" scheint mir jetzt selbst zu günstig. Mich fesselte ein pathologisches Interesse an das Buch, denn sehr Vieles darin erinnerte mich an Eindrücke aus meinem eignen oder meiner Freunde

[1] auf den Tag, 5. April 1849. Vgl. Bd. 1, S. 3.63.

Leben. Die gerühmten Vorzüge des Buchs sind wirklich alle darin; aber ich hätte die Schattenseiten, die schwächliche Charakterlosigkeit des Helden und die sittliche Unsicherheit des Verfassers, viel schärfer hervorheben sollen. Dagegen kann ich für den gegenwärtigen Artikel ebenso wie für den über Ludwig Wort für Wort einstehen. Manche antithetische Wendung, die Ihnen vielleicht überflüssig scheint, ist nur eine Replik gegen Hebbel oder Einen seiner Anbeter. Im Uebrigen ist der Mann freilich ein fataler Gesell mit seinem gespreizten Hochmuthe, aber er ist typisch für viele der innersten Schwächen der heutigen Kunst. Leider durfte ich die treffende doch unparlamentarische Äußerung Mommsens, der H. persönlich kennt, nicht erwähnen: „ein ditmarscher Bauernjunge, der in Paris in die Bordelle gerathen ist“ . . .

Noch 8 Tage bleib' ich hier — der Frühling ist wahrhaft erquickend nach den schrecklichen Regenwochen. Nur bin ich leider Einer von den Sterblichen, die sich über die Verkehrtheit der Menschen durch die Schönheit der Natur nicht trösten lassen. Ich suche hier nie ein tendenziöses Gespräch, aber ich werde gradezu gehetzt mit religiösen und politischen Redensarten, die ich alle, sogar noch besser, Tags zuvor in der Leipz. Ztg gelesen habe; da soll ein Demokrat wie ich ruhig bleiben! Heut' Nachmittag will ich mich erholen auf einem tüchtigen Marsche mit meinem Bruder, der als unschuldiger Cadet von dem Blödsinn der Erwachsenen noch nicht angesteckt ist. Leben Sie wohl und feiern Sie ein fröhliches Fest.

Ganz der Ihrige

Treitschke

254] An Heinrich Bachmann.

Leipzig, April 16. 60.

Mein lieber Freund,

eben lese ich Deinen Brief wieder, und es fällt mir schwer aufs Herz, daß ich diese liebevollen Zeilen so lange liegen lassen konnte. Ich könnte mich entschuldigen . . . Dich aber, mein lieber Freund, bitte ich recht inständig: fasse Muth und lasse Dich nicht niederschlagen. Mündlich wollt' ich Dich wohl besser trösten: da genügt ein Wort, ein Blick, ein Gespräch über ganz entlegene Dinge um anzuregen und aufzurichten. Wie werthlos ist dagegen ein Brief, der doch nimmermehr ein Lebendiges wird, immer den Eindruck der Absichtlichkeit macht. —

Meine große Noth ist nach wie vor der Mangel an Sammlung und Muße. Soeben hab' ich einen Aufsatz über Hebbel an die preuß. Jahrbb. abgeschickt ... In 8 Tagen beginnt dann mein Colleg über preußische Geschichte[1], und in dieser kurzen Frist muß noch eine Reihe kleiner Aufsätze für verschiedne Blätter fertig werden. Das ist ja die sicherste Einnahmequelle eines heutigen Schriftstellers — leider, leider! Du hast eine Vorliebe für die Journalistik und meinst, ich taugte besonders dazu — ein Irrthum, den ich nur Deiner Unkenntnis dieser Dinge verzeihen kann. Bei unsrer Zerfahrenheit, bei der unseligen Vielseitigkeit unsres Wissens giebt es auf der Welt Nichts, das einen zu besseren Dingen brauchbaren Geist so von Grund aus verderben könnte wie diese Thätigkeit. Auch mit den Collegien hab' ich noch immer Scrupel: eine solche ihrem Wesen nach freie und trotzdem an die Stunde gebundene Arbeit führt nur zu oft zum bloßen Machen, zum Mißbrauchen des formellen Talents, wovon das gute Gewissen der Wissenschaft sich abwendet. All das hat mindestens die eine gute Folge, daß ich nie dran denken werde Etwas zu entwürdigen, was noch viel freier und mir noch unendlich heiliger ist als die Wissenschaft: — ich werde nie einen Vers um des Erwerbs willen machen, und wenn die Schriftstellerei nach Brode gehen muß, so soll mir die Kunst wenigstens diesem Fluche nicht verfallen. Meine journalistischen und dgl. Arbeiten werde ich aufs Aeußerste beschränken: ich muß für das Staatswörterbuch einen Art. über Milton als Politiker schreiben — diesen herrlichen Puritaner, den wir Deutschen so unbegreiflich wenig kennen — und will dann und wann für die pr. Jahrbb. eine ästhetische Frage behandeln, die mich grade beschäftigt. So hoff' ich Zeit zu behalten für eine größere Arbeit — aber darüber schweige ich gegen Jedermann. — Du fragst nach meinen Aussichten auf eine Professur? Hier ist jetzt Bülau's Stelle frei und mancher Student sähe mich wohl gern als dessen Nachfolger. Ich habe doch schon manchen Zuhörer, der mir von Semester zu Semester treu bleibt, und ich weiß zu meinem großen Troste, daß Viele von diesen nicht aus Parteirücksichten mir anhängen. Aber ebenso sicher werd' ich weder diese Professur (für die ich ohnedies viel zu jung und ungelehrt bin) noch eine bescheidnere hier erhalten. Ein Colleg über preuß. Geschichte gilt hier als halber Hochverrath: gegen das über

[1] „Geschichte des preußischen Staats." Zweistündiges Publicum.

englische und französische Geschichte, das ich letzten Winter las, hatte Niemand was einzuwenden. Ihr habt jetzt wahrlich wenig Ursache Euch Eures Staates zu rühmen: kenntest Du aber unsre Zustände, müßtest Du täglich die schamlos-niederträchtigen Lügen hören, die unsre officiellen Federn und Mäuler über Preußen verbreiten (z. B. das Gerede von einem Vertrage zwischen Pr. und Frankreich; Abtretung der Rheinlande gegen Hannover!![1]) — Du würdest begreifen, daß hier jeder ehrliche Deutsche mit voller Seele an Preußen hängt, mit schwerer Sorge auf die Wolken blickt, die Preußens Stern augenblicklich verhüllen. All meine Hoffnung beruht auf dem guten Gewissen des deutschen Volks, das im Falle einer wirklichen Gefahr für Preußen und Deutschland hoffentlich — nein, sicherlich — stärker sein wird als die Ehrfucht vor den angestammten Fürstenhäusern und der mächtige Apparat der kleinstaatlichen Bureaukratie. — Die paar Wochen auf dem Königstein sind mir rasch genug vergangen. Ein monotones Leben dort — aber ich [bin] doch sehr gern einmal zu Hause. Ich war ein leidenschaftliches, unliebenswürdiges Kind und habe damals mich nie recht in meine nervöse reizbare Mutter finden können; ich machte ihr vielen Kummer, ich verstand ihre Liebe nicht und trug mich wohl mit dem frevelhaften Glauben, daß ich ihrem Herzen fremd sei. Jetzt seit ich erwachsen bin, ist sie mir mit einer Wärme nahe getreten, die mich unbeschreiblich ergreift. Ich erschrecke oft vor dieser grenzenlosen Innigkeit; es ist mir wie eine Offenbarung gewesen, als ich zum ersten Male den Reichthum eines mütterlichen Herzens erkannte. Du wirst selbst wissen, wie kalt, wie leer, wie herzlos wir Männer uns in solchen Augenblicken erscheinen. Ich habe durch meine eigne Schuld dies Glück erst spät zu genießen angefangen; nun ist es mir unendlich werth. —

Du siehst, es geht mir Vielerlei durch Kopf und Herz, und ich könnte Bogen füllen wollte ich einen rechten Brief schreiben. Aber ich sagte Dir schon, wie knapp mir die Zeit zugemessen wird. Darum leb wohl für heute. Vielleicht schreib' ich in 14 Tagen noch einmal, wenn Put (wie es den Anschein hat) aus London auf Besuch herüberkommen sollte. Ich denke ihn reifer und fester wiederzufinden, als ich ihn verließ; aber ich fürchte, der Umgang mit Kinkel, der wahrlich Nichts gelernt und Nichts vergessen hat, wird den hohlen

[1] Vgl. Aus dem Leben Th. v. Bernhardis 3,335. 337 ff. Bismarck an v. Below (?) 22. 8. 1860.

Radicalismus, wozu Put neigt, verstärkt haben. Man schämt sich wirklich, wenn ein Mann von Geist heute Rob. Blum mit Schiller und Luther zusammenstellt: der Zwerg könnte sich auf dem Fingernagel Eines der beiden Titanen häuslich niederlassen . . . Lebe wohl und fasse Muth, mein lieber Freund.

T.

255] An Heinrich Bachmann.

L 9/5 60.

Lieber Freund,

Put ist seit einigen Tagen hier. Ich kann Dir von ihm nur Gutes sagen: er ist in England weit fester und reifer geworden, auch sein Radicalismus ist, nachdem er jahrelang die Loyalität eines freien Volkes gesehen, jetzt harmloser. Mit seinen Lebensplänen sieht es freilich leider noch unklar genug aus. Sein Aufenthalt, der heute Abend ein Ende nimmt, ist mir eine wahre Erfrischung; denn ich habe die Wahrheit, daß nur unendlich wenig Menschen eines tieferen Interesses werth sind, in den letzten Jahren oft genug erfahren: Put ist doch probehaltig geblieben. Er grüßt Dich tausendmal . . . Ich selbst bin durch mehrfachen Besuch in diesen Wochen stark am Arbeiten verhindert worden. Doch hab' ich mein Colleg über preuß. Geschichte unter — für Leipzig — sehr ungewöhnlich glücklichen Verhältnissen begonnen. 69 Zuhörer auf der Liste eines Privatdocenten — das ist Glück! wenn es nur dauert! Diese Zeilen sollten ausführlicher werden, aber eben stört mich ein Besuch . . . Auf einen Brief hoffe ich natürlich so bald es Deine Gesundheit erlaubt. Für jetzt begnüge Dich mit diesem Zeichen alter freundschaftlicher Theilnahme!

Deines
Treitschke

. . .

256] An Rudolf Haym.

Leipzig, Mai 21. 60.

Geehrter Herr,

soeben sitz' ich über den petty sessions der Friedensrichter; da kommt Ihr Brief um an die alte Schuld zu mahnen. Entschuldigungen hab' ich in Fülle. Die Collegien fordern ihr Recht: ich lese diesmal preußische Geschichte vor 80 Zuhörern, und ich weiß, daß dies Glück in Dresden sehr übel vermerkt wird, habe auch schon einzelne Gesichter auf den Bänken bemerkt, die der Leipz. Ztg nahe stehen. Das

nennt man hier akademische Freiheit. Dazu kam ein lieber Besuch eines alten Freunds aus England, der mir sehr viel Zeit nahm . . . Ich fühle das Bedürfniß mich zu einer größeren Arbeit zu sammeln und was von Mußestunden bleibt wird durch einen Aufs. Milton für das Staats-Wörterbuch verschlungen. — Etwas Nat-Oek. zu schreiben[1] ist mir physisch unmöglich: ein paar Aufsätze im St.W-B, die ich vor einigen Jahren schrieb, zeigen mir zur Genüge, daß ich dazu verdorben bin, und die Lützschenaer Vorlesungen quälen mich sehr. Wollen Sie nicht an Hans v. Mangoldt, Prof. in Göttingen, schreiben? . . . Als verlorner Sohn des sächsischen Amtsadels ist er natürlich eifriger Parteigenosse. Gediegen ist Alles was er schreibt, aber leider — ein wenig langweilig. Sonst weiß ich Ihnen wirklich Niemanden vorzuschlagen (vielleicht Knies in Freiburg), denn Roscher ist viel zu eitel um anonym zu schreiben und Dietzel in Heidelberg halt' ich für einen Schwachkopf. — Genug für heute. Wenn Sie mir auf die Sendung des Gneist antworten, so schicken Sie mir doch eine Karte mit zwei Zeilen an Mathy, damit ich einen Vorwand habe ihn aufzusuchen. Ohne dies wag' ich das nicht, weil ich Niemanden mit meinem schweren Gehör zur Last fallen mag. Dann will ich mein Bestes thun ihm die Jahrbb. ins Gedächtniß zu rufen. Sie würden mich mit dieser Karte sehr zu Dank verpflichten, denn ich kenne hier buchstäblich außer Hirzel keinen älteren Mann von Bedeutung. Doch das Alles sind ungelegte Eier; lassen Sie mich schließen und zu meinen Friedensrichtern zurückkehren.

Aufrichtig der Ihrige

Treitschke

Nach Mill's liberty will ich mich umsehen[2]. Jener englische Freund, dessen Urtheil ich sehr schätze, hat mir das Buch dringend empfohlen . . . Die hiesigen Zustände sind fauler denn je. Leipzig wird Dr. Heyner in den Landtag wählen, einen ziemlich gewöhnlichen Kopf, aber sehr muthigen Nationalen[3]. Wir hoffen, er soll den bäuerlichen mécontents in der Kammer einen Halt geben und eine Art nationaler Opposition organisiren.

---

[1] was zu tun Haym in seinem letzten Brief, vom 19. Mai, Treitschke gebeten hatte.
[2] Haym schreibt in demselben Briefe: „Kennen Sie denn das Buch von Mill On Liberty? Auch darüber hätte ich gern einen kleinen Artikel." [3] Histor. u. Polit. Aufsätze 4,108.

257] An den Vater.

Leipzig 26 Mai 60.

Mein lieber Vater,

wenigstens einen Stellvertreter will ich für die Festtage auf die Festung schicken . . . Von meinem Colleg hab' ich jetzt den Einschreibebogen erhalten und zu meiner großen Freude 80 Zuhörer darauf gefunden — ein für einen Privatdocenten sehr großer Erfolg. Materiell wird er mir, hier wenigstens, schwerlich etwas helfen. — Ein paar wirklich schöne Tage waren es, als neulich ein alter Bonner Freund, Dr. Oppenheim, aus England nach jahrelanger Abwesenheit mich hier besuchte — einer von den Wenigen, die sich bewährt haben. Es ist traurig — schon nach diesen paar Jahren läßt sichs übersehen, welche kleine Minderheit von den vielen frischen vielversprechenden Jungen, mit denen uns der Traum des Burschenlebens zusammenführt, das Zeug zu Männern hat. Und es ist sicher, die Gestorbenen und Verdorbenen gehören fast Alle zu den Besseren; an den ganz alltäglichen Menschen läuft jedes Schicksal spurlos herunter wie an den Schuppen eines Fisches, sie haben gar nicht die Kraft zu Grunde zu gehn. Opp. hat Viel erlebt . . . Als er fort war, fiel es mir doch schwer aufs Herz, daß ich mir in diesen 3 Jahren in L. nicht einen Freund erworben habe. Von dem Geistreichsten meiner hiesigen Bekannten, von ***, bin ich getrennt durch einen Abstand der Gesinnung, der mehr ist als ein Unterschied der Parteimeinung. Ich komme nicht darüber hinaus: dies rein negative Verhalten dem ganzen Ernste der Geschichte gegenüber, diese unproduktive Kritik, diese Verzweiflung an unsrem Volke, dies Spotten über jeden Versuch dem deutschen Jammer ein Ende zu machen — das ist doch nur Feigheit, die unmännlichste Gesinnung und mag sie mit allem Aufwande von Scharfsinn sich schmücken. Ueberhaupt ist es ein recht seltsamer Wahn, der Glaube, der auf Schulen und Universitäten gepredigt wird, daß ein corpus academicum eine Aristokratie des Geistes repräsentire. Ich habe in jedem andern Stande ebensoviel gute Köpfe gefunden, ebensoviel Menschen von Ideeen und ganz gewiß mehr Männer, deren Bildung und Charakter zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen waren. Glaube nicht, lieber Vater, daß ich irgend erbittert sei gegen das Universitätsleben: ich verkenne nicht alles Große und Tüchtige darin, nur ist es nicht mehr und kann es nicht mehr in dem Maaße der Mittelpunkt der nationalen Bildung sein wie vor zwei, dreihundert Jahren.

Wenn ich überhaupt für eine feste Carriere passe, so ist es diese, schon darum weil unsre Hochschulen ziemlich die einzige nicht provincielle sondern nationale Institution sind die wir haben: wir sind schlicht und recht deutsche Docenten. Heute erhielt ich einen sehr guten Empfehlungsbrief an den, durch sein Auftreten gegen Hecker[1] bekannten, badischen Staatsrath Mat(t)hy, der jetzt an Dufours Stelle die Leitung des Crédit Mobilier übernommen hat. Ich freue mich drauf, den interessanten Mann kennen zu lernen. —

In Lützschena nimmt der Besuch wieder stark zu, der Name des Directors scheint unter den Landwirthen einen guten Klang zu haben. Die Märsche sind jetzt eine Erquickung; neulich ging ich bis Schkeuditz und wurde nur durch eine mitleidige Seele in den Stand gesetzt mit dem Zuge zurückzufahren, da Niemand das „ausländische" sächsische Papiergeld nehmen wollte. Mit solchen Argumenten muß man schließlich auch den Philister überzeugen, daß wir statt unsrer sogenannten „Einigkeit" die Einheit brauchen . . . Die Messe ist Gottlob vorbei. Wenigstens einen wirklichen Genuß verdank' ich ihr. Ein herrlicher Anblick — die großen Transparente nach berühmten Gemälden. Und das Wunderlichste: — eine Landschaft von Claude Lorrain machte den größten Eindruck. Unser Museum wird morgen eine neue Zierde erhalten: die große Lampesche Kupferstichsammlung wird endlich geöffnet[2]. Ich freue mich drauf, denn sonst ist von Kunst hier nicht mehr die Rede, seit das Theater nur noch Flick und Flock und Robert und Bertram in erbaulichem Wechsel vorführt . . . Inzwischen wünsch' ich Euch und mir schöne Tage[3]. Mit tausend Grüßen, auch an den Tropf,

Dein treuer Sohn

. . . Heinrich

258] An den Vater.

Leipzig 19/6 60.

Mein lieber Vater,

. . . Ich schicke zugleich das versprochne Buch von Sybel[4], und Ihr seid wohl so gut es mir mit der letzten Nummer vom Central-

---

[1] Histor. u. Polit. Aufsätze 1,493. [2] Über Carl Lampe, den um das wirtschaftliche und geistige Leben und besonders um die öffentliche Kunstpflege seiner Vaterstadt sehr verdienten Leipziger Kaufherrn, s. Julius Vogel, Das städt. Museum zu Leipzig. L. 1892. S. 30 f. 57 f. [3] für die bevorstehende Pfingst- und Ferienzeit, die Treitschke fast nur arbeitend in Leipzig zubringen wollte. [4] Wohl die im

blatt gelegentlich zurückzusenden: — außerdem meinen Aufsatz über Hebbel ... Für die Damen ist er wohl zu philosophisch. Ein andrer — staatswissenschaftlicher — Aufsatz für die preußischen Jahrbücher steckt bereits mit seinem Kopfe unter der Druckerpresse, während das Ende noch zum Theil auf meinem Pulte zum Theil in meinem Kopfe liegt, und soll in 3 Stunden zur Post[1] ... Mit den Collegien geht es gut, nur tritt bereits die Frage wegen des nächsten Semesters an mich heran. Ich komme in diesem Sommer nicht weiter als bis zum Tode Friedrichs II. Da die spätere Zeit nur ganz ausführlich behandelt werden darf, wenn die Darstellung verständlich sein soll, so werd' ich wohl, wie meine Zuhörer wünschen, mich entschließen müssen, im Winter eine polit. Gesch. von Deutschland seit 1786 zu lesen. Ein schwerer Entschluß — denn für die Zeit bis 1815 ist zwar durch neuere Arbeiten reichlich gesorgt, für die Folgezeit aber fehlen die Bücher sehr, und mir würde das Colleg schrecklich viel Arbeit kosten. — Gestern hab' ich einen der wenigen schönen Abende dieses Regensommers benutzt um von Lützschena über den Pienitz nach Markranstädt zu gehen. Leider war ich so gefühllos, daß mir der Sonnenuntergang, vom Gipfel des Pienitz gesehen, keinen Eindruck machte. Der Weg von da nach Markranstädt ist wie eine Prärie — eine unübersehbare grüne Fläche, so eben, daß man die Rundung der Erde erkennt. Kein Mensch, kein Berg, kein Baum, es ist etwas schrecklich Oedes — eine solche Culturwüste ... Hier redet alle Welt von den Tagen in Baden-Baden[2]; seine Freude daran hat sicherlich Niemand. Was kann dabei herauskommen als besten Falles Nichts, schlimmsten Falles Illusionen? Denn Illusionen sind es, wenn uns die Zeitungen jetzt von der wunderbaren Eintracht der deutschen Fürsten reden. Ich denke, es ist eine Beleidigung gegen unsre Souveräne, wenn man großen Lärm davon macht, daß sie jeden Angriff auf Deutschland mit den Waffen zurückweisen wollen. Das versteht sich unter Männern von Ehre von selbst. Aber was will solche gute Gesinnung bedeuten, wie wenig ist sie werth, wenn man über die unumgänglichen Mittel zu ihrer praktischen Durchführung, über die

Liter. Centralbl. vom 7. Juli (Histor. u. Polit. Aufs. 4,533 f.) angezeigten 3 Vorlesungen über „die Erhebung Europas gegen Napoleon“. [1] „Das Selfgovernment“, erschienen im nächsten Juliheft der Preuß. Jahrbb. (Histor. u. Polit. Aufs. 4,38—69.) [2] Begegnung König Wilhelms von Preußen, an der Spitze der anderen Könige Deutschlands, mit Napoleon III.

Reform des Bundes, in offner Zwietracht lebt? Mir dringt das Blut zum Kopf wenn ich eine fremde Zeitung lese und sehe, mit welchem Jubel die Fremden den Jammer der Bundestags-Zwietracht begrüßen . . . Tausend Grüße an Euch Alle . . .

Dein treuer Sohn

Heinrich

. . .

259] An Julius Klee.

Leipzig, Juni 20. 60.

Geehrter Herr Rector,

ich schicke Ihnen hier den letzten Zeitgenössischen Dichter[1] und entschuldige vor Ihrer unbarmherzigen Kritik das Fragmentarische des Aufsatzes damit, daß die Redaction (wegen der unglücklichen Rücksichten auf den Raum und auch auf einige hart mitgenommene Poëtaster, die zur nationalen Partei gehören) mehrere Stellen gestrichen hat. — Zu Ostern . . . machte ich auch endlich, endlich Sr Excellenz[2] meine Aufwartung. Sehr artig und — sehr kühl. Nach dem bekannten Naturgesetze darf ich nicht hoffen ihm gefallen zu haben, denn er hat mir gründlich mißfallen. Ueberhaupt denk' ich ernstlich daran, nach Jena zu gehen oder nach Berlin. Was mich hier hält sind lediglich materielle Gründe (die Lützschenaer Collegien) und die Anhänglichkeit meiner Zuhörer, ein erfreulicher Schatz, den ich mir nicht leichtsinnig verscherzen mag. Wie man in Regierungskreisen von mir denkt, hab' ich neulich erfahren. Reg.-Rath Witzleben, die Seele der offiziellen Presse, hat es nicht für unpassend gehalten zu einem meiner Zuhörer zu sagen, es sei gradezu eine Schande, daß ein Mensch wie ich lesen dürfe. Ein paar Jahre halt' ichs wohl noch aus, aber es bleibt ein ungesundes Verhältniß in meinem Alter schon in fortwährender Opposition mit meiner ganzen Umgebung leben zu müssen. Dieser Tage hab' ich mir Gottlob eine große politische Arbeit für die Preuß. Jahrbücher und einen ganzen Ballen längst versprochener Centralblattrecensionen vom Halse geschüttelt. Diese zerstreuenden Kleinigkeiten werd' ich ernstlich links liegen lassen. Nun bleibt für diesen Sommer noch ein Artikel für das Staatswörterbuch über Milton, und hoffentlich gewinne ich jetzt end-

[1] Hebbel. [2] dem Unterrichtsminister von Falkenstein.

lich Muße für eine größere Arbeit. Ich sehne mich sehr herzlich darnach. Wieder und wieder ist mir, als ich Miltons Leben las, der Gedanke aufgestiegen, wie freundlich es das Schicksal mit den Menschen meint, denen es vergönnt ist sich stätig und sicher zu entwickeln und auszuleben. Zwölf volle Jahre verbringt Milton nach seiner Universitätszeit mit Reisen und Studien; er ist ein Dreißiger, als er mit seinen ersten Arbeiten hervortritt, aber dann sind es auch goldene Früchte. Und als ein Sechsziger sammelt er den Tiefsinn und die Weisheit eines ganzen Lebens für sein frommes Gedicht. Es ist viel Beneidenswerthes in solchem Loose. Aber ich glaube, wir modernen Menschen könnten einen so langsamen Entwicklungsgang nicht ertragen. Es liegt etwas Aufregendes, Ruheloses in der Luft dieser Zeit, dem sich der Einzelne nicht ganz entziehen kann. — Ginge es nach meinem Willen, so würde ich statt Miltons jetzt die Alten lesen. Ich habe diesen Frühling — zu meiner Schande sei es gesagt — die Antigone zum ersten Male im Originale gelesen, und Sie können Sich den Eindruck denken — — — In 4 Wochen schicke ich Ihnen den polit. Aufsatz. Es wäre mir eine große Freude wenn Sie mir, bevor ich Sie im Septbr. oder Oktbr. selbst sehe, einige Zeilen schreiben wollten. Inzwischen sage ich Ihnen die landesüblichen Grüße von Hirzel, Weinlig u. A. und bleibe

Ihr dankbarer Schüler

Treitschke.

260] An den Vater.

Leipzig, 29. Juli 60.

Mein lieber Vater,

. . . Zu Michaelis erhalt' ich einen neuen Collegen — wenn wir Parias der akademischen Gesellschaft die Professoren so nennen dürfen. Aber leider wird Ahrens aus Graz[1] zwar Bülau sicherlich ersetzen, doch schwerlich der Universität wahrhaft Nutzen bringen . . . Ich wünsche, daß er wenigstens Lehrtalent besitzt, denn es thut sehr Noth, daß der endlich unter den Studenten wieder erwachte Sinn für die Staatswissenschaft einige Befriedigung finde. — Der Aufsatz über das selfgovernment, von dem ich Dir schrieb, ist schon gedruckt;

[1] Heinrich Ahrens, Rechtsphilosoph, Schüler von Friedr. Krause; 1808—1874. S. Allg. D. Biogr. 45,714 ff. und vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,502.510 u. noch Politik 1,81.

ich werde Dir das Heft, worin er enthalten ist, im Herbst mitbringen. Jetzt bin ich noch dabei, den letzten der Aufsätze über Poeten, den über Milton, zu schreiben. In 1 $^1/_2$ Woche denk' ich fertig zu sein und ich freue mich sehr darauf, denn die grandiose Einseitigkeit dieses Mannes wirkt auf die Dauer sehr ermüdend . . . aus all seinen Menschen sieht immer sein eignes edles Herz hervor. Auch sind wir Kinder des 19. Jahrhunderts doch zu frei und weltlich gebildet um die theologische Hülle aller Schriften dieser puritanischen Demokraten zu ertragen. Aber herrliche Menschen sind es gewesen; die von Milton verfaßten Depeschen Cromwells an die auswärtigen Mächte haben mich wieder in der Ueberzeugung bestärkt, daß Englands auswärtige Politik nie wieder in so großartigem und reinen Geiste geleitet worden ist wie unter der Herrschaft der Königsmörder. Auch darum ist es mir lieb, daß ich mit dem Milton bald zu Ende bin (er hat beiläufig gegen 40 sehr umfängliche Bücher geschrieben!), weil ich dann endlich ein halbfreier Mann bin und meinen eignen Plänen nachgehen kann. Mein lieber alter „Schulmeister" — wie er sich nennt — Rector Klee meinte freilich, als er mir kürzlich seine sämmtlichen Werke (d. h. eine humoristische Abhandlung aus seiner Studentenzeit) schickte, es sei gleichgültig, ob ich ein paar Jahre früher oder später mit einer größeren Arbeit hervorträte; doch fühle ich schon jetzt sehr lebhaft das Bedürfniß nach Sammlung. — Ein paar interessante Bekanntschaften hab' ich gemacht: ich war beim Staatsrath Mat(t)hy und lernte durch Alfred den berühmten Geographen Karl Andree kennen — denselben, der in der Leipz. Zeitg. die begeisterten Lobreden auf die Negersklaverei schreibt. Offenbar ein sehr guter Kopf und ein Mann von staunenswerthem Wissen — es ist ihm Kleinigkeit, aus dem Kopfe mit Zahlen die wahrscheinliche Rentabilität dieser und jener mexikanischen Eisenbahn zu berechnen — aber einer von den unleidlichen Menschen, die immer Monologe halten, und zum Bersten voll von paradoxen Meinungen . . . In Halle sah ich mit Rainer[1] das schöne Händel-Denkmal; da steht er in der pomphaften Tracht seiner Zeit, wendet sich von dem Notenpulte ab mit einer gebieterischen Handbewegung dem Orchester zu, recht wie ein Fürst in seinem Reiche. — Am Mittwoch über 14 Tage (15. Aug.) werd' ich mein Colleg schließen und hoffe dann wo möglich sogleich in die frische Luft zu gehn. Es ist doch besser, wenn ich

[1] der in den Ferien bei dem Bruder zu Besuch gewesen war.

meine Mittel noch zu Rathe halte; ich habe daher das Riesengebirge oder München aufgegeben und werde mich mit einer Fahrt in das schöne fränkische Gebirge begnügen . . . Wollt Ihr also so freundlich sein, mir mein Geburtstagsgeschenk in Gestalt von Reisegeld zu geben, so wünsche ich sehr es bis Mitte August zu erhalten . . . Für eine Woche kann ich mich in Lützschena loseisen, wenn ich in der folgenden Woche doppelt lese. Zu Euch aber werd' ich schwerlich vor meinem Geburtstage kommen, denn leider nur vom 15. Septbr bis 1. Octbr. hab' ich vollkommene Ferien . . . Lebt Alle herzlich wohl — Mama wird hoffentlich ihre Ausflüge fortsetzen — und laßt mich durch Rainer bald etwas von Euch erfahren.

Dein treuer Sohn

Heinrich

261] An Julius Klee.

Leipzig, 1. Aug. 60.

Geehrter Herr Rector,

ich will meinen herzlichen Dank für Ihren Brief und die Schrift nicht erst in Dresden abstatten . . . sondern schon jetzt einige Zeilen und den versprochenen politischen Aufsatz schicken. Ein großer Theil der Arbeit ist blos Referat: Da haben Sie Gneists selfgovernment in nuce und können Sich freuen, daß Sie das schrecklich ungenießbare Buch nicht selbst zu lesen brauchen. Es wird Ihrem Scharfblicke nicht entgehen, daß ich meinen Gefühlen gegen die Nationalökonomie mehrmals Luft gemacht habe. Wirklich ist es eine sehr wunderliche Laune des Glücks, daß ich mit meinen äußerst bescheidenen privatökonomischen Talenten zwangsweise ein Lehrer der Nationalökonomie geworden bin, während ich mich nur für die Gränzgebiete dieser Wissenschaft, ihre politischen und moralischen Seiten, lebhaft interessire. Aber auch abgesehen von meiner persönlichen Antipathie weiß ich wirklich nicht, ob die Nationalökonomie heute mehr Nutzen oder Schaden stiftet. Sieht man freilich die schreckliche Unwissenheit der meisten Menschen über die einfachsten volkswirthschaftlichen Fragen, dann möcht' ich die Leute wohl am Kragen in Roschers Hörsaal führen. Und doch wünsche ich nicht, daß die Nationalökonomie bei uns je so populär werde wie in England. Die Gefahr einer materialistischen Auffassung aller ethischen, und besonders der politischen, Dinge liegt

gar zu nahe. Am Besten, wir halten uns an den alten deutschen Trost, daß das Wissen immer weniger schadet als die Unwissenheit, und hoffen, daß der Idealismus, der uns Gottlob noch immer in den Gliedern liegt, uns trotz alledem vor englischer Mammons-Anbetung bewahren wird. — Da ich einmal von Staatswissenschaften rede, will ich Ihnen auch noch erzählen, daß Ahrens Bülau's Nachfolger geworden ist — eine recht unglückliche Erwerbung, ein Mann der ziemlich alle Standpunkte, vom Socialisten bis zum „aufgeklärten" Schwarzgelben, durchgemacht und Bücher schreibt, die sich recht bequem lesen lassen und keinen einzigen Gedanken enthalten. Man sieht deutlich Wuttke's Einfluß, der um Himmelswillen keinen Gothaer haben wollte — und in der That sind augenblicklich alle Capacitäten unsrer Wissenschaft dieser oder einer verwandten Richtung zugethan. Wahrscheinlich ist damit auch die Frage wer Hartensteins Lehrstuhl erhalten soll erledigt; denn Ahrens wird auf Wunsch des Ministers zugleich Philosophie lesen, und zwar — Krausesche Philosophie, welche von allen deutschen philos. Systemen in Oestreich das populärste ist. Daraus mögen Sie auf den Werth dieser Speculation schließen; ich habe mich leider, als ich meine Habilitationsschrift schrieb, etwas mit dem dummen Zeuge abgeben müssen.

Mit Miltons Schriften denk' ich noch heute zu Ende zu kommen, so daß in 8 Tagen etwa der Aufsatz fertig sein wird. Aufrichtig gestanden, ich bin dessen froh . . . Für mich sind erbauliche Bücher eine sittenverderbliche Lektüre, sie machen mir immer gotteslästerliche Gedanken rege. Es scheint mir unbestreitbar: was Milton als öffentlichen Charakter so groß und unvergleichlich rein hinstellt das hat ihm als Dichter geschadet. Seine felsenfeste Ueberzeugungstreue macht ihn ganz unfähig eine abweichende Parteimeinung auch nur zu verstehen; so ist er auch in seinen Gedichten immer tendenziös und hat eigentlich keinen lebensfähigen Charakter geschaffen. Ein großer Poët bleibt er sicher, aber daß ihn die Engländer mit Shakespeare und unsren Weimarschen Helden zusammenstellen, das kann ich mir nur aus dem schädlichen Einflusse erklären, den die Theologie noch immer auf die englische Bildung ausübt. Eine Freude ist es mir, den Menschen zu schildern: es hat in einer stürmischen Zeit kaum jemals ein so vorwurfsfreies Leben gegeben. —

Neulich war ich über eine Woche recht unwohl, konnte mit Mühe für mein Colleg arbeiten und las zu meiner Erholung Sophokles —

zum ersten Male mit Genuß und Verständniß. Ich war sehr verwundert, wie grundverschieden diese Werke sind. Oft schien es mir, als läge ein volles Jahrhundert zwischen dem Aias und der Antigone; dort eine Weltanschauung, die wir nicht mehr verstehen, hier ein rein-menschlicher Conflict, der von einem modernen Poëten ganz ähnlich hätte behandelt werden können; und doch in all diesen grundverschiednen Gedichten derselbe Geist der Harmonie und Klarheit, den ich nie genug bewundern kann. Zu Ihnen darf ich ja so reden, denn Sie sind Einer von den seltnen Philologen, die es nicht übel nehmen, wenn wir auch den Alten gegenüber auf das Recht der Lebendigen pochen und ehrlich sagen: dies und jenes ist für mich todt, erweckt keinen Widerhall in meinem Herzen. —

Also in 8 Tagen etwa bin ich ein leiblich freier Mann, werde ein wenig in das fränkische Gebirge wandern — hab' ich doch in diesem Sommer fast verlernt, wie ein Berg und eine Wiese aussieht — und dann soll hoffentlich etwas aus einer größeren Arbeit werden. Sie aber, lieber Herr Rector, erhalten Sie Ihre Freundschaft

Ihrem alten Schüler

. . . Treitschke.

262] An Wilhelm Nokk.

L 11/8 60.

Lieber Freund,

zur Strafe für die mährchenhafte Unbescheidenheit Deines Briefs will ich Dir nur kurz antworten, damit wenigstens auf Dein Haupt die Schuld fällt wenn unser Briefwechsel zu Grunde geht. Einiges Gute hab' ich von diesem Sommer allerdings zu sagen. Mein Colleg über preuß. Geschichte geht über alle Erwartung gut . . . und überdies bin ich durch den Besuch Puts und Frantzius' erfreut worden. Put ist sehr englisirt ... erfreut war ich, wie viel fester, sicherer, ruhiger er geworden ist. Frantzius (Du kennst ihn nicht näher, in meinen Augen ist er Einer der liebenswürdigsten Sterblichen, mir wird in seiner Nähe immer wohl) hat eine Arzt-Stelle am Hospital in Hamburg angenommen und wünscht sehr als prakt. Arzt dort zu bleiben, aber — das ist ja unmöglich nach dtschem Bundesrecht und Hamburger Stadtrecht, und wer kann es über sich gewinnen das preuß. Staatsbürgerrecht gegen das hamburger zu vertauschen? . . . Diese 2 Besuche haben mir doppelt fühlbar gemacht, wie einsam ich hier lebe,

und ein fortwährendes Unwohlsein hat mich auch nicht erheitert. Meine Hauptnoth ist noch immer die Unruhe, der Mangel an Zeit ... Leider wird der Winter wieder wenig Muße bringen: ich lese dtsche Gesch. in den jüngsten 100 Jahren — eine sehr große Arbeit, allerdings für mich und meine Zuhörer nützlich; vielleicht führt sie auch zu meiner — Absetzung, wovon ich hier schon manches Vöglein singen hört[e]. (Doch halt' ich Beust für zu schlau dazu). Einen Vorwurf muß ich Dir machen: warum bist Du reicher Mann so schäbig nicht auf die preuß. Jahrbb. zu abonniren, da Du doch weißt, daß das tüchtige Blatt in Noth ist und da doch Put, Frantzius ja selbst ich Proletarier[1] um der guten Sache willen uns dazu entschlossen? Natürlich schick' ich Dir keinen der Aufsätze mehr, die ich hereinschreibe. — Einen Trost, ein wahrhaft erhebendes Gefühl verdank' ich meinen historischen Studien. Man nennt mich einen Heiden, und ich bekenne mich unfähig bei dem christlichen Gottesdienste irgend etwas andres als Spottlust zu empfinden. Aber eine tiefe Andacht hat mich oft durchschauert, wenn ich in der großen Tragödie der deutschen Geschichte jene höhere Fügung handgreiflich vor Augen sah, die uns nicht sinken lassen wird, wenn ich über dem Staube menschlicher Thorheit und Sünde das erhabene Lächeln einer göttlichen Macht erkannte, welche weiß, daß sie uns zum Ziele führen wird. Wahrlich, dies Volk ist wunderbar geführt worden; wäre dieser Werdegang unsrer Nation nur eine Kette wüster Zufälle — dann hätte das Leben für mich keinen Reiz mehr. Ich kann Dir nicht recht schildern, wie ich mir dies Geheimste menschlichen Glaubens, die Vorsehung, vorstelle. An einen persönlichen Gott [zu glauben] verbietet mir das monumentale „omnis determinatio est negatio", über das meine Logik und, denk' ich, jede rücksichtslos kühne Logik nicht hinauskommt[2]. Aber das Dasein weltbauender geistiger Gesetze nicht blos zu glauben, nein, sie zu erkennen — das ist der Segen der Historie. — Laß mir auch ein wenig von dem Vertrauen auf ein sichres Fortschreiten zu Theil werden, das wir zu jedem guten Menschen hegen sollen; erspare mir also ein langes Geständniß meiner Arbeitspläne. — Noch ein Vor-

[1] Vgl. Bd. 1, S. 215. [2] Viele Jahre später noch, in seiner Vorlesung über Geschichte der politischen Theorien hat Treitschke davon gesprochen, welchen Eindruck ihm diese Worte Spinozas gemacht hätten, als er sie zum erstenmal las: solche Sätze wirkten mit ihrer furchtbaren logischen Strenge dämonisch anziehend auf den jugendlichen Geist. Er habe dann sehr lange Zeit gebraucht, um sich zu sagen, daß menschliche Begriffe auf das Göttliche nicht anwendbar seien.

schlag. Seit fast 6 Jahren sahen wir uns nicht mehr. Was meinst Du. Nächsten Freitag denke ich nach Franken zu gehn. Wenn ich jedoch sicher wüßte, Dich in Augsburg zu treffen (Du hast ja die Fahrt für 8 fl), so wäre ich leichtsinnig genug meinem Geldbeutel diese Anstrengung zuzumuthen. Wenn Du mir umgehend schreibst, an welchem Tage Du in den nächsten 2 Wochen in Augsburg sein willst, so verlaß Dich drauf: ich komme hin. Leg' die schwäbische Kleinstädterei zur Seite und bedenke: es giebt keine Entfernungen mehr. Grüße Deine Braut und, wenn wir uns nicht sehen sollten, schreib mir ja wann Du Hochzeit hältst.

Dein

Heinrich T

263] An Rudolf Haym.

Wunsiedel, 24. Aug. 60.

Hochgeehrter Herr,

heute endlich, nachdem ich über 8 Tage lang Franken durchwandert, finde ich die Muße auf Ihren Brief zu antworten. Lassen Sie mich zunächst Ihnen aufrichtig danken für das Vertrauen, wovon Ihr Vorschlag Kunde giebt: ich wüßte nicht, wie mir ein ehrenvolleres Anerbieten gemacht werden konnte. Dennoch glaube ich, der erste Eindruck, welcher mich trieb vorläufig Nein zu sagen, war der rechte. Alles Verlockende spricht für Ihren Antrag, und auch die Nothwendigkeit mein Leipziger Catheder zu verlassen sollte mich nicht schrecken, so hoch ich den Vortheil anschlage einer Universität anzugehören. Aber über einige sittliche Bedenken komme ich nicht hinweg. Ich würde den Jahrbüchern als Herausgeber oder Mitherausgeber das nicht sein können was ich von mir verlangen müßte. Wenn ich wie bisher jährlich einige größere Aufsätze für die P. J. schreibe, so haben Sie davon mehr Vortheil, als wenn ich die Redactionsgeschäfte führte, für welche ich mich nach sorgfältiger Ueberlegung nicht geeignet halte. Die P. J. bedürfen eines Herausgebers von bewährtem, anerkanntem Namen; ein homo novus würde ihnen nur schaden. Sie bedürfen ferner eines Redacteurs, der von den Parteiverhältnissen u. dgl. eine auf langjährige Anschauung gegründete Kenntniß hat. Urtheilen Sie selbst, ob ich mich hierin nur entfernt mit Ihnen messen kann. Um einigermaßen zu ersetzen was mir an dieser genauen Kenntniß

fehlt müßte ich nach Berlin übersiedeln. (Dies scheint mir für mich unerläßlich. Denn von Halle aus konnten nur Sie mit Ihrer Erfahrung und Personalkenntniß es wagen die Redaction zu führen.) Aber auch in Berlin könnte ich die Berliner Correspondenz nicht schreiben. Sie ist, wenn anders ich sie recht verstanden, immer auf den Augenblick und auf die leitenden Personen berechnet und muß dies auch sein bei der großen Wichtigkeit der Personalfragen in Preußen. Eine solche feine Berechnung aber, ein solches taktvolles Verschweigen oder Aussprechen wäre mir unmöglich, denn ich könnte nie einen so ausgebreiteten Umgang pflegen, wie Dr. Neumann[1] (Sie werden Sich wohl nicht wundern, daß ich weiß was in Berlin Jedermann zu wissen scheint) und — um ganz offen zu reden — ich bin zu jung und zu leidenschaftlich für solche Arbeit. Die B. Corr. also müßte nach wie vor in Neumanns Händen bleiben; ein in Berlin lebender Redacteur aber, der diese Correspondenz nicht selbst schreibt, erscheint mir als eine Puppe; ich würde auf die Dauer dies Verhältniß nicht ertragen können. Es ist wahr, ich bin Politiker und Historiker von Fach; doch es ist ein Anderes die politischen Dinge in ihren großen Umrissen, so zu sagen mit historischem Blicke, anzuschauen, und wieder ein Anderes die Pflicht des Journalisten zu erfüllen und jeder Wendung der Intriguen und Zufälle des Tages mit feiner Spürkraft nachzugehn. Jenes hoffe ich mit der Zeit zu erreichen, für dieses fehlt mir Geschick und Sinn. Dies die Gründe, welche mich zu dem Schlusse führen, daß ich dem Amte nicht ganz gewachsen sein würde. Und damit Sie nicht meinen, es rede hier falsche Bescheidenheit, so vergegenwärtigen Sie Sich die großen Vortheile, welche Ihnen zu Gebote stehn, Ihre Freundschaft mit Duncker, Neumann u. A., Ihre eigne politische Thätigkeit, den Besuch der Fractionssitzungen u. dgl.

Dazu kommt ein Zweites. Ich fühle nicht blos das Bedürfniß, sondern die Verpflichtung mich zu sammeln und eine größere Arbeit zu schaffen. Ich bin leicht erregbar von Haus aus, ich bin aus einer Soldatenfamilie unter die Gelehrten gegangen, ich habe lebhafte ästhetische Neigungen, meine Fachwissenschaft endlich setzt den größeren Theil menschlichen Wissens als Hilfswissenschaft voraus. Darum liegt grade mir die Gefahr der Zersplitterung und der unfruchtbaren

[1] Karl Neumann aus Königsberg; gest. 1880 als Professor für Geographie und Geschichte an der Universität Breslau. Vgl. Haym, Aus meinem Leben S. 278 u. Allg. D. Biogr. 23,530 ff.

Vielseitigkeit sehr nahe; darum drängt sich mir von selber, nicht um des Rufes sondern um meiner inneren Befriedigung willen, die Pflicht auf etwas Größeres, Dauerndes zu arbeiten. Und einem solchen Plane ist sicher nichts schädlicher als journalistische Thätigkeit. Ich bin natürlich weit davon entfernt, die P. J. irgendwie mit den Zeitungen zusammenzustellen, jedoch ist die von dem Redacteur verlangte Thätigkeit eine wesentlich journalistische. Da gilt es Briefe zu schreiben, sich in fremde Gedanken einzuleben und sie umzugestalten, kurz, es gilt fortwährend aus sich herauszugehen, während es mich fortwährend mahnt mich zu sammeln und in mich zu gehn. Bleib' ich in Leipzig, so hab' ich zwar einen sehr unerquicklichen Aufenthalt, aber ich darf hoffen spätestens von Ostern an, hoffentlich schon in diesem Winter, Muße zu gewinnen zu gesammelter, selbständiger Arbeit. —

Ich habe sehr aufrichtig gesprochen, geehrtester Herr, wie sich das ziemt zur Antwort auf einen so ehrenvollen Antrag. Lassen Sie mich jetzt noch hinzufügen, daß die P. J. gegenwärtig in den besten Händen sind, in welche sie nach meinem Ermessen für jetzt gelangen können. Trotz Ihres sogenannten politischen Dilettantismus und trotz der neuen Amtspflichten[1] werden Sie, das hoffe ich, die Redaktion fortführen können zu unsrer Freude . . . Für diesen Fall will ich Ihnen gern versprechen, daß in einigen Wochen der Aufs. über Milton, gegen Neujahr der über Mill und im Laufe von 1861 mindestens noch ein Art. für Sie fertig werden soll . . . Ich glaube, Sie werden diese Gründe stichhaltig finden. Mir ist der Entschluß schwer genug geworden. Doch will ich die Sache nicht unbedingt für geschlossen erklären, ich bin vielmehr gern bereit noch einmal mit Ihnen mündlich zu reden . . .

Mit herzlichem Gruß

Ihr aufrichtig ergebner

Treitschke.

264] An den Vater.

Leipzig, 27. Aug. 60.

Mein lieber Vater,

es war mir unmöglich, während meiner Wanderung eine ruhige Stunde zu finden . . . Ich war 9 Tage abwesend und hätte schwerlich anders-

[1] Haym war im Mai zum außerordentlichen Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Universität Halle ernannt worden.

wo auf so kleinem Raume so verschiedne Landschafts- und Culturbilder finden können wie in diesem gesegneten Franken. Von Lichtenfels gingen wir nach Vierzehnheiligen zu den Capuzinern und ließen uns in Banz die Knochen der Heiligen Benedictus, Felix und Ichthyosaurus (Letzterer eigentlich kein Heiliger sondern ein Krokodil) zeigen, und drei Stunden später waren wir auf der Feste Coburg, der alten Trutzburg des Protestantismus mit ihren Luthererinnerungen. Du würdest Coburg sehr verändert finden: die großen und durchaus geschmackvollen Neubauten des Herzogs nehmen sich seltsam aus neben den winkligen alten Gassen mit ihrem reichsstädtischen Gesichte. Dann ging es über Bamberg und Forchheim in die fränkische Schweiz, die ihren Namen mit ebenso wenig Recht führt wie die sächsische, mir aber ausnehmend gefallen hat. Das Land ist ebenfalls ein von vielen Thälern zerrißnes Plateau, es entbehrt des Flusses und der großartigen Felsmassen, aber ich zweifle, ob nicht der Blick vom Schlosse Gößweinstein selbst der Aussicht von Eurer Festung vorzuziehen ist: so lieblich ist das Laubholz und so anmuthig die Form der weißen oder hellgrauen Dolomitfelsen. Ein Anblick wie der der Sophienhöhle bei Rabenstein war mir völlig neu: ein Labyrinth in drei Stockwerken unter der Erde, gefüllt mit Tropfsteingebilden von so wunderbaren, bei der spärlichen Beleuchtung fortwährend wechselnden Formen, daß die Phantasie keinen Augenblick zur Ruhe kommt. — Dann kam ein böser Tag endlosen Regens — der einzige halb verdorbne. Nachdem wir den 5stündigen Marsch von Kirchahorn mit großer Mühe bei den grundlosen Wegen in 7 Stunden gemacht, fanden wir endlich in Bayreuth wieder schönes Wetter. Das sind stolze prachtliebende Herren gewesen, diese alten Brandenburgischen Markgrafen; und die Bildsäule jenes tapfern Markgrafen Christian, die so stolz und prunkend und charaktervoll unter den verödeten Palästen steht, ruft eine alte farbenlustige Zeit lebendig vor die Seele. Aber es ist ein trauriges Bild, diese verfallne Größe; das moderne Bayreuth führt ein sieches Leben. Weder Schwanthalers sentimentale Jean-Paul-Statue noch die zur Jubiläumsfeier des Rheinbundes kürzlich errichtete Statue des jetzigen Königs, noch die Massen von Soldaten welche allein die ausgestorbnen Straßen beleben, haben mir rechte Freude gemacht. Besser behagte es mir in den schönen Parks, welche Friedrichs des Großen geistreiche Schwester anlegte, und noch wohler ward uns als wir nach dem Fichtelgebirge zogen und von der Höhe herabblickten auf den

weiten reichen Thalkessel, den die schönen Lindenalleeen durchschneiden — ein Anblick ähnlich dem von der Dresdner Heide in die Ebne herab. Wirklich großartig sind einzelne Partieen des Fichtelgebirges — das einzige deutsche Gebirge, das ich kenne, dem der Reiz der tiefen stillen Thäler fehlt. Große gewaltige Gebirgszüge, getrennt durch weite sumpfige Niederungen mit ärmlichen Städten und braven sangeslustigen protestantischen Menschen. Auf dem Sattel des Gebirges ragen plötzlich aus dem Walde hohe unförmliche Granitmassen hervor, in einzelnen Platten auf einander geschichtet, und grade darum imposant weil man glaubt sie seien von Menschenhand erbaut. Interessant ist es auch am Ochsenkopf und Schneeberg in der Entfernung von 2 Stunden die Quellen von Eger, Naab, Main und Saale zu finden (quatuor orbis ad partes ruunt sagt die Inschrift am Bayreuther Denkmale). Diese wilden Partieen, die durch starkes Steigen und Waten in Torfmooren erkauft sein wollen, sind das eigentlich Schöne im Gebirge nach meinem Gefühle. Die vielgerühmte Louisenburg — ein Felsenlabyrinth, übersäet mit albernen Inschriften und sentimentalen Bauten aus den 1790ger Jahren — war mir schon zu civilisirt. — Auf der Rückfahrt hab' ich die Zeit zwischen zwei Zügen benutzt um Plauen und das Elsterthal zu sehen . . . Jetzt muß ich noch 3 Wochen lang in Lützschena lesen und Anderes arbeiten — was mir leicht fallen wird, da fast alle meine Bekannten verreist sind. Vor dem 15. Septbr werde ich schwerlich zu Euch kommen . . .

Mit tausend Grüßen an Alle

Heinrich

265] An Rudolf Haym.

Festung Königstein, 3. Oct. 60.

Sehr verehrter Herr,

ich habe die Frist, die Sie mir gestellt, mir redlich zu Gute kommen lassen. Mein liebes schönes Böhmerland liegt in gar zu verlockender Nähe und ich bin wacker in den Bergen umhergewandert . . . Wir sehen hier von unsren starren einförmigen Felskegeln wie Moses in das gelobte Land herüber. Wenn uns nur nicht der politische Jammer auf Schritt und Tritt verfolgte. Ich dachte wahrlich auf dem Kaltenberg und Schneeberg am Wenigsten an Staatsfragen, aber jeder Führer singt unaufgefordert die Litanei von Oestreichs Elend. Der Haß der Deutschen gegen die Czechen scheint sehr geschwunden: die

Leute hofften Alle auf ein selbständiges Böhmen, das Volk werde sich schon vertragen, wenn nur die Habsburger zum Teufel wären. Ich interessire mich sehr für das Land; ich stamme aus einer Familie böhmischer Protestanten, die im 30j. Kriege verjagt ward, und bin also ein geborner Feind des Hauses Habsburg.

Ich fürchte, der Milton wird Ihnen zu lang scheinen; es sind wohl gegen 30 Druckseiten. Ich habe gestrichen und gestrichen — das Manuscript sieht auch danach aus — aber noch kürzer bring' ich es nicht zusammen. Dutzende von Miltons Schriften sind nicht einmal genannt. Die allgemeinen Zeitverhältnisse konnte ich freilich aus den Auff. über die Rundköpfe als bekannt voraussetzen, aber über Milton selbst weiß unser Publikum wirklich sehr wenig. Ich bitte sehr, streichen Sie mir die Polemik gegen die englischen Beurtheiler M's ja nicht. Wir haben in politischen Dingen unendlich viel von den Briten zu lernen, doch nimmermehr sollen wir unseren Vorzug größerer geistiger Freiheit verkennen. Ueber die theologische Befangenheit jener Zeit haben wir ein besseres Urtheil als Macaulay und Hallam; und Pauly — oder wer sonst den prächtigen Art. über Cromwell geschrieben — hat dies nicht laut genug betont[1].

Der Auff. über Mill wird wohl beim besten Willen nicht vor Neujahr fertig werden. Ich sehe noch gar nicht ab, wie ich das Colleg des nächsten Semesters über neueste deutsche Geschichte bewältigen soll.

Haben Sie nicht schon daran gedacht, einen tüchtigen Deutschen in Posen zu gewinnen für eine unbedingt wahre Darstellung der dortigen Zustände? Ich glaube, im Ganzen und Großen ist die Regierung im vollen Rechte; um so besser wenn man sie durch das Aufdecken einzelner polizeilicher Uebergriffe zur Abhülfe bewegen und den polnischen Schreiern den Mund stopfen kann.

Neulich war der Hof bei uns. Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll — die naive Aufrichtigkeit dieser Menschen, die ganz ehrlich sagen: wir werden wohl bald einen unfreiwilligen Aufenthalt hier oben nehmen — oder die mehr als jacobitische Selbstvergötterung, welche auch nicht den leisesten Gedanken hat, daß die Schuld der weit verbreiteten Mißstimmung in einer niederträchtigen Politik liegen

[1] Im Septemberheft der Preuß. Jahrbb. (Bd. 6, S. 221 ff.) war — anonym, wie damals alle Artikel — ein von Reinhold Pauli geschriebener Aufsatz über Cromwell erschienen, der dritte und letzte unter dem Gesamttitel: Cavaliere und Rundköpfe.

könnte. Diesem Volke ist wirklich nur zu helfen durch Eroberung. Jeder Versuch einer wahrhaften Foederation ist illusorisch. —

Bis zum 15. Oktbr. bleibe ich noch hier. Von der augenblicklichen Lage weiß ich gar Nichts, denn außer den Vaterländisch-sächsischen Blättern, die ich nicht ansehen mag, verirrte sich neulich nur eine Probe-Nummer der „Stimmen der Zeit" hierher. Das Blatt überbietet noch die Augsburger Zeitung . . .

Leben Sie wohl, geehrtester Herr, behandeln Sie den Milton menschlich und verargen Sie mirs nicht, daß der Mill nicht eher fertig wird: mehr als vier Beiträge in diesem Jahre geht wirklich über meine Kräfte.

Mit herzlichem Gruß der Ihrige

Treitschke

266] An Hugo Meyer.

Festung Königstein, 3. Oct. 60.

Lieber Hugo,

ich danke Dir von Herzen für das schöne Geschenk, das mir Frensdorffs Sendung gebracht. Wäre es nicht gegen meine Grundsätze sentimental zu reden, so würd' ich sagen: es hat mich gerührt, daß Du Dir mit so liebenswürdig treuem Gedächtniß gemerkt hast, wie ich vor 3 Jahren wohl eine halbe Stunde vor dem Bilde stand und von Euern Leuten heimlich beobachtet wurde. Ich konnte wirklich rufen wie die Kinder bei der Christbescheerung: „grade was ich mir gewünscht hatte"[1]. — Und nun meinen Glückwunsch zu den vielen frohen Ereignissen, die dieser gesegnete Sommer Dir gebracht. Ich weiß von Deiner Verlobung freilich nichts weiter als die trockne Anzeige, doch traust Du mir wohl zu, daß ich Leben in die todten Buchstaben zu bringen und Dein junges Glück mir lebhaft vorzustellen vermag. Trotzdem hätt' ich gern eine Nachricht von Deiner Hand. Natürlich bin ich nicht so unbescheiden noch aus Münster einen Brief von Dir zu erwarten, aber in Göttingen wirst Du schon eine freie Stunde finden. Auch zu der Wahl der Universität[2] wünsch' ich Dir Glück. In G. findet der Glaube, daß ein corpus academicum eine Aristokratie der Geister vorstelle doch noch eine Stätte, während er sich mir in Leipzig sehr schnell als ein kindischer Traum erwiesen hat. — Ich selbst war diesen Sommer mehrfach krank und hatte sehr

[1] Vgl. S. 111. [2] für die Habilitation.

viel zu thun für meine preußische Geschichte — — — Jetzt steh' ich in Unterhandlungen wegen einer größeren wissenschaftlichen Arbeit, die mich vielleicht schon zu Ostern auf einige Zeit aus Leipzig fortführt. Die mehrjährigen Vorarbeiten dazu verschaffen mir hoffentlich die Möglichkeit wieder Verse zu machen, was in dem athemlosen Leben eines Docenten sehr schwer ist. — Grade jetzt empfinde ich oft schmerzlich die Prosa meiner Beschäftigung: das Leben in unsern schönen Bergen führt mich wieder auf die Natur zurück, die ich unter den Büchern schier vergessen . . . Leb wohl, grüße mir Deine Braut und schreibe bald.

Dein

Treitschke

267] An Heinrich Bachmann.

Festung Königstein, 4. Oct. 60.

Lieber Freund,

. . . Ich begreife Deine Begeisterung für Helgoland, denn auch mir sind die 2 kurzen Tage, die ich dort (auf einer Reise von Göttingen aus) zubrachte, eine liebe Erinnerung. Das ging freilich nur wie ein Traum vorbei, denn der Eindruck ist so fremdartig, macht jeden Vergleich mit dem, was eine Landratte gesehen, so völlig unmöglich, daß [ich] in der kurzen Zeit mich kaum recht sammeln konnte[1]. Unvergeßlich ist mirs, wie mir beim Niederblicken vom Oberlande klar ward, warum die Seeleute von der „hohen See" reden. Wenn die Wolkenschatten über den stillen Wassern schwebten, so glaubt' ich zuerst wirklich, ferne waldige Berge zu sehen. Ganz unbegreiflich war mir der Anblick der ersten mächtigen Wellen — wie eine Stadt von weißen Zelten — als wir bei starkem Winde von Cuxhaven abfuhren. Ich habe seitdem noch zweimal die Ostsee gesehen: sie hat eine schönere tiefblaue Färbung, aber ihr fehlt der wundervolle Wechsel von Ebbe und Fluth. Das erste Anschauen dieser Wunder bleibt ein wirkliches Erlebniß für das Gemüth. Kannst Du Dich aus meinen Studien des Gedichtes der treue Admiral entsinnen? Das hätt' ich ohne jene Fahrt nicht schreiben können. — Zwar nicht so Schönes wie Du, aber doch viel Anziehendes hab' ich gesehen, als ich vor 6 Wochen

[1] In Bachmanns Antwort (27. 11. 1860) heißt es dagegen: „Über meinen Aufenthalt in Helgoland kann ich Dir auch nichts Besonderes mittheilen, da Du selbst dort gewesen und in der kurzen Zeit Deines Dortseins wahrscheinlich ebensoviel erfahren und gesehen hast, als ich während meines vierwöchentlichen Aufenthaltes."

mich in Lützschena auf 8 Tage frei machte und nach Franken zog — — — Bis Mitte Septbr's war ich dann wieder in Leipzig und verbringe jetzt meine leider nur 4 Wochen dauernden Ferien hier oben. Ich bin in den, jetzt wohl verschwundnen, schönen Tagen der letzten Wochen mehrmals im böhmischen Mittelgebirge gewesen. Das ist mit dem Rheine ohne Frage das allerschönste deutsche Land. Ich kann mich nicht satt sehen an den anmuthigen Formen der Basaltkuppen die von den stattlichen, aber einförmigen und starren Felskegeln des Meißner Hochlands so wunderbar abstechen. Und dabei liegt ein so unbeschreiblicher zauberischer fast südlicher Duft über der Landschaft. Ich glaube, der Wandrer, der vom deutschen Gebirge niedersteigt, sieht mit einem ähnlichen Gefühle in die lombardische Ebne hinab wie wir in das gelobte Böhmenland. Nur schade, daß der herrliche Gau einem so faulen, schmutzigen, energielosen (allerdings heitren und für ein paar Tage ganz liebenswürdigen) Mischvolke in die Hände gefallen ist. Das rechte Eisen des reinen deutschen Charakters fehlt da gänzlich. In 100 Jahren, wenn ein nationaler großer deutscher Staat auf sie eingewirkt hat, können sie vielleicht wirkliche Deutsche werden, wie Preußen aus den Schlesiern in noch kürzerer Zeit einen deutschen Stamm gemacht hat. — Der Sommer hat mir, außer dem zahlreichen Besuch meines hochverrätherischen Collegs über preuß. Geschichte, nicht viel Erfreuliches gebracht. Ich war viel unwohl und konnte die langersehnte Muße zu ordentlichem schriftstellerischem Arbeiten noch immer nicht finden. Nur 3 größere Aufsätze für die Pr. Jahrbücher sind fertig geworden . . . Denke Dir, Haym bot mir kürzlich die Redaktion der Jahrbb. an. Ich habe den ehrenvollen Vorschlag zurückgewiesen, weil mir die Diplomaten-Natur eines Redakteurs fehlt (ganz abgesehn von physischen Gründen) und weil ich wünsche aus diesen zersplitternden kleinen Arbeiten ganz herauszukommen. Leider zwingen mich materielle Rücksichten dazu. — Diesen Winter werd' ich noch ein großes Colleg über neueste deutsche Gesch. lesen und hoffentlich zu Ostern L. auf einige Zeit verlassen um eine größere Arbeit vorzunehmen. An eine Professur ist natürlich für mich nicht zu denken. Ich muß sehen daß ich auf andrem Wege auf meine eignen Beine komme. Später mehr davon. — Von allen Seiten erhalt' ich jetzt Verlobungsanzeigen (z. B. von Vereli und dem Dir wohl nicht bekannten Hugo Meyer aus Münster). Mir wird dabei oft wehmüthig zu Muthe; denn die

eine Hälfte des Lebens, der Umgang mit Frauen, ist mir meines Gehörs wegen, fast ganz verschlossen, obwohl ich sehr viel Sinn und auch viele Anlage dazu habe. Eine solche unübersteigliche leibliche Schranke hat etwas furchtbar Demüthigendes. — Nun leb wohl und schreibe bald . . . womöglich noch heiterer als das letzte Mal.

Dein

T.

268] An Gustava von Haselberg.

Festung Königstein, 6. Oct. 60.

Gnädiges Fräulein,

— — — Ich habe überhaupt viel Sinn für das harmonische Ebenmaaß des Charakters, das wir bei Frauen begreiflicherweise so viel häufiger finden als unter den Männern. Nichts verlangen was außer unsrer Sphäre liegt, aber ganz und völlig das sein was wir als unsren Beruf begriffen haben, das scheint mir die Blüthe guter Menschensitte. Ja, man wirft mir oft vor, ich sei zu hart gegen jene strebsamen Männer, bei denen mir das Mißverhältniß der Ziele und der Kräfte gar zu verletzend erscheint. Ihnen aber, meine verehrte Freundin, wünsche ich, daß die Bitterkeit des ersten Schmerzes sich verliere[1] und der Schatz einer glücklichen Erinnerung Ihnen ungeschmälert bleiben möge. Wie niederschlagend wirkt in Augenblicken inneren Haders die tiefsinnige Wahrheit, daß Nichts zu Grunde geht von Allem was wir erlebt und gethan. Und doch ist sie die Summe alles Glückes für die so den Muth haben sie gefaßt und klar zu verstehen.

Es ist mir lieb, daß meine Zusendungen Ihnen erwünscht sind. Darin theilen wir Schriftsteller ein schönes Vorrecht der Frauen: wir bieten nicht die gleichgültigen Waaren des Marktes, unsre anspruchslosesten Geschenke sind lebendig, sind ein Stück von uns selber . . . Sie sagen mir nicht zu Viel, wenn Sie mir zugestehen, daß ich nicht auf der Bank der Spötter sitze. Ich stehe mit meinen religiösen, politischen, ästhetischen Meinungen so ganz einsam unter meinen liebsten Verwandten, daß ich eine sehr niedrige Natur sein müßte, wenn ich nicht sehr früh hinter das Geheimniß der Duldung gekommen wäre. Wo es sich um Dinge handelt, die Wille und Ver-

[1] über den, Treitschke mitgeteilten, Tod der Mutter.

stand bewältigen können, da kann ich eifrig und heftig werden, aber ich fühle nicht den mindesten Beruf in mir über Gemüthswahrheiten zu streiten. Ohne diese Selbstbescheidung hat Niemand ein Recht von Freiheit zu reden. Sie sind übrigens, offen gestanden, selbst nicht ganz gerecht, wenn Sie meinen, daß die Unduldsamkeit in dem Gläubigen das Herz, in dem Ungläubigen nur den Verstand verletze. Was Sie Unglauben nennen, das ist auch etwas Positives, wenigstens für einen lebhaft empfindenden Menschen. Wer gehässig redet von der Aufklärung, der verletzt mir das Andenken an all die Helden der Geistesfreiheit, die meinem Herzen theuer sind, er verletzt mir den Glauben an eine gütige Weltordnung, mit der es sich nicht verträgt, daß unser sittlicher Werth oder Unwerth von Dingen abhängen sollte, die ein heller Kopf, ein fester Wille nicht überwinden kann. — Der Aufsatz über Hebbel wird Ihnen wohl wenig zugesagt haben: H. ist das unerfreuliche Bild eines bedeutenden Talents, das sich durch kalte Reflexion zu Grunde richtet. Mehr soll Ihnen ein Auff. über Milton gefallen, der nächstens gedruckt wird. Seinen Samson sollten Sie einmal lesen: das Gedicht ist entsetzlich starr und hart, vollkommen jüdisch, aber doch ein wunderschöner Hymnus eines gottbegeisterten edlen Mannes. — Mir hat der Sommer wenig Muße gelassen. Ich las vor einem sehr großen Auditorium preußische Geschichte — ein gutes Werk, denn Sie machen Sich schwerlich einen Begriff davon, welcher ganz gemeine Neid gegen die deutsche Großmacht den Menschen hier in den Knochen sitzt. In den Ferien war ich zuerst in Franken. Die Landschaft ist ein Abbild Deutschlands im Kleinen. Dicht neben einander das reiche lustige schmutzige liebenswürdige Rebenland am Maine mit allen Segnungen des Krummstabs — und das arme ernsthaft-feierliche Fichtelgebirge, das Stammland der Brandenburger mit seinen fleißigen eifrig-protestantischen Menschen. Es hilft Nichts — das Auge und die Kehle sehnen sich immer wieder nach dem Pfaffenparadies, aber ich habe mehr Kraft, mehr Reinheit und im Grunde auch mehr wahre Poësie bei diesem nordischen Menschenschlage gefunden. Und denselben Gegensatz erleb' ich wieder hier. Auch diesmal konnt' ich der Versuchung nicht widerstehen und bin weidlich auf den herrlichen Basaltkuppen des böhmischen Mittelgebirges umhergewandert, bis ich doch schließlich fühlte, daß ich unter der leichtfertigen Oberflächlichkeit dieser Menschen auf die Dauer nicht leben könnte. Unsre Zukunft wird von den Protestanten im Süden

und im Norden entschieden werden — — — Dieser Tage gab mir mein Vater die Aufzeichnungen zu lesen, die er sich aus seinem langen und fruchtbaren Leben gemacht. Das ist ein ganz seltsames beinah schauerliches Gefühl: man glaubt oft sich selber im Spiegel zu sehen, und doch ist es ein grundverschiedenes Wesen. Aber wirklich traurig ward ich als ich sah, daß ich die Grundgedanken seines Wirkens so gar nicht theilen kann. Sein ganzes Leben hat er unbedingt diesem Staate Sachsen verpfändet, der doch untergehen, von Preußen verschlungen werden muß wenn Deutschland sich nicht zu Grunde richten soll. Es thut mir weh, zu denken, welche Vergeudung der köstlichsten Kräfte unser politisches Elend herbeigeführt hat. Da haben so viele edle Männer, die ich selbst kenne und ehre, ihre ganze beste Kraft an dieses sächsische Heer gesetzt (und ich darf wohl sagen: ein guter Theil dessen was die Armee heute ist, ward sie durch meinen Vater). Und in wenigen Jahren wird eine doch unvermeidliche Revolution hereinbrechen und die letzten Spuren ihres Wirkens verwischen, und eine glücklichere Zeit wird einst ebenso kopfschüttelnd von der Existenz eines Staates Sachsen reden, wie wir die alten Mähren von Kurköln und Kurmainz vernehmen. —

Das ist vielleicht zu viel Politik für einen Brief an eine Dame, aber Sie sehen, die Politik hat auch ihre menschlichen Seiten. Glauben Sie nicht, daß ich zu schwarz sehe. Ganz allgemein, besonders unter den Hofkreisen, ist hier der Glaube, daß die Uhr bereits aushebt um die letzte Stunde der Kleinstaaten einzuläuten. Ein unendliches Glück, aber mit wie vielem Elend werden wir es erkaufen müssen? — Leben Sie wohl, meine verehrte Freundin, und vergelten Sie diesmal nicht Gleiches mit Gleichem.

Ihr aufrichtig ergebner

Treitschke

269] An Rudolf Haym.

Leipzig 26/10 60.

Geehrtester Herr,

— — — Den Brief von Gneist lege ich bei. Er hat doch nicht ganz Recht: ich verlangte keine populäre, sondern nur eine übersichtliche geordnete Darstellung[1]. —

[1] S. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,38.

Soeben las ich Ihren Macaulay[1], und mit Freude über Ihre Gerechtigkeit. Ich hätte so unbefangen nicht schreiben können. M ist mir ein zudringlicher Schriftsteller, der vom Leser ein ganz passives Verhalten verlangt . . .

Leben Sie wohl. Mir gellen noch die Ohren von einem soeben genossenen dithyrambischen Gespräche über Oestreichs neue Aera — unter einem Rechberg und Franz Joseph!

Ganz der Ihrige

Treitschke

270] An den Vater.

Leipzig, Oct. 27. 60.

Mein lieber Vater,

herzliche Grüße und den besten Dank für Eure freundliche Aufnahme. In Dresden verlief Alles wie ich mirs vorgenommen: ich habe Klee gesprochen, das Hörrohr wenigstens probirt (ich denke doch, ich werd' es behalten) und das Weber-Denkmal mir angesehn. Merkwürdig, wie Rietschel aus diesem abschreckend häßlichen Sujet ein, wenn nicht schönes, so doch interessantes Werk gemacht hat . . . Die Morgenmärsche nach Lützschena sind bei dem schönen Herbstwetter ganz erträglich. In der Stadt les' ich seit dieser Woche[2], und das Colleg ist sehr voll; ich denke das gleiche günstige Resultat zu haben wie im Sommer. Inzwischen ist es doch gut, daß ich die Verhandlungen mit Hirzel, wovon ich Dir gesprochen, angeknüpft habe. Denn die Lützschenaer kümmerliche Geldquelle wird vermutlich nicht lange mehr fließen, und ich muß etwas Andres für mein Fortkommen suchen. Der Direktor hat in diesen zwei Jahren sehr wenig Glück gehabt — soviel ich es beurtheilen kann sicher nicht durch seine Schuld — und denkt zu Ostern abzugehen. Ich kann es ihm nicht verdenken, denn es ist mir vollkommen unbegreiflich, wie ein Mann von Geschick, Energie und einigem Vermögen theoretischer Landwirth sein kann. Ich billige es ganz, daß er sich nach dem goldnen Baume der Praxis sehnt, und mir kann es auch nicht schaden, wenn ich aus einem Kreise herauskomme, in welchen ich doch nicht passe. Mit Hirzel hoff' ich sicher im Laufe des Winters einig zu werden, und ich denke

[1] im letzten Heft der Preuß. Jahrbb. (Bd. 6,353 ff.) [2] „Politische Geschichte von Deutschland seit dem Tode Friedrichs des Großen." Dreistündiges Publicum.

dann zu Ostern Leipzig auf etwa ein Jahr zu verlassen. Ich sorge so am Besten für meine Zukunft. Nach dem gewöhnlichen Gebrauche könnte ich allerdings, gestützt auf die guten Ergebnisse einer zweijährigen akademischen Thätigkeit, um eine Professur anhalten und, wenn ich ein weniger delikates Fach hätte, auch der Gewährung sicher sein. Aber selbst wenn wider alles Erwarten das Gesuch Erfolg hätte, so wäre mit dem bloßen Titel Nichts gewonnen. Ueberdies sehne ich mich sehr nach einer dauernden bedeutenden Arbeit, obgleich ich diese zwei Jahre keineswegs bereue. Ich habe mehr gelernt in dieser Zeit als bei blos literarischer Beschäftigung möglich gewesen wäre. Mama und die Schwestern mögen jetzt immerhin von der Sache wissen. Wenn nicht ein unerwarteter Zufall noch Alles zerschlägt, ist es sicher so am Besten. Hier ist der Plan noch ganz Geheimniß, schon darum, weil es nicht wohlgethan ist von Plänen viel zu reden. — Bisher hab' ichs möglich gemacht, noch außer den Colleg-Geschäften für mich zu arbeiten; und wenn ich meine Zeit zu Rathe halte und mein Unwohlsein, das bereits wiederkehrt, mich in Ruhe läßt, so denke ich vorwärts zu kommen. Giebt der Himmel seinen Segen, so daß ich etwas Tüchtiges schaffen kann, dann ist mir auch die Einsamkeit, in der ich lebe, nicht zur Last — — — Ich lese manchmal im Tasso, dem einzigen Drama fast, das sich ruhig und bruchstückweise lesen läßt; und so weit ab diese Welt liegt von dem was mich jetzt beschäftigt, ich trage doch immer eine reine glücklich harmonische Empfindung mit hinweg. Von diesem Gedichte wenigstens gilt Goethes eignes Wort nicht: diese Muse versteht auch zu „leiten", nicht blos zu „begleiten". —

Von den Zeitungsnachrichten frappirt mich augenblicklich Nichts so sehr als die pöbelhaften Ausfälle der englischen Presse gegen Deutschland — weil wir unsre Frauen von diesen Beefs nicht boxen lassen[1]. Diese schlotternde Angst vor Bonaparte und dabei diese geld-

---

[1] Ein engl. Kapitän von der Kgl. Leibgarde, Macdonald hatte sich auf der rhein. Bahn bei Bonn im Coupé ordnungswidrig und gegen eine Dame brutal betragen, einen Bahnbeamten tätlich beleidigt (Sept. 1860); er war zu einer Geldstrafe von 20 rl verurteilt worden. Heftige Erörterungen in der deutschen und englischen Presse und amtliche Verhandlungen über diese „Lappalie" (Bismarck an Roon 2. Juli 1861) zogen sich durch Monate hin; am 6. Mai 1861, als das preuß. Abgeordnetenhaus sich mit der Sache befaßte und der englandfreundliche Georg v. Vincke das englische Verhalten sehr nachdrücklich kritisierte, hatten die beiden Regierungen bereits 57 Noten gewechselt.

stolze Anmaßung gegen andre Völker — das könnte Einen irre machen an der ganzen Nation, wenn ich nicht wüßte, daß Englands gesammte Geschichte ein unbegreifliches Gemisch von Gemeinheit und Größe bildet. —

Lebt Alle wohl und nehmt nochmals meinen Dank . . .

Dein treuer Sohn

Heinrich

271] An Franz Overbeck.

Leipzig 31. Oct. 60.

Lieber Overbeck,

. . . Ein schandbares Machwerk von Marbach „das Leipziger Jubiläum“ hat mir den ganzen hiesigen akademischen Jammer wieder recht klar gemacht. Nach den Zeitungsnachrichten muß Eure Feier[1] herrlich gewesen sein: Gottlob, es giebt doch noch deutsche Hochschulen. — Ich habe bis jetzt einen gestopft vollen Hörsaal; doch denk' ich ernstlich dran, der unfruchtbaren Mühe ein Ende zu machen und, auf einige Zeit wenigstens, von hier fortzugehn. — Wenn Du mit Göttingen in Correspondenz stehst, so tritt doch mal Hugo recht energisch von meinetwegen: ich möchte gar gern etwas von ihm wissen. Er und Frensdorff sind so liebenswürdig gewesen, mir mein Lieblingsbild (das Berliner von Pordenone)[2] in einer schönen Photographie zu schenken, worüber ich mich kindisch freute . . .

Also auf weitere Nachricht

Dein

Treitschke

272] An den Vater.

Leipzig, 13. Nov. 60.

Mein lieber Vater,

ich habe früh in Lützschena, Nachmittags hier gelesen und will noch eine kurze Abendstunde benutzen Dir zu anworten. Es wird doch nicht wohl möglich sein Deinen Wunsch wegen der Professur, um die ich

---

[1] des fünfzigjährigen Bestehens der Universität Berlin. [2] Eine mit der Sammlung Giustiniani nach Berlin gekommene Darstellung der Ehebrecherin vor Christus; damals noch Pordenone zugewiesen und von Franz Kugler, Beschreibung d. Gemälde-Gallerie des Kgl. Museums z. Berlin, 1838 „ein sehr bedeutsames Gemälde“ genannt.

anhalten soll, schon jetzt zu erfüllen. Ich gestehe zwar, Du hast mich ziemlich überzeugt, und ich glaube, man würde das Gesuch gewähren. Bei dem jüngsten Rectoratswechsel hat Wächter in dem üblichen Rückblick auf die letzten 2 Jahre meiner mit solcher Auszeichnung gedacht (was sonst bei einem Privatdocenten nie geschieht), daß ich jetzt nicht mehr daran zweifeln kann, die Universität werde mein Gesuch lebhaft unterstützen. Aber — ich will zu Ostern auf einige Zeit von hier fortgehn. Das wäre mir moralisch unmöglich, wenn man mich unmittelbar vorher zum Professor gemacht hätte; denn auf eine Auszeichnung muß man doch durch verdoppelten Eifer antworten. In München würde mir der Titel zu gar Nichts nützen, da Deutschland mit Professoren überreich gesegnet ist. Auch weiß ich mich von solchem Ehrgeize vollkommen frei: mein Streben geht jetzt dahin materiell Dir nicht mehr zur Last zu fallen und der Welt etwas zu nützen, mir einen guten Namen zu schaffen. Zu Beidem brauch' ich den Titel nicht, und es ist wohl besser, wenn ich nach meiner Rückkehr darum anhalte, zu einer Zeit wo ich im Stande bin ihm durch Vorlesungen gerecht zu werden. —

Gestern hatt' ich eine große Freude. Mir ward ein Brief für Albrecht zugeschickt, so hab' ich den alten Hofrath besucht und wurde von ihm mit einer Herzlichkeit aufgenommen, die ich von dem als kalt und boshaft verschrieenen Manne nicht erwarten konnte. Das ist ein Mann, fest, klar, scharf, sicher; er machte mir ganz den Eindruck, als sei er von den hiesigen Gelehrten weitaus der bedeutendste Charakter. Ich werde natürlich seine Erlaubniß benutzen und oft wiederkommen. Ich hatte mich gescheut ihn früher, ohne besondre Veranlassung, aufzusuchen, weil ich mit meinem Gehöre Niemandem gern ohne Noth zur Last falle; nach der gestrigen Aufnahme zu schließen hätte ich diese Scêne wohl nicht nöthig gehabt. Auch mit meinem Gehör wird es etwas besser. Ich habe nämlich durch einen glücklichen Zufall . . . ein Hörrohr zur Probe erhalten, das mir vortreffliche Dienste thut. Es ist weit besser als das von Vieth, nicht so angreifend wie das messingne Instrument und sehr einfach: ich kann damit zwar nicht über den Tisch hören, aber *eine* Person kann im ganz gewöhnlichen Tone, ja sogar *leise* mit mir reden. Gottlob, mehr kann ich ja nicht verlangen . . .

Dein treuer Sohn

Heinrich

273] An Rudolf Haym.

Leipzig, 20. Nov. 60.

Geehrtester Herr,

... Für heute will ich Sie nur bitten die Neue Folge von Vischers kritischen Gängen zu lesen. Ich muß sagen, erst durch dies Buch ist mir die Gesinnung der unverständlichsten aller Parteien, der östreichisch-gesinnten Demokratie, klar geworden. Ich weiß nicht wie es zugeht: ist es die Lektüre der œuvres de Frédéric le Grand, die ich jetzt treibe und die mich, bei dem allzunahe liegenden Vergleiche der genialen Kühnheit des einzigen Mannes mit dem Preußen von heute, im Innersten ergreift — oder ist es meine trotz Habsburg und Alledem noch immer bewahrte stille Liebe für das schöne Oestreich — genug, Vischers Buch, fanatisch östreichisch wie es ist, hat mich im höchsten Grade aufgeregt. Der Mann hat Unrecht hinsichtlich Italiens — es sind die alten Phrasen — ganz sicher Unrecht, aber Sie werden, gleich mir, die Leidenschaftlichkeit seines Irrthums begreifen und mitempfinden können. Seltsam nur, daß diese Schwaben meinen, das deutsche Gemüth gepachtet zu haben und die Verfechter der preußischen Politik für gelehrte Doctrinäre halten. Ich wenigstens gestehe, daß ich durch reine Gefühlspolitik auf den preußischen Standpunkt gelangt bin und mich erst allmälig durch Nachdenken darin befestigt habe. Also, wie gesagt, lesen Sie die Schrift: Sie werden vieles Abgeschmackte, ja Widrige darin finden und trotzdem werden Sie mir für die Empfehlung danken [1].

Mit herzlichem Gruß der Ihrige

Treitschke

274] An Ferdinand Frensdorff.

Leipzig 25. Nov. 60.

Lieber Frensdorff,

— — — Meinen herzlichen Glückwunsch und sehr großen Dank dafür, daß Du mir Albrechts Bekanntschaft verschafft hast. Er hat mich mit der größten Herzlichkeit aufgenommen, so daß ich sah, ich hätte mich doch nicht so lange geniren sollen. Er läßt Dir danken, und Du magst denken, wie sehr er mir gefallen hat. Ich habe nur

[1] Vgl. Treitschkes Besprechung aus dem Liter. Centralblatt: Histor. u. Polit. Aufsätze 4,541 f.

zu schnell gelernt, wie schrecklich feig, halb, schüchtern diese Professoren sind: Gottlob, endlich ein Mann. Ich bin theils durch den Ekel über diese Umgebung theils durch meine historischen Studien (so jetzt besonders durch die Lektüre der Werke Friedrichs d. Gr. und die dabei von selbst aufsteigenden Vergleichungen) immer radikaler geworden und sehe die Lage des Landes mit Mißmuth, ja in manchen Stunden mit Verzweiflung. Was ist aus unsrer Großmacht geworden? Schurkerei und Stieberei in der Verwaltung, eine Kammer, der die eine unsrer Parteien gänzlich fehlt, eine auswärtige Politik, feig, unentschlossen und geleitet von „Ideeen", deren Nichtigkeit mir die Schreiberei des deutschen Webers[1] allwöchentlich klar macht. Ich traue meinen Sinnen nicht, wenn ich sehe, daß man in Berlin die erhabne positive Aufgabe, die Preußen gestellt ist, gar nicht zu kennen scheint. Ich verlange nicht eine Kaiser-Politik (wer darf jetzt so Kühnes hoffen?), ich wünsche ganz einfach, daß Preußen einen klugen und ehrlichen Schritt zugleich thut und den europäischen Krieg, der binnen einigen Jahren doch eintreten wird, selbst beginnt. Denke nicht, ich predige Kreuzzeitungslehren. Nein, Preußen soll — auf die Gefahr eines ungeheuren Kampfes — endlich, endlich die deutsche Ehrenschuld von Dänemark einfordern. Da spricht man in Berlin immer nur von Venedig, als ob eine Großmacht dazu da sei für ihren natürlichen Feind zu sorgen, und vergißt, daß Preußen nie das Vertrauen der Nation gewinnen wird so lange jene Schmach im Norden nicht gesühnt wird. Mag darüber immerhin der Kampf mit Napoleon ausbrechen: in dieser Sache sind unsre Hände rein, dieser Kampf würde ein Volkskrieg, der Preußen unermeßlichen sittlichen Gewinn, wo nicht gar die deutsche Krone, bringen müßte. Aber was soll man erwarten, wenn die Menschen sogar in der kurhessischen Sache einzulenken beginnen? So tief mich oft das deutsche Elend bekümmert, so trag' ich doch ein stilles und sichres Gefühl des Sieges unsrer Sache in mir, das des Mißmuthes zuletzt immer wieder Herr wird. Ich habe die wunderbaren Wege verfolgt, auf denen die moderne deutsche Großmacht die Nachfolgerin des deutschen Ordens geworden ist, der nordischen Großmacht des Mittelalters: und Angesichts dieser mährchenhaften Entwicklung scheint es mir eine Lästerung von Zufall zu reden. Es ist unwürdig, daß Preußen in einer Zeit so rasend

[1] im „Preußischen Wochenblatt", das er seit April 1860 redigierte. Vgl. o. Bd. 1, S. 430 Anm.

schneller Entwicklung, wo alle andren Mächte sich in ungemeßnen Planen überbieten, keinen Schritt thut um selber der Welt eine andre Gestalt zu geben. Die Friedensliebe sitzt uns Allen viel zu sehr im Blute, wir erschrecken fast vor dem Gedanken eines großen Aufschwungs, und doch wird nur eine kühne sittliche Politik der kühnen Unsittlichkeit Bonapartes gewachsen sein. —

Doch wozu das? Solche hingeworfnen Worte führen doch nur zu Mißverständnissen. Sage lieber Hugo, daß er mir bald was von seinen Herzensgeschichten schreibt. Von mir selbst ist nicht viel zu berichten: ich habe sehr still gelebt, habe unnatürlich viel Zuhörer (über 100) und werde doch wohl zu Ostern auf einige Zeit fortgehn um ordentlich zu arbeiten . . . Im Uebrigen beschäftigt sich Leipzig nach wie vor mit Handel, Schweinsknöchelchen und ff. Pfannkuchen . . . Lies doch Vischer's Kritische Gänge, neue Folge: das bedeutendste Buch, das die östreichische Demokratie je geschrieben hat.

Leb wohl.

Dein

T.

275] An Franz Overbeck.

Leipzig, Dec. 3. 60.

Lieber Overbeck,

. . . Hier geht es leidlich; ich habe sehr viel zu thun und in den Mußestunden würge ich an der Scham und der Verzweiflung über unser Vaterland. Was ist aus Preußen geworden! Und hier die lächelnden Pharisäergesichter[1] sehen zu müssen! Nächsten Frühling, denk' ich, kommt der Krieg, dann wird Preußen es büßen, daß es für Fremde statt für Deutschland, für Venedig statt für das, wie es scheint, wieder vom Meere verschlungene Schleswig-Holstein[2] gesorgt hat. Gott schütze uns, die Dinge sind furchtbar ernst . . . Schreib mir doch mit zwei Zeilen, ob ich Dich zu Weihnachten in Dresden treffe . . .

Herzlich Dein

T.

[1] im Hinblick auf die Enthüllungen des Stieberprozesses (vgl. S. 69 A. 2) und Haym, Duncker S. 222 f.). [2] Der Bundestag hatte im Sommer 1860 wieder einmal eine dänische Rechtsverletzung Holstein gegenüber mit der bloßen Absicht einer Exekution beantwortet (Sybel 3,99).

276] An Salomon Hirzel.

L, 16/12 60.

Sehr geehrter Herr,

Ihr Vorschlag[1] ist für einen alten treuen Schüler Dahlmanns zu anziehend, als daß ich ihn von der Hand weisen sollte. Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie mir etwas von dem versprochenen Materiale noch heute zustellen wollten. Denn soeben hat mir der Arzt wegen eines leichten Unwohlseins zwei bis drei Tage Haus-Arrest diktirt, ich habe also Muße zur Lektüre. Sobald ich wieder ausgehen darf, werde ich mündlich noch Einiges von Ihnen zu erfahren suchen. Leider bin ich ohne Urtheil über einen Theil von D's Schriften, aber ich bringe aufrichtige Liebe zur Sache mit und kann den Versuch wohl wagen.

Mit bekannter Verehrung

Ihr ergebenster

Treitschke

277] An Rudolf Haym.

Leipzig, 24. Dec. 60.

Geehrtester Herr,

— — — Wollte Gott, ich könnte die guten Wünsche, die ich Ihnen und uns Allen zum Jahreswechsel bringe, mit froherem Herzen sagen. Ich sehe noch keinen Beginn einer kühneren preußischen Politik und ich bin noch immer der alte Ideologe, der in Schleswigholstein das einzig mögliche Object einer positiven preußischen Politik für die nächste Zeit sieht. Wenn der Kampf mit dem Bonapartismus, der uns früher oder später doch bevorsteht, wegen dieser Sache zum Ausbruche kommt, dann vertraue ich auf einen glücklichen Ausgang, selbst bei unsrer heutigen Bundesverfassung. Aber jeder Versuch Preußens für Oestreich nur einen Finger zu rühren (und sei es sogar wegen Triests) stößt auf einen gränzenlosen Widerwillen in der Nation. Ich bedaure tief daß es so ist, aber es ist so. —

Leben Sie wohl, geehrter Herr ... Einen herzlichen Festgruß von

Ihrem ergebensten

Treitschke

---

[1] einen (in der Gartenlaube 1861, Nr. 11. 12 dann erschienenen) Nekrolog auf Dahlmann zu schreiben.

278] An Heinrich Bachmann.

L 24. Dez. 60.

Lieber Freund,

ich will die einsame Stille dieses heiligen Abends benutzen um Dir für Deinen Brief zu danken. Er giebt mir die gute Kunde von Deiner Genesung, und leider beantworte ich ihn auf dem Sopha liegend — daher die selbst für mich schreckliche Schrift. Ich bin recht unwohl seit mehr als 8 Tagen und werde noch einige Zeit das Zimmer hüten müssen. Leid thut mir dabei meine Mutter, die in der Einsamkeit des winterlichen Felsenschlosses sich sehr auf ihren Sohn gefreut hatte. Und laß michs nur sagen, auch ich wäre lieber in dem fröhlichen Treiben zu Haus: ich habe hier Nichts, rein gar Nichts was mein Gemüth anzieht — nicht einmal einen Freund — da erinnert man sich doch gern seiner Lieben . . . Du hast von meinem Treiben lange nichts erfahren; vielleicht nur verirren sich die Pr. Jahrbb. nach P.[aderborn] da wirst Du meinen „Milton“[1] gelesen haben — wie mir scheint, das Beste was ich in Prosa geschrieben. Seitdem hab' ich nichts Größeres mehr geschrieben; denn mein Colleg nimmt mir alle Zeit. Ich feire freilich den Triumph vor mehr als 100 wirklich anwesenden Zuhörern zu lesen. Aber was nützt es einem „Demokraten“, wenn er den vollsten Hörsaal hat? Ich sehe ein, mein hiesiges Wirken ist ziellos: ich verdanke dieser Zeit Viel, denn ich habe nie mehr gelernt als durch das Lehren. Aber ich muß endlich etwas für meine Zukunft thun und — womöglich — der Welt etwas nützen. Wahrscheinlich geh' ich zu Ostern nach München um Quellenstudien für eine historische Arbeit zu machen, zu der mich Hirzel aufgefordert hat. Das ist eine Aufgabe für mehrere Jahre, und wenn ich dann nicht mehr an die Stunde gebunden bin wie hier, so werden wohl endlich auch poëtische Arbeiten möglich. Vorläufig nehm' ich nur auf ein Jahr Urlaub, wenn nicht ganz unvorhergesehene Fälle den Plan noch kreuzen; aber wohl möglich, daß ich nie wiederkomme. Denn das Einzige wovon ich hier mit Schmerzen scheide ist mein treuer Zuhörerkreis, aber wer mag auf das Strohfeuer der Studentenbegeisterung bauen? So stehn jetzt meine Pläne, und ich leugne nicht: zu der ruhigen Ueberlegung, daß nur eine schriftstellerische Leistung meine Zukunft sicherstellen kann, kommen noch andre Motive. Ich freue mich auf die Welt der Kunst,

[1] im letzten Novemberheft, Bd. 6, 419—448. (Histor. u. Polit. Aufsätze 1,1 ff.).

die in München sich mir erschließen wird. Und — lache nicht — ich bin aufgewachsen in unsern Bergen, die mehr dem Süden als dem Norden angehören, ich habe meine fröhlichsten Burschentage in ähnlichen Gegenden verbracht und könnte mich hier in dieser reizlosen Natur nur dann wohl fühlen, wenn die Menschen mir Ersatz gewährten; und das ist nicht der Fall. Natürlich sind die Verstandesgründe das Entscheidende: ich muß fort um in der Gegenwart zu subsistiren (meine Geldquelle an der Lützschenaer Akademie hört zu Ostern auf) und für meine Zukunft zu sorgen. —

Ich danke Dir für den braven Zorn, der aus Deinem Briefe redet: das ist der rechte preußische Richter-Geist. Mich hat das wieder in dem Glauben bestärkt, daß Du den Beruf gewählt hast, der Deinem Wesen am Meisten zusagt. Nur bist Du zu hart, wenn Du meinst, daß Preußens Corruption mit der Oesterreichs auf einer Stufe stehe. Ich habe nach jahrelangen Studien über die neuere Geschichte einigen Grund zu der Behauptung: Preußen hat auch jetzt noch von allen Großmächten die weitaus redlichste und gerechteste Verwaltung. Aber — ein schweres, sorgenvolles Aber! — „Preußen hält sich nicht durch seine eigne Schwere“ (ein Wort Friedrichs d. G.), also selbst ein viel geringerer Grad von Schwäche und Unredlichkeit bringt Preußen in größere Gefahr als jene andern Mächte. Gerade jetzt hab' ich die napoleonische Zeit genau studirt und bin zu dem mir unzweifelhaften Schlusse gekommen: das Preußen von 1806 stand ohne Frage sittlich noch weit höher als Oestreich und Rußland in der gleichen Zeit, und dennoch brach es zusammen! Hier liegt das furchtbar Beängstigende der Gegenwärtigen Lage: noch ein paar Jahre dieses wohlmeinenden, aber halben matten schwankenden Regiments — und ein neues 1806 kann über uns kommen! Nur Eins hält mich noch munter: ich glaube, die Nation steht jetzt doch um Vieles höher als damals. Wir Kleinstaatler mindestens wissen recht wohl, daß wir nur mit Neid auf Preußen blicken können. —

Schrecklich ist auch der Blick auf die auswärtigen Dinge. Es ist recht gut, daß man in Berlin sich mit dem Gedanken eines Kampfes mit dem Bonapartismus befreundet. Aber ziemt es einer Großmacht nur zu warten, was in Wien, Paris, Turin beschlossen wird? hat nicht Preußen eigne heilige schwer verletzte Rechte und Interessen zu wahren? Der eine Name Schleswig-Holstein sagt Alles. Ich habe neulich in diesem Sinne einen Aufsatz in die Süddeutsche Ztg

geschrieben[1], aber die wohlweisen Belehrungen anderer, ganz braver, Blätter zeigten mir, daß die Friedensliebe um jeden Preis, die stille Todesangst vor der — wahrlich nur erträumten — Uebermacht des Bonapartismus unsrem Geschlechte schwer auf der Seele lastet. — Ich habe mich sonst wohl einen „Constitutionellen" genannt und ich glaube auch heute noch, daß das einige Deutschland ein monarchisches sein wird. Aber mit der großen Partei von Leisetretern in der preuß. Kammer mag ich nichts zu thun haben: da lob' ich mir Schul(t)ze-Delitzsch[2]. Es ist ein Jammer, daß Preußen an den kleinen deutschen Höfen nicht Staatsmänner, sondern fade Salonmenschen hält. Sonst würde es wissen — was ich vom sächsischen Hofe sehr genau weiß, — welcher Haß und zugleich welche Angst vor Preußen unter den kleinen Despoten herrscht. Dann würde auch das unselige Betteln um die Gunst der Kleinen ein Ende nehmen. — Traurige Weihnachtsgedanken, lieber Freund! Aber was anders als das Schicksal des Vaterlands kann in diesen schwülen Tagen unser Denken beschäftigen? Lebe wohl. Ich hoffe, daß in unsrem Volke still und verschwiegen eine Spannkraft lebt, die in den Tagen der Gefahr sich herrlich offenbaren wird.

Dein

T.

279] An Salomon Hirzel.

Leipzig, 29. Dec. 60.

Geehrtester Herr,

nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihren Brief. Die vorgeschlagenen Bedingungen[3] sind in jeder Hinsicht so günstig, daß ich gern darauf eingehe. — Ich werde mich ernstlich bemühen das maximum von 40 Bogen nicht zu überschreiten; und ich meine, bei einiger Anstrengung muß dies möglich sein. Ohnehin leidet meine Schreibweise eher an übermäßiger Prägnanz als an Weitschweifigkeit . . .

[1] Leitartikel 13. Dez. 1860: „Die Aufgabe der preuß. Politik". Nach freundlicher Auskunft von Herrn Dr. K. A. von Müller in München. [2] Sch.-D. hatte nicht nur an der Gründung des Nationalvereins wesentlichen Anteil gehabt, er vertrat auch öffentlich dessen Tendenz besonders kräftig und wirksam. Seine Wahlrede in Berlin, das ihn bald darauf, 8. März 1861 durch eine Nachwahl ins Abgeordnetenhaus schickte, mußte Treitschke wie aus der eigenen Seele gesprochen klingen. [3] für den Verlag der von Treitschke zu schreibenden „Geschichte des Deutschen Bundes". Vgl. S. 121.

So will ich denn mit gutem Willen an die Arbeit gehen und wünschen, daß das bedenkliche Werk weder Ihnen noch mir den Hals kosten möge . . .

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Treitschke

280] An den Vater.

Leipzig, 29. Dec. 60.

Mein lieber Vater,

. . . ich war bisher zu abgespannt um etwas zu schaffen und mußte mich begnügen im Voraus zu lesen und zu sammeln was ich für mein Colleg brauchen kann. Jetzt bin ich wieder viel muntrer und denke dieser Tage einen Nekrolog vom alten Dahlmann zu schreiben, der Euch eines schönen Morgens unerwartet zukommen soll. Also Mama soll ja ohne Sorge sein, ich bitte sie herzlich drum. Der Narr, der das dumme Wort erfunden hat: getheilter Schmerz ist halber Schmerz. Eine solche Lappalie wie dies Unwohlsein würd' ich zehnmal lachend ertragen; nur der Gedanke, daß Ihr Euch darüber bekümmert, macht es mir bitter. Und wie sehr habt Ihr dafür gesorgt mir das Fest zu erheitern: ich weiß nicht wo ich anfangen soll und will Euch drum nur nochmals Allen herzlich danken. Als die Kiste kam, war grade ein Bekannter bei mir, der mit seinem ganzen Hause zerfallen ist. In solchen Momenten fühlt man recht, wie reich wir gesegnet sind, und wie Unrecht wir thun, wenn wir klagen, wir hätten kein Glück. —

In dem Lessing hab' ich sehr Viel gelesen[1]. Es ist doch sehr ernsthaft und zeigt wieder, welch ein schweres Räthsel das Leben ist, wenn man sieht, wie dieser Mann, der so fest und kühn und sicher auf jeden Gegner einstürmte, dennoch sein Lebtag innerlich unbefriedigt und zerrissen bleibt. So scheint es mindestens nach seinen Briefen. Aber ich sehe daran wieder, wie Unrecht man thut einen Menschen nach seinen Briefen zu beurtheilen. Wer Gutes und Dauerndes gewirkt hat, der war glücklich, und mag auch jeder Augenblick seines Lebens mit Hader und Unruhe erfüllt sein. Ich könnte noch

[1] Dieses Weihnachtsgeschenk der Mutter — Lessings ges. Werke. Leipzig, Göschen, 1859, zwei schöne Bände in Lexikon-Oktav — ist noch im Nachlaß erhalten.

Viel darüber sagen: Mama sieht daraus, wie lieb mir ihr Geschenk ist; ein solches Buch muß man besitzen, nicht blos lesen . . .

Nun zu dem eigentlichen Zwecke dieses Briefs. Euch Allen ein glückliches Neujahr und Dir mein lieber Vater die herzlichsten Wünsche zum 2. Januar. Doch was vermögen Wünsche? Ich fürchte, wir werden sehr Ernstes erleben. Und sollte selbst dies Jahr noch ruhig vorübergehen: es ist ja Alles nur eine Frage der Zeit. Daß ein ungeheurer Umschwung der Dinge in Deutschland erfolgen wird, daran zweifelt Niemand mehr. Ich traue der Nation zu, daß sie mit Ehren daraus hervorgehen wird, wenn nur diesmal das Glück uns lächelt, das die Deutschen nie verwöhnt hat. Nun Gott walte über uns und unserm Vaterlande! —

Für mich hat das scheidende Jahr noch eine Entscheidung gebracht. Ich bin mit Hrn Hirzel einig. Das Honorar für das Buch beträgt c. 800 rl, und zwar sollen mir von Ostern an für das Jahr in München 600 fl. rh. = c. 340 rl bezahlt werden. In etwas über 2 Jahren denk' ich die Arbeit vollendet zu haben. Wahrscheinlich werd' ich außer München noch einige andre Städte besuchen müssen, was sich natürlich erst im Laufe der Arbeit ergeben wird. Glücklicherweise ist das Leben in München sehr billig (auch ein Grund, der mich bestimmt, lieber dorthin als nach Berlin oder Göttingen zu gehn) . . . für dies erste Vierteljahr brauch' ich vielleicht 100 rl, später aber ganz sicher höchstens 50 rl Zuschuß . . . Uebrigens mögt Ihr jetzt erzählen, daß ich zu Ostern um einer Arbeit willen zu verreisen denke. Ueber die Arbeit selbst aber soll Nichts nach Außen bekannt werden: Hr Hirzel hat Gründe dafür, die ich ehren muß. — So wird denn im Frühjahr wieder ein etwas unstätes Leben für mich beginnen, und es sieht nicht so aus, als sollt' ich bald eine feste Stelle in der Welt für mich finden. Was thut's? Ich denke noch sehr lange jung zu bleiben, und das unstäte Leben hat auch sein Schönes. Ich bin nicht reich genug um Reisen zu machen; so erhalt' ich durch den häufigen Wechsel des Wohnorts ganz von selbst etwas von jener Weltkenntniß, ohne die wir modernen Menschen einmal nicht leben können. Meine Stellung hier behalt' ich mir natürlich vor, und nur von Einem nehm' ich mit wirklich schwerem Herzen Abschied, von meinem treuen Zuhörerkreise — dem Besten, was ich mir hier erworben und was leider nun mir unter den Händen zerfließt . . . Morgen giebt der neue Rector Roscher ein Professorendiner und hat mich — obwohl

ich nur Docent bin — unerhörterweise geladen. Schade, daß ich den Schwindel versäumen muß. — Lebt wohl, nochmals ein frohes Neues Jahr und tausend Dank und Grüße.

Heinrich

. . .

281] An den Vater.

Leipzig 29. Jan. 61.

Mein lieber Vater,

. . . Sehr wider meinen Willen finde ich erst heute eine freie Stunde für Dich. Mein Colleg macht mir schrecklich viel zu thun. Je näher ich der neuen Zeit komme (ich sprach soeben über Steins Reformen), desto voller wird der Hörsaal. Denke, ich benutze jetzt den größten Saal, den wir haben, und doch muß häufig noch ein Häuflein stehen zwischen den Bänken. Natürlich erhöht das die Anforderungen, die ich an mich selber stelle. Ich komme aus der Arbeit gar nicht heraus, und in den nächsten Wochen wird es noch schlimmer, da ich noch eine Stunde zugelegt habe. Uebrigens macht mich der Erfolg zwar froh, doch nicht eitel . . . Ich bin zufrieden, wenn ich nur bei einigen tüchtigen Leuten in gutem Andenken bleibe. — Eine frohe Hoffnung nehme ich aus dem Studium jener großen Zeit mit hinweg. Es ist mit der Ferne der Zeit doch nicht anders wie mit der Ferne des Raumes. Die bedeutenden Männer jener Tage waren, wenn man näher hinblickt, doch gar arg zersplittert in parteiischem und persönlichem Hader[1]: die häßlichen Ecken und Kanten verschwinden eben, wenn die Entfernung ihren blauen Schleier darüber spinnt. So, hoff' ich, wird auch der Parteihaß, der uns heute oft so schwer erschreckt, schwinden, wie damals, wenn wir vom Geschick an den Rand einer großen Entscheidung geführt werden . . . Häufig komm' ich auf das Museum und sehe in der Kupferstichsammlung, welche herrlichen Werke der neuen deutschen Malerei ich in München, hoffentlich, kennen lernen werde. Dabei ist mirs lieb, daß ich jetzt an Dr. Nissen einen menschlichen, nicht allzu gelehrten, Umgang gefunden habe[2].

Auf Eure Fragen nur so viel. Den Milton hab' ich Dir, Steins Leben der Mutter geschenkt, oder, wenn ich Letzteres noch nicht gethan

---

[1] Vgl. S. 54. [2] Adolf Nissen, ein Holsteiner, 1835 geb. Seit 1858 Privatdozent und seit 1862 ao. Prof. der Rechte in Leipzig. Später im Elsaß, wurde er 1873 als ord. Prof. des Kriminalrechts nach Straßburg berufen.

habe, so thu' ichs jetzt[1]. Also braucht Ihr mir die Bücher nicht zu schicken — — — Ich plauderte gern noch mehr um Mama zu unterhalten . . . Doch ich muß auf den Frühling hoffen: er wird mir den Gefallen thun zeitig zu kommen, damit ich noch bei Euch die Natur erwachen sehe . . .

Tausend herzliche Grüße.

Heinrich

282] An Salomon Hirzel.

L, 4. Febr. 61.

Sehr geehrter Herr,

ich bin ungezogen genug gewesen Ihr liebenswürdiges Brieflein 8 Tage lang ohne Antwort zu lassen. Ich scheute mich, Ihnen ohne den versprochnen Aufsatz unter die Augen zu kommen. Endlich hab' ich einige freie Stunden gefunden und bitte Sie nun, nicht das ganze Geschreibe zu lesen, wohl aber auf S. 20 Sich zu überzeugen, ob ich von dem Materiale, das Sie mir so freundlich mittheilten, nicht einen allzu indiskreten Gebrauch gemacht habe[2] . . . die entschieden preußische Färbung ist den Lesern ganz gesund . . .

Mit bekannter Gesinnung

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

283] An Salomon Hirzel.

Leipzig, 10. Febr. 61.

Hochgeehrter Herr,

— — — Meine Abreise wird am genannten Tage sicher stattfinden — wenn nicht der Staat dazwischen tritt. Denn — denken Sie was ich soeben aus allerzuverlässigster Quelle höre — jene an das L. Journal gelangte Nachricht von einer an mir vollzogenen Maßregelung ist wahr, nur mit dem Unterschiede, daß die Execution

[1] Jedenfalls Wilhelm Baur, Das Leben des Freiherrn vom Stein. Nach Pertz erzählt. Gotha 1860. [2] Bezieht sich auf die bei Treitschke (Histor. u. Polit. Aufsätze 1,388 und Deutsche Geschichte 4,665) in Klammern stehenden Worte aus Dahlmanns Einführung zur Verteidigungsschrift Albrechts, eines der Göttinger Sieben. Von Hirzel hatte Treitschke das Manuskript dieses Vorworts erhalten. „Die Güte eines Freundes des Verstorbenen hat mir das Blatt verschafft" heißt es in der Gartenlaube S. 184.

noch nicht erfolgt ist. In diesen Tagen muß sich's entscheiden, ob man wirklich so albern sein wird, die bereits angelangte Ministerial-Ordre gegen mich auszuführen und dadurch unnöthigen Lärm zu erregen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

284] An Julius von Frantzius[1].

Nicht weil ich es müde geworden, der guten Sache zu dienen, sondern um ihr besser, wirksamer in großem Kreise zu dienen, gehe ich fort. Ich will eine Geschichte des Deutschen Bundes schreiben, kurz, scharf, völlig rücksichtslos, um dem faulen Haufen zu zeigen, daß uns die Grundlagen alles staatlichen Daseins, Recht, Macht und Freiheit, fehlen und keine Rettung anders möglich ist, als durch Vernichtung der Kleinstaaten. Wäre es mir um wissenschaftlichen Ruhm zu thun, wahrlich, ich wählte ein anziehenderes, bereits klarer durchforschtes Thema. Aber ich weiß, kaum ein anderes historisches Werk ist für die Aufklärung des großen Publikums nothwendiger; und da von denen, die gelehrter sind als ich, Niemand den Muth dazu findet, so will ich es versuchen — auf die Gefahr hin, daß, während ich schreibe, der Bund dem Fluche der Völker bereits erliegt. Kehre ich dann zurück auf das Katheder — und ich werde es thun, denn ich weiß jetzt, wie schön es ist, Lehrer der Jugend zu sein — so wird mich diese Arbeit für den Lehrberuf nur um so mehr befähigt haben. Ich denke, das wird Dich versöhnen.

285] An den Vater.

Leipzig 10[2]. Febr. 61.

Mein lieber Vater,

ich habe vor einigen Stunden Deinen Brief erhalten, und ich antworte sogleich, denn ich mag nicht daß in so ernsten Dingen zwischen uns etwas unklar bleibt. Zunächst laß mich Dir sagen, daß man Dir eine Unwahrheit berichtet hat, wenn man behauptet, ich habe

---

[1] Aus Leipzig, 10. Febr. 1861. Brieffragment nach dem Druck bei Schiemann S. 158. Vgl. o. Bd. 1, S. 191. [2] Wohl am 11. Febr. geschrieben; dieses Datum trägt der hier beantwortete, zum Teil von Schiemann S. 156f. abgedruckte Brief des Vaters.

nicht undeutlich durchblicken lassen, es sei zu bedauern, daß Sachsen 1815 u. s. w. Dies ist das Einzige, das mir weh gethan hat in Deinem Briefe, daß Du mir eine solche Unaufrichtigkeit zutraust. Wenn meine Vorträge überhaupt ein Verdienst haben, so besteht es darin, daß ich niemals etwas „durchblicken lasse", sondern immer gradezu sage was ich für wahr halte. Jene Meinung aber habe ich nie, weder versteckt noch offen, ausgesprochen, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht meine Meinung ist. Ich habe in diesem Winter die Frage viel studirt und bin zu einem anderen Resultate gelangt, welches ich auch in 14 Tagen etwa, wo ich erst an dies Thema gelange, vortragen werde. — Ueber diesen Punkt mußte ich ausführlicher reden, denn er enthält einen Vorwurf gegen meine Wahrhaftigkeit, nicht gegen meine politische Meinung. Was nun diese anlangt, so denke ich, wie Du ja längst wußtest, allerdings hoch von Preußen und seiner Bedeutung für Deutschland. Ich habe mir oft die Frage vorgelegt, ob diese Gesinnung mich hindern sollte in Leipzig zu bleiben und bin zu dem Schlusse gelangt, daß dies nicht der Fall ist. Und nicht blos ich, sondern auch Männer, welche meine Ansichten sehr genau kennen und sie keineswegs gänzlich theilen, sind derselben Meinung. Ich war heute früh bei dem Rector Roscher um ihm meine bevorstehende Abreise anzuzeigen. Da frug er mich, warum ich noch nicht um eine Professur angehalten, und sagte mir bestimmt die Unterstützung des Gesuchs durch die Facultät zu, da sie Alle überzeugt wären, daß ich ein für Leipzig brauchbarer Professor sein würde. Du siehst also, die Professoren, welche mich und die Anforderungen an einen Leipziger Professor beurtheilen können, sehen an mir nichts Bedenkliches. Denn der ganze Werth der deutschen Universitäten liegt darin, daß sie vollkommene Lehrfreiheit bieten, ja bieten müssen; und hier insbesondre ist dafür gesorgt, daß meiner Auffassung der deutschen Geschichte ein halb Dutzend andrer Docenten gegenübersteht, welche die Geschichte mit ganz andren Augen ansehn. — Ich mußte Dir das sagen, mein lieber Vater, weil Du daraus sehen kannst, daß ich mit gutem Gewissen hier gelesen habe und mir hinsichtlich meiner Vorträge durchaus Nichts vorzuwerfen weiß. — Nun aber faßt Dein heutiger Brief die Sache in einer persönlichen Weise auf, welche für mich Alles ändert. Du sagst, es mache Dir persönlich den schwersten Kummer, wenn Dein Sohn hier eine preußische Richtung vertritt. Damit ist für mich Alles abgethan. Unter dem unendlich Vielen,

was ich Dir schulde, weiß ich Weniges, was ich Dir so herzlich gedankt habe wie die Freiheit, die Du von früh auf meiner geistigen Entwicklung gelassen hast. Ich habe viel darunter gelitten, als ich fand, daß wir in vielen sehr ernsten Fragen weit auseinander gingen. Um so fester war ich entschlossen, Dir mit meinen abweichenden Meinungen so wenig Kummer zu machen als möglich. Nun sagst Du mir, daß Dir mein Wirken hier — und nur hier — ganz besonders schmerzlich sei. Darauf kann ich als Dein Sohn, der Dich um Alles nicht kränken will, nur antworten: ich werde gehen. Denn meine Ueberzeugung wechseln Dir zu Liebe, das kann ich nicht: aber meinen Wohnsitz wechseln, wenn mein Verbleiben Dir Kummer bereitet und an andren Orten die Möglichkeit zu leben vorhanden ist, das kann ich und das will ich thun. — Ich sehe keinen Grund, warum ich noch einmal zu Roscher gehen und dem Fremden diese rein-persönlichen Dinge erzählen sollte. Ich werde vorläufig nur abreisen und erst wenn ich in München oder sonstwo eine Aussicht für meine Zukunft gefunden habe, meine hiesige venia legendi förmlich zurückgeben. — Mir ist der Entschluß nicht leicht geworden, aber ich sehe Alles ganz klar und weiß, daß ich es niemals anders sehen werde. Du aber, mein lieber Vater, wirst zwar von diesem Schreiben leider keine Freude haben, aber Du wirst daraus mindestens sehen, daß ich, soweit es mir sittlich möglich ist, Alles thun will um Deine Liebe nicht zu verlieren.

Dein treuer Sohn

Heinrich

286] An den Vater.

Leipzig 16. Febr. 61.

Mein lieber Vater,

eine kurze Stunde will ich benutzen um Dir für Deinen Brief zu danken und meine Freude darüber auszusprechen, daß ich Deine Meinung denn doch zu scharf aufgefaßt habe. Das Versprechen freilich, nicht im Sinne der Leipz. Allg. Ztung[1] (welche mir, beiläufig, zur regelmäßigen Lektüre viel zu langweilig ist) lehren zu wollen: dies Versprechen kann ich Dir nicht geben. Denn ich trage überhaupt keine Zeitungs- und Parteimeinungen vor, sondern ich schildere eine vergangene Zeit nach meiner wissenschaftlichen Ueberzeugung. Daß

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 5,195. 210.

ich in der Epoche von 1807—13, welche ich kürzlich besprach, von Preußen und sogar von Oestreich mit größerer Freude gesprochen als von den Staaten des Rheinbunds, das bedarf für einen Lehrer an einer deutschen Hochschule keiner Entschuldigung. Daß ich bei der Schilderung von Steins und Hardenbergs Reformen aufmerksam gemacht habe auf die Bedeutung Preußens für Deutschland, darüber mag sich rechten lassen, doch vermag ich nicht abzusehen, wie das gegen das sächsische Interesse verstoßen soll. „Sehr liberal, aber doch unparteiisch" — das war das Urtheil eines sehr conservativen Mannes, der neulich bei mir hörte; und ich weiß nicht, welches Lob mir willkommener sein könnte. — Und nun erlaube mir auch, was ich neulich vergessen habe, nach der Zuverlässigkeit Deiner Nachrichten zu fragen. Weder Hr v. F. noch Hr v. B.[1] hat bei mir gehört, sie wissen also Alles nur aus dritter Hand. Und wie leicht in einer politisch aufgeregten Zeit wie die Gegenwart Uebertreibungen entstehen, das magst Du selbst ermessen. Zum Ueberfluß hab' ich die Unvorsichtigkeit begangen, vor 2 Jahren einmal einen Witz zu machen über Hrn v. Witzlebens schriftstellerische Leistungen[2]. Er hat das wieder erfahren und befleißigt sich seitdem mich in den Cirkeln der Kreisdirection pp. zu verdächtigen. So hat er neulich behauptet, mein Colleg sei so angelegt, daß ich schon im Februar beim J. 1861 anlangen und die übrige Zeit mit politischen Betrachtungen ausfüllen könnte. Aus der Wahrhaftigkeit dieser Aeußerung (ich stehe jetzt, 3½ Wochen vor dem Schlusse, noch beim J. 1813) magst Du auf den Werth dieses Geredes überhaupt schließen. Nicht einmal das gebe ich zu, daß ich meinen Erfolg zum Theil meiner preußischen Gesinnung verdanke. Das heißt den Leipziger Studenten zu viel Ehre anthun, wenn man bei ihnen eine feste politische Richtung voraussetzt. Die Mehrzahl ist gedankenlos oder beginnt erst, wie das diesem Alter natürlich ist, sich eine Parteimeinung zu bilden. Die Wenigen, welche eine solche bereits haben, neigen sich, soweit meine persönliche Erfahrung reicht, meist jenem unglücklichen rothen Radikalismus zu, der in Sachsen weit verbreiteter ist als das Preußenthum, und den ich

---

[1] Der Kultusminister v. Falkenstein und der Leipziger Kreisdirektor (Regierungspräsident) v. Burgsdorf. [2] Caesar Dietrich v. W., gest. 1882 als Direktor des sächs. Hauptstaatsarchivs, hatte 1860 eine Geschichte der Leipziger Zeitung (vgl. S. 50) geschrieben und hat später u. a. Monographien über die sächsischen Minister v. Wietersheim und v. Zeschau herausgegeben.

als Monarchist entschieden bekämpfe. Mein Erfolg rührt, wie ich überzeugt bin, nicht blos von meinem Verdienste her, sondern zum Theil von dem Stoffe, da das Interesse für neuere deutsche Geschichte Gottlob wieder lebendig geworden ist. Prof. Wuttke, der auf einem mir gerade entgegengesetzten Standpunkte steht, (er ist ein geistreicher Vertreter der östreichisch gesinnten Demokratie) hat vor einem Jahre mit seiner Gesch. der Freiheitskriege einen ganz ähnlichen Erfolg erzielt. — Die Männer, auf deren Urtheil ich etwas gebe, wie Hofrath Albrecht und Roscher, begreifen von dem ganzen Gerede Nichts. — Nun genug von der Sache, mein lieber Vater. Sie ist ja ohnedies augenblicklich ohne praktische Bedeutung . . .

Tausend Grüße.

Heinrich

287] An Franz Overbeck.

Leipzig 23. Febr. 61.

Lieber Overbeck,

. . . Ich hoffe am 13. od. 14. Mz nach der Festung zu reisen und jedenfalls einmal nach D. hereinzukommen . . . Ich hab' Dir Viel zu erzählen, was zu schreiben langweilig wäre . . . Grüße den Oesterreichischen (nicht mehr: deutschen) Weber[1] und sage ihm, er solle seine idealistische Nase einmal in Droysens Geschichte der preußischen Politik stecken, um zu lernen, was das Haupt Habsburg für Deutschland bedeutet. Ich bitte Dich sehr, sag' ihm das wörtlich; denn ich kann einmal nicht anders, ich bin noch immer so dumm ein Deutscher zu sein[2]. Antworte ja. Herzlich

Dein

T.

. . .

---

[1] S. o. Bd. 1, S. 430 Anm. u. S. 289. [2] Im Adreßentwurf der Kommission des Abgeordnetenhauses war auf Georg v. Vinckes Antrag dem Abschnitt über die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten der Zusatz gegeben worden: „Der fortschreitenden Konsolidierung Italiens entgegenzutreten, erachten wir weder im preußischen noch im deutschen Interesse.“ Trotz eingehenden Widerspruchs des Ministers von Schleinitz wurde das Amendement Vincke im Hause am 6. Febr. mit 159 gegen 146 Stimmen angenommen. Selbst viele Parteigenossen verwarfen die bedenkliche Fassung der Vinckeschen Worte, auch Duncker hatte dagegen gestimmt. Das Preußische Wochenblatt, für dessen Leitung vor einigen Jahren, nachdem Jasmund sie aufgegeben, man auch an Treitschke gedacht hatte (vgl. o. Bd. 1,

288] An Max Duncker.

Leipzig 24. Febr. 61.

Hochgeehrter Herr,

am 12. Mz reise ich auf den Königstein in die Ferien und werde bis dahin wohl einen Aufsatz von Laboulaye, den ich für den essay brauche[1], erhalten haben. Dann soll es sogleich an die Arbeit gehen: ich werde Sie bestimmt in Ihrer Noth nicht verlassen. — Daß ich bisher Nichts für die Jahrbb. gethan erklärt sich daraus, daß ich in diesem ganzen Winter, außer jenem Dahlmannschen Nekrologe, schlechterdings Nichts für mich selber arbeiten konnte. Mein Colleg ist nämlich Modesache geworden, ich lese vor mehr als 200, und Sie können denken, daß mich das zwingt, meine eignen Anforderungen an meine Vorträge zu erhöhen. Der Lohn ist nicht ausgeblieben. Minister und Regierungspräsident haben es nicht für unanständig gehalten, mich an meiner sterblichen Seite zu fassen, d. h. sie haben meinen Vater durch halbe leise Warnungen vor dem „Apostel Preußens" in die äußerste Unruhe versetzt. Ich werde wahrscheinlich nicht wieder nach L. zurückkehren. An jedem anderen Orte kann ich freier, unbeirrt durch persönliche Rücksichten, wirken. Wo aber? Davon hab' ich noch keinen Begriff. Nie war mir meine Zukunft dunkler. — Vorläufig will ich in München arbeiten und, wenn es irgend möglich, auch die Jahrbb. nicht vergessen.

Daß in Berlin die Dinge nicht stehn wie sie sollten, das hab' ich längst geahnt: denn Niemand redet heute mit größerer Freude von Preußens Ministern als Jene, welche offen die Zertrümmerung Preußens predigen. — Es ist ein Jammer, daß Preußen an den kleinen Höfen so schlechte Vertreter hat. Verstünden diese Menschen zu beobachten, so müßte man in Berlin wissen, daß jeder Gedanke einer Versöhnung mit den Mittelstaaten eine Lächerlichkeit ist. Hinsichtlich des Dresdner Hofes kann ich das verbürgen; die

S. 425f.), und das in den letzten fünfviertel Jahren seines Bestehens (bis Juni 1861) von Max Weber ungenannt redigiert wurde, hatte sich in zwei Artikeln, 9. und 16. Febr., ebenfalls mißbilligend zu dem Amendement Vincke geäußert. In diesem Zusammenhang hatte es sich nicht nur gegen den Bruch sondern selbst gegen die Verschärfung des „Antagonismus zwischen Preußen und Oesterreich" erklärt. Overbeck, damals in Berlin, der in einem Briefe an Treitschke August 1860 Webers Stellung dort als „eine sehr glänzende" bezeichnet, antwortet jetzt im Auftrage des gemeinsamen Freundes, dieser „sei selbst nicht ganz einverstanden mit der italienischen Politik im Wochenblatt, nenne sich daher auch nicht als Redakteur."

[1] L'Etat et ses limites; s. Histor. u. Polit. Aufsätze 3,4ff.

Berliner Minister scheinen es nicht zu wissen. — Ich werde mich freuen, aus dem Februarhefte mich darüber zu belehren, ob ein Krieg mit Dänemark ohne Flotte militärisch möglich ist. — Daß in der deutschen Frage endlich vorgegangen werden muß, das erlebt jetzt Preußen schmerzlich an seinem eignen Leibe. Für keine seiner inneren Staatskrankheiten (die Arméereform!) kann es Heilung finden ohne Lösung der deutschen Frage. Und doch wiegt man sich in dem Traume der Versöhnung mit den Unversöhnlichen und scheut sich „Sturm zu ärnten" wo des Windes bereits die Fülle gesät ist! —

Also zu Ende März das Mscr.

Aufrichtig der Ihrige

Treitschke

289] An Wilhelm Nokk.

Festung Königstein, 16. Mz 61.

Lieber Vereli,

acht Monate sinds wohl, daß ich Dich im Spätsommer um ein Rendezvous in Bayern bat, und noch immer erharre ich von Deiner Gnade eine Antwort und — schreibe Dir wieder zu ähnlichem Zwecke. Geldmangel hat mich damals gezwungen, meinen Ausflug auf das schöne Franken zu beschränken; jetzt aber werd' ich wohl ein Jahr lang in Bayern leben und erzähle Dir das, damit Du mich nicht gänzlich aus den Augen verlierest und unser von mir sehr herzlich ersehntes Wiedersehen endlich einmal (nach sieben Jahren!) stattfinde. — Leipzig ist mir zu guter Letzt noch sehr hold gewesen . . . So viel des Schönen mir diese akademische Thätigkeit bot — und mindestens Geschichte zu lehren ist ein herrlicher Beruf, denn man ist dabei mehr Mensch als Gelehrter und redet zu Verstand und Gemüth der Hörer: — so begreifst Du doch, daß meine Zeit davon und von der ärgerlichen Lützschenaer Beschäftigung ganz in Anspruch genommen ward. So ward es mir zum Bedürfniß mich zu sammeln und in Ruhe zu arbeiten; und auch materiell ist dies nöthig für meine Zukunft: denn ich kann eine Sicherung meiner Existenz nur von einem Rufe erwarten, den ich immer nur einer Arbeit, nicht meinen akad. Erfolgen verdanken werde . . . Gott gebe, daß dies Jahr der Muße und Stille mir auch poëtisches Schaffen möglich macht. Ein Jahr lang denk' ich von L fortzubleiben und freue mich unendlich auf die

Alpen und das Kunstleben. (Beendet wird jene Arbeit sicherlich erst in 3 Jahren; für jetzt kann ich nur Stoff sammeln.) — Dies, lieber Junge, wollt' ich Dir erzählen und zugleich einen Vorschlag machen. Im Spätsommer geh' ich natürlich in die Alpen; zu Pfingsten begnüg' ich mich mit einem kleinen Ausfluge. Könntest Du Dich dann in Schaffhausen, Constanz oder Lindau einstellen? Such' es möglich zu machen: wir wachsen noch immer so schnell, daß wir uns, dauert die Trennung noch länger, ganz fremd werden müssen ...

Dein

T.

290] An Ferdinand Frensdorff.

Festung Königstein, 16. Mz. 61.

Lieber Frensdorff,

soeben schickt mir der Verleger die Aushängebogen von Dahlmanns Nekrolog. Das erinnert mich an Dich und Deine Mahnung[1], welche anlangte, als ich bereits mit der Sache beschäftigt war; doch konnt' ich noch die schönen Worte über Preußen, die Du mir mittheiltest, benutzen. Grade dies Philisterblatt wählte ich, weil Albrecht, Hirzel u. A. wünschten, daß ein möglichst verbreitetes ehrenwerthes Blatt über D. reden solle; und die Gartenlaube bringt ja in aller Stille das Evangelium des Nationalvereins selbst in reaktionäre Familien. Leider schreib' ich zu ernsthaft für ein so großes Publicum; Du jedoch wirst manches zwischen den Zeilen lesen. Albr. war sehr zufrieden und erzählte mir den Hergang der Entstehung des Siebzehnerentwurfs: wie A. und D. im röm. Kaiser zu Frankfurt, bei Tag heimgesucht von unzähligen Deputationen, in den Nachtstunden den Entwurf besprachen, über Alles sich einigten bis auf — die preuß. Kaiserkrone. Denn, sagt A, „ich hatte nicht den Muth diesen kühnen Schritt zu thun." So schoben die Beiden die Hauptsache ängstlich bis zuletzt zurück, bis endlich Dahlmanns Kühnheit siegte. Im Plenum der 17 derselbe Hergang: das Wichtigste wie feurige Kohlen gemieden und zurückgeschoben, schließlich mit verschwindend kleiner Mehrheit angenommen. Bei Alledem Schmerling in guter Eintracht

[1] über Dahlmann zu schreiben. „die schönen Worte" stehen in der Gartenlaube S. 185; sie schließen: „Es ist für Deutschland gar keine Zukunft möglich ohne Preußen."

Albrechts Nachbar! Wenn ich das höre, mein Freund, wenn ich denke, wie vor 13 Jahren geistreiche deutsche Männer das, was über Deutschlands Zukunft allein entscheidet, als eine offne Frage ansahen, worüber Männer der gleichen Partei allenfalls verschiednen Sinnes sein könnten, dann klingt mir das Wort in der Seele: tantae molis erat Romanam condere gentem. Wie oft hab' ich dieses Wortes gedacht, und es zehnfach angewendet auf uns, als ich diesen Winter üb. neuere deutsche Geschichte las. Wie lange wird es noch währen, bis der in Freiheit schweifende Genius dieses Volkes endlich seinen Leib, seinen Staat gefunden hat! Mir lastet es oft unsäglich schwer auf dem Herzen, daß meine Ungeduld dies langsame Werden nicht ertragen kann. Albr. (beiläufig, er ist köstlich, wenn er so einfach und bescheiden von sich selber redet) hatte doch Recht, als er mir sagte, mein Fehler sei die Leidenschaft meines Patriotismus. Ich kann aber nicht anders; der bittre Ernst der Sache wird für mich noch verschärft durch persönliche Verhältnisse. Mein Colleg ward nämlich allmälig das besuchteste in Leipzig: ich habe sehr, sehr scharf gesprochen über die delikatesten Fragen der Rheinbundspolitik, sogar über die Theilung Sachsens, und mit der Wiener Schlußacte geschlossen. Eine Adresse der Studenten, Correspondenzen unsrer liberalen Blätter u. A. bewiesen mir, daß ich nicht vergeblich wirkte. Natürlich begann auch das Denunciren von Seiten unberufner Hospitanten; in aller Stille ward eine Untersuchung gegen mich vorbereitet u. s. w. Für jetzt fällt das Alles zu Boden, da ich zum Zwecke einer histor. Arbeit in 14 Tagen auf ein Jahr nach München gehe ... Uebers Jahr komme ich wo möglich wieder nach L. Stände ich allein, so ließe ichs drauf ankommen, ob die Regierung öffentlich erklären will, daß sie mich behorchen läßt. Aber — meine Familie! Mein Vater würde mir an jedem andren Orte volle Freiheit lassen — nur nicht in Sachsen. Darum ist hier, wo ich mehr nützen kann als in Preußen, doch kein Boden für mich. (Natürlich hat der Minister mit der Bitte „keinen Gebrauch davon zu machen" sich heimlich an meinen Vater gewendet: das ist das sächsische System der halben Menschen und der halben Maßregeln!) Ich sehe leider voraus, daß wenn die deutschen Dinge ihrer Erfüllung, der Vernichtung der Kleinstaaterei, entgegengehen, das Familienglück, welches mich so lange gesegnet, zerrüttet werden wird. Aber nur im äußersten Falle, wenn ich nicht anders kann, will ich dies herausfordern. Daher weiß ich augenblicklich über meine

Zukunft Nichts zu sagen, und es ist nicht unmöglich, daß ich übers Jahr an einer andern Univers. (Jena oder Bonn) von vorn anfange. — Vorläufig will ich meine Freiheit genießen und dies gesegnete Jahr wacker nutzen. — Hast Du leidliche Nachrichten aus Preußen? Was ich höre klingt trostlos. Auch Haym schreibt sehr niedergeschlagen über einen Besuch in Berlin; er hofft viel von Beseler, ich mehr von Schul(t)ze-Delitzsch[1]. Der unselige Cirkel, worin wir uns bewegen, ist dieser: keine preußische Staatskrankheit, die anders geheilt werden könnte als durch die Lösung der deutschen Frage; und wieder: keine Lösung der deutschen Frage ohne ein starkes gesundes Preußen. —

Von Frantzius erhielt ich neulich einen traurigen Brief: es ist ein Jammer, daß dieser herrliche Mensch noch immer nicht weiß was sein Beruf ist! . . . Leb wohl und grüße Hugo . . .

Dein

T.

291] An Rudolf Haym.

Königstein, 6. April 61.

Geehrtester Herr,

auf Tag und Stunde erhalten Sie hier den Aufsatz. Aber es ist bös, wenn ein nicht blos referirender Artikel auf Tag und Stunde bestellt wird. Ich habe mich zwar nicht übereilt, doch hielt ich mich nur ganz äußerlich an Mills Buch. Das Meiste sind meine eignen Herzensgeheimnisse, und ich kann nicht wissen, wie weit Sie damit einverstanden sein werden. Und doch möcht' ich Ihnen Schonung empfehlen. Das Seltsame an dem Thema ist dieses: ich rede von der persönlichen Freiheit; da aber diese weit mehr noch durch die unduldsame Macht der öffentlichen Meinung als durch den Staat beschränkt wird und die öffentl. Meinung wieder sich aus unzähligen Einzelmeinungen zusammensetzt, so wird mein im Beginne politischer Aufsatz im Verlaufe immer mehr moralisch und wendet sich mehr gegen den Einzelnen als gegen den Staat. — Nun prüfen Sie; ich verdiene wohl einige Nachsicht, denn es ist wohl das erste Mal in der Weltgeschichte, daß Jemand auf dem Königsteine über die Freiheit geschrieben hat. — Lassen Sie Sich durch den, nothwendigerweise etwas doktrinären, Anfang nicht abschrecken; Sie kommen nachher in

[1] Vgl. S. 119 Anm. 2.

anmuthigere Gebiete. Ich denke, es ist uns recht gesund, uns einmal ernstlich zu fragen, wie weit wir denn innerlich frei und frei sind für die politische Freiheit ... Finden Sie große Bedenken an dem Aufsatze, so ist es vielleicht am Besten, wenn ich am Dienstag früh auf einige Stunden nach Halle komme[1] ... Die Schriften von Laboulaye und Lieber[2] sind noch immer nicht angekommen. Taugen sie etwas, so schreib' ich vielleicht über eine andre Seite der Freiheit. Wo nicht, so denk' ich Ihnen im Herbst den Gagern zu schicken. — Uebrigens müssen Sie mir's hoch anrechnen, daß ich in diesen herrlichen Frühlingstagen und mit einer solchen Aussicht vor den Füßen mich an das Schreibepult geschmiedet habe. Die Natur ist das Beste was ich hier habe; sie tröstet mich über den Verwesungsproceß dieses Raubstaates, den ich an einzelnen kleinen Zügen erkenne. Gestern war der Oberhofmarschall hier um zu berathen über das Heraufschaffen der königl. Betten in einem gewissen Falle! Wie lange wird man in Berlin die Renommistereien der HH Beust und Borries für baare Münze nehmen, während sich die klappernde Todesangst so deutlich dahinter verbirgt. —

Leben Sie wohl, geehrtester Herr, und schreiben Sie mir am Montag nach Leipzig, welches Schicksal diesem höchstpersönlichen Artikel beschieden ist. Wie immer

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

---

[1] Treitschke, nächsten Montag Abend in Leipzig angekommen, reiste am Mittwoch früh von hier nach München ab. [2] Vgl. S. 129 Anm. 1 Von Franz Lieber (Deutsche Geschichte 3,449) erschien On Civil Liberty and Selfgovernment 1853 und in neuer, erweiterter Ausgabe 1859.

Studienurlaub in München.

Monate einsamer Arbeit erwarteten Treitschke in München. Sein immer starkes Bedürfnis nach menschlich anregendem Umgang konnte er hier so wenig befriedigen, daß in seinen Briefen die Klage darüber beständig wiederkehrt und er sich an sein erstes Semester als Leipziger Student erinnert fühlte. Ein ihm ganz fremder stoischer Egoismus, die Vorstellung eines allein auf sich gegründeten Daseins wollte ihn zuweilen fast überkommen; Einsamkeitsgrillen, die er sich gern von seiner klugen Freundin und Leidensgenossin verweisen ließ. Zugleich aber zeigen die Briefe aus München an sie und an seinen lieben Lehrer Klee, wie Treitschke, in stillen Stunden die Zukunft überdenkend, sich immer mehr in der Arbeitsauffassung befestigte, die ihn so hoch stellt, ihn noch unbewußt immer fester auf der Straße goethischer Lebensweisheit vorschreiten ließ. Der seit Jahren schon rastlos Tätige konnte von sich schreiben: „ich lerne jetzt erst — leider sehr spät! — was Fleiß ist: stätiges, auf jeden augenblicklichen Erfolg verzichtendes Streben nach einem entfernten Ziele."

Es scheint zunächst verwunderlich, daß Treitschke in München der Dichter- und Schriftstellergruppe, die sich dort um Geibel und Heyse damals zusammengeschlossen hatte fast gänzlich fernblieb. Einige ihrer Mitglieder zwar, besonders Hermann Lingg, der ihm nach seiner dichterischen Anlage „hoch über Geibel und Heyse" zu stehen schien, und näher noch Hans Hopfen lernte er kennen. Doch zögerte dieser, den Verfasser der „Vaterländischen Gedichte" in jenen Kreis wie er versprochen hatte einzuführen, und Treitschke selber fühlte sich zurückgehalten zum Teil wohl durch das Bewußtsein, wie „herzlich unbequem" der Umgang mit ihm sei, mehr aber durch seine Auffassung poetischer Kunst, mit der er sich wiederholt, so in den Arbeiten über Gottfried Keller und über Hebbel, sehr entschieden zu Geibel und Heyse in Gegensatz

gestellt hatte. Überhaupt fiel er als literarästhetischer und -historischer Kritiker — mit Aufsätzen, die heute noch nach fünfzig Jahren fort und fort gelesen werden — schon zu stark in die Wagschale; woneben seine eigene poetische Leistung nur leicht wog.

Inzwischen schloß er in München doch seine erste Künstlerfreundschaft. Während der Pfingsttage lernte er den Pilotyschüler Emil Teschendorff kennen, der ein Semester, kurz bevor Treitschke eintrat, als Theologe der Frankonia angehört hatte, dann aber zur Malerei übergegangen war. Hier allerdings erfüllte er, der gerade zur Zeit seines ernstesten Künstlerstrebens Treitschke näher stand, später nicht dessen erste, hohe Erwartung. Was in Kopf und Herz Tüchtiges in Teschendorff lebte und ihm die Freundschaft auch anderer, namhafter Männer erwarb, das hat er in Berlin, wo er mit Treitschke dann wieder zusammentraf, als langjähriger Vertreter des Direktors der Akademie und als künstlerischer Verwaltungsbeamter bewährt. Er war 1833 in Stettin geboren und starb zwei Jahre vor Treitschke[1].

Wie sehr Münchens Kunstdenkmäler, besonders die Schätze der Glyptothek Treitschke fesselten, wie Land und Leute in Bayern ihm lieb wurden und ihr Studium den zu spärlichen Verkehr mit Einzelnen einigermaßen ersetzte — denn auch mit Teschendorff konnte er nicht so oft wie er wünschte zusammensein — das zeigen anschaulich die Briefe. Ebenso aber lassen sie scharf hervortreten, wie das bayrische Staatswesen und die bayrische Politik ihm mißfielen. Was sie hierüber bringen ist zu vervollständigen aus den zwei Korrespondenzen, die Treitschke während seines Münchener Aufenthalts im Juni und im November den Preußischen Jahrbüchern schickte[2]. Beachtenswert ist besonders die zweite. Sie beschäftigt sich wie die erste nicht nur mit Bayern, sondern ebenso lebhaft mit Preußen und seinem deutschnationalen politischen Beruf. Aber während jene wie zu Beginn so am Schluß das Junkertum Preußens heftig angreift, — eine Kritik, die Treitschke bald, in seiner großen Abhandlung „Das konstitutionelle Königtum in Deutschland“ auf ein billiges Maß einschränkte — spricht die zweite über Wert und Recht des preußischen „Partikularismus“ für Treitschke schon länger feststehende und auch in Zukunft festbleibende Ansichten aus[3]. Und doch war sein Zutrauen zur preußischen Regierung und zu ihrem Anhang im Abgeordnetenhause nicht mehr

---

[1] A. v. Werner, Ansprachen und Reden. Berlin 1896. S. 82 ff. [2] Jetzt Histor. u. Polit. Aufsätze 4,70—96. [3] Dort S. 90—92. Vgl. Preuß. Jahrbb. 3,236.

das alte. Er fühlte sich Schulze-Delitzsch und seiner eben gegründeten Fortschrittspartei, der in den Wahlen Ende 1861 ein so starker Erfolg bevorstand, näher als den alten politischen Freunden.

Unerschüttert blieb er indeß der Überzeugung, daß er auf seinem sächsischen Katheder für Preußen weiterzukämpfen habe; zugleich sollten seine nächsten Vorlesungen, wie schon der in München für die Preußischen Jahrbücher geschriebene Aufsatz über Hans von Gagern, die Arbeit an dem übernommenen Geschichtsbuch fördern helfen. Bereits im Juni schreibt er Haym, daß er sich „unter den Zöpfen Leipzigs an der rechten Stelle“ wisse: „es wäre ein gutes Werk, dort einmal Geschichte des Deutschen Bundes vorzutragen.“ Der Vorsatz eines so guten Werkes verließ ihn seitdem nicht mehr; ihn mit Beginn des nächsten Jahres zu verwirklichen, kehrte Treitschke um Weihnachten ins Elternhaus zurück. Hier hatte der Tod eine zumal für ihn damals unausfüllbare Lücke gerissen: die Mutter, zuletzt unter den Seinen so fühlbar seinem Herzen die nächste, war im Sommer nach ganz kurzer Krankheit gestorben.

Am 11. Januar 1862 nahm Treitschke seine Vorlesungen an der Universität Leipzig wieder auf mit einem Kolleg über die Geschichte Deutschlands seit den Wiener Verträgen.

292] An Max Weber.

München, 17. Apr. 61.

Lieber deutscher Max,

seit vor einigen Jahren mit mir wegen Uebernahme der Leitung des pr. Wochenblatts verhandelt wurde, ist die Redaktion so freundlich gewesen, mir allwöchentlich das Blatt zuzusenden. Und ich habe mir eine lange Zeit hindurch jeden Sonnabend Vorwürfe darüber gemacht, daß meine beschränkte Zeit und andre Verpflichtungen mich verhinderten Beiträge in das Blatt zu geben. Das ist neuerdings freilich anders geworden; denn die gegenwärtige Lage sehe ich mit so ganz andren Augen an als Du, daß wir Beide leider nicht an Einer Zeitschrift arbeiten könnten. Wir armen Kleinstaatler empfinden das deutsche Elend viel unmittelbarer als Ihr; wir wissen auch zu gut, wie maßlos der Haß gegen Preußen und die Furcht vor ihm bei den kleinen Höfen ist. Daher verlangen wir eine vollkommen rücksichtslose deutsche Politik; der Sturz des illegitimen Bundestags ist in meinen Augen die wichtigste Aufgabe Preußens. — Dies der Grund, warum ich bisher nicht versucht habe mich am Pr. Wbl. zu betheiligen und Dir auch leider für die Zukunft kein Versprechen geben kann. Mein Wohnungswechsel aber ist erfolgt, weil mir meine Collegien in Leipzig zwar vielen Beifall und viele Freunde und Feinde erwarben, aber für größere Arbeiten keine Zeit übrig ließen. So will ich hier ein bis zwei Semester lang ruhig arbeiten. Meine alte stille Liebe zu Süddeutschland, wo ich ja meine schönsten Jahre verlebt, erwacht aufs Neue; und ich denke hier schöne, wenn auch einsame, Tage zu verbringen. Herzliche Grüße von Lützow.

In alter Freundschaft

Dein

Treitschke

* * *

293] An den Vater.

München, 19. April 61.

Mein lieber Vater,

... Ich habe in Leipzig noch von Hofrath Albrecht herzlichen Abschied genommen und dann auf meiner Fahrt viel Glück gehabt. Als ich nach einer unfreundlichen Nacht bei Bamberg erwachte, glänzten die schönen Thürme in hellem Sonnenscheine. Nach einigen Stunden in Nürnberg fuhr ich noch am selben Tage durch das Pegnitzthal, dessen Schönheiten noch gar nicht gewürdigt sind, in die Oberpfalz und sah dort Baierns Größe leibhaftig vor Augen — meilenlange Hopfenpflanzungen nämlich in einer freundlichen Landschaft. Regensburg ist die älteste Stadt, die ich gesehn: überall in den Straßen feste Wartthürme neben unsern friedlichen Bürgerhäusern, noch aus der Zeit da jedes Haus eine Burg war. Steht man nun gar vor dem Portale der Schottenkirche und sieht die Bildwerke, in denen die Spukgestalten des Heidenthums noch ganz friedlich neben den Heiligen der christlichen Kirche stehen, so blickt man zurück in eine uralte Vergangenheit und begreift manchen Gegensatz des Nordostens und des Südwestens. Wie jung ist die deutsche Cultur bei uns, die wir den Meißner Dom als altes Bauwerk verehren, und wie viel näher stehen diese süddeutschen Katholiken dem frühesten Mittelalter, das sie auf Schritt und Tritt umgiebt. Und mitten unter diesen Denkmälern die Reste einer neueren Geschichte, die uns nicht weniger fremd geworden: in der Gesandtenstraße überall die Wappen der Reichstagsgesandten, der Löwe von Venedig, die Raute am Eckhaus des Sachsengäßchens, das Rad von Mainz. Der eine Reichstagssaal ist noch ganz unberührt: der Thron, das Trinkstübchen im Erker, die Gallerie für die adligen Frauen — Alles blickt noch so grau und düster und trostlos, wie damals, wo diese Räume so viele deutsche Schmach mit angesehn. Und grade hier mußte König Ludwig seinen „Tempel deutscher Ehren“ erbauen. Aber jeder Spott verging mir, als ich diese herrliche Walhalla selber sah. Denke Dir eine mäßige, bis an die Donau vorspringende und weithin das Land beherrschende Höhe, und auf dem Gipfel, auf einem gewaltigen Terrassenwerke, einen dorischen Tempel von weißem Marmor. Ein Werk, wie es nur unter Palmen und Cypressen gedacht werden konnte, inmitten der Dürftigkeit einer deutschen Landschaft: und doch hab' ich den Widerspruch kaum empfunden. — Einige Stunden blieb ich bei den Backstein-

bauten von Landshut und in dem Jesuitenseminare des Bischofs von Freysing. Dann kam ich am Freitag Abend hier an, fand Schelske aus Heidelberg und habe mit ihm in der angenehmsten Weise die Stadt kennen gelernt. Nach seiner Abreise werd' ich vermuthlich ziemlich einsam sein, besonders da Lützow[1] nächstens heirathet. Doch läßt sich Alles so an, als würd' ich sehr viel Arbeit finden, und ein paar müßige Stunden lassen sich hier auch allein sehr glücklich verbringen. Auch mir scheint München gemacht und erkünstelt . . . Hat man aber den ersten lächerlichen Eindruck überwunden, so muß Jeder seine Freude haben an der Schönheit der einzelnen Gebäude . . . Das alte München ist eine lustige winklige süddeutsche Stadt, und ich habe meine Freude daran zu beobachten, wie schroffe Gegensätze hier auf engem Raume vereinigt sind. Vor der Mariensäule am Markte knieen zu jeder Stunde Betende, und ein Stück davon gehen Künstler in die antiken Tempel um sich satt zu sehen an der Schönheit des hellenischen Heidenthums . . . Doch ich muß dem Erzählen ein Ziel setzen, damit Ihr nur endlich eine Nachricht habt. Bis jetzt gefällt mir die Stadt recht gut: zu lernen und zu schauen ist unendlich Viel. Die Umgebung ist flach, aber das herrliche reißende grüne Bergwasser der Isar und der Anblick der fernen Alpen läßt das Gefühl der Ebenen-Langeweile nicht aufkommen — — —

Seid mir tausendmal gegrüßt.

Heinrich

294] An Ludwig Aegidi[2].

München, 21. April 1861.

Lieber Freund,

. . . Ich will — und Du brauchst dies nicht weiter zu sagen — eine Geschichte des Bundes und der Kleinstaaten von 1815—1848 schreiben — selbstverständlich kein auf einem, doch unmöglichen Quellenstudium beruhendes Werk, aber eine gewissenhafte und vor Allem *völlig rücksichtslose* Darstellung des in zerstreuten Schilderungen bereits Bekannten, in der Art etwa wie Rochau's französische Geschichte, doch womöglich besser als diese. Das will sagen: ich denke

[1] Karl v. Lützow, als Prof. f. Geschichte der Baukunst a. d. Techn. Hochschule in Wien 1897 gest. Aus Mecklenburg stammend, war er 1832 in Göttingen geboren und hatte dort 1851 die Universität bezogen; hier hatte ihn auch wahrscheinlich Tr. als „Grünen" kennen gelernt. [2] Nach dem Druck bei P. Bailleu, „Heinrich von Treitschke." Deutsche Rundschau Okt. 1896, S. 66 f.

besonders die Wandlungen des Volksgeistes, die selbst in unserem schweren Volke heute so erstaunlich rasch sich vollziehen, zu verfolgen. Ich will wirken mit dem Buche, will den Stumpfen und Gedankenlosen handgreiflich zeigen, in welch' erbärmlicher Kleinlichkeit, welcher sündlichen Vergeudung köstlichster Kräfte dies große Volk dahin lebt. Natürlich bin ich darauf gefaßt, daß am Ende der drei Jahre, in welchen ich das ungeheure Material zu bewältigen hoffe, das Buch überflüssig und der deutsche Bund zu seinen Vätern versammelt sein könnte. Ich suche nicht nach unbekannten Quellen; sollten Dir jedoch irgend woher solche fließen, so bitte ich Dich natürlich herzlich um Mittheilung. Im Verlaufe der Arbeit werde ich ohnedies wiederholt Deinen Rath in Anspruch nehmen müssen.

Du wirst fragen, wie ich Unberufener zu diesem Plane komme. Ich denke, ein solches Buch ist unserem Volke, das so viel auf Bücher giebt, nöthig; die dumpfe Unzufriedenheit nimmt schrecklich überhand; wir kommen allmälig in die rechte Stimmung, uns auf uns selber und die Schmach der jüngsten Vergangenheit zu besinnen. Dabei will ich, so weit ich kann, mithelfen, weil die meisten Historiker vor der widerlichen Aufgabe zurückschrecken, die Juristen zwar einen Theil der Sache weit besser als ich, doch nicht das Ganze beherrschen. Auch Albrecht, dessen unschätzbarer Umgang mir in letzter Zeit in reichem Maße zu Theil geworden, hatte nur ein Bedenken: die Arbeit werde mir viele trübe Stunden machen. Nun, mir scheint, zum Vergnügen und mit Vergnügen kann sich Niemand mit dem deutschen Bunde befassen. — Ich bin hierher gegangen wegen der reichen und (im Vergleich mit Berlin) wenig benutzten Bibliothek, und weil ich so am leichtesten Land und Leute dieses mir noch unbekannten deutschen Winkels verstehen lerne. Was ich bisher gesehen — in acht Tagen, die ich mit Sch.[elske] gänzlich dem Schauen und Genießen gewidmet — gefällt mir wohl. Der Altbayer ist besser als sein Ruf: ich finde neben vieler Dummheit und Sinnlichkeit doch viel schlichten Verstand, künstlerischen Sinn und jene harmlos menschliche Sitte, die mich von jeher an dem Süden angezogen. Umgang habe ich nicht viel ... Ich hoffe, die Einsamkeit leicht zu ertragen; Arbeit habe ich im Ueberfluß, und für freie Stunden wird die Glyptothek sorgen, die mich gewaltig, wie nie eine andere Sammlung, vom ersten Augenblick an gefesselt. —

Die Aussichten der nationalen Politik sind hier gar traurig. Der Preußenhaß blüht, und leider steht es ja so, daß Preußen entschieden

schlechter regiert wird als Bayern. Und Angesichts dieser Dinge redet man in Berlin wie ein bankerotter Kaufmann nur vom Kriege als von einer geheimnißvollen Panacee, während es zwei unerläßliche klare Aufgaben giebt: gänzlichen Bruch mit der Feudalpartei und eine entschiedene nationale Politik, zu dem Zwecke den Bundestag lieber heute als morgen umzustürzen. Doch ich betrete ein Gebiet, wo des Klagens und Mahnens kein Ende wird . . .

295] An Heinrich Bachmann.

München, April 22. 61
Augustenstr. 5.
vom 1. Juni an: Barerstr. 15

Mein lieber Bachmann,

ich thue gut meine Briefschulden einzulösen in den wenigen Mußestunden dieser ersten unruhigen Tage, die ich mit Schauen und Wandern durch diese an Gegensätzen überreiche Stadt verbringe. Soeben schrieb ich an Put und bring' es nun nicht übers Herz meine Erzählung zu wiederholen . . . nach der akademischen Thätigkeit, die außer vielen andren Freuden auch jene bietet, daß man jeden Gedanken, wie er entsteht, frisch und lebendig in die Welt fliegen lassen kann, muß ich nun auch die ernste Resignation des in die Ferne wirkenden Schriftstellers lernen. Die Zeit wird einsam genug vergehen, doch hoffentlich auch genußreich; denn außer dem Glücke gesammelter Arbeit find' ich hier die reinsten Genüsse. Für jene beiden Künste, die ich nächst der Dichtung am Meisten liebe und verstehe, für Baukunst und Bildhauerei, ist hier Größeres gethan als irgendwo in Deutschland. Traurig und komisch freilich, wie das deutsche Elend auch in diese reine Welt der Kunst störend und erbitternd hineingreift. Keine Blüthe der monumentalen Kunst ist rein und ächt, wenn sie nicht auf dem Boden eines Staates mit reicher Geschichte, einer wirklich großen Stadt erwuchs . . . es erregt mein Lachen wenn ich Prachtbauten, die an den lärmenden Markt einer Weltstadt gehören, sich erheben sehe unter ärmlichen Vorstadthäusern oder gar — wörtlich! — auf Wiesen und Aeckern. Selbst Dresden und Cassel sind minder künstlich erwachsene Städte. Doch regt sich in dem neuen München bereits ein neuer Geist, und es macht mir Freude den Kampf so verschiedenartiger Erscheinungen zu beobachten: großartiges Schaffen in Kunst und Wissen-

schaft neben Pfaffenthum und Unwissenheit, großstädtische Eleganz neben bäurischer Plumpheit und Völlerei. Der letzte Eindruck von alledem ist mir doch ein erfreulicher: die Mächte des Lichts sind auch hier im Fortschreiten, und das Volk find' ich bei allen Mängeln sehr liebenswürdig: so viel gutmüthige Zutraulichkeit, treuherziger Humor, die harmlose Ungebundenheit der süddeutschen Weise und — grunddeutsche Art. Denn bei all meinen Wanderungen durch Deutschland war mein letzter Gedanke immer wieder, welche himmelschreienden fables convenues und gehässige Lügen die deutschen „Stämme" oder wie man das Ding nennen soll — einander entfremden. Ich glaube nicht, daß es noch ein so zahlreiches und so wesentlich gleichartiges Volk giebt wie das unsere. — Hierher mußt Du kommen um zu begreifen, welche Fülle künstlerischer Kraft, trotz alles Geredes vom Materialismus und Epigonenthum, noch bis zu dieser Stunde in unsrem Volke wirkt[1]. Wenige Schritte von meinem Hause steht der ionische Tempelbau der Glyptothek — ein vollendet schönes Werk aus weißem Marmor — und in seinen Festsälen prangen die homerischen Fresken von Cornelius, Bilder, nach denen unsere Nachkommen mit gleicher Andacht wallfahrten werden wie wir zu den Bildwerken der Alten. So tief ist uns doch Gottlob das gesunde Heidenthum, das humane Gefühl in Fleisch und Blut gedrungen, daß uns diese Darstellungen des Rein-Menschlichen näher stehen als die specifisch-christliche Kunst. Sogar Cornelius' großes jüngstes Gericht wirkt auf mich so tief nicht: vielleicht bin ich noch nicht unbefangen genug der theologischen Afterbildung gegenüber um an solchen Werken eine reine Freude zu haben. Ebenso fesselte mich der — doch noch halbantike — byzantinische Kuppelbau der Allerheiligenkirche mehr als das vielgerühmte gothische Kirchlein in der Au. Ich liebe die Gothik nur in grandiosen Verhältnissen; und mir scheint, der Grund davon liegt nicht blos in dem himmelanstrebenden Charakter dieser Bauweise. Eine uns so gänzlich fremde Cultur wie die religiöse Mystik des Mittelalters kann uns nur ergreifen, wenn sie uns als ein geschlossenes Ganzes, in monumentaler Großheit gegenübertritt. — Du siehst, das Heidenthum, zu dem ich von jeher neigte, das Suchen nach dem Göttlichen in der Welt, nicht über ihr, ist in den letzten Jahren in mir gänzlich zum Durchbruche gekommen. Ich habe einigen solcher

---

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 3,614 ff. 4,455 ff. 463 ff.

Gedanken neulich Ausdruck gegeben in einem Artikel „über die Freiheit", den ich an die pr. Jahrbb. geschickt, der aber — bei der Zagheit, welche leider auch dieser preußischen Kreise Herr zu werden beginnt — vielleicht allzu radikal befunden werden wird. — Da bin ich auf dem unseligen Gebiete der preuß. Politik, das Dein Brief mit so gerechter Bitterkeit betritt. Ich finde für dies Deutschland wie es ist nur Ein Heil: die eine und untheilbare Monarchie. Jedes Reden von einem Bundesstaate von Monarchieen scheint mir eine contradictio in adjecto, jede Hoffnung auf eine Republik ist eine Thorheit, so lange von solchen Ideeen in unsrem Volke Nichts lebt. Darum hat Preußen keine Wahl: es muß erobern mit Hilfe des deutschen Volks. Und eben darum muß die Krisis in Pr. endlich zum heilsamen Ausbruche kommen. Ich hoffe, das Volk wird seine Schuldigkeit thun und eine möglichst demokratische Kammer wählen. Dann liegen die Dinge klar wie es einem tüchtigen Volke geziemt. Man soll es nur versuchen mit einem Junkerministerium oder einem Staatsstreiche: für solchen Wahnsinn ist die Zeit nicht angethan. Die Dinge sind reif zum letzten entscheidenden Bruche mit dem Junkerthume. Denn hier liegt die Achillesferse des Nordens, wie die des Südens im Ultramontanismus. Der norddeutsche Adel hat nicht, wie der süddeutsche bei dem Zusammenbrechen der geistlichen Staaten 1803—6, die Hand einer gewaltigen neuen Zeit kräftig über sich gefühlt[1], er lebt in einer Stellung, die ein halbwegs gesundes Volk nicht mehr erträgt. Mit einem solchen kühnen Schritte ist für Preußen der halbe Weg zur deutschen Krone zurückgelegt. Denn zu allgemein ist das Gefühl unserer Schande; nur das Eine hindert den größten Theil der Deutschen noch, rundheraus zu sagen: wir wollen in Preußen aufgehen — das Bewußtsein, daß in Sachen des Adels und was damit zusammenhängt des Militär-Kastengeistes Preußen leider tiefer steht als die meisten deutschen Staaten. — Hier in Baiern freilich bestehen noch stärkere Hindernisse für die nationale Politik. Nicht blos die Pfaffen wüthen und die albernen Vorurtheile gegen Berlin stehen in Blüthe; vielmehr finde ich hier zum ersten Male in Deutschland einen sozusagen naiven Particularismus, der so selbst in Schwaben nicht mehr besteht . . . Doch denk' ich, dieser Winkel deutscher Erde wird dem Zuge der Dinge nicht widerstehen können, wenn die Kugel ein-

[1] Deutsche Geschichte 1,188 f., 232 f.

mal im Rollen ist. — Mir steht es unumstößlich fest, daß diese Entwicklung eintreten wird, und früher vielleicht als wir meinen. Doch widerstrebt mirs, heute, wo die Niedertracht der Kleinen und Preußens Schwäche in so üppiger Blüthe stehen, länger von so großen Hoffnungen zu reden. —

Berli Rokk ist verheirathet und Referent bei dem liberalen Minister Lamey (Baden hat in der neuen Ära beßre Früchte geerntet als Preußen selbst) . . . Leb wohl, lieber Freund . . . Schreib mir bald: ich bin jetzt sehr auf meine fernen Freunde angewiesen.

Dein

T.

296] An Salomon Hirzel.

München, 24. Apr. 61.

Hochgeehrter Herr,

. . . Glücklicherweise kann ich Ihre Abneigung gegen München nicht theilen. Nur ganz vorübergehend hab' ich bisher an Sitzen eines großartigen Kunstlebens gelebt; kein Wunder, daß es mich glücklich macht, wenn ich jetzt die reine Schönheit der Glyptothek vor meiner Thür sehe. Aber solch' ein abstrakter Aesthetiker bin ich doch nicht, daß ich die widerliche Kehrseite dieser Kunstblüthe übersehen sollte. Daß die alte Stadt so wenig zu den Prachtbauten paßt, verletzt mich weniger: eher freu' ich mich, wie Ein begeisterter Wille so Großes geschaffen und allmälig die Stadt anfängt ihm nachzueifern und die Kunstdenkmäler wie sichs gebührt mit Wohnhäusern zu umgeben. In tiefster Seele zuwider aber ist mir der Staat, dessen Ruhm all diese Werke verherrlichen sollen. Schon in Regensburg ward mir ganz unheimlich, als mein Führer mit Behagen die Fahnen Bernhards von Weimar zeigte, welche „die Bayern" bei Nördlingen erobert. Seh' ich nun gar im Thronsaale nicht blos die „Entscheidungsschlacht" von Arcis sur Aube, welche nach der Entdeckung hiesiger Historiker „die Bayern" gewonnen haben, sondern auch die scheußlichen Metzeleien Wredes gegen die Tyroler im Bilde verherrlicht, seh' ich auf den Straßen all die Tilly, Max, Emmanuel und wie die Schurken und Schwachköpfe heißen, so werde ich die Frage nicht los: ob ein Staat, von dem man verlangen muß, daß er aus Anstandsrücksichten seine Geschichte in Vergessenheit hülle, nicht am Besten thue sich lieber heute

als morgen zu begraben? Von dieser rühmlichen That ist man leider noch sehr weit entfernt. Hier zum ersten Male fand ich das künstlichste aller Gefühle, die „engere Vaterlandsliebe", in einer fast naiven Gestalt. Es versteht sich den Menschen von selber, daß sie Bayern sein und bleiben wollen; das deutsche Gefühl zeigt sich nur in der Form des Franzosenhasses und ist mir schon darum sehr verdächtig ... Und dabei meint man in Berlin versöhnlich sein zu müssen! Das Schönste an dem Volke ist die harmlose Liebenswürdigkeit des Umgangs, der Mangel jedes Junkerthums auch im socialen Verkehre — das Einzige aber unendlich Wichtige, was der Süden vor dem Norden voraus hat. — Für mich wird dies Jahr ein sehr arbeitvolles. Prof. Bluntschli hat mich in der freundlichsten Weise an die Bibliothek empfohlen, und ich sehe schon jetzt, wie überschwänglich viel ich zu thun haben werde. An Umgang wird es mir fast gänzlich fehlen; denn ich finde nur wenige oberflächliche Bekanntschaften von früher, und daß ich mich in den Poetenbund nicht als strebsamer Anfänger einführen lassen mag, werden Sie wohl billigen[1]. Ich denke, ein Jahr stiller Arbeit soll mir gut thun, wenn ich mich auch manchmal nach dem Leipziger Hörsale sehnen werde. — Brater und die hiesigen Liberalen schwärmen jetzt für die sächsische Kammer, und es macht mir großes Vergnügen, wenn ich Dr. Heyner[2] als großen Staatsmann preisen höre.

Leben Sie wohl, geehrter Herr. Um Ihret- und um meinetwillen möcht' ich fast den unpatriotischen Wunsch aussprechen, daß nicht ernste Ereignisse jede Stille und jede Arbeit unmöglich machen mögen.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebenster

Treitschke

---

[1] Vgl. S. 135f. Diesen Münchener Dichterverein der „Krokodile", das Gegenstück zum Berliner „Tunnel", der wöchentlich einmal Nachmittags in einem Kaffeehaus am Marienplatz zusammenkam, haben mehrere seiner Mitglieder: Felix Dahn, Julius Grosse, Paul Heyse (Jugenderinnerungen S. 213ff.) in ihren selbstbiographischen Aufzeichnungen geschildert. Gerade zur Zeit von Treitschkes Aufenthalt traten sie mit dem von Geibel herausgegebenen „Münchener Dichterbuch" (in dem neben Geibel noch Wilhelm Hertz, Schack, Leuthold, Lingg, Julius Grosse, Scheffel, Heyse, Hans Hopfen u. a. zu finden sind) in die weitere Öffentlichkeit. [2] Vgl. S. 86.

297] An Gustava von Haselberg.

München, 3. Mai 61.

Das letzte Vierteljahr ist für mich so reich gewesen an Erlebnissen, daß ich mich nicht erst entschuldigen mag wegen meines langen Schweigens, meine verehrte Freundin. Ungebührlich früh hab' ich die Leiden und Freuden eines Docenten genossen, der alle Facultäten in seinem Hörsaale vereinigt. Selbst eine Adresse der Studenten ist mir nicht erspart geblieben[1], und nur mit genauer Noth bin ich einem Fackelzuge entgangen. Ich las über die verhängnißvolle Zeit der französischen Kriege, und die mannigfachen Anfeindungen politischer Gegner konnten mich nicht Wunder nehmen. Unerwartet aber — so sehr, daß ich mich schwer drein finden konnte — war mir der unpolitische Neid einiger Collegen. Natürlich ließ es auch die Regierung nicht an Versuchen fehlen, den unbequemen Docenten zu beseitigen, als dessen hervorstechenden Charakterzug ein Regierungsbericht „gänzlichen Mangel an Liebe zum engeren Vaterlande" bezeichnete. So verging der Winter unter sehr vieler Arbeit und mannigfacher Gemüthsbewegung. Jetzt kann ich wohl sagen: es ist doch eine schöne Zeit gewesen. Ich erkenne sehr klar die großen Mängel meiner Vorträge, aber im Ganzen hab' ich meine Pflicht gethan, und das Urtheil der wenigen älteren Professoren, deren Meinung mir etwas gilt, ist auf meiner Seite. Das Schönste war wohl, daß ich erst in diesem Winter Albrecht kennen lernte und mir rasch seine Zuneigung erworben habe. Das ist ein sichrer harmonischer Charakter, dem die wissenschaftliche Wahrhaftigkeit ins Blut übergegangen. Vielleicht kennen Sie ihn als Einen der Göttinger Sieben und als Freund und Landsmann von Hofrath Baum. So aber stehen die Dinge in Leipzig, daß dieser Mann, müde der stillen Bevormundung der Wissenschaft durch die Polizei, alles Ernstes daran denkt den Lehrstuhl zu verlassen — sicherlich der allerschwerste Verlust, der Leipzig jetzt treffen könnte.

Doch es wird Zeit, daß ich Ihnen den Poststempel dieses Briefs erkläre. Ich habe eine große historische Arbeit übernommen, die mich mehrere Jahre beschäftigen wird . . . Daß ich hierhin und nicht nach Berlin gegangen, daran ist zum Theile auch mein Wunsch schuld, endlich einmal etwas von den Alpen zu sehen. Meine Sehn-

[1] Schiemann S. 155.

sucht zieht mich doch immer wieder nach Süddeutschland, wo ich ja meine schönsten Jahre verlebt habe. Das Herz lachte mir, als ich nach einer regnerischen Nacht im Coupé erwachte und die Thürme und Terrassen von Bamberg im Strahle der aufgehenden Sonne vor mir lagen — — — Wie es mir hier gefällt in der verschrieenen Stadt der Knödel? So gut als es möglich ist in einem Orte, wo man mutterseelenallein lebt ... Ich finde die Leute sehr liebenswürdig. Die harmlose Freundlichkeit der Menschen heimelt mich an. Ich meine, der spröde Stolz, der mir an den Niederdeutschen so wohl gefällt, würde nichts an seinem Werthe verlieren, wenn er in weniger verletzenden Formen aufträte. In Hamburg und Hannover sieht man jedem Menschen die stille Furcht an, sich durch die Berührung mit Fremden etwas zu vergeben. Ich weiß wohl, das ist nur Schein; aber grade daß dieser vornehmthuerische Schein hier fehlt, macht den Süddeutschen so liebenswürdig. München ist nicht so plebejisch und schmutzig wie man gemeinhin sagt; aber es findet Niemand ein Arg darin, daß im elegantesten Caffehause General und Fuhrmann an einem Tische sitzen oder daß elegante junge Herrn zum Wurstler gehn und ihr Abendbrod in der Tasche heimtragen. Diese schlichte Weise ist mir ungemein wohlthuend. — Was mich an München wirklich anwidert, das ist der Staat ... In dieser gemachten Stadt kann man den Werth gewordener Städte, wie Berlin und Dresden oder unsre Reichsstädte, würdigen. Freilich, nachdem ich mich an das sonderbare Schauspiel des Ganzen erst gewöhnt, hab' ich meine Lust an der unvergleichlichen Schönheit der Einzelheiten ... Doch ich will nicht schildern was ein Brief doch nicht erschöpfen kann. Auch bin ich noch zu lebenslustig um mich durch diese Herrlichkeit der Kunst trösten zu lassen über den Mangel an menschlichem Umgang ... Möglich daß ich noch in den Poetenkreis komme. Rechte Lust dazu hab' ich nicht; denn der Heros dieses Kreises, Paul Heyse, ist mir sehr antipathisch. Vielleicht bin ich nicht ganz gerecht gegen diesen abstrakten Aesthetiker, der von dem Blute unsrer Zeit so gar Nichts in seinen Adern hat. Um mich eines Beß'ren zu belehren las ich jetzt mit großer Andacht seine Sabinerinnen. Sie kennen das Stück und halten mich hoffentlich nicht für frivol, wenn ich sage, daß der Stoff mich immer erheitert hat. Welche reizende komische Novelle müßte es geben, wenn Einer schildern wollte, wie der beleidigte Stolz allmälig der Macht des schelmischen Gottes weichen muß. Statt dessen faßt der Mann die Sache sentimental

und läßt den Sohn der Wölfin reden als ob Kuglers Kunstgeschichte damals schon geschrieben wäre. So etwas kann ich gar nicht verzeihen. Mir sind alle Männer schrecklich, denen nie ein rohes Wort entschlüpft ist. Seht dagegen sollt' es mich freuen, wenn ich Jul. Grosse kennen lernte; ich habe von ihm einige sehr schöne energische Gedichte gelesen[1]. Eine einsame Zeit wird es wohl werden, und ich hoffe nur, daß ich frohen Muthes bleibe. Die Fahrten ins Gebirg, auf die ich mich von Herzen freue, werden ja wohl dafür sorgen. — Daß ich dem großen Publicum von meinem lieben Lehrer Dahlmann erzählt habe, werden Sie wohl aus der allverbreiteten Gartenlaube wissen. In den pr. Jahrbb. sind bereits einige Ideeen „über die Freiheit" gedruckt; ich hoffe Ihnen den Aufsatz schicken zu können. Ich rede da nur wenig vom Staate, vielmehr von der persönlichen Freiheit, und Sie werden daraus sehen, wie weit mein „Unglaube" geht. Ich denke, wir werden uns leicht verständigen; denn ich kann mir Selbständigkeit des religiösen Denkens nicht vorstellen ohne schrankenlose Duldsamkeit gegen fremde Meinungen — — —

Der Wonnemonat tritt hier in so fragwürdiger Gestalt auf, daß meine erstarrten Finger kaum weiter schreiben wollen. Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein, ich hab' Ihnen erzählt wie einsam ich lebe, und Sie sehen daraus, wie großen Dank ich Ihnen sagen würde für einen baldigen Brief. Sobald der Sommer kommt, erzähl' ich Ihnen etwas von meinen Alpenfahrten. Ich bin mit aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebener

Treitschke

298] An den Vater.

München, 5. Mai 61 —

. . . Zum ersten Male lerne ich, was es heißt ganz allein in einer fremden Stadt zu leben. Es vergehen oft Tage, ohne daß ich ein Wort zu sprechen brauche . . . Glaubt jedoch nicht, daß ich mir das allzusehr zu Herzen nehme; die Neigung zum Trübsinn, die uns Deutsche, wenn wir allein sind, so leicht überfällt, kämpfe ich nach Kräften nieder — — —

Was der König für die Wissenschaft thut ist höchst ehrenwerth. Darüber verzeiht man ihm gern, daß sein Kunstgeschmack nicht der

[1] Ein Band „Gedichte von J. Grosse" war in Göttingen 1857 bei dem Verleger der „Vaterländischen Gedichte" erschienen.

reinste ist. Als ein Gegenstück zur Ludwigsstraße baut er eine Maximiliansstraße und hat dafür einen eignen, nach meiner Meinung scheußlichen, Baustil erfunden, worüber der alte Ludwig mit seinem reinen Schönheitssinn ganz trostlos sein soll. Als point de vue am Ende dieser Straße steht ein ungeheurer Palast auf steiler Höhe, das Maximilianeum, dazu bestimmt — zehn Jünglinge zu beherbergen, die für den höheren Staatsdienst vorbereitet werden sollen! So baut man blos um zu bauen. — Der alte König ist ungemein beliebt — merkwürdig genug, denn um die Verwaltung des Landes hat sein Sohn sicher größere Verdienste. Aber er verstand es besser als K. Max sich zu zeigen und mit dem Volke zu verkehren. Der Bayer grüßt nämlich zwar mit der größten Ehrerbietung jede kleine Prinzessin; das ganze Haus erhebt sich sobald der Hof in die Loge tritt; dafür verlangt jedoch das Publicum sehr entschieden, daß der Hof oft zu Fuß durch die Straßen oder die Arkaden ziehe — ein wunderlich patriarchalisches Verhältniß. Trotz dieser Loyalität fängt man jedoch auch hier an, sich zu besinnen, daß es ein Deutschland gebe. Die Ideeen des Nationalvereins zählen auch hier sehr viele Anhänger[1]. Der Grundschaden dieses Staats, der Ultramontanismus, verliert sichtlich an Boden. Erstaunlich, wie rasch unser Jahrhundert lebt: vor einigen Monaten starb hier der erste in München geborene Protestant, und bereits hat an der Universität die protestantische Wissenschaft entschieden das Uebergewicht vor der katholischen. —

Neulich hätte ich Mama hier sehen mögen. Der große Glaspalast, worin vor Jahren die deutsche Ausstellung gehalten ward, war in ein großes Gewächshaus verwandelt. Der Gärtnerverein hielt da seine Ausstellung, und es war ein köstlicher Anblick, wie gewaltige Springbrunnen inmitten der grünen Büsche und der bunten Beete spielten und ihre Strahlen bis zu der hellen Glasdecke emporschickten. Und in dem schönen Garten ein lustiges buntes Publicum. Und wieder macht' ich die Bemerkung, wie viele stattliche schöne Männer mit blitzenden Augen und wie schrecklich viel häßliche Frauen in München leben. Besonders unter den Soldaten sind herrliche Gestalten; und es geschieht viel für die Gewandtheit der Leute. Man

[1] Entschiedene wenigstens. Karl Brater, Mitglied des bayerischen Landtags, gehörte zum Ausschuß des Nationalvereins und verfocht in seiner Süddeutschen Zeitung (seit Okt. 1859 bestehend) Preußens Führung in Deutschland. Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,76. 88.

sieht sie sehr viel turnen und im Laufschritt durch die Straßen ziehen. Das schöne Geschlecht ist aber wirklich fable convenue; ein Sachse kommt sich vor wie in der verkehrten Welt. — Mit meiner Arbeit steht es so, daß ich jetzt übersehe, wie ungemein schwer die Aufgabe ist, aber auch wie ungemein nothwendig ihre Erfüllung. Wie lang' ich hier bleibe, darüber kann ich noch nichts bestimmen. Doch werd' ich in diesem Sommer wohl kaum mit den nöthigsten Vorarbeiten zu Stande kommen; und wie Vieles mich auch wieder nach Leipzig zieht, so muß doch, wenn sich Beides nicht mit einander vertragen sollte, die einmal übernommene Verpflichtung der Kathederthätigkeit vorgehen. Nun, qui vivra verra ... Meinen Schwestern, den großen Landschafterinnen, rathe ich, sich in irgend einer Kunsthandlung Stiche nach Rottmann's griechischen Landschaftsbildern anzusehen. Diese Bilder sind das Schönste in der neuen Pinakothek und wohl überhaupt das Größte, was die Landschaftsmalerei bisher geschaffen hat. — Lebe wohl, mein lieber Vater. Euch Allen herzliche Grüße und den Wunsch: ein baldiges schönes Frühjahr, damit Ihr ins Thal und ich in die Berge wandern kann.

Heinrich

. . .

299] An Wilhelm Nokk.

München, 21. Mai 61.

Lieber Freund,

Lützow ist dieser Tage Deinem guten Beispiele gefolgt und lebt mit seiner jungen Frau auf Sommerfrische in Schwabing. Daher kommt es, daß ich Deine Zeilen erst jetzt erhalte, zugleich mit dem Briefe eines Göttinger Freundes[1], der von seiner Braut mit ähnlichen glücklichen Worten redet wie Du von Deiner Frau. Wunderliche Welt: Alles liebt sich, aber mich liebt Niemand, und ich denke nicht, daß sich das jemals ändern wird ... Behaglich war das hiesige Leben während der verregneten Feiertage wahrlich nicht. Nur Ein Gutes haben sie mir gebracht: ich lernte Teschendorff kennen, der mit Siegel zusammen Frankone war. Er ist auf seine alten Tage Historienmaler geworden, gilt für einen fähigen Schüler Pilotys (ich sah noch Nichts von seinen Werken) und hat mir persönlich sehr gut gefallen. Hoffentlich wird durch ihn mein Leben etwas geselliger. In der langen

[1] Hugo Meyer.

Einsamkeit dieser Wochen hab' ich über Allerhand nachgedacht und gefunden, daß ein sehr Großes meinem bisherigen Treiben gefehlt hat. Inmitten der Mattherzigkeit und Halbheit, die mich in Leipzig an den meisten Menschen abstieß, schien es mir immer am Wichtigsten, mir die Wärme und Stärke meiner Empfindung und meines Glaubens zu erhalten. So hab' ich sehr viel nach augenblicklichen Impulsen gehandelt, und es ist mir dabei manches Gute gelungen; aber was dem Leben erst seinen Werth giebt, das Maaß, den durchdachten Plan, das klare Hinaussehen in die Ferne, hatte ich gar sehr außer Acht gelassen. Es soll mit unsrem Leben doch nicht anders sein wie mit einem edlen Kunstwerke: jeder Stein mit Wärme und Leidenschaft bearbeitet, jeder Theil lebendig, und doch das Ganze ruhig und geordnet, Alles Einem großen Zwecke dienend[1] ... Daß Dresden Euch so wohl gefallen, hab' ich erwartet. Von Deutschlands großen Städten ist Berlin die, wo ich am liebsten leben und wirken möchte, und Dresden jene, wo sich am Lieblichsten die Zeit verträumen läßt[2]. Leb' wohl, grüße recht herzlich Deine liebe Frau und bewahre Dir das Glück, das Du mit frischem Griffe auf Deinen Wagen gehoben hast.

Heinrich T

300] An den Vater.

München, 26. Mai 61.

Mein lieber Vater,

... ich komme jetzt tüchtig in das Arbeiten herein, und die Mußestunden werden spärlich. Darum kann ich Euch auch nicht so ausführlich wie ich wollte von meiner herrlichen kleinen Reise ins Hochland erzählen. Am Himmelfahrtstage war ich in Menterschweig — der schönste Spaziergang hier in der Nähe — und sah dort von der Eisenbahnbrücke, die in gewaltiger Höhe das tiefeingeschnittene Isarthal überspannt, die Alpenkette so herrlich vor mir, daß ich mich entschloß das Glück beim Schopfe zu nehmen und die heißen Tage

[1] Auch dieser Treitschke vertraut gebliebene Vergleich einer würdigen Lebensarbeit mit einem künstlerischen Bauwerke findet sich ganz ähnlich schon bei Goethe im Wilhelm Meister. Worte, die auf den jugendlichen Ernst Curtius, als er sie dort zum erstenmal las, einen tiefen Eindruck machten; „sie ergriffen mich so“, schreibt er an Sophie Wattenbach, „daß sie mir immerfort in der Seele widerhallen, so klar sprechen sie das aus, was mir seit längerer Zeit in der Brust lag.“ E. Curtius, Ein Lebensbild in Briefen. 2. A. 1,76. [2] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,107. Deutsche Geschichte 3,503.

sogleich zu benutzen. Ich ging nach Westen, da ich das größere Osterland im Hochsommer sehn will. Auf der Fahrt über den Starenberger See, der, ein Bodensee im Kleinen, einige Stunden vor dem Hochgebirge liegt, und dann auf einem Marsche durch Moor und Wald, zwischen kleinen Alpenseeen vorbei, hatte ich Zeit mich an den unbegreiflichen Anblick dieser noch bis zum Fuße mit Schnee bedeckten Berge zu gewöhnen. Abends war ich am Kochelsee, der im Norden noch in Moor ausläuft, im Süden schon den Fuß gewaltiger Alpen bespült. Am andern Morgen über einen Gebirgssattel hinweg, und nun lag der herrlichste See vor mir, den ich je gesehen — der Walchensee, tiefblaues Wasser, wohl sieben Stunden im Umfang, doch fast klein erscheinend in dieser ungeheuern Umgebung von Gebirgsmassen. Dann weiter ins fröhliche Land Tyrol. Doch wozu Namen nennen? Es ist eine völlig neue Welt, dies Hochgebirg. Jeder Vergleich mit unsrem Mittelgebirge ist lächerlich, und — das Schönste dabei — eben deßhalb wird man in den Alpen nicht gleichgültig gegen die milderen Reize *unserer* Berge, sowenig wie der Anblick des Meeres uns abstumpft gegen den Zauber eines schönen Flusses. Lauter meilenweite Thäler (nur sehr selten ein Engpaß), weite Flächen, oft versumpft, oft mit stattlichen Höfen bedeckt, und rings umgeben von schwindelnden Höhen. Es ist das Unendliche des Raumes, das Massenhafte, was den Zauber dieser Lande bewirkt. Die kleinen stillen Schönheiten des Mittelgebirges fehlen entweder — so giebt es keine Bäche, die im reinlichen Bette dahinfließen, sondern starke reißende Flüsse, die ein doppelt so breites Bett voll Steingeröll neben sich haben — oder man bemerkt sie kaum. So bin ich auf einem 10stündigen Tagemarsche an mindestens 7 gewaltigen Wasserfällen vorübergekommen, die in jeder andern Gegend von Tausenden besucht und bewundert werden würden. Aber was will ein Wasserfall von 300 Fuß bedeuten, wenn er als ein schmaler Strahl an einer Felswand von vielen 1000 Fuß erscheint? So wäre die alte Feste Ehrenberg — die berühmte Ehrenberger Klause — gewiß schön an jedem andern Orte (sie liegt über der Thalsoole etwa so hoch wie der Königstein über der Elbe); aber hier erscheint sie am *Fuße* des Toneller[1], der mit seinen Schneefeldern sie unendlich überragt. Darum dürft Ihr mich auch nicht nach Einzelschönheiten fragen: es ist das *Ganze*,

[1] lies: Thaneller.

es sind die ungeheuren Massen, die uns hier Anfangs gradezu erschrecken, dann unwiderstehlich fesseln. — Das Volk im Gebirge ist herrlich, und es thut mir in der Seele weh, wenn ich denke, welche schmähliche Geschichte dies Volk unter bairischer Herrschaft gehabt hat. An der Gränze zeigt sich eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so scharfe, Scheidung zweier nahverwandter Stämme, wie an der sächsisch-böhmischen Gränze. Der Tyroler ist lebhafter und auf den ersten Blick liebenswürdiger, aber auch noch weniger gebildet, noch bigotter und weniger zuverlässig und arbeitsam als der Baier. Für den Reisenden ists also in Tyrol weit lustiger, und es wird Einem schon ganz sommerlich zu Muthe, wenn uns statt des schweren Bieres der feurige Wein von Botzen kredenzt wird. — Es waren herrliche 5 Tage. Seitdem hab' ich hier einen neuen Winter verlebt, habe ... einige Visiten gemacht und bin fleißig und nur zu viel allein gewesen. Der tüchtigste Mensch, den ich bisher in M. gesprochen, ist ein Maler Teschendorff, ein Schüler Piloty's. Er war vor meiner Zeit in Bonn Frankone, und ich denke, wir werden uns noch oft sehen — — —

Mit den Kunstwerken Münchens werd' ich allmälig wohl vertraut. Ich kann nur wiederholen: den einzigen Werth der Dresdner Gallerie lernt man erst hier schätzen; die Bildhauerei dagegen ist nirgends in Deutschland herrlicher vertreten wie in der Glyptothek. — Meine historischen Studien bewegen sich jetzt auf einem sehr widrigen Gebiete. — Ich studire den Carlsbader Congreß von 1819, und ich muß sagen: ein solcher an Wahnsinn streifender Grad von Nichtswürdigkeit, wie er damals in den deutschen Cabinetten herrschte, erklärt die Revolution v. J. 1848 von selber. Neue geheime Protocolle, die Aegidi aufgefunden hat, stellen das Verhalten der Cabinette in ein noch häßlicheres Licht als man bisher glaubte. —

Lebt Alle wohl. Seit 2 Tagen macht der Frühling einen neuen Versuch zu leben. Hoffentlich ist auch Euch die Sonne günstig, und Ihr habt den 23.[1] recht fröhlich in Böhmen verlebt.

Dein treuer Sohn

Heinrich

[1] Hochzeitstag der Eltern.

801] An Rudolf Haym.

München, 11. Juni 61.

Hochgeehrter Herr,

— — — Ich habe meine Antwort verzögert weil ich Ihnen zugleich eine Münchner Correspondenz schicken wollte. Ich habe keine Ahnung, ob Sie dieselbe werden brauchen können; jedenfalls stelle ich sie Ihnen gänzlich zur Verfügung[1]. Zu scharf habe ich sicher nicht gesprochen: es ist jetzt keine Zeit zum Vertuschen. Man soll in Preußen wissen, wie viel der Staat in den letzten Monaten verloren hat. Mir treibt es das Blut in die Wangen, wenn ich diese Baiern über Preußen reden höre und nicht mehr widersprechen kann. Dahin sind wir gekommen daß wenn Einer Preußens Namen nennt der Andre mit den Namen Patzke und Eichhoff antwortet. Und schrecklich wie tief solche Schmutz- und Klatschgeschichten haften: sie geben dem Gedankenlosen ein fertiges Urtheil in die Hand und überheben ihn der Mühe Preußens Politik wirklich zu studiren[2]. — Uebrigens haben Sie keine zweite Correspondenz von mir zu fürchten: ich muß meine kostbare Zeit ernstlich benutzen. Dagegen werd' ich im Herbst mein Wort halten und Ihnen eine größere Abhandlung schicken, die in meine Arbeit einschlägt. Sehr wichtig wird Aegidi's Buch: er benutzt jetzt Berliner geheime Papiere. In seinem Programme „aus d. J. 1819" lesen Sie ja die Registrande über die Bundestagssitzung, worin man die Karlsbader Beschlüsse annahm. Einen solchen Ratten-

[1] Histor. u. Polit. Aufsätze 4,70—82.

[2] Am 5. Mai war der Polizeioberst Patzke in Berlin von seinem Amte suspendiert worden, nachdem das Stadtgericht die Voruntersuchung gegen ihn wegen Teilnahme an Fälschung und Betrug (in Polizeiverwaltungsgeschäften) beschlossen hatte. Er floh, wurde steckbrieflich verfolgt und in Ystadt in Schweden verhaftet. Der Schriftsteller Wilhelm Eichhoff hatte in Korrespondenzen für Kinkels Londoner Wochenschrift „Hermann" (vgl. o. S. 25), dann, 1860 in eignen Broschüren die Berliner Polizei angegriffen; sie deckten wirkliche Mißstände auf, strotzten aber zugleich von verleumderischen Beleidigungen. Zu Gefängnis verurteilt, flüchtete er nach London und schickte von dort 1861 mit geschärftem Verleumdungseifer zwei weitere „Serien" dieser „Berliner Polizei-Silhouetten" nach Deutschland. Hier erschien in Leipzig eine, alsbald konfiszierte, Schrift: „Aus dem Berliner Polizeipräsidium" (mit Patzkes Bild), und die Nationalzeitung, die das am 24. Mai mitteilte, schrieb Tags darauf: „Bei dem Urteil, das sich auf Grund so augenscheinlicher und schlagender Tatsachen überall über den preuß. Staat festsetzt, noch gegen die Würzburger Intriguen und dergleichen anzukämpfen, ist völlig verlorene Mühe geworden." Bismarck aber schätzte Patzke und was mit ihm damals enthüllt wurde (s. Haym, Duncker S. 222f.) politisch ebenso ein wie den Macdonald-Handel (o. S. 110 A.).

könig von Lügen hab' ich selbst am Bundestage nicht für möglich gehalten.

Ich lebe ziemlich still und einsam und denke daran, wenn es meine Arbeit irgend erlaubt, schon im Herbst nach Leipzig zurückzukehren. Sie sind ein guter Prophet gewesen: die lebendige Mittheilung durch das Wort ist auch mir zum Bedürfniß geworden. Zudem weiß ich, daß ich unter den Zöpfen Leipzigs an der rechten Stelle bin; es wäre ein gutes Werk dort einmal Geschichte des Deutschen Bundes vorzutragen. —

Die Stadt gefällt mir recht gut. Eine Fahrt in die Berge hab' ich mir nicht versagen können. Es waren ein paar herrliche heiße Wandertage in den Alpen, wo der Frühling eben erst erwachte und von allen Felswänden die Gießbäche rauschten. Als ich bei Hohenschwangau wieder in die Ebne trat, ging ein dicker Nebel wie ein Vorhang nieder, als wollte mir der Himmel recht deutlich zeigen, daß Alles nur ein schönes Schauspiel war. Damals fühlte ich mich auch zum ersten Male stolz ein Kursachse zu sein — an der Ehrenberger Klause nämlich. Hat man den Engpaß so leibhaftig vor Augen, so thut es Einem noch einmal so leid, daß unser Moritz den spanischen Karl nicht gefangen hat[1] . . .

Ueber Berlin hörte ich gern ein unbefangnes Wort: die Zeitungsberichte sind so entsetzlich verbittert, daß ich mich nicht darauf verlassen mag. Das größte Unglück bleibt doch, daß das Herrenhaus sich eine neue Galgenfrist erobert hat[2]. Dieser Institution gegenüber bin ich grundsätzlich Pessimist[3].

Mit aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebenster

Treitschke

302] An den Vater.

München, 16/6. 61.
Barerstr. 15.

Mein lieber Vater,

. . . Mir geht es wenn auch nicht allzu angenehm doch ganz leidlich. Ich komme wenigstens etwas mehr unter Menschen und wohne sehr hübsch in Lützows früherer Behausung. Wer hier „über

[1] 1552. [2] durch seine endliche Annahme des Grundsteuergesetzes. [3] Zehn Jahre Deutscher Kämpfe. 2. A. S. 387 ff.

drei Stiegen" wohnt, sieht aus seinen Fenstern ziemlich ebensoweit wie Mama von den ihren. Ich habe die Glypto- und Pinakotheken zwischen Bäumen versteckt grade vor mir und überblicke meilenweit die Isar-Moose. Mir gegenüber liegt, von Weinlaub umsponnen, die Villa von weiland Lola Montez, das ganze Haus ein Schmuckkästchen, so zierlich und heimlich wie ein verliebter König sichs nur wünschen kann[1]. Eine stille vornehme Vorstadtstraße; nur in den Stunden wo die Kunstsammlungen geöffnet sind, ziehen Schaaren von Engländern hindurch; ein „Münchener Kindl", eines von den dicken Mädchen mit lachenden Augen und weißen Zähnen, das goldgestickte Riegelhäubchen auf dem Kopfe, verirrt sich selten hierher. — Die letzten Wochen brachten den Pfaffen gute Tage. Alltäglich Processionen zu Ehren der Maria, der diese Frühlingszeit geweiht ist, und man hat redlich dafür gesorgt das Volk dafür zu interessiren. In jedem Altbaiern steckt etwas vom Schnitzer und Maler; das Volk ist offenbar wenig begabt zu raschem Verstehen, die Gewerbe sind in einer Weise primitiv, wie Ihr es im industriellen Sachsen kaum glaubt: und die natürliche Schwerfälligkeit des Volks wird noch verstärkt durch den Zunftzopf: lauter „reale" Schuster und Schneider, die ihr Privilegium zu Tausenden von Gulden verkaufen. Um so auffälliger, wie ausgebildet alle jene Gewerbe sind, die mit der Kunst zusammenhängen: das Volk hat einen sehr lebendigen Sinn für Form und Farbe, und wie trefflich weiß der Clerus dies zu benutzen. Aller Augenblicke ein neues Gemälde, eine neue Kanzel, die Eröffnung einer neuen oder die Herstellung einer alten Kirche: das sind hier zu lande gar gewaltige Mittel den katholischen Geist lebendig zu halten. Hält man eine Procession, so werden auch den Laien die prunkenden kirchlichen Gewänder umgehangen, und solch ein schmeerbäuchiger schnurrbärtiger Schlossergesell weiß sich etwas darauf wenn er im goldgestickten Chorrock, die Kirchenfahne in der Hand durch die Straßen stolzirt. Ich bin nicht unempfänglich für den Reiz dieses farbenreichen Lebens; aber am letzten Ende bleibt mir Nichts als eine gränzenlose Erbitterung gegen dies raffinirte Treiben, das das dumme Volk vollkommen in die Hände des Clerus giebt. Und leider ist die Macht der Ultramontanen nur im Rückzuge, aber keineswegs gebrochen. Der Hof ist nicht ultramontan, wie seine Feinde sagen, —

---

[1] Deutsche Geschichte 5,660.

schon daß Baiern nur protestantische Königinnen gehabt hat spricht dagegen — aber er hat auch nicht den Muth sich dem Einflusse der Ultramontanen zu entziehen. Soeben haben sie wieder einen großen Triumph gefeiert. Heinr. v. Sybel, der verhaßte „Fremde“, d. h. Rheinländer, muß fort — ein schwerer Schlag, denn er war nicht nur der bedeutendste Gelehrte, den München besaß, sondern mit seinem feinen gewandten Wesen auch ganz dazu angethan die höfischen Kreise für liberale Ideeen zu gewinnen. Kaum hörte man, daß man in Bonn daran denke ihn zu berufen, so begann in allen ultramontanen Blättern ein Sturm; und Ihr im protestantischen Deutschland wißt gar nicht was boshaftes gemeines Schmähen ist. Das lernt man erst aus den Kapuzinerblättchen: so meinte neulich der Volksbote, es sei besser, Holstein werde ganz dänisch als daß es unter preußischem Schutze stehe. Da hieß es: jetzt wird sichs wieder zeigen, daß die Fremden in Baiern herrschen, jetzt wird man den fremden Professor wegen seiner Verdienste um Preußen in Baiern festhalten. Als der Ruf kam, erklärte Sybel dem Könige, er sei gesonnen zu bleiben, wenn ihm S. M. durch irgendwelches Zeichen der Anerkennung beweise, daß der Hof diese Gesinnungen gegen ihn nicht theile. Darauf erfolgte ein abschlägiger Bescheid, weil man der Stimme „des Volks“ nicht so entschieden entgegentreten könne. So mächtig also sind die Ultramontanen noch, daß sie ihre Meinung für die Stimme des Volks ausgeben können! . . .

Wie lang ich noch hier bleibe? Auf jeden Fall werde ich für den Winter-Lectionskatalog meine Anzeige nach Leipzig schicken; doch liegt noch so ungeheuer Viel vor mir, daß ich besten Falls schwerlich vor Neujahr nach L. werde kommen können. Uebrigens habt keine Angst, daß ich mich überarbeite. Ich gehe allabendlich ein Stündchen aus, schon darum, weil das Biertrinken — es ist mein bittrer Ernst — hier wirklich eine climatische Nothwendigkeit ist.

Hans Ibeles in London von Johanna Kinkel müßt Ihr lesen. Die Lösung ist nicht glücklich erfunden, aber der liebenswürdige Charakter der Verfasserin muß Jeden fesseln.

Einen recht frohen Sommer. Ich hoffe, Mama wird schon jetzt die schönen Tage benutzen; ich werde mich bis zum August gedulden.

Mit tausend Grüßen

Heinrich

808] An Salomon Hirzel.

München, 23. Juni 61.

Hochgeehrter Herr,

haben Sie aufrichtigen Dank für Ihren freundlichen Brief. Jedes gute Wort thut mir jetzt dreifach gut, denn wenn Sie über Ihre Einsamkeit klagen, was soll ich sagen, der ich oft halbe Wochen lang den Mund nur öffne um dem Kellner die Wünsche meines Leichnams vorzutragen? Eine kaum begonnene Bekanntschaft mit einigen Literaten löst sich wieder, wie es scheint, weil man mir meine ketzerischen ästhetischen Urtheile in den pr. Jahrbb. nicht vergeben kann. Doch glauben Sie nicht, ich wollte klagen. Es ist vielleicht recht gut sich einmal still auf sich selber zu besinnen, und Arbeit find' ich ja im Ueberfluß ... Bis Weihnachten bleib' ich sicher noch hier. Dann werde ich wo möglich nach Leipzig zurückkehren, um 1½ Semester lang Geschichte des deutschen Bundes vorzutragen: da Hr v. Falkenstein mich in der Kammer gnädiglich belobt hat[1], so kann ich ja mit verdoppelter Schamlosigkeit auftreten. Ich gestehe, ich sehne mich dann und wann nach der lebendigen Rede; dies Bücherleben entfremdet uns doch gar sehr der Natur. Aber noch lauter sagt mir mein Gefühl, daß eine Zeit wie die gegenwärtige an Jeden die Pflicht stellt, auch für den Augenblick zu wirken; und ich thue dies am Besten, wenn ich meinen Studenten recht ehrlich erkläre, worin die Schande des deutschen Bundeslebens besteht. Ihr Unternehmen, geehrter Herr, wird darunter nicht leiden, denn ich kann nicht an die Darstellung denken, bevor ich nicht durch Vorlesungen eine Gruppirung des Stoffs gewonnen habe. Wie unübersehbar dieser sei, das ist mir jetzt erst klar geworden. Noch dazu vermehrt er sich fortwährend. Aegidi hat in den hinterlassenen Papieren eines kleinstaatlichen Gesandten unerhörte Aufschlüsse über die Karlsbader Konferenzen gefunden; eine Anzeige darüber von mir wird nächstens das Centralblatt bringen[2]. Jetzt hat Ae. durch Auerswald sogar Einsicht erhalten in die geheimen Berichte des Grafen Bernstorff an den König: — natürlich ganz insgeheim, denn das Ministerium Schwerin müßte ja seinen stillvergnügten Charakter verleugnen, wenn die Welt erführe, wie liberal die Herren im Stillen denken ... Wie Baiern nach kurzem liberalen Aufschwunge wieder in das alte Elend zurückfällt, wissen Sie aus den Zeitungen. Sybels Fall ist nicht Werk der

[1] Schiemann S. 178. [2] Histor. u. Polit. Aufsätze 4,544 ff.

Ultramontanen, sondern eine Denkschrift von S. über die Trias hat das souveräne Selbstgefühl des Königs beleidigt[1]. Ein wahres Glück, daß die Wittels[bacher, die von][2] allen unsren angestammten Fürstenhäusern am Festesten stehen, sich jetzt durch Heirathen mit den Bourbons systematisch herunterbringen. Wir sind bereits so weit, daß man die Stumme von Portici verboten hat! — Von Ihrem Toaste auf Hrn v. Beust habe ich mit aufrichtigem Mitleide gelesen; ein solches Unglück ist ja fast eben so schlimm wie ein Albrechts-Orden. Ueber den Grimm des Schriftstellervereins werden Sie Sich hoffentlich trösten; diese Sippe kann in der That das Wort Talleyrands umkehren und von sich sagen: es ist noch nie Jemandem schlecht ergangen, den wir verlassen haben ... Die Stadt gefällt mir noch immer; vollends seit ich zu Pfingsten zum ersten Male die Alpen sah, bin ich doppelt froh, daß ich mich hierher gewendet. — Die besten Wünsche und Grüße

von Ihrem ergebenen

[Treitschke][2]

304] An Julius Klee.

München, 2. Juli 61.

Geehrter Herr Rector,

... Wie schön wäre es, könnte ich mal wieder, wie Sie zu sagen pflegen, mit Ihnen confabuliren. Ein gar so einsames Leben hatte ich für mich in München doch nicht erwartet. So bin ich ganz von selbst darauf gekommen, etwas über mich nachzudenken — natürlich nicht zu grübeln; über diese Schwachheit bin ich hinaus. Und Ihnen darf ichs wohl sagen, daß das Facit mich nicht zufrieden stellt. Die Kälte, die Blasirtheit, das Vergessen des Unvergeßlichen, das Ertragen des Unerträglichen — das war es, was mich bisher — und zu allermeist in Leipzig — an der Mehrzahl meiner Bekannten abstieß, und so kam ich schon durch den Gegensatz dahin, daß ich die Wärme der Empfindung, den starken natürlichen Pulsschlag der Leidenschaft für das köstlichste Gut des Mannes hielt. So habe ich viel zu sehr nach augenblicklichen Impulsen gehandelt, und erst jetzt begreife ich recht klar, daß die Selbstbeherrschung die warme Leidenschaft bändigen, daß ein klarer Plan die wechselnden Empfindungen zusammenfassen soll.

---

[1] Vgl. Varrentrapp in „H. v. Sybel, Vorträge u. Abhandlungen" 1897, S. 104.
[2] In der Hdschft. weggeschnitten.

Ich bin kein Kopfhänger und ich darf mir sagen, daß ich oft recht gehandelt und geredet habe, auch wenn ich nur dem nachging, was mir im Augenblicke Kopf und Herz bewegte. Aber was ausdauernder Fleiß bedeutet, der nicht schon morgen auf dem Katheder oder in einigen Wochen in der Druckerei seine Früchte zu ärnten hoffen darf: — das soll ich erst jetzt lernen. Ich weiß recht wohl, die stätige freudige Stimmung der Seele, jenes „holde Gleichmaß der Empfindung", das den fertigen Menschen macht, werde ich nie völlig erreichen, schon darum nicht, weil mich mein Leiden oft verstimmt und weil ich dem Umgang mit Frauen beinah ganz entsagen muß. (Schelten Sie hier nicht, daß ich zu schwarz sehe; es giebt einmal natürliche Schranken, die sich nicht überspringen lassen.) Aber gleichmäßiger, maß- und planvoller als bisher muß mein Leben doch werden. Das hab' ich in diesen stillen Wochen allmälig begriffen; und wie es zu gehen pflegt, eine sittliche Wahrheit, die man an sich selbst erlebt und erkennt, öffnet Einem die Augen noch für tausend andre Dinge. So ist mir erst jetzt der Sinn aufgegangen für den Plan, die Totalität eines Kunstwerks. Als ich neulich den Prinzen von Homburg zur Hand nahm, erschrak ich gradezu, wie blöde ich immer nur auf Einzelheiten gesehen, die mich erfreuten oder abstießen, und wie ich dabei den herrlichen Bau des Ganzen so blind übersehen hatte. Seitdem hab' ich auch erst verstanden, worin die wahre Bedeutung der Lessingschen Dramen liegt. Nun konnte ich die Emilia Galotti mit Genuß lesen (das Stück war mir immer widerwärtig mit seiner nüchternen Moral und seinem abscheulichen Schlusse) und hatte meine Freude die feinen Fäden der Verwicklung zu verfolgen. (Haben Sie wohl bemerkt, daß dieser Schlaukopf Marinelli eine ganze Reihe dummer Streiche begeht, viel mehr als selbst dem Teufel erlaubt ist, der freilich am letzten Ende immer ein dummer Teufel sein soll? Und doch ist Alles so glücklich dargestellt, daß wir immer den größten Respect vor dem durchtriebnen Menschen behalten.) Hier in M. vollends hab' ich überflüssig Gelegenheit, die Kunst von dieser Seite anzusehn. Die Kaulbachsche Kunst mit ihrer Masse geistreicher Einfälle, die doch nie ein Ganzes giebt, ist mir recht zuwider geworden; und an diesem Widerspiele empfinde ich recht die ganze Größe der Werke in der Glyptothek, der Antiken sowohl wie der trojanischen Bilder von Cornelius. Doch genug. Das Kurze und Lange davon ist ja nur dieses: ich fange an zu begreifen, was Plan und Ordnung

im Leben und in der Kunst bedeutet. Ich habe hier Niemanden, mit dem ich ein aufrichtiges Wort reden könnte; so hat denn meinen lieben Lehrer das Mißgeschick getroffen, daß ich ihm alle diese jungen Gedanken vorgetragen habe.

Der Aufenthalt in dieser Stadt, die drei Jahrhunderte neben einander beherbergt, ist mir sehr lehrreich. Am Meisten freut mich, daß ich das Volk so viel liebenswürdiger und gescheidter gefunden, als ich glaubte. Es bedarf wahrlich nur der Zeit und einer halbwegs verständigen Behandlung von Seiten der Norddeutschen, um die Baiern gut deutsch zu machen. Freilich, kommt die deutsche Bewegung, wie ich hoffe, über Nacht, dann wird sie hier die Stätte noch nicht bereitet finden und einen harten Strauß mit dem patriarchalischen Particularismus und der bodenlosen Gemeinheit der Ultramontanen zu bestehen haben. Inzwischen lebt sichs hier gar harmlos und behaglich, ich freilich nicht, denn mir fehlt ein täglicher Umgang ganz, und auch aus den übrigen Bekanntschaften wird schwerlich viel werden: ich bin politisch zu sehr Preuße und ästhetisch zu sehr Ketzer als daß ich in den hiesigen Literatenkreisen wohl aufgenommen werden könnte. Von Berühmtheiten kenne ich besonders Bluntschli, der mir wenig, und Sybel, der mir ganz außerordentlich gefallen hat[1]. — Nächsten Monat soll es in die Alpen gehn: ein kleiner Ausflug zu Pfingsten nach Westen hat mir unendliche Lust gemacht das schönere Österland und Salzburg zu sehn.

Mit der deutschen Geschichte hab' ich eine ungeheure Last übernommen. Das Material ist wahrhaft unübersehlich, und um das Jahrhundert der Massenbewegungen und das Volk der Denker und Leser zu begreifen, ist ein Studium auch der philosophischen und ästhetischen Literatur nothwendig, das mich noch sehr lange aufhalten wird. Augenblicklich studire ich Leben und Schriften des alten Hans Gagern, und es wird mir daraus erschreckend klar, daß es für unsre Politiker gar keine größere Sünde giebt, als das sanguinische Hoffen, das gutmüthige Vertrauen. Ich sage das ohne alle Bitterkeit. Die Gegensätze unsres Volkslebens sind einmal schlechterdings unversöhnlich; es fragt sich ob diese Nation existiren soll oder ob unsre kleinen Des-

[1] Am selben Tage schreibt Treitschke über Sybel an Hirzel: „Man hatte mir einen kühlen vornehmen Herrn geschildert, und ich fand einen muntren herzlichen Rheinländer, der mit einer rücksichtslosen Schroffheit, die mir unendlich wohl that, über bairische und sächsische Staatsweisheit sich aussprach.“

poten unter den humansten Formen die Nation vernichten sollen. In solchem Kampfe ist jede Versöhnung unmöglich, und nicht wirkliche Schurken, sondern solche gutmüthige halbschlächtige Leute wie der alte Gagern oder die heutigen preußischen Minister — sie sind es, die uns mitten ins Verderben herein reiten. Mit jedem Schritte, den ich weiter thue, wird mir diese Auffassung der deutschen Bundesgeschichte klarer, und ich wünsche mir nur Eines, daß ich mich vom Ekel nicht bewältigen lasse und das Auge offen behalte für die trotz alledem ungeheuren Fortschritte, die der Genius unsres Volks in diesem halben Jahrh. gemacht hat. —

Geht es irgend an, so komm' ich zu Neujahr nach Leipzig und lese 1½ Semester lang Gesch. des deutschen Bundes . . .

Leben Sie wohl, lieber Herr Rector. Wenn Sie nicht eine Ferienreise nach Baiern führt, dann schreiben Sie mir doch ja. Sie müssen aus diesem Briefe sehen, welche große Freude Sie mir damit bereiten. Mit den besten Wünschen

Ihr alter Schüler

Treitschke.

306] An Hugo Meyer.

München, 8. Juli 61.

Lieber Hugo,

Deinen Brief schickte mir Lützow aus seiner Schwabinger Liebes-Einsamkeit zugleich mit einem Schreiben von meinem alten Freiburger Freunde Nokk, der mir von seiner Hochzeit erzählte. So zog denn die liebe Liebe gleich in hellem Haufen in meine stillen Wände ein, und Du wirst begreifen, ich bin ganz und gar nicht in der Stimmung Dich wegen Deiner Lage zu bedauern. Wem ein Glück des Herzens, wie es aus Deinem Briefe spricht, so früh zu Theil geworden, dem kann das Warten nicht allzu schwer werden. Ich denke, Du empfindest deutlicher als ichs aus Deinen Zeilen errathen kann, wie viel klarer und sichrer Dein Wollen und Empfinden geworden ist. So kann ich Dir nur meine herzliche freudige Theilnahme aussprechen — und muß zusehn, wie ichs ertrage, daß ich vermuthlich niemals Deinem guten Beispiele folgen werde. Es ist doch so, es gehört zum harmonischen Menschen, daß er die volle Befriedigung des Daseins wenigstens einmal empfunden habe, und wem dies versagt blieb, der muß zufrieden sein wenn es ihm gelingt die Lücke in seiner Seele vor der Welt zu verdecken. — Du fragst nach meinem Münchener

Treiben. Nun, ich bin in eine absolute Einsamkeit hereingekommen, wie ich sie seit meinem ersten Leipziger Semester nicht mehr kannte, aber Gottlob, ich finde mich darein, denn ich habe Vieles und Schweres zu arbeiten, und die Stadt bietet mir der neuen Eindrücke so viele, daß ich wohl zeitweise den menschlichen Umgang entbehren kann ... Ein Maler Teschendorff, alter Frankone vor meiner Zeit, Schüler Piloty's, ist mein liebster, leider seltner Umgang. Auch Sybel hab' ich besucht; er und Albrecht sind die einzigen alten Gelehrten, die mir persönlich vollkommen gefallen haben: ein herrlicher Mann und ein unersetzlicher Verlust für M. — Mit den literarischen Kreisen kann ich mich nicht recht befreunden: die Leute sind politisch so apathisch, und mir zuckt das deutsche Elend in allen Gliedern; auch bin ich ästhetisch auf ganz andern Wegen. Ich verkenne das Schöne in Geibels und Heyses Schriften nicht, aber ich finde zu wenig Erlebtes, zu wenig von dem Pulsschlage unsrer Zeit darin; so bleib' ich der ganzen Richtung fremd und bin wohl dann und wann ungerecht gegen sie. Mit einem Genossen Heyse's, Demetrius Hopfen (ist das nicht ein herrlicher Name für ein Münchner Kindl? hellenisirtes Bierfaß!) bin ich gut bekannt. Aber im Ganzen ists ein sehr stilles Leben am Schreibpulte, und oft sehne ich mich nach dem Segen des lebendigen Worts ... Meine Arbeit ist unübersehbar groß; sicher komme ich übers Jahr einmal zu Dir und vergrabe mich in Eurer Bibliothek — — —[1] Was ich von der Münchner Stimmung denke hab' ich in den prß. Jahrbb. gesagt — natürlich ist dies, wie alle meine Beiträge gemildert worden[2]. Es ist ein heillos phlegmatischer Particularismus hier zu Hause, aber meine lieben Altbaiern sind trotzdem prächtige Kerle, zuverlässig, freundlich, gesund, und erfüllt von einer naiven Freude an der Kunst, die mich rührt, wenn ich sie am gemeinen Manne bemerke. — Es gäbe noch tausenderlei zu sagen, aber ich will in der Pinakothek den Sabbath feiern ... Grüße Mangoldt und Frensdorff.

Dein

T.

---

[1] Aus dieser erbittet sich Treitschke zunächst von dem Freunde eine Anzahl in München nicht erhältlicher Schriften Hans von Gagerns, da er diesen „ehrwürdigen Confusionsrath", der im deutschen Bunde „die traurige Rolle des Hoffnungsvollen" spiele, zum Gegenstand eines Aufsatzes für die Preuß. Jahrbb. gewählt habe.
[2] „erheblich", setzt Treitschke bald darauf, an Schelske schreibend hinzu, und das gleiche bemerkt er ausdrücklich noch von dem Aufsatze über „die Freiheit".

— — — Reimer schickte mir neulich zum Lohn für meinen Freiheitsartikel die Schr: Christian German, der Zeitgeist und die Kirche[1]. Lies sie ja. Ungelenke Form, aber gute sehr freisinnige Gedanken, für mich noch nicht radikal genug.

306] An die Mutter.

München, 14. Juli 61.

Es ist eine schlechte Schmeichelei, meine liebe Mama, aber ich will ehrlich sein und gestehen: ich komme soeben von einem weiten Spaziergange zurück, dem ersten nach vielen Wochen, und bin zu müde um das Stündchen bis Mitternacht zur Arbeit zu verwenden. So will ichs verplaudern, und ich denke, die Erinnerung an Dich wird mich wach erhalten[2]. Sehr großen Dank für Deinen Brief, Du weißt gar nicht, wie froh ein solcher seltner Gast mich macht. Er hat sich gekreuzt mit der Sendung der preuß. Jahrbücher, und ich bitte Euch das Heft aufzuheben: es ist das einzige Exemplar das ich noch besitze, und ich möchte den Aufsatz nicht gern verlieren. Für Dich steht freilich zu viel Politik darin, aber Einiges daraus wird Dich doch interessiren; Du wirst gesehen haben, daß es mit meinem Unglauben so schlimm nicht steht, daß vielmehr die christlichste der Tugenden, die Duldung, recht eigentlich mein Ideal bildet. Ueber dies Thema, die Freiheit, schreibe ich in zehn Jahren sicherlich ein Buch: die Aufgabe ist zu reizend und paßt auch ganz für meine Studien. Vorderhand ist leider an diesen schönen Plan noch nicht zu denken. Die einmal übernommene Arbeit wird mir noch jahrelang zu schaffen machen; vor Weihnachten komme ich keinenfalls fort, und ich fürchte fast, daß ich doch noch bis zu Ostern werde bleiben müssen. Die Arbeit macht mich immer trauriger, je mehr ich sie fördere — denn es ist entsetzlich wie man unser Volk mißhandelt hat, und der einzige Trost liegt darin, daß die Nation trotz allebem fortgeschritten ist und fortschreitet; sie ist nicht todt zu machen. Auch das Leben ist nicht allzu angenehm. Aber es gilt auszuharren, und allmälig gewöhne ich mich auch an das einsame Treiben. H. v. Sybel habe ich inzwischen kennen

[1] Berlin 1861. [2] Dieser Brief fand die Mutter nicht mehr am Leben, sie starb am 15. Juli Abends. Ihren Sohn Rainer besuchend, der grade zu Beginn der Sommerferien an den Spitzblattern erkrankt war und einsam im großen Dresdener Kadettenhaus lag, hatte sie sich selber die in wenigen Tagen für sie tödtlich gewordene Krankheit zugezogen.

gelernt; er ist älter als ich dachte, schon grau, kannte mich bereits durch den Ruf und nahm mich sehr herzlich auf . . . Auch einige andre Bekanntschaften finden sich nach und nach. —

Dem Tropf dank' ich herzlich für seinen Brief und wünsche ihm daß die Fleischtöpfe der Festung und ein lustiger Ausflug seinen Leichnam zu anständigem — wenn auch nicht bairischem — Umfange anschwellen und seine Nase wieder auf ein menschliches Maaß zurückführen mögen. Das ist doch die leibhaftige Mama: sonst kommt sie das ganze Jahr nicht herunter, und sobald der Schlingel im Bette liegt, reist sie aller Augenblicke nach Dresden. Und von Deinem Ältesten mußt Du wenigstens das Bild haben? Ich werde es sicherlich besorgen, liebe Mutter, obwohl ich finde, daß junge Männer und solche die es sein wollen, sich meist entsetzlich gespreizt auf den Bildern ausnehmen . . .

Es ist doch eine Freude, wenn man wie ich nach und nach erlebt, wie albern die Lügen sind von der unversöhnlichen Verschiedenheit der deutschen Stämme. Die Deutschen sind sich überall gleich; was sie trennt sind Äußerlichkeiten und anerzogne Vorurtheile. Ich fühle mich unter den verschrieenen Altbaiern ganz heimisch — — — Du hast Recht, herzliebe Mama, daß Du mit gutem Muthe in Rainers Zukunft blickst. Ihm ist bei aller Lebhaftigkeit doch eine gesunde Nüchternheit zu Theil geworden. Die Gefahr für ihn liegt, wie bei uns Geschwistern allen, (Gott weiß woher? — geerbt haben wirs wahrlich nicht weder von Dir noch vom Vater) in einer stillen und doch recht starken Neigung zum Vornehmthun, und er wird damit mindestens ebenso sehr wie sein Bruder zu kämpfen haben.

Gute Nacht, liebe Mutter. Ich will auf diesen Wander-Nachmittag eine recht arbeitsvolle Woche folgen lassen. Darum schließ' ich und grüße Euch Alle. Irgend jemand giebt mir doch wohl bald Nachricht?

Heinrich

307] An den Vater.

München, 18. Juli 61.

Mein lieber Vater, habe Dank, daß Du mir den schweren Brief so bald geschrieben hast. Seit gestern Abend bis diesen Mittag habe ich versucht mich zu fassen, und noch immer kann ichs nicht begreifen, daß die gute Mutter nicht mehr ist. Ach, Ihr hättet mich doch durch

den Telegraphen rufen sollen; auch nur den Sarg hinausbegleiten ist ein Trost, und nun sitze ich hier und mühe mich ab mir vorzustellen was doch gar zu traurig ist für meine Einbildungskraft. Doch ich will nicht blos von mir reden. Gott stärke Dich, mein lieber Vater, und uns Geschwister, daß wir es tragen. Mir kam Alles so ganz unerwartet; noch am Sonntag hatte ich an die Mutter geschrieben, und Du wirst den Brief für die Todte erhalten haben. Und ich habe ihr so sehr, so sehr Vieles abzubitten. Als Kind hab' ich ihr das bitterböse Unrecht gethan und geglaubt, sie liebe mich nicht, weil sie zu sehr für mich sorgte; und erst seit den letzten zehn Jahren weiß ich, wie gränzenlos sie uns Alle liebte. Das ist noch mein Trost, wie schön und glücklich ihr Leben war: so viele Menschen, die ihr nun nachweinen, hat sie durch Liebe und Wohlthun beglückt; ihr blieb der Schmerz erspart Eines der Ihrigen zu begraben; und nun kommt ihr der Tod still und friedlich wie ihr Leben war.

Mein lieber Vater, ich weiß auf der Welt Nichts was ich Dir sagen könnte um Dich zu trösten bei dem schweren Schlage, der Dein Alter getroffen. Aber wir Geschwister wollen der Mutter eingedenk sein, und wenn von ihrem Geiste der Liebe auch nur etwas auf die Kinder übergeht, dann sollst Du durch uns keine bittre Stunde erleben, dann wird die Mutter uns nicht ganz gestorben sein.

Wenn Du aus irgend einem Grunde meine Anwesenheit wünschest, so komme ich zu Euch. Vorläufig weiß ich nur so Viel, daß ich recht bald mit Euch das Grab unsrer Mutter sehen will.

Ihr seid jetzt seit einigen Stunden von dem Grabe zurück[1]; ich konnte nicht unter Euch stehen, aber meine Gedanken waren fortwährend bei Euch. Lebt wohl, Ihr Lieben, und Gott stärke uns.

Dein treuer Sohn

Heinrich

308] An den Vater.

München, 28. Juli 61.

Mein lieber Vater,

— — — Für die Uebersendung der kleinen Andenken danke ich meinen Schwestern herzlich. Am Meisten aber hat mich gerührt und mich völlig überrascht Deine Erklärung, mein lieber Vater, daß Du

[1] Früh am Morgen dieses Tages war die Mutter auf dem Königstein beerdigt worden.

mich zu Rainers Vormund einsetzen wollest. Ich kann ein so großes Zeichen des Vertrauens, das mir gänzlich unerwartet kommt, nur mit dem größten Danke hinnehmen. Ich verspreche Dir, daß ich Deinem Vertrauen Ehre machen will; alle meine Wünsche aber gehen dahin, daß der Fall dieser Vormundschaft nie eintreten möge ... Gegen meine Schwestern muß ich mich noch vertheidigen. Es wird mir wahrlich nicht leicht hier zu bleiben, fast ohne Umgang, viel zu viel allein mit meinen Gedanken. Aber ein Wiedersehen kurz nach einem solchen Schlage regt das ganze Gefühl des Schmerzes wieder auf, und da ich einmal den ersten Schmerz nicht mit Euch habe theilen können, so kann ichs nicht verantworten Euch jetzt nochmals zu erschüttern[1]. Ich baue auf die sänftigende Macht der Zeit: nicht als ob wir die Unvergeßliche je vergessen könnten, aber wenn ich im Winter zu Euch komme, wird die Wehmuth und die reine Erinnerung an das schöne Leben der Mutter die Bitterkeit des Schmerzes in etwas verdrängt haben ... Du aber, lieber Vater, beruhige Dich darüber, daß Du mich nicht gerufen hast. Ich begreife jetzt, daß Du, wie die Dinge lagen, nicht anders handeln konntest[2]; und jetzt, wo es gilt, das Andenken der Geschiedenen zu ehren und ohne sie einträchtig und gut zu leben, ist es müßig nach solchen Dingen zu fragen. — Daß Euch von so vielen Seiten Zeichen der Theilnahme zugekommen sind, hab' ich nicht anders erwartet: die Mutter war ja allgemein geliebt und geehrt. Auch ich habe eine Anzahl Briefe erhalten. Am Meisten freute mich der von Alfred[3]: das ist doch, mit all seinen Schwächen und Lächerlichkeiten, ein durchaus wahrer und reiner Charakter ... Lebt wohl, Ihr Alle. Ich lebe in der alten Weise, aber es vergeht kein Tag, daß ich nicht mit Trauer an Euch denke ...

Dein treuer Sohn

Heinrich

...

---

[1] Am 2. August reiste Treitschke doch zu kurzem Besuch der Seinen nach Hause.
[2] Die Mutter war Montag Abend um 10 Uhr gestorben und schon Donnerstag früh um 7 beerdigt worden. Vom Arzt vor der Ansteckungsgefahr dringend gewarnt und auf die in der starken Julihitze vermutlich rasche Auflösung der Leiche hingewiesen, hatte der Vater geglaubt, die Anwesenheit des Sohnes entbehren zu müssen und ihn nicht telegraphisch, sondern am Dienstag brieflich benachrichtigt. Indessen hatte sich die Vermutung des Arztes nicht bestätigt; Vater und Schwestern konnten die Entschlafene in der Kasematte der Festung, wo sie aufgebahrt war, noch am Mittwoch Abend zum letzten Mal sehen. [3] v. Gutschmid.

309] An den Vater.

Meran, 9. Sept. 61.

Mein lieber Vater,

ich will mir nicht durch eigne Schuld meine gewöhnliche Geburtstagsfreude, einen Brief von zu Haus verscherzen; darum schreibe ich einige Zeilen, freilich so flüchtig als es diese rasche und anstrengende Reise, und so leserlich, als es das wunderbare Schreibzeug dieses halbwälschen Gasthofes erlaubt. So hab' ich also wirklich den deutschen Bauer, schwer und stark und handfest wie bei uns, unter Feigenbäumen und Oleanderbüschen arbeiten sehen, und bin heute stundenlang durch Maisfelder und unter Reben hingewandert, die hier schon nach italienischer Weise am Boden entlang gezogen werden. Und diese ganze Herrlichkeit des Südens umfängt mich, nachdem ich gestern erst den schauerlichen Engpaß Finstermünz durchwandert, die Etsch auf einem Gletscher entspringen und von der Malser Haide die Schneefelder des Ortlers vor mir liegen gesehen. Das ist mein Gewinn von dieser Reise, daß ich hier in Südtyrol und in der schönsten aller deutschen Städte, in Salzburg zuerst gelernt habe, was der Zauber des Südens ist. Auf den sonnenheißen Terrassen Salzburg gegenüber, wo die Kapuziner ihre schönen Blumen und edlen Reben pflegen, hab' ich zum ersten und einzigen Male den Gedanken gehabt, ob ein solches beschauliches Stillleben nicht auch sein Glück in sich trage: — aber nur für wenige Minuten, denn als einige der umherwandelnden Patres ein Gespräch mit mir begannen, war ich sofort wieder der alte Ketzer. Ich begreife jetzt, wie in diesem wunderbar reichen Lande, in dieser Fülle der irdischen Güter das gutmüthige sinnliche Volk so ganz im geistigen Schlafe dahinleben kann. — Doch man wandelt nicht ungestraft unter Palmen: seit ich den Etschwinkel kenne, ist meine Sehnsucht nach Italien nur um so mehr gestiegen. Ich werde jedoch nicht einen Schritt nach Welsch-Tirol thun, sondern morgen nur noch Botzen sehen und dann direkt zurückreisen, so daß ich spätestens am Donnerstag in München bin. — In Dresden hab' ich Rainer einen Augenblick gesehen, und fuhr dann bis Riesa mit dem Reg-Rath Witzleben[1] . . . Wie unruhig und reich an neuen Eindrücken

---

[1] Vgl. S. 127 A. 2. — „mein alter Todfeind Reg.-Rath Witzleben" heißt es in einer Schilderung desselben Erlebnisses im Briefe an Klee vom 27. Oktober. „Er begann sofort ein Gespräch, und so habe ich mich bis Riesa mit einer diplomatischen Gewandtheit ohne Gleichen über allgemein menschliche Dinge mit ihm unterhalten. Wir schieden mit herzlichem Händedruck".

diese Tage auch waren, so hab' ich doch alltäglich an meinen letzten Aufenthalt bei Euch, Ihr Lieben, gedacht, an alle die Freundlichkeit, die Ihr mir erwiesen, und an all das Traurige, was wir zusammen erlebt. Ich hoffe, Ihr werdet so heiter sein als es möglich ist, und ich will Alles thun was ich kann um meine Verbindung mit unserm Hause, die mir nun doppelt ernst und werth ist, recht lebendig zu erhalten. Ich werde in München ununterbrochen arbeiten — und ich freue mich schon jetzt darauf — so daß ich zu Weihnachten nach Sachsen kommen und Euch dann öfter sehen kann. — Doch mit diesem Lebenszeichen sei es genug, ich will Deine Augen nicht länger durch das gräßliche Geschreibe ermüden. — Am 15. trifft mich ein Brief von den Schwestern bestimmt in München. —

Die herzlichsten Grüße.

Heinrich

310] An den Vater.

München, 14. Septbr. 61.

Mein lieber Vater,

. . . Ich bin noch über den Aschlerbach bei Gargazon, der vor 1000 Jahren die Grenze von Welschland und Deutschland bildete, hinausgezogen und habe einen herrlichen Tag in Botzen verlebt. Die Bauart der Stadt und die Lebensweise ist schon ganz welsch, obwohl die Bewohner Deutsche sind. Hohe luftige Häuser mit flachen Dächern und Dachhauben darüber, die Licht und Luft einlassen; die Kaufläden im Erdgeschoß unter Arkaden, welche die ganze Stadt durchziehen. Ich war grade zur Messe dort, und die reiche Stadt war voll von Italienern und deutschen Bauern, die mit ihren farbenreichen Wämsern, spitzen Hüten und tiefbraunen Gesichtern auch schon die Nähe des Südens verkündigten. Abends saß ich mit den Meßfremden im Garten des Gasthofs unter Cypressen und Citronenbäumen und verzehrte frische Feigen zu dem starken duftigen Weine, der nach welscher Sitte mit Wasser gemischt wird . . . Waren diese Tage an der Etsch die lieblichsten, so habe ich den Ernst und die Erhabenheit der Alpen begriffen auf der öden Hochfläche der Reschen-Scheidegg, welche das Ober-Innthal von dem Etschlande scheidet. Dort steht man, sobald man durch den schauerlichen Finstermünz-Paß auf die Höhe gelangt ist, am Ufer eines kleinen Sees und sieht unmittelbar vor sich die Schneefelder der höchsten deutschen Alpen, der Ortlerkette — und

diesen wunderbaren Anblick genoß ich in der hellen durchsichtigen Luft eines klaren Herbsttags. Eine unvergeßliche Erinnerung; und herzlichen Dank Dir, lieber Vater, daß mir Dein Geburtstagsgeschenk solche Genüsse bereitet hat. — Seit zwei Tagen bin ich wieder hier und finde mich mit Erstaunen auf dieser kalten Hochfläche schon mitten im Herbst unter entlaubten Bäumen. Ueberhaupt kommt mir München recht nüchtern vor, da ich doch keine menschliche Seele hier finde, die mich anzöge, (Teschendorff ist, wie es scheint, noch in Paris.)

Ihr habt mich durch Eure Güte während meines letzten Aufenthalts, so traurig er war, wieder recht daran erinnert, daß doch nur die Theilnahme der Menschen das Leben verschönt ... In 4, 5 Tagen schreib' ich wieder; heute sollt Ihr nur wissen, daß ich lebe und wohl bin und Euer und unsrer lieben Mutter täglich gedenke. Vielen Dank für all' Eure Freundlichkeit und die herzliche Bitte, daß Ihr so heiter seid als es Euch möglich ist.

Dein treuer Sohn

Heinrich

311] An den Vater.

München, 5. Oct. 61.

Mein lieber Vater,

Dein Brief ist zwar erst wenig über 8 Tage alt, aber mich verlangt jetzt so häufig nach Nachrichten von Euch, daß ich schon jetzt antworte. Viel geschehen ist nicht, nur seit gestern hat München ein ander Gesicht; tausende von Bauern ziehen zu allen Thoren ein, denn heute beginnen die Octoberfeste. Ich bin sehr begierig auf die Rennen; die Pferde sah ich gestern; es war ein herrlicher Schlag, und es that mir nur leid, daß die schönen Thiere von den hiesigen französisch geschulten schlechten Reitern sollen gebraucht werden. — Den Rest der warmen Tage hab' ich benutzt, um noch Einiges von den Kunstschätzen zu sehen ehe der Winter sie unzugänglich macht. So war ich kürzlich in der Erzgießerei. In der Modellkammer stehen die Modelle von einer großen Zahl der berühmtesten, weit über die Erde zerstreuten Denkmäler. Am Meisten fesselte mich das Washington-Denkmal für Richmond; ich weiß nun, daß es auch unter den Yankees Künstler, ja große Künstler, geben kann. Doch solche Genüsse sind selten; in der Regel bin ich bis auf 3 Stunden den ganzen Tag zu Haus. Dann und wann besuche ich Teschendorff wenn er für sein großes schweres Lutherbild

Pläne auf Pläne entwirft und dann zur Erholung einmal ein hübsches Mädchen malt. Sonst sehe ich wenig Menschen. Mit Hopfen werd' ich wohl auseinanderkommen, denn er gab mir kürzlich ein schlechtes Trauerspiel, damit ich ihm mein Urtheil sage, und ich kann ihm wirklich keine Schmeichelei sagen. Seinen Plan, mich mit seinen Meistern Geibel und Heyse bekannt zu machen, scheint er aufgegeben zu haben; er merkte wohl, daß wir nicht zusammen passen, und mir ist es so recht. Dagegen hat er mich neulich mit Herm. Lingg bekannt gemacht, den ich für den Begabtesten der hiesigen Poëtenschule halte. Johanna sollte seine Gedichte oder wenigstens die schöne Ballade Tannhäuser lesen (sie steht in Schwab's Mustersammlung, die ich der guten Mutter geschenkt habe)[1]. Lingg ist schon ein älterer Mann[2], der rechte Altbaier, derb und gradezu, aber, wie mir scheint, im Grunde eine unglückliche zerrißne Natur. Er hat mit seiner bairischen Plumpheit meiner Person die größte Schmeichelei gesagt, die sie je gehört hat. Er hatte kurz zuvor meine Gedichte gelesen, und als ich ihm vorgestellt ward, meinte er: „Was? Sie sinds? Gestern hab' ich Sie auf der Briennerstraß' b'gegnet; da hab' ich mir g'dacht: das ist halt g'wiß a Dichter.“ Ich glaube aber, ich habe dabei durchaus nicht wie ein Poët ausgesehen, sondern eher wie ein begoßner Hund. Uebrigens gefiel er mir ganz gut; nur kam das Gespräch nicht über die gewöhnlichen Literatenthemata heraus. —

Ich mag nicht erst sagen, wie oft meine Gedanken bei Euch sind; es ist so gar Vieles und Ernstes, das mich immer wieder in die Heimath zurückführt. Damit Du in dem langen Winter eine interessante Lektüre hast, mein lieber Vater, schicke ich hier die versprochnen 3 ersten Bände von Häußer (den 4ten kann ich nicht entbehren, und bis Weihnachten wirst Du ihn auch noch nicht brauchen). Es ist nicht gradezu ein Werk ersten Ranges, aber lebendig geschrieben und ausgezeichnet durch die gewissenhafte Benutzung neuer zuverlässiger Quellen, die Vieles — z. B. die Revolutionskriege — in ein ganz anderes Licht stellen[3] — — —

Willst Du mir wohl mittheilen, wie das Urtheil der sächs. Offiziere, die am Rheine waren, über das preußische Heer lautet? Ich habe

---

[1] S. Bd. 1, S. 299. 438. [2] er war damals 41 Jahre alt. [3] Über Häussers Deutsche Geschichte hat sich Treitschke als Rezensent der dritten Auflage im Lit. Centralblatt und als Herausgeber der vierten im Vorwort näher ausgesprochen. (Histor. u. Polit. Aufsätze 4,518 ff. 589 f. 601 ff. 177 ff.)

mich nie befreunden können mit dem Schimpfen über die preuß. Armee, das jetzt unter den Liberalen zum guten Tone gehört. Ich halte die Vermehrung des Heeres, so schwer sie das Land drückt, für eine Nothwendigkeit; und jene traurigen Militärexcesse, die Preußens Rufe so sehr schaden, sind wenigstens zum Theile durch die Haltung der liberalen Presse erklärt; denn wird eine Truppe alltäglich als eine übermüthige Horde geschildert, so ists kein Wunder, wenn endlich ein Groll gegen die Civilisten sich ihrer bemächtigt. Um so mehr möchte ich wissen, was dies vermehrte Heer militärisch leistet oder zu leisten verspricht[1]. —

8 Oct. Der Brief ist 3 Tage liegen geblieben, weil ich die Bücher noch brauchte. Inzwischen hab' ich das Octoberfest gesehn — recht bairisch: einige tausend Menschen unter freiem Himmel saufend, saufend, saufend — und über diesem Gewühle der edle Marmorbau der Ruhmeshalle. — Lebt herzlich wohl und schreibt mir ja recht bald.

Heinrich

312] An Rudolf Haym.

München, 19[2]. Oct. 61.

Geehrtester Herr,

— — — Ich schicke Ihnen hier meine zweite und letzte Correspondenz aus M.[3] Solche Beiträge stelle ich Ihnen, wie Sie wissen, unbedingt zur Verfügung. Doch bitte ich Sie um Schonung für das, was ich über die Haltung der süddeutschen Nationalpartei gegenüber der preußischen Krone gesagt habe[4]. Vor zwei bis drei Jahren haben Sie mir Aeußerungen ähnlichen Sinnes als „nicht an der Zeit" gestrichen[5]. Ich meine aber, jetzt sei es an der Zeit eine Lanze zu brechen für die Berechtigung dessen was man fälschlich preußischen Particularismus nennt. Diese Herren im Süden gebährden sich, als hätte das souveräne Volk über Deutschland zu entscheiden, während wir uns doch an die Krone Preußen wie sie ist zu halten haben. Ich denke, Sie können meine Bemerkungen um so leichter stehen lassen, weil ich kein Preuße bin und hier auch als Nichtpreuße rede . . . Ich bin, geehrter Herr,

Ihr aufrichtig ergebner

Treitschke

---

[1] Der Vater antwortet, er habe zwar noch keinen jener sächsischen Offiziere gesprochen, „allein mindestens gehört, daß sie mit voller Anerkennung zurückgekehrt sind".
[2] darunter von Hayms Hand: 12. [3] Histor. u. Polit. Aufsätze 4,83 ff. [4] S. 89 ff.
[5] In der Besprechung von Aegidis Suum cuique Preuß. Jahrbb. Febr. 1859.

313] An Gustava von Haselberg.

München, 22/10 61.

Noch für keinen Ihrer Briefe bin ich Ihnen so herzlich dankbar gewesen, gnädiges Fräulein, wie für den letzten. Sie haben sich da so ganz gehen lassen, und der Brief traf mich in einem Augenblicke, wo ich eines freundlichen Wortes sehr bedurfte — als ich eben das Testament meiner Mutter gelesen hatte. Es war das Schwerste, was mich jetzt treffen konnte. Erst seit ich aus dem väterlichen Hause fortzog, wußte ich, wie grenzenlos gütig sie gegen mich war. Früher habe ich sie leider nie verstanden und ihr schweren Kummer bereitet. Dafür war in den letzten 10 Jahren mein Verhältniß zu ihr ein so schönes, daß ich mich oft gefragt habe, ob so viel Glück dauern und wie ich so viel Liebe je verdienen könne. Den Vater und meine Geschwister liebe ich herzlich; aber meine ganze Denkweise über die ernstesten und heiligsten Dinge steht der ihren leider unendlich fern. Nur meine Mutter ist niemals an mir irr geworden; von ihr — nicht von ihren Lehren, sondern von ihrem Wesen — hab' ichs gelernt, daß man Jeden den Weg gehen lassen soll, den Kopf und Herz ihm weisen. Sie hatte in ihrer Kindheit am Anhalt'schen Hofe, später viel am Dresdner Hofe gelebt; und die sanfte freundliche Frau hatte sich in diesen Umgebungen eine solche vorurtheilsfreie Selbständigkeit der Meinung bewahrt, daß sie es ganz zufrieden war, wenn ihr Sohn sich in das Elend der deutschen Wirklichkeit nicht fügen wollte. Nun ist sie, die fast nie krank war, am 15. Juli ganz plötzlich während eines leichten Unwohlseins gestorben am Lungenschlage. Ich konnte nicht einmal zur Beerdigung gerufen werden . . . leider ist mein Vater sehr angegriffen. Auf dem einsamen Felsen war ihm seine Familie Alles in Allem, jeder Schritt erinnert ihn an die Verlorne . . .

Im September wanderte ich einige Zeit in Tyrol. Es ist wirklich eine neue Welt, diese Alpen; wer alle Mittelgebirge Deutschlands kennt hat von dieser Herrlichkeit doch keinen Begriff. Vollends im Etschlande hab' ich ein ganz andres Leben kennen gelernt. Ich war wahrlich nicht allzu heiter als ich dort einzog — nach diesen Erlebnissen und nach dem unerfreulichen ganz einsamen Münchener Sommer, der mir viel Arbeit und wenig Ergebnisse gebracht hatte. Aber wer je vom Schloß Tyrol, vor sich den duftigen Wein von Terlan und einen Korb voll frischer Feigen, hinunter geblickt in diesen wunderbaren Botzener Thalkessel, auf diese Fülle von Wein-

und Limonengärten am Fuße der schneebedeckten Berge, auf diese Burgen, die aus Kastanienwäldern hervorlugen, auf die Städte mit den offnen Hallen und flachen Dächern und dem lustigen buntgekleideten Volke, der muß begreifen, was es heißt ganz dem Augenblicke zu leben. Dort hab' ich verstanden, wie dies Volk über dem Genusse der seligen Stunde seit Jahrhunderten die schwere Arbeit des Denkens und des politischen Wirkens vergessen und die Herrschaft der Mönche und der Habsburger ertragen konnte. Ich habe den ganzen Reiz dieser Versuchung empfunden; aber, ich brauche's Ihnen nicht erst zu sagen, ich bin schließlich als der alte Ketzer und gute Deutsche zurückgekehrt, nur mit verstärkter Sehnsucht nach Italien im Herzen. Was muß dieß Land sein, dessen Vorhalle schon so sehr entzückt! ... Seit 5 Wochen bin ich wieder hier und führe ein Leben, das ich mit der äußersten Genügsamkeit nicht als glücklich bezeichnen kann. Oft vergehen 8, ja 14 Tage, ohne daß ich außer mit meiner Bedienung eine Silbe rede. Meine Thätigkeit führt mich nicht mit Menschen zusammen, und ich scheue es, durch Besuche Andren lästig zu werden — denn der Umgang mit mir ist herzlich unbequem. Mein Nachdenken bringt mich freilich zu der Erkenntniß, daß kein Mann, kein Weib, Nichts was außer uns liegt, unser Glück schaffen kann. Aber meine Empfindung sagt mir täglich, daß diese stoische Weisheit ein hohler Idealismus ist, der für mich nicht taugt und deßhalb überhaupt Nichts taugt. Ungeduldig und unruhig wie ich bin, wie soll ich mir in diesem einsamen Leben jene Gleichmäßigkeit der Stimmung bewahren, ohne welche keine Arbeit gedeiht? Nun gar Arbeiten, deren Ende ich noch gar nicht absehen kann! Denn Ihre Hoffnung, bald ein historisches Werk von mir zu sehen, wird sich so rasch nicht erfüllen. Ich brauche noch eine lange Frist zum Sammeln und Lernen; und leider ist die Ernte, wo es sich um neuere deutsche Geschichte handelt, eine gar zu traurige. Böte unsre moderne Geschichte Nichts als das Treiben unsrer Fürsten, diesen trostlosen Wechsel von Bosheit und Thorheit, es lohnte nicht der Mühe sich damit zu befassen. Aber wer den freien Blick hat die großen Grundzüge der Geschichte zu verfolgen, der erkennt in der Entwicklung unsres Volks ein regelmäßiges Fortschreiten, so stätig, so sicher, daß Einem endlich das Herz groß wird von Stolz und Hoffnung. Diese Einsicht treibt mich immer wieder zu der Arbeit zurück, deren Details mich mit Ekel und Widerwillen erfüllen. — Von poëtischen Arbeiten schick' ich Ihnen vielleicht das

eine oder das andere kleine Gedicht, das gelegentlich entstand. Während der letzten Jahre, wo das Dociren und die Wissenschaft mich fast ganz in Anspruch nahmen, hat mich beständig der Plan einer größeren poëtischen Arbeit verfolgt, ja gequält. Jetzt endlich ist mir die Sache klar, ich sehe: es ist möglich; und wenn die Götter freundlich sind, wird die Arbeit vielleicht in einem Jahre fertig. Sie sehen, ich lerne jetzt erst — leider sehr spät! — was Fleiß ist: stätiges, auf jeden augenblicklichen Erfolg verzichtendes, Streben nach einem entfernten Ziele . . . Uebrigens will ich keineswegs gänzlich in einsiedlerischer Arbeit aufgehen; vielmehr freue ich mich von Herzen darauf von Neujahr an wieder in Leipzig Vorlesungen zu halten — — — zu einem Rufe nach Preußen ist wenig Aussicht. Verschaffen Sie mir ihn — und sei es nach Greifswald — so werd' ich Ihnen herzlich danken. Bis jetzt weiß ich nur, daß man sich im Berliner Cultusministerium für mich interessirt, weil ich in Sachsen preußische Geschichte gelesen habe. Aber denken Sie, wie lauwarm ist die Liebe und der Haß dieser Minister, und ermessen Sie danach, was Einer zu erwarten hat, für den sie sich blos interessiren. Daß ich eine Professur in Berlin erwarte, ist natürlich leere Erfindung. Uebrigens denke ich wie alle Privatdocenten, deren Existenz bekanntlich darin besteht, daß sie wünschen dieser Existenz ein Ende zu machen. — Daß Ihnen „die Freiheit" gefallen ist mir lieb. Darüber schreib' ich in 10 Jahren ein Buch. Ich glaube, kein Volk hat so tief und groß über diese Frage gedacht, wie das deutsche. Nur leider stecken diese guten Gedanken in lauter trocknen Compendien und philosophischen Systemen, und es lohnt der Mühe sie aus diesen Schachten herauszugraben, zu prüfen und zu bereichern. Ihr Lob, meine verehrte Freundin, ist freilich nur halb verdient[1]. Meine Denkweise hab' ich ehrlich dargestellt: ich habe sie mir erworben besonders durch meine Erlebnisse, weil ich in einer ähnlichen Mittelstellung stehe wie Sie —

[1] „Sie haben", schreibt Gustava am 21. Juli 1861 über „die Freiheit" an Treitschke, „sehr viel Schönes und Beherzigenswerthes gesagt und ich will Ihnen wünschen, daß Sie sich diese Art, das Leben von oben herab anzuschauen, bewahren. Fast sind Sie noch zu jung, um sie schon errungen zu haben. Hätte ich es gelesen, ohne den Verfasser zu wissen, so würde ich nur an einen Mann gedacht haben, der sich in schweren Stürmen eines halben Menschenlebens die Ruhe und Klarheit des Geistes erworben, die solche Anschauung erzeugt, obwohl Form und Ausdrucksweise immerhin noch jugendlich genug sind." Durch diese Abhandlung fühlte sie sich veranlaßt, die Vorträge ihres Vaters, die sie dann Treitschke schickte, wieder hervorzusuchen. S. oben Bd. 1, S. 291.

zwischen adligen und gelehrten Kreisen — und weil Mehrere der Menschen, die mir die Liebsten sind, eine von der meinen himmelweit verschiedne Richtung verfolgen. Aber welche Kluft zwischen Theorie und Praxis! Ich bin sehr eifriger Parteimann, es wird mir fürchterlich schwer einen Vertheidiger des Particularismus ausreden zu lassen ohne zu fluchen, und eine Predigt von der gewöhnlichen Sorte kann ich gar nicht mehr lesen. Doch ich will mich nicht schlechter machen als ich bin. Es ist mehr die Dummheit als die abweichende Meinung was mich erbittert: von Stahl hab' ich fast alle Werke mit großer Theilnahme gelesen, aber auf dem Königsteine verzichte ich auf jede politische Nahrung weil ich die Armseligkeit der sächsischen Regierungspresse schlechterdings nicht ertragen kann. — Es ist doch spaßhaft, die Damen sind wenn gegen ihr Geschlecht ein Vorwurf erhoben wird toujours en vedette, viel eifriger als wir; aber gewiß haben Sie Recht, wenn Sie den Männern vorwerfen, daß die Meisten grade den Umgang geistloser Frauen suchen. Die Lust am Medisiren, die Furcht pedantisch zu erscheinen, die Bequemlichkeit — denn es fällt uns recht schwer uns in die Methode des Denkens der Damen zu gewöhnen —, ganz besonders aber die unter den Männern, ehrlich gestanden, beinah epidemische fixe Idee, daß die Frauen keinen Verstand oder wenigstens keine Logik haben, das trägt die Schuld. Uebrigens ist das ein Feld, wo man auf Schritt und Tritt auf Unbegreiflichkeiten stößt. Die Freunde meiner Freunde haben mir in der Regel gefallen, ihre Frauen viel seltner, und meine Schwestern versichern mir ihrerseits das Gleiche. —

Ihre Schilderung von Stralsund hat mir große Lust gemacht meinen Vetter Hackewitz[1] einmal zu besuchen. Schon Stettin und die Oder und sogar das Stück Hinterpommern bei Cammin und Treptow hat mir sehr gefallen; Land und See — aber nicht die Menschen. Freilich traf ich es unglücklich: ich bewegte mich unter den Junkern in der Nachbarschaft der Thadden-Triglaffs[2] . . . Die Vorlesungen ihres Vaters schicken Sie mir doch ja später einmal durch Buchhändlergelegenheit; sie interessiren mich um des Mannes willen, von dem Sie so gern und liebevoll sprechen, und um der Sache willen — denn das Thema schlägt in meine jetzigen Arbeiten ein. — Mit dem Spielhagen verführe ich gern nach Ihrem Wunsche, wenn Sie

[1] Gutsbesitzer in der Nähe von Stralsund, mit einer Cousine Treitschkes verheiratet.
[2] Vgl. Bd. 1, S. 453. 475.

mir nur sagen wollen, welches Buch von ihm Sie meinen[1]? Ich kenne ihn nur aus einigen ebenso unverschämten als kindischen Kritiken, z. B. einer, die G. Freytag wie einen Stümper behandelte. —

Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein, und glauben Sie, daß grade jetzt in meiner Einsamkeit einige Zeilen von Ihnen mir eine große Freude sein würden.

Ihr aufrichtig ergebner

Treitschke

314] An Julius Klee.

München, 27. 10. 61.

Geehrter Herr Rector,

lassen Sie michs ehrlich gestehen: meine schlechte Absicht war, Ihnen in diesem Vierteljahre nicht zu schreiben, da ich meine Zeit sehr zu Rathe halten muß. Doch soeben erhalte ich einen Brief von Hrn. Hirzel, der mir von Ihrer Krankheit spricht. Was er sagt klingt zwar nicht bedenklich; aber es drängt mich doch, meinem lieben Lehrer meine herzliche Theilnahme auszusprechen und meine besten Wünsche zu senden. Die Willenskraft, die einst die stürmischen Versammlungen des deutschen Vereins bändigte, wird doch im Stande sein die unsaubren Geister des Fiebers im Zaume zu halten . . . Auch meine Schwestern fügen sich schwerer als gut ist in die Schickung[2]. Ich bin immer noch der Leichtsinnigste der Familie und durch meine Verhältnisse von diesem traurigen Ideenkreise mehr abgezogen[3] . . . Hier lebe ich stiller denn je — eigentlich eine unwürdige Einsiedler-Existenz; doch hab' ich Viel zu thun und bin selten traurig. Meine wenigen literarischen Bekannten sehe ich selten, und wir vertragen uns noch weniger als früher, weil sie mich trotz meines Widerspruchs für den Verfasser einer sehr scharfen und sehr wahren

---

[1] „Problematische Naturen". Sp. habe darin Stralsunder Verhältnisse und Personen „auf unwürdige und unkünstlerische Weise" karikiert. Nach beiden Richtungen begründet Gustava dies Urteil weiter mit scharfen Worten in ihrem nächsten Briefe.
[2] den Verlust der Mutter, auf die der Vater in seinen Briefen „immer und immer" zu sprechen kommt.
[3] Hierauf antwortet der treue, scharfblickende Mann, der diesen Schüler aus dem Grunde kannte: „Sie sind nicht leichtsinnig; Sie haben schwer getragen, Ihre vorwärts treibende Natur, Ihr ganzes Streben läßt Sie nicht in dem Trauergefühl verweilen, dafür danken Sie Gott; ich denke immer, es giebt ein jedes Ereigniß, das für uns bedeutend ist, in unserm geistigen Boden einen Niederschlag, der auch von traurigen her ein heilsamer ist, wenn man ihn brav verarbeitet."

Correspondenz über Sybels Entlassung in den pr. Jahrbb. halten[1]. So ist der Maler Teschendorff fast mein einziger Umgang, allerdings ein herrlicher Mensch; er ist so tollkühn jene von Freytag so gut geschilderte Scene zu malen, wie Luther an Melanchthons Krankenbette betet. — Neulich besuchte mich der kleine *** in dem Zustande, der dem deutschen Burschen nach einer Reise eigenthümlich ist. Mein Kleiderschrank und mein Geldbeutel machten es ihm möglich, wieder in der bürgerlichen Gesellschaft zu erscheinen. Dafür schrieb er mir einen Dankbrief, der mich lebhaft in meine eigne Studentenzeit versetzte. Es ist doch schrecklich, welch' ein heilloser Doktrinär der Mensch mit 19 Jahren ist. Eine regelrechte Kathedervorlesung — und mit väterlicher Freude erkannte ich in seinen staatswissenschaftlichen Betrachtungen mehrere Gedanken aus meinen Vorlesungen. Woher kommt nur dies unbegreifliche Räthsel, daß wir Alle in den lustigsten Jahren des Genusses so abstrakt denken? — Ich fange jetzt an, neuere deutsche Literatur zu studiren — Alles für meine Arbeit. Soeben lese ich Platen und finde unter den unbekannten Oden sehr viel Schönes; die Dramen freilich, mit Ausnahme des gläsernen Pantoffels, sind entsetzlich leblos. Überhaupt ist für mich der Eindruck seiner Dichtungen ein sehr trauriger: überall höre ich den geheimen Zweifel an seiner eignen Kraft hindurch. —

Leben Sie wohl, lieber Herr Rector, und werden Sie ja bald gesund. Wenn Sie Sich beeilen mit Ihrer Genesung, können Sie Sich noch an die Spitze einer Volksbewegung stellen und Sachsen preußisch machen so lange das Heer keine Flinten hat[2]. — Zu Weihnachten hoffe ich Sie sicher in Dresden zu sehn. Bis dahin nehmen Sie die herzlichsten Wünsche

Ihres alten Schülers

Treitschke.

---

[1] „Aus Süddeutschland", im Augustheft (Bd. 8, S. 171 ff.). [2] Das Kriegsministerium hatte eben die sämtlichen neuen Lütticher Gewehre des sächs. Heeres nach Amerika verkauft, um andere, von gleichem Kaliber wie die der meisten deutschen Bundesstaaten, aus der Wiener Gewehrfabrik zu beziehen.

315] An den Vater.

München, 5. Nov. 61.

Mein lieber Vater,

die lange unverzeihliche Verzögerung meiner Antwort ist Niemandem ärgerlicher als mir selbst. Ich bin 9 Tage lang meiner Zeit und meiner Gedanken nicht Herr gewesen: eine Biographie des alten Gagern, die ich den preuß. Jahrbb. versprochen, mußte geschrieben werden. Da der Mann vom Rheinbunde bis zum J. 1848 fast in allen wichtigen deutschen Staats-Actionen seine Hand gehabt hat, so war die Arbeit sehr verwickelt, gab mir Gelegenheit zu recapituliren was ich bisher gesammelt. Gottlob, seit gestern Abend ist Alles fertig; man wird ganz dumm und kalt von solchem gewaltsamen Arbeiten. Heute will ich mir ein Vergnügen machen — wahrscheinlich ein sehr bescheidenes. Das wirklich schöne Land liegt zu fern für einen kurzen Ausflug; daher muß ich mich mit einer Fahrt nach dem Schlosse Schleisheim im Dachauer Moose und seiner Galerie begnügen; in 3 Stunden ist mit Hilfe der Ostbahn Besuch und Hin- und Rückfahrt abgethan. Nur einmal habe ich in diesen Tagen an etwas Andres gedacht als an Gagern, am Allerheiligenfeste. Eine unbeschreiblich traurige Feier. Der ungeheure Kirchhof über und über mit Blumen und Bändern geschmückt, auf jedem dritten Grabe eine heilige Lampe. Unter diesen tausenden habe ich kaum zwei schmucklose Gräber bemerkt. In der Kirche auf dem Gottesacker ein ewiges Ab- und Zuströmen von Kindern, die geweihte Kerzen anzünden lassen. Halb München war draußen, aber alle Welt ernst und schweigsam. Dazu der matte Sonnenuntergang eines grauen Herbsttags. Mir wurde ganz weich zu Muthe; bei diesem ernsten Feste hab' ich die Münchner wirklich lieb gewonnen. Es war jedenfalls das Schönste und Herzlichste was ich von katholischen Gebräuchen gesehen; aller Pomp der Frohnleichnamsfeier verschwindet dagegen. — Großen Dank, lieber Vater, für Deinen lieben Brief und die schönen Verse. Ich ward recht sehnsüchtig nach der Heimath als ich sie las[1]. — Zu Weihnachten hoffe ich wieder bei Euch zu sein; es ist mir jetzt wirklich ein Bedürfniß geworden, öfter in unser stiller gewordenes Haus zu kommen. Ich habe mir bereits eine Wohnung in Leipzig bestellt, und werde die letzten Wochen hier so gut als möglich ausbeuten, damit ich mit gutem Gewissen fortgehen kann. Unser Weihnachts-

[1] „Meine Marie“ überschrieben; ihr Eingang bei Schiemann S. 7.

fest wird freilich gar traurig werden; aber es wird Dir doch lieb sein, Deine Kinder wieder alle um Dich versammelt zu sehen . . . Wie ich gelebt, könnt Ihr schon aus der vorigen Schilderung sehen. Ich hätte früher nie gedacht, daß ich ein solches Trappisten-Dasein aushalten könnte. Jetzt finde ichs ganz erträglich — es giebt eben vollauf zu thun — und ich weiß, daß ich durch dies zeitweise Einsiedlerleben nicht verkümmere noch unbrauchbar werde für die Menschen. —

Meinen Schwestern zur Freude die Nachricht, daß ich soeben beim Frühstück mich mit ihrem Liebling Geibel beschäftigt habe. Als Lyriker hat er doch vieles Schöne geschaffen, und ich bin in meiner Studentenzeit wohl ungerecht gegen ihn gewesen. Aber diese Tragödie Brunhild, die ich jetzt lese: der roheste, für unser Gefühl unbegreifliche, Stoff aus der Hünen-Welt der Nibelungen in zierlichen niedlichen Versen — das ist mir zu Viel. — Es giebt eine ganze Reihe von Poëten, die man hier in M. bewundern muß bei Strafe der Ächtung aus der literarischen Gesellschaft. Einer ist allerdings darunter, den man außerhalb Baierns noch nicht recht würdigt: Platen. Das ist doch, trotz einer gewissen Kälte, eine vornehme Natur gewesen. Dieser offne Blick für die großen Kämpfe des Völkerlebens war damals fast neu in unsrer Literatur. Ich freue mich ihn jetzt kennen gelernt zu haben[1]. —

Recht sehr bitte ich um Nachricht über den Rector Klee. Ich hörte aus Leipzig, daß er sehr ernsthaft erkrankt sei, habe ihm geschrieben, erwarte aber natürlich von dorther keine Antwort. — Sonst weiß ich aus Leipzig nur, daß mein College Nissen geheirathet hat . . . ich werde also in L. noch mehr als früher die Rolle des alten Junggesellen spielen. Als ich zu dem kleinen Heyne neulich eine solche Bemerkung machte, sagte er mit verbindlichem Lächeln: ich weiß aber auch keinen Menschen, den ich mir weniger verheirathet denken kann als Sie" — und war äußerst überrascht, als ich diese Sottise nicht als Compliment gelten lassen wollte. — Lebt Alle wohl, und hoffentlich schreibt mir eine der Schwestern bald; mein Schweigen war sehr wider meinen Willen.

Dein treuer Sohn

Heinrich

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 3,692 ff. 4,207. 444.

316] An den Vater.

München, 20. Nov. 61.

Mein lieber Vater,

... Mein Leben verfließt nach wie vor sehr still und einförmig. Von Haupt- und Staatsactionen weiß ich Nichts zu berichten als jene Fahrt nach Schleißheim — und leider war sie nur eine große Enttäuschung. Mitten im Dachauer Moose (und Ihr ahnt gar nicht, wie trostlos diese oberbairischen „Möser" sind — meilenlange Einöden ohne Busch und Berg und Dorf) — mitten in dieser Wüste hält der Zug. Ohne Weg geht man über das Steingeröll hin und steht endlich vor einem ungeheuren Rococo-Schlosse. Und leider ist das verzauberte Schloß so frischweiß angestrichen, daß man nicht einmal den Eindruck der Weltverlassenheit recht empfindet. Das ganze riesige Gebäude ist von oben bis unten mit Gemälden angefüllt — an 2000 — und darunter höchstens zehn, die der Mühe des Betrachtens lohnen. Mir ward ganz grimmig zu Muthe, als mich wieder und wieder diese Max Emmanuel — und wie die bairischen Tirannen alle heißen — umgeben von obligaten Posaunen-Engeln und verliebt lächelnden allegorischen Frauenzimmern, angrinsten. Endlich ein herrliches Bild unter all dem Unfug — van Dyck's Frau, die schöne stolze flämische Gräfin mit dem blonden Haar und dem trotzigen Nacken. Sie legt eben die Geige aus der Hand und sieht prächtig aus in dem weiten weißen Mantel. Dann noch ein Michel Angelo und ein Heiligenbild von Leonardo da Vinci — und ich war fertig und hatte Muße Betrachtungen anzustellen über das sündliche Treiben dieser kleinen Despoten. Millionen haben sie auf diese Farbensudelei verwendet, während ihr armes Volk für sie blutete und fast verkam in Noth und Dummheit. Hinter dem Schlosse wieder eine weite Einöde, und dann ein paar Baumgänge durchzogen von schlammigen Kanälen — das ist Schleißheim, vor hundert Jahren ein Wunder Europas[1]. Mir zum Troste war der Himmel hell, und die ganze Kette der Tyroler Alpen vom Untersberge bis zum Zugspitz stand groß und klar am Horizonte. — Seitdem bin ich nicht wieder aus der Stadt gekommen; doch denke ich bereits an die Heimreise ... Auch an Weihnachten hab' ich gedacht und frage die Schwestern, was ich dem Baritonsänger schenken soll ... Wenn Ihr meine Venus[2] bei Arnold nicht findet, so wünsche ich mir eine andre Antike, die

[1] Vgl. noch Politik 1,375. [2] von Milo, in Photographie; ein Weihnachtswunsch.

Übersetzung des Sophokles von Donner (die einfache Ausgabe in einem Bande); doch ist mir die Göttin natürlich lieber . . . Meine besten Wünsche, mein lieber Vater, für Euer Wohl. Ich freue mich recht von Herzen auf das Wiedersehen.

Heinrich.

317] An Salomon Hirzel.

München, 25/11. 61.

Nehmen Sie großen Dank, verehrtester Herr, für Ihre herzlichen Zeilen . . . Ihr Brief war mir nicht blos selbst eine Freude, er hat mir auch eine andre Freude verschafft. Auf Ihre Nachricht schrieb ich natürlich an Rector Klee und erlebte wieder was wir Jungen den Alten zu wenig anrechnen, wie rührend dankbar Väter und Lehrer für jedes Zeichen der Theilnahme von uns sind. Seine Antwort war ganz munter . . . Meine Pläne bleiben wie ich sie Ihnen schrieb. Ich werde die letzten Wochen ganz der bairischen Geschichte widmen, die ich nirgends besser kennen lernen kann. Man muß es sehen um es zu glauben, wie tief hier die mittelstaatliche Geschichtsverfälschung ins Volk gedrungen ist. Unter den bairischen Historikern ist nicht Einer, der die infamen Lügen von dem wiederhergestellten bairischen Königthume nicht zu Markte brächte. Die ganze Nichtigkeit des bairischen Constitutionalismus begreife ich erst, seit ich Lerchenfeld(t)'s Max Joseph lese. Ein hohles Pathos, eine Unsicherheit des sittlichen und eine Verkehrtheit des politischen Urtheils ohne Gleichen. Doch ist Gottlob ein anderer Schlag Menschen unter der Pfordtenschen Ruthe groß geworden. Ein ganz ungeschminktes Wort über Baiern können freilich auch die Brater und Völ(c)k noch nicht vertragen . . .

Sie werden über die preußischen Verhältnisse klarer sehen als ich. Ich bekenne, daß ich, trotz eines vortrefflichen Briefes von Haym, noch immer im Halbdunkeln irre. Es laufen sicherlich unter den Fortschrittsmännern manche unsaubere Gesellen mit um. Trotzdem bin ich mit dem Ausfalle der Wahlen im Ganzen zufrieden. Wenn die neuen Männer in der Armeefrage dem Könige entgegenkommen, dann bringt die Kammer vielleicht neues Leben in die Berliner Stagnation. Jedenfalls wird die Session die gegenwärtige Verworrenheit klären. — Daran liegt mir auch persönlich sehr viel. Jenen Brief von Haym, der mich über die Lage aufklären sollte, unterschreibe ich durchaus; auch kann ich mir's gar nicht vorstellen, daß ich je ein

politischer Gegner von Haym werden sollte. Lese ich aber das ministerielle Berliner Blatt[1], so meine ich byzantinische Luft zu athmen. Ich hoffe, das wird sich ändern. In dieser Hoffnung bleibe ich bei den preuß. Jahrbüchern und ich denke, ich werde es nicht zu bereuen haben. Auch das neue Blatt von J. Schmidt[2] wird sicherlich zur Erziehung und Klärung der Partei beitragen. Sie bedarf dessen wahrlich; denn das Verhalten der Altliberalen bei den Wahlen scheint mir kläglich ohnmächtig, und an Vincke's jüngsten Schritt[3] mag ich gar nicht denken . . .

Von meinem Leben ist wenig zu sagen. Ich habe mich allmälig in eine Einsamkeit gefunden, wie ich sie früher nie gekannt. Sie soll nicht dauern, also wird sie mir nichts schaden. Münchens Schattenseiten werden mir immer fühlbarer, die Unnatur dieser Kunstblüthe und die gründliche Rohheit des sogenannten Volkslebens hier in der Stadt (das Landvolk gefällt mir unvergleichlich besser) . . .

Leben Sie wohl und wenn Sie meinem alten Lehrer schreiben sollten, so grüßen Sie ihn von mir. Mit den besten Wünschen

Ihr ergebenster

Treitschke

318] An Julius Klee.

München, 1. Dec. 61.

Lieber Herr Rector,

nicht ausführlich — denn meine Zeit ist gar karg gemessen — aber doch mit einigen Zeilen muß ich Ihren freundlichen Brief beantworten. Es ist mir wirklich eine Beschämung, wie hoch Sie mir's anrechnen, daß ich das Selbstverständliche that und Ihnen während Ihrer Krankheit ein Zeichen meiner Theilnahme schickte. Die alte Geschichte so lange die Welt steht: es giebt keine dankbareren Menschen als Eltern und Lehrer. Ich hoffe, Sie sind nun über den Berg, und ich werde Sie zu Weihnachten ganz genesen finden . . . Schon vorher denke ich, wenn die Redaction ihr Versprechen hält, Ihnen den Gagern zu schicken. Es ist mir bei dieser unerquicklichen Arbeit recht klar geworden, wie alle solche biographische Skizzen ein Janusgesicht tragen. Bald steigt der Biograph hinab bis zu jenen kleinlichen Begebenheiten, die schon mehr den Topfgräber als den Historiker angehen, bald erhebt er sich wieder über den Historiker und kann, fast

[1] Die Preußische Zeitung. [2] Die Berliner Allgem. Zeitung. [3] er lehnte eine Wiederwahl für das Abgeordnetenhaus ab.

wie ein Künstler, ergreifender als es eine Weltgeschichte vermag, die geheimsten Sünden und Tugenden einer Zeit in einem Menschen verkörpern. Und das ist möglich nicht blos bei großen Naturen, sondern auch bei beweglichen Menschen von geringerem Gehalte. Mir ist das ganze unwürdige Elend unsrer Zustände nie so unmittelbar nahe getreten, als damals da ich diesen braven gescheidten alten Herrn sein Leben gradezu verlieren sah, weil die Kleinstaaterei ihm keinen Boden gewährte. — Natürlich hab' ich jetzt viele Memoiren und Lebensbeschreibungen gelesen. Unter den tausend Bemerkungen, die sich Einem dabei aufdrängen, fällt mir die eine schwer auf's Herz, wie früh doch unsre Väter zu einer entscheidenden einflußreichen Stellung in der Welt gelangten. Das ist heute nur noch in den technischen Berufen möglich. Da bleibt uns nur Eines übrig: recht lange jung zu bleiben. Und ich denke, das bringe ich zu Stande, vielleicht grade deßhalb, weil ich nur eine ganz kurze Zeit wirklich roh gelebt habe und auch damals nicht glaubte, nach der Burschenzeit ginge das Philisterium an. — Neulich sprach ich flüchtig Herm. Lingg; das brachte mich darauf seine Gedichte ordentlich zu lesen. Es sind doch herrliche Sachen darunter. Nicht die vielgepriesene „historische Lyrik" gefällt mir; das kann doch nur jenen Literarhistorikern behagen, die nicht eher ruhig schlafen können, als bis sie für jeden neuen Poëten einen besonders bezeichneten Glaskasten gefunden. Aber mehrere Balladen sind schön, und die schwermüthigen Lieder mit ihrem ergreifend wahren Schmerze versteht man recht, wenn man den Mann gesehen: derb und plump in der Haltung und doch sichtlich im Innern arbeitend und leidend. — Kürzlich ward hier zu Königs Geburtstag Schellings Statue enthüllt — des Gefeierten und des Stifters würdig — schauderhaft! Diesem widerlichen Gesichte — halb sinnlich halb anmaßend — sieht man es an, daß von dem Manne Nichts — oder nichts Gutes — in unser Fleisch und Blut übergegangen ist[1]. Da rühm' ich mir Ihren Fichte, dem Sie ja, wie die Zeitungen melden, die verdiente Ehre erweisen. Ob Hr. von Beust nicht auch auf den Gedanken kommen wird nach bairischer Weise die großen königl. Sachsen zu verewigen? Thomasius, Leibnitz, Lessing, Fichte müßten sich neben August dem Starken in Neustadt herrlich ausnehmen. — Da sehen Sie übrigens, wie wenig ich in M. acclimatisirt bin, daß

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 1,206 f. 2,77.

ich so lange von einer neuen Bildsäule rede. Dergleichen fällt hier nicht mehr auf wie anderwärts ein Schweineschlachten . . .

Leben Sie wohl, lieber Herr Rector und schwören Sie — unsretwegen — die moskovitischen Grundsätze ab, die Sie bisher eingestandnermaßen gegen Ihre Gesundheit befolgt haben.

Ihr alter Schüler

Treitschke.

Sehr interessirt hat mich, daß Sie vielleicht jener Kritiker sind[1], dem Platen seine pöbelhaften Artigkeiten wegen der Liga von Cambrai sagt.

319] An Hugo Meyer.

München, 1. Dec. 61.

. . . Im September erholte ich mich auf einem nur allzukurzen Ausfluge nach Tyrol und seitdem sitz' ich hier schauerlich einsam und vergraben in Arbeit, aber gutes Muths. Als Weisheit für das Leben ist der Stoicismus sicherlich eine arge Sünde; für kurze Zeit ist er mir ein Trost, da ich weiß, daß meine Sinnlichkeit Gottlob darüber nicht zu Grunde geht. Ich übe ihn hier redlich, sehe eigentlich nur Einen Menschen . . .[2] Zu Weihnachten gehe ich nach Hause, wohin ich von jetzt an meines Vaters wegen sehr häufig reisen werde, zu Neujahr nach Leipzig . . . Bis Weihnachten aber muß ich noch die traurigen Bavarica abthun . . . Meine Quellen sind so kärglich, daß ich auch — Vehse nicht verschmähen darf. Er citirt oft seltne Schriften, die man sonst nicht findet, und mit einiger Vorsicht läßt sich auch Einiges seiner eignen Angaben benutzen. Die Bände über Baiern sind hier natürlich verboten, wie die Welfenbände sicher in Deinem Wohnsitze, lieber Welfen-Hugo. Also bitte schicke mir die letzten Bände von Vehse's bair. Hofgeschichte . . . Das Münchner Leben hat mich Vieles gelehrt; das Beste war daß ich unsren herrlichen Süden kennen gelernt und über meine Lebenspläne jetzt etwas klarer sehe. Doch bin ich froh, daß ich bald wieder unter Menschen komme. — Von den hiesigen Poëten hab' ich Lingg kennen gelernt . . . seine Anlage steht hoch über Geibel und Heyse, aber sie sind mehr Künstler und harmonische Naturen . . . Was sagst Du zu den preußischen Dingen? Es ist eine furchtbare Krisis. Ich kann mir das Zusammengehen

[1] in den Jahrbb. f. wissensch. Kritik 1833, Okt. Sp. 599 f. [2] Teschendorff.

von Regierung und Kammer als möglich denken ... Aber im besten Falle würde die Regierung doch nur von der Kammer geschoben werden; und wie will eine solche Regierung in der deutschen Sache selbständig vorgehen? Ich gestehe, die Dinge scheinen mir heillos verworren. Meine erste Frage ist, welche Partei bereit ist, den deutschen Staat sans phrase zu gründen. In dieser Hinsicht erwartete ich mehr von Vincke als von Waldeck, und würde es noch thun, wenn nicht die Altliberalen bei den Wahlen so thatlos aufgetreten wären ... Seht Ihr die Sache klarer? Leb wohl, grüße Frensdorff und Mdt[1] und nimm im Voraus meinen Dank.

Dein

T.

320] An Franz Overbeck.

München, 11. Dec. 61.

Ich hatte die Absicht, lieber Freund, Dir in diesen Tagen einen Bittbrief zu schicken; da machst Du mir durch Dein Schreiben eine unerwartete große Freude in meiner Einsamkeit. Ich wünsche Dir frohes Ausharren bei den Grundsätzen, die Du aussprichst. Wie sehr ich Dirs gönnte, daß Du sehr bald die leidigen Prüfungsnöthe hinter Dir hättest, so macht doch Deine ungewöhnliche Lage eine ernsthafte Vorbereitung nöthig, und es darf auf einige Monate mehr nicht ankommen. Aber durchdringen mußt Du; daß wünsche ich nicht blos um meinetwillen, sondern mehr noch wegen der Univers. — Du kannst in L. sehr viel Gutes wirken, mehr sogar als Lipsius. Denn Du bist eine menschlich freiere Natur als er, an Dir haftet Nichts von jenem theologischen Geschmäckchen, das er nicht ganz verleugnen konnte ... Von mir mag ich nicht Viel schreiben; die letzten Tage in M. wollen noch redlich benutzt sein. Ich habe viele Pläne und werde sie auch noch durchführen; aber ich bedarf der Zeit. Und oft macht es mich ernst zu denken, daß noch 4 Jahre ins Land gehen werden, ehe ich festen Fuß in der Welt fassen kann — — — Also auf Wiedersehen — vermuthlich wieder in einer Dresdner Kneipe mit meinem lieben alten Klee. — Grüße die Bekannten und nimm für Dich meine besten Wünsche ...

Dein

T.

[1] H. v. Mangoldt.

321] An Gustava von Haselberg.

Königstein, 26. Dec. 61.

Diese Tage haben meine Gedanken sehr oft zu meiner Mutter zurückgeführt. Dies Fest war ihr der liebste Tag im Jahre, sie war unermüdlich es uns zu verschönern, und diesmal ist es uns recht traurig vergangen. So komme ich ganz von selbst auf Ihren Brief, meine verehrte Freundin, der mir so herzliche Worte sagt über diesen Schlag. Sie haben übrigens Recht: ich kann von solchen Dingen nicht lange reden. Nur Ein Gedanke fällt mir bei Ihren Worten schwer aufs Herz, welche unbegreifliche Zufälle es doch sind, die Menschen einander entfremden oder zusammenführen. Ich kann Tag und Stunde angeben, seitdem meine Mutter von dem Glauben zurückkam, daß ich sie nicht liebte. Ich kam aus meinen ersten Universitätsferien zurück und fand sie krank an der Gesichtsrose. Das ganz gewöhnliche Mitleid, ja der rein physische Schreck, den ich zeigen mochte, als ich das liebe Gesicht so entstellt sah — das hat ihr zuerst die Überzeugung gegeben, daß das Herz ihres Sohnes ihr nicht fremd sei; und von da an war mein Verhältniß zu ihr ganz klar und rein. Es ist doch traurig, solcher Fälle zu denken. Denn wie viele Menschen mag jeder von uns kennen, denen wir unendlich mehr sein könnten, hätte sich nicht aus tausend unsichtbaren Kleinigkeiten eine Schranke zwischen uns aufgebaut. Was wir liebenswürdig nennen, das ist im Grunde nur die Kunst — oder das Glück — zur rechten Stunde das rechte Wort zu finden, das solche Hemmnisse zwischen Seelen, die zu einander gehören, beseitigt. Dieser Tod hat mir so ernst gezeigt, daß doch eine Stunde kommen kann, wo es dazu zu spät ist; und ich thue jetzt mein Bestes, um zu den Meinigen ganz klar und aufrichtig zu stehen. Nur gelingt es leider nicht recht mit meinen Schwestern. Wir verkehren ganz geschwisterlich zusammen, aber bei jedem Worte über ernste Dinge stoße ich auf ein kaltes Ablehnen, weil einmal — zum guten Theile durch das Gerede alberner Verwandter — die Meinung fest steht, ich sei in jeder Hinsicht ein unverbesserlicher Radikaler . . .

Ich muß Ihnen noch erzählen, wie ich hierhergekommen. Ich habe den Weg über Würzburg genommen und dort den Gehörarzt Tröltsch consultirt. Er hat mir gesagt, daß ich keine Hoffnung habe, aber auch bei einiger Vorsicht vor weiterer Verschlimmerung sicher sei; und

ich bin mit diesem Ausspruch zufrieden. Auf der Reise besuchte ich noch einige bairische Städte, die ich nicht kannte, natürlich als guter Preuße Anspach und Culmbach mit der Plassenburg. In A. zeigte mir ein alter Küster die Markgrafen-Gräber, ein preußischer Veteran, der immer wieder versicherte: „i bin halt a Preiß" und von den gesegneten vierzehn Jahren der preußischen Herrschaft nicht genug zu preisen wußte. Hört man scharf hin, so sind es doch die confessionellen Gegensätze, die den gemeinen Mann noch immer bewegen. Die Plassenburg ist ein würdiges Stammschloß eines großen Hauses, und es war ein häßlicher Anblick, wenn jetzt durch die herrlichen Bogengänge, welche die Brandenburger im edelsten Renaissancestile erbaut, die Zuchthäusler in ihrem traurigen Gänsemarsche schritten. Glauben Sie übrigens nicht, daß ich den Hohenzollern so überschwänglich huldige, wie es mein Liebling Freytag thut im neuesten Bande seiner Bilder vom deutschen Volke (den Sie lesen müssen)[1]. Ich weiß recht gut, daß die treibende Kraft in Preußen heute im Volke, nicht mehr in der Krone, liegt; und die unselige Letzlinger Jagdgeschichte kann mich in dieser Meinung nur bestärken[2]. Aber wir sollen den Hohenzollern nie vergessen, was ihr Volk durch sie geworden ist; und denke ich gar der andren Dynastieen, etwa unsrer jammervollen Albertiner, so darf ich Sie wohl um Ihr Fürstenhaus beneiden. —

Den Gagern haben Sie wohl erhalten? Ich hätte den Aufsatz gern so geschrieben, daß er Sie mehr interessiren konnte; aber ich mußte mich

---

[1] S. Treitschkes Anzeige Histor. u. Polit. Aufsätze 4,564 f. [2] In dem altmärkischen Dorfe Letzlingen bei Gardelegen, einem bevorzugten königlichen Jagdaufenthalt, war am 11. Dez. in Anwesenheit König Wilhelms die ihm zu dankende Kirche geweiht worden. Über seine nach der Feier den versammelten Pastoren der Diözese gehaltene Ansprache die jüngsten Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause betreffend brachte die Kreuzzeitung am 17. einen Bericht, der dem Ausdruck tiefster Betrübnis die Worte folgen ließ: „Man schickt Menschen nach Berlin, welche als politische Verbrecher verurtheilt sind, und welche nur durch die Amnestie die Erlaubniß erhalten haben, zurückzukommen. Mein Standpunkt wird aber derselbe und unverbrüchlich fest bleiben. Ich habe meine Krone von Gottes Altar und aus der Hand Gottes genommen; ich danke Gott, daß ich gewiß weiß, ich habe die Krone von Gottes Gnaden; sie ist auf mich durch eine Reihe glorreicher Vorfahren vererbt und ich will sie bewahren." Das Ministerium, hierzu „von Höchster Stelle ermächtigt", erklärte in der amtlichen Zeitung, daß dieser Bericht die Rede des Königs „in tendenziöser Weise übertrieben, ja entstellt" habe; vor allem sei jene Äußerung über die Wahl von amnestierten politischen Verbrechern „in keiner Weise weder dem Wortlaute noch dem Sinne nach gethan worden". Hiergegen blieb die Kreuzzeitung im wesentlichen bei ihrer Mitteilung.

nach der Decke strecken, d. h. nach der Tendenz der preußischen Jahrbücher, also das Politische hervorheben und das Persönliche zur Seite lassen. Eigentlich hat mich das Persönliche am Meisten angezogen; denn grade an solchen Männern der letzten Generation, welche nicht zu den vornehmsten Geistern gehören, erkennt man am Deutlichsten den ungeheuren Wandel unsrer Gesittung. Wie hart und schweigsam, wie kurz angebunden und prunklos ist dies Geschlecht gegen seine Väter, ja noch gegen das Jahr 48. Sogar unsre politischen Ideale verfolgen wir meist nicht mehr im Rausche der Begeisterung, sondern in der nüchternen Erkenntniß einer unvermeidlichen Nothwendigkeit. Ich will damit nicht sagen, daß wir die Sentimentalität der alten Zeit schon gänzlich abgeschüttelt hätten; wir müssen noch um Vieles nüchterner werden, ehe der große Entschluß reifen kann, der dem 35fachen deutschen Elend ein endliches Ende bereitet. Aber ein großer Fortschritt ist doch unverkennbar. Und wie unliebenswürdig sie uns oft erscheinen mag in ihrer Jagd nach Macht und Erwerb — ich lasse mir meine Zeit nicht schelten. Menschen, welche immer wieder pathetisch von der Krankheit der Zeit reden, erscheinen mir wie jene wunderlichen Heiligen, die ihre eignen Fehler schamlos im Munde führen. Wirklich, wir können uns selbst nicht außerhalb unsrer Zeit denken, und sie kurz und gut verwerfen heißt sich selber schmähen. Ich finde in diesen Tagen überall einen gesunden Drang nach Wahrheit und Natur; und der Wunsch, in einer anderen Zeit zu leben, ist mir nie beigekommen. — Vor Ihnen freilich muß ich mich wegen meiner Förmlichkeit rechtfertigen . . . Wenn wir erst zu jeder gebildeten Frau gnädige Frau sagen und jeden Mann schlichtweg beim Namen nennen — der einzige sociale Vorzug, den ich bisher beim Adel entdeckt habe — dann haben wir endlich den schlicht-anständigen Ton gefunden, der Franzosen und Engländer jetzt noch vor uns auszeichnet. Uebrigens sollen Sie auch mit dem gnädigen Fräulein verschont bleiben wenn es Ihnen gar so ärgerlich ist. — Mit einem andren Worte, das Sie mir vorwerfen, hab' ich mich wohl nur nicht glücklich ausgedrückt. Ich bin wirklich nie der Meinung gewesen, daß nicht Menschen unser Glück machen könnten. Aber der Gedanke hat mich lange beschäftigt bis ich ihn als hohlen Idealismus verwarf, und Briefe sind ja dazu da, laut zu denken. Es geschieht manchmal, daß ein Axiom, besonders wenn es stattlich und logisch klingt, eine Macht über uns gewinnt, obwohl unser Innerstes sich mit Recht dawider sträubt. Solche Sätze muß

man aussprechen um sie los zu werden. Und ich bin von diesem Stoicismus wirklich frei und freue mich herzlich, daß auf die Münchener Einsamkeit wieder Tage lebendigen Umgangs gefolgt sind. —

Wenn ich auf diese Münchner Zeit zurückblicke, muß ich ihr doch danken. Ich habe Vieles gelernt an Land und Leuten wie in der Wissenschaft, am Meisten aber in der Kunst. Denn an dem Maler Teschendorff hab' ich nicht nur einen Freund mir erworben, was mir seit mehreren Jahren nicht mehr geschehen, sondern ich bin auch durch ihn mit dem Treiben in der Werkstatt, der unendlichen Mühe der Entwürfe und Studien, vertraut geworden. Das ist ein Segen für uns Schriftsteller, die wir ganz ohne die Schule des Handwerks aufwachsen, am Meisten für mich, der ich auch als Gelehrter Autodidakt bin. T. ist Historienmaler und gehört zu jener realistischen Richtung Piloty's, dem es die Andern nicht verzeihen, daß er malen kann. T. ist noch vor meiner Zeit Frankone gewesen und an ihm konnt' ich recht sehen, wie lange die Kunst ihre Jünger jung erhält. Die Meisten meiner Universitätsbekannten sind in oder ohne Amt und Würden schrecklich früh alt geworden. Mit T. kam ich herrlich aus. Unser einziger Streit war über die Antike, die er nicht sonderlich achtet — was einem Maler freilich am Leichtesten zu verzeihen ist. Ich aber halt' es noch mit dem Homer und mit der Venus von Melos, die ich mir dies Weihnachten habe schenken lassen. Gewiß, es ist eine uns fremde Welt, aber ebenso gewiß können wir unsre eigne Welt nur dann klar und sicher verstehen, wenn wir jene versunkene in uns aufgenommen haben. —

In einigen Tagen geh' ich nach Leipzig (Inselstr. 15.); ich werde recht unverschämt sein und Geschichte des deutschen Bundes lesen. Es ist sehr nöthig, daß die Studenten etwas davon erfahren. Die andren Docenten wagen sich nicht daran; ich aber stehe bei der Regierung schon so schlecht angeschrieben, daß ich mir einige Freiheit erlauben darf. Es wird eine arbeitsreiche aber, ich hoff' es, auch eine glückliche Zeit. — Auf Ihr Versprechen wegen der Vorlesungen Ihres Vaters zähle ich; und auch auf einen Brief hoffe ich über kurz oder lang. Daß Sie Bedenken haben, ob meine Freude über Ihren letzten Brief nicht eine höfliche Floskel gewesen, war mir gar komisch. Fragen Sie 'mal Steinmetz[1], ob ich meiner höflichen Heimat Ehre mache. Auf dieser Seite liegen

---

[1] S. o. Bd. 1, S. 474.

meine Fehler sicherlich nicht. — Leben Sie wohl, meine verehrte Freundin, und haben Sie nochmals Dank für Ihre herzlichen letzten Worte.

Ihr aufrichtig ergebner

Treitschke

322] An Heinrich Bachmann.

Königstein, 31. Dec. 61.

Lieber Freund,

. . . Es konnte mich nichts Bittreres treffen[1]. Jetzt grade, da ich täglich am Fuße des Felsens ihr Grab und oben im Hause überall die Lücke sehe, die sie gelassen, jetzt grade wird mir der Schmerz täglich neu. Ich habe in den letzten 10 Jahren keinen Menschen so innig geliebt . . . In Leipzig hab' ich trotz aller akad. Erfolge nicht einen Schatten von Aussicht; ja, von allen Seiten werde ich gewarnt vor der Vorlesung über deutsche Geschichte seit 1815, die ich in 8 Tagen beginnen werde. Und wenn Du von historischen Arbeiten einen Begriff hast, so wirst Du begreifen, daß jene, welche ich unter Händen habe, erst in einigen Jahren fertig sein und mir erst dann einen Ruf verschaffen kann. Ein παρεργον davon steht im Novbr-Heft der preuß. Jahrbb., das Leben Hans von Gagerns . . . So sind meine materiellen Aussichten keineswegs glänzend, wenn ich auch nicht, wie meine schwarzsichtigen Freunde, meine Absetzung befürchte. Dagegen ist mein Leben in der That reicher und gehaltvoller geworden, seit ich so wichtige Arbeiten begonnen — — — Nun geht es in das neue Jahr mit etwas eingenommenem Kopfe (denn die Masse der Arbeit, die noch vor mir liegt, verwirrt mich oft), aber mit gutem Muthe. Weiß ich doch, daß mir in L. viel Liebe und viel nicht minder ehrenvoller Haß entgegenkommt, und ein reiches Feld gesunder Thätigkeit vor mir liegt. — Auch Dir, lieber Bachmann, wird das Jahr wohl endlich einen einflußreicheren Wirkungskreis erschließen. Meinen Glückwunsch zum Assessor, und Gottlob, daß die Examenquälerei endlich ein Ende hat. Ich denke, eine gesittetere Zukunft wird diese raffinirte Dummheit unsres Mandarinenthums dereinst nicht für möglich halten; diese Prüfungen sind wahrlich darauf berechnet, jede gesunde Kraft in der „Staatsjugend" zu ersticken[2]. — Ich wünschte Deine traurigen Gedanken über unsre polit. Zukunft widerlegen zu können. Nur in Einem

---

[1] als der Tod der Mutter. [2] Vgl. Politik 1,48 f. 177 f.

siehst Du jedenfalls zu schwarz; die Kluft zwischen Nord und Süd ist ganz bestimmt so groß nicht wie Du meinst; sie wird sich von selber schließen, wenn die Gegensätze in einem deutschen Parlamente einen freien Kampfplatz finden. Aber Preußen? Auch dort sind die Schwierigkeiten zu bewältigen, freilich nur für eine Regierung, deren Tugenden das grade Gegentheil dessen sein müßten, was wir in Letzlingen zu hören bekommen ... Vielen Dank für Deine Nachrichten von alten Bekannten; es bleiben leider, nur Wenige übrig, die man lieb behalten darf. Ein frohes Neujahr.

Dein T.

323] An Karl Bilt[1].

Königstein, 1. Jan. 62.

Geehrtester Herr,

— — — ich mag nicht erst versichern, daß ich nicht aus Empfindlichkeit über Ihre Beurtheilung der Studien geschwiegen habe. Ganz ohne Entgegnung soll sie darum nicht bleiben. Mit dem Buche ist mirs wunderlich gegangen; fast jedes der Gedichte hat seinen besondern Liebhaber gefunden, jetzt also auch die hohe Leiche, von der bisher Niemand etwas wissen wollte. Hier ist Ihr Urtheil vielleicht zu günstig; aber ich mag es nicht verwerfen. Die Verse sind wirklich ein Gelegenheitsgedicht; ich schrieb sie, als mein Vater mir von seiner Todtenwache am Sarge des letzten Königs von Sachsen erzählte; an dem Manne hat sich die Tragik des Königthums wirklich offenbart. — Ihre andern Einwendungen sind in der Mehrzahl sicherlich wahr, aber sie treffen mich heute nicht mehr. Die Studien sind schon vor reichlich vier Jahren gedruckt; viele der Gedichte sind noch in meiner Studentenzeit, alle in einer Zeit entstanden, wo ich ästhetische Grundsätze noch gar nicht und andre sittliche Grundsätze als heute hatte. Ich schrieb immer unter dem übermächtigen Eindruck eines augen-

[1] Karl Bilt (1830—1901) war nach beendetem philologischen Studium zunächst an höheren Schulen tätig, ging 1861 nach Berlin, um sich hier für das akademische Lehramt vorzubereiten, wurde dann aber (1864—70) Redakteur der Nordd. Allgem. Zeitung und seit 1879 ihr ständiger Berichterstatter für das Kgl. Schauspielhaus. „Dramatische Studien" (3 Hefte 1863) folgten auf die, wie Treitschke im Lit. Centralblatt 19. Mai 1860 urteilte, „anregende, des Durchdenkens werthe kleine Schrift": Die dramatische Frage der Gegenwart (1859). Außerdem lebte er in Berlin, dann in Groß-Lichterfelde, eigener dramatischer Produktion zumeist von der komischen Gattung und sprachwissenschaftlichen und literarhistorischen Arbeiten. Auch Gedichte hat er veröffentlicht.

blicklichen Erlebnisses. Daraus erklärt sich Vieles. Wenn Sie den Eingang der Krankenträume verworren finden, so kann ich nur sagen: ich schrieb das Gedicht, als ich eben sehr krank — und in Folge dessen fast taub — gewesen war und dadurch von selbst auf diese Empfindungen geführt wurde. Das „Wiedersehen" würde ich heute nicht mehr schreiben; damals wußte ich nicht, daß der starke pathologische Eindruck dieser Geschichte Alles ist, nur nicht ästhetisch. — Aber die Lucrezia geb' ich Ihnen nicht preis. Es ist wirklich so, und ich habe das, wie sicher viele Andere, selbst empfunden: ein Weib kann so schön sein, daß man jedes sittliche Urtheil vor ihr vergißt. Das ist gewiß nicht die vornehmste Art über Frauen zu denken; doch ich sehe nicht ein, warum man nicht auf diese wahre und berechtigte Empfindung eine Erzählung aufbauen soll. Ihr Liebling Lingg mochte diese Verse vor allen übrigen leiden. — Doch genug davon; es giebt Gescheidteres zu reden als Betrachtungen über meine eignen Werke. Ich danke Ihnen für Ihr Urtheil herzlich, denn ich erkenne Einiges davon als unbedingt richtig an, und von dem Andren kann ich wenigstens das Beste sagen, was sich über ein Urtheil sagen läßt: ich sehe einen bestimmten Menschen dahinter und begreife, daß Sie grade so urtheilen mußten. Aber wer in aller Welt hat Ihnen gesagt, daß ich von Ihrem Coriolan „Nichts wissen will"? Dann muß ich meine Meinung sehr unglücklich ausgedrückt haben. Soll ich sie in 2 Zeilen zusammenfassen? Ich meine wie Sie, unsre Auffassung der Menschen ist eine andre als die der Shakespeareschen Zeit; aber diese Kluft ist nicht so groß, daß schon heute ein Dramatiker ungestraft einen von dem Größten aller Dramatiker behandelten Stoff wieder behandeln könnte. Sie haben einzelne Bewegungen im Charakter Ihres Helden sehr glücklich aufgedeckt, die uns moderne Hörer am Meisten fesseln müssen aber von Sh. gar nicht bemerkt sind; dafür werden Sie in den Scenen, die Sie mit Sh. gemein haben, von Ihrem Vorgänger erdrückt. Dazu kommt — und das soll der Dramatiker nimmermehr mißachten: — unser Publicum lebt noch unter dem unvergeßlichen Eindrucke der Sh'schen Werke — zum sichersten Beweise, daß wir jener Weltanschauung so fremd nicht sind wie Sie meinen. Sie können also bei einem solchen Stoffe nicht auf so unbefangen empfängliche Hörer zählen wie der Dramatiker sie braucht. Versuchen Sie es einmal mit einem Stoffe, bei dem Sie ganz auf eignen Beinen stehen ... und ich wette, es kann Ihnen gar nicht fehlen, am Wenigsten

bei einem komischen Stoffe. Daß Sie gar Ihre schon vollendeten dramaturgischen Schriften nicht herausgeben wollen, finde ich abscheulich. Erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß ein Mann niemals mit Bewußtsein einer „rechten Marotte“ nachgeben soll. Denn dafür ist schon gesorgt, daß wir ohne es zu wissen Grillen im Uebermaße mit uns herumtragen. Wenn Vischer schweigt, hört man kein vernünftig Wort mehr über das Drama; der Zustand unsrer kritischen Blätter, die Grenzboten nicht ausgenommen, ist einfach unter dem Nachtwächter. Darum kargen Sie nicht mit Ihren Gedanken. Wenn Sie wünschen, daß ich mit Hrn Hirzel spreche, so schreiben Sie mir's, und ich will mein Bestes thun. In München hab' ich einen tiefen und wenig erfreulichen Blick gethan in die heillosen Kämpfe der Künstlerwelt. Es ist in der Malerei ähnlich wie in der Poësie: die realistische Historienmalerei von Piloty wird in lächerlicher Weise angefeindet. Von namhaften Poëten kannte ich nur Lingg . . . Mit Paul Heyse mocht' ich nicht bekannt werden. Ich kann mir nicht helfen: in seinen Novellen kommt er mir vor, wie Einer, der wunderschöne Arabesken zeichnet — wunderschön aber ohne Inhalt. Und die Sabinerinnen sind für mein Gefühl schlechterdings komisch. Sagen Sie mir doch Ihre Meinung.

Leben Sie wohl, und wenn Sie mir nochmals schreiben . . . so werde ich minder säumig sein. Herzliche Grüße.

Der Ihrige

Treitschke

Abschluß der Leipziger Jahre.

Die Sehnsucht nach dem heimischen Katheder, die Treitschke in München so bald empfand, war wie eine Ahnung, daß die Zeit seines fruchtbarsten Wirkens in Leipzig noch kommen sollte. Ebenso überragte der kleine gesellige Kreis, der ihn einige Wochen nach seiner Rückkehr an sich zog, und wo er sogleich nach Verdienst geschätzt wurde, in seinen besten Mitgliedern, den Freytag, Mathy, Salomon Hirzel, an Bedeutung fast alles was Treitschke bisher freundschaftlich nahe getreten war. Wohl begreiflich also, daß er in diesen letzten einunddreiviertel Jahren die ihm erst so widerwärtige Stadt lieb gewann und sie „nur mit sehr schwerem Herzen" verließ.

Zwar drückte ihn die Arbeitslast jetzt noch härter als früher schon. Wie die Münchener Briefe immer wieder von Treitschkes einsamem Leben dort erzählen, so die aus der letzten Leipziger Zeit von der drängenden Arbeit, die ihn nicht zu Atem kommen läßt. Gönnt er sich mitten im Semester einmal, wie 1862 zu Pfingsten, eine kurze Ferien- und Reisepause, so muß er sie dann durch verdoppelte Anstrengung einbringen. „Den Göttern sei Dank", heißt es in einem Briefe vom 2. August 1862 an seinen Freund Teschendorff, „in acht Tagen ist das Semester zu Ende und für mich das schwerste historische Colleg, das sich überhaupt lesen läßt, Geschichte der neuesten Zeit, glücklich überstanden." Treitschke hatte seine öffentliche Vorlesung über deutsche Geschichte seit dem Wiener Kongreß, die er gleich nach der Rückkehr aus München im Januar noch begonnen, im Sommersemester fortgesetzt, erst mit vier, seit dem Juli mit fünf Stunden wöchentlich und zwar nachmittags von 6 bis 7 Uhr. Der Erfolg war, wie er ihn nach seiner Erfahrung jetzt schon sicher erwarten konnte. Aber auch als Redner außerhalb des akademischen Hörsaals wurde

er viel begehrt und erntete warmen Beifall der Urteilsfähigsten besonders an Fichtes hundertstem Geburtstag und dann, zum schönsten Abschluß kurz bevor er die Stadt für immer verließ, in seiner hinreißenden Rede auf die Leipziger Schlacht.

Und neben dieser Vortragsarbeit ging die wissenschaftlich literarische, meist der gründlichen Vorbereitung seines geplanten Geschichtsbuches dienend, ihren stetigen Gang. Die Forschung in Preußens Vergangenheit aber brachte in der Abhandlung über das deutsche Ordensland schon eine Frucht, von der einer der sachkundigsten Richter geurteilt hat, sie böte eine „wahrere, auch im einzelnen zutreffendere historische Darstellung“ als das den gleichen Stoff durch neun dicke Bände ausbreitende Werk des gewichtigsten unter Treitschkes Vorgängern, Johannes Voigts[1].

Alles das, obwohl die Last zuzeiten ihn wieder körperlich niederwarf, bewältigte Treitschke mit seinem freudigen Arbeitsmut, der ihn nie verließ. Bittere Stunden aber brachte ihm jetzt immer häufiger die nächste Entwicklung der politischen Zustände Deutschlands, Preußens zumal. Schon als im Frühling 1862 das konservative Ministerium Hohenlohe-v. d. Heydt zur Regierung gekommen war, konnte er nur schwer mit den noch immer geduldigen Preußischen Jahrbüchern und ihrem Anhange Schritt halten. Als sie aber das Jahr darauf sogar für Bismarcks Preßverordnung vom 1. Juni noch Worte wenn schon bedingter Rechtfertigung fanden, da brach seine Ungeduld in hellen Flammen aus. So schmerzlich er den Bruch mit ihrem von ihm aufrichtig wert gehaltenen Herausgeber empfand, er mußte ihm jetzt schroff die politische Freundschaft aufsagen.

Diese Empörung über Bismarcks Vorgehen in der Zeit des schärfsten Konflikts mit dem preußischen Abgeordnetenhaus, die damals jeder nur irgend liberal gesinnte Deutsche empfand, leidenschaftlich vor allen nach seiner Art der noch nicht dreißigjährige Treitschke, änderte jedoch nicht das mindeste an seinem geringschätzigen Urteil über den Partikularismus der Mittelstaaten und ihrer leitenden Männer. Sein Glaube an Preußens deutschnationale Bestimmung stand felsenfest; laut erklärte er, diesen Glauben nicht aufgeben zu wollen, selbst wenn

---

[1] Jakob Caro, Vorträge und Essays. Gotha 1906. S. 198. In seinem ersten Brief an Häusser (28. Sept. 62), dem er ebenso wie Sybel die Abhandlung schickte, bezeichnet sie Treitschke als ein weiter ausgeführtes Kapitel aus seinen Leipziger Vorlesungen über Preußische Geschichte.

in Berlin „ein Bismarck der Zehnte" regierte. Also beunruhigte die Politik immer fühlbarer auch sein Verhältnis zum Vater, den ohnehin die Sorge über die gefährlichen Stoffe, die der Sohn immer wieder für seine Vorlesungen wählte, jetzt nicht mehr verließ. Treitschkes Aufsatz über Wangenheim, Januar 1863 in den Preußischen Jahrbüchern erschienen, brachte seine Mißachtung auch des sächsischen Staates und Herrscherhauses so schneidend zum Ausdruck, daß er den Vater, wie er selber schrieb, durch eine Übersendung des Heftes nicht kränken mochte.

In solcher Lage war es doch ein Aufschub ihres offenen politischen Zwiespalts, dem diese beiden einander so nahe verbundenen durchaus guten und edlen Menschen entgegen gingen, daß der Sohn im Sommer 1863 einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Freiburg erhielt. Hier werde ihn der Vater wenigstens, so schrieb er, nicht wie in Sachsen in der Opposition, sondern auf seiten der in Baden ja liberalen Regierung erblicken. Kundgebungen seiner Schüler und Freunde, die ihn ergreifen mußten, zeigten Treitschke, wie ungern ihn alles was ihm selber in Leipzig teuer geworden jetzt scheiden sah.

Über Wien durch Salzburg und Tirol reisend, um von der geistigen Anspannung durch körperliche sich zu erholen, und wie immer Land und Menschen mit forschendem Auge betrachtend, traf er am 23. September in Freiburg ein.

324] An Rudolf Haym.

Leipzig, 11. Jan. 62.
Inselstr. 15.

Geehrtester Herr,

... nachdem die Süddeutsche Correspondenz solchen Lärm erregt (die Augsburger Ztg soll, wie mir ein Östreicher soeben sagte, sich noch immer darüber erbosen), will es mir scheinen, als könnten solche Correspondenzen doch einigen Nutzen stiften. Und vielleicht überwinde ich meinen Ekel und schreibe Ihnen einen Brief über hiesige Zustände, die mir bekannter sind als die bairischen und — vertuscht und entstellt wie sie sind durch die servile Feigheit unsrer Presse — einer ehrlichen Beleuchtung dringend bedürfen. Jedenfalls muß sich ein solcher Brief durch gänzlichen Mangel an der Nationaltugend der Höflichkeit auszeichnen ...

Sie wollen von meinem Treiben hören. Seit 8 Tagen bin ich hier und habe zum guten Anfang einige Noth mit meinem Gehörleiden. Doch hab' ich heute ein Colleg über Gesch. Deutschlands seit 1815 begonnen, das sich bis in den Sommer hinziehen soll. Der Zulauf war so, daß es mir lieber wäre, wenn ich etwas aus der Mode käme. „Aussichten“, wie Sie's nennen, giebt es natürlich nicht für mich; doch hat mich ein Gespräch mit dem Minister überzeugt daß ich auch Nichts zu fürchten habe ...

Wie gern möchte ich Ihre schwarzen Ahnungen widerlegen; doch wage ich es nicht, obwohl es mir unbegreiflich wäre, wenn die Regierung mit dieser Kammer sich nicht verständigte. Es hängt wieder Alles an der deutschen Frage. Nur die Gewißheit, daß das Heer für Deutschland gebraucht werden soll — und es muß gut enden. Wenn man in Berlin nur ahnte, wie diese Staatsmänner der Raubstaaten über

Preußen zu reden wagen. Ich habe das in jenem Gespräche mit Falkenstein genossen; doch nahm er meinen offnen Widerspruch anständig auf . . .

Ihr aufrichtig ergebner

Treitschke

325] An den Vater.

Leipzig, 12. Jan. 62.

Mein lieber Vater,

— — — Dies Unwohlsein[1] zwang mich den Beginn meines Collegs bis gestern Abend zu verschieben. Es war furchtbar voll, so daß Einige zum Fenster einstiegen, Andre wieder umkehren mußten. Ich weiß noch nicht, wie das werden soll; denn es ist klar, daß wir in dieser Atmosphäre nicht existiren können. Uebrigens lege ich kein allzu großes Gewicht darauf; ich bin nicht so kindisch eitel, daß es mich unglücklich machen sollte, wenn später der Zulauf abnähme. Meine Hauptsorge ist vielmehr, daß mich die Unruhe dieser Vorlesung nicht an eigenen Arbeiten hindere. Ich hoffe, sind erst diese tumultuarischen Tage des Anfangs überstanden, so werde ich Muße dazu finden. — Schon die ersten wenigen Besuche haben mir gezeigt, welches Nest kleiner Intriguen diese Gelehrten-Republik ist. Es ist traurig, wie gar selten klare offne Charaktere sich finden. Doch weiß ich, daß ich unter den älteren Professoren auf Albrecht und Brockhaus unbedingt zählen kann und an Zarncke und Alfred zuverlässige Freunde habe. Das unnütze Gerede, das wohl gemeinte wie das absichtliche, werd' ich links liegen lassen; und auch Dich bitte ich Dich nicht stören zu lassen, wenn etwa in Dresden wieder etwas geflüstert werden sollte . . . Auch von einer Professur für mich wird natürlich Viel gesprochen; und ich will Dir Einiges darüber sagen. Wie ich Dir schon mitgetheilt, ist hier — leider einzig durch die Schuld der Facultät, nicht des Ministers — die unverbrüchliche Unsitte eingeführt, daß die Facultät über ihre Docenten nur dann ein Gutachten abgiebt, wenn der Minister sie dazu auffordert. Eine solche Aufforderung ergeht aber grundsätzlich nur dann, wenn der Docent um eine Professur oder sonst etwas angehalten hat. Mir ist dieser Gebrauch, der die bettelhafte Gesinnung unter den Docenten systematisch groß zieht, in tiefster Seele zuwider. Hätte ich diese Verhältnisse früher gekannt, so würd'

[1] eine katarrhalische Affektion des Ohres.

ich mich nimmermehr hier habilitirt haben. Doch ist es durch das lange Bestehen dieser Sitte dahin gekommen, daß man in einem solchen Gesuche keine Bitte, sondern lediglich eine Formalität sieht. Wenn ich hier überhaupt eine Professur erlangen will, so werd' ich über kurz oder lang diesen Schritt thun müssen. Ich kann mich aber dazu nur dann entschließen, wenn ich wenigstens die Möglichkeit eines Gelingens vor mir sehe. Ich bitte Dich also, lieber Vater, daß Du gelegentlich im Gespräche den Minister fragst, ob er glaube, daß ich Aussichten habe auf eine Professur. An dem Titel liegt mir natürlich Nichts; doch wird ein Professor leichter als ein Docent auswärts berufen. Wegen dieses Vortheils möchte ich die Sache nicht ganz fallen lassen ... Soeben kam der Famulus und bat mich im Namen meiner Zuhörer, in der Aula zu lesen. Es ist fraglich, ob sie mir gewährt wird (wenigstens ist ihre Benutzung bisher noch keinem Docenten gestattet worden) ... Das Beste was mir bisher widerfahren ist die Bekanntschaft mit Freytag. Er kam mir so freundlich entgegen, als ich ihn gleich am ersten Abend an einem öffentl Orte traf, daß ich ihn aufsuchen kann. Ganz uneigennützig ist seine Freundlichkeit natürlich nicht, denn wo gäbe es einen uneigennützigen Redacteur? Er braucht mich für die Grenzboten, und erlaubt es meine Zeit, so werd' ich ihm gern gefällig sein; denn ich wüßte nicht, an wessen Umgang in L. mir mehr liegen sollte ... Nun lebt wohl, nehmt Alle meine besten Grüße. Die Schwestern sollen Geibels neue Gedichte lesen; sie sind wenigstens viel schöner als die alten. Dem Tropf sagt, wie sehr ich ihn verachte, seit er am Morgen meiner Abreise sein point d'honneur so jämmerlich verloren und verschlafen hat.

Dein treuer Sohn

Heinrich

326] An den Vater.

Leipzig, 25. Jan. 62.

Vielen Dank, mein lieber Vater, für Deinen Brief ... Inzwischen sind die Besuche sämmtlich abgethan. Das Schönste war doch der Gang zu Freytag. Er ist sehr ruhig und klar, sehr ernst und gesetzt; nur an einzelnen Worten und Bewegungen erräth man den phantasiereichen Humoristen. Er schlug mir vor, wir wollten zusammen einige ästhetische Aufsätze in die Grenzboten schreiben. Ueber den Zweck

und Ton der Arbeiten waren wir ganz einig, und bleibt mir einige Zeit, so will ich auch daran gehen, schon um F's Umgang nicht zu verlieren ... Herr D.[emiani] läßt Dich dringend und ergebenst um Deine Photographie bitten ... so eine Excellenz ist eine Zierde für das ganze Album. Mit unsrer Excellenz[1] habe ich inzwischen auch zu thun gehabt. Die Nachricht, daß er bei mir hospitiren wolle, hatte sich verbreitet, und es war daher ein so furchtbares Gedränge, daß der Minister sich mit den Ellenbogen Bahn brechen mußte. Er schüttelte mir nach dem Vortrage Angesichts der Studentenschaft die Hand, sprach übrigens nachher über andre Dinge; und ich zweifle, ob er sehr erbaut war. Ich hatte die politischen Ideen, die unser Jahrhundert bewegen, in großen Zügen zu charakterisiren, und ich kann nicht hoffen, daß er meiner Auffassungsweise beistimmte. Mein Auditorium habe ich behalten müssen; denn es giebt kein größeres im Augusteum[2], und in einem nicht-akademischen Lokale zu lesen scheint mir ganz unangemessen, zumal bei einem solchen Thema, das von unnützen Leuten so leicht mißbraucht werden kann. So habe ich meinen Zuhörern einige Luft verschafft indem ich die Nichtstudenten herauswies. Doch ist die Existenz noch immer scheußlich ... Hinsichtlich der Professur stehen die Dinge doch nicht so einfach wie Du meinst — — — Will man hier wirklich meine Beförderung, so wird man es mich gewiß wissen lassen. Wahrscheinlicher aber ist mir ein Ruf nach Auswärts. Wenigstens einige einflußreiche Gönner habe ich, namentlich Mohl, der mir erst heute seine Denkschrift über Kurhessen geschickt hat, die seine Collegen am Bundestage so sehr aufregt[3]. — Wie gern, mein lieber Vater, befreite ich Dich sogleich und gänzlich von der Sorge um meine Subsistenz. Aber ich kann Nichts thun als arbeiten; es liegt im Wesen des gelehrten Berufs, daß wir die Früchte erst nach Jahren ernten ... Lieb ist mir's doch, wie viele Zeichen von Anhänglichkeit und aufrichtiger Freude über meine Rückkehr ich dieser Tage gesehen habe. Übrigens lebe ich sehr still um die Zeit nicht zu vergeuden, aber gegen München ists ein ungeheurer Fortschritt, daß ich täglich einige angenehme Bekannte sehe. — Lebt wohl und laßt

---

[1] Minister von Falkenstein. [2] dem Universitätsgebäude. [3] Vgl. Mohl, Lebenserinnerungen 2,246. — M. war 1861 zum bad. Bundestagsgesandten ernannt worden, hatte sogleich im Auftrag seiner Regierung die Wiederherstellung des gebrochenen kurhessischen Verfassungsrechts beantragt und zur staatsrechtlichen Begründung dieses Antrags eben im Jan. 1862 eine eigene Denkschrift veröffentlicht.

Euch die Weile nicht zu lang werden. Leider weiß ich Euch Nichts für die langen Abende vorzuschlagen, denn Paul Heyse's vierte Novellensammlung taugt nicht viel; die drei ersten Bände werden Euch besser gefallen ... Nochmals die besten Grüße. Wenn der Schnee schmilzt, hoffe ich Hepp hier zu sehen.

Heinrich

...

327] An Emil Teschendorff.

Leipzig, 1. Febr. 62.

Lieber Teschendorff,

— — — neulich hatte ich sogar die Freude den Minister als Hospes bei mir zu sehen, schweißtriefend im dicksten Haufen. Da hab' ich mein hochverrätherisches Herz mit Wollust ausgeschüttet. Dieser Zulauf wäre doch wohl Grund genug zur Zufriedenheit? Aber sehe ich die Venus von Melos, die mein scheußliches Zimmer schmückt, so muß ich mir sagen, daß ich so nicht glücklich bin. Es muß mit der Poesie noch etwas werden; zunächst will ich mir die Geschichte von Altpreußen durch einen Aufsatz klar machen, und dann laß uns sehen was die Götter senden. — Jene Venus hat mich lebhaft an Gespräche mit Dir erinnert, und ich finde, Du denkst zu niedrig von der Antike. Gewiß, wir empfinden so nicht mehr; aber grade in dieser aufgeregten Zeit ist es mir immer ein Segen, wenn ich zu dieser ruhigen abgeschloßnen Bildung zurückkehre. — Leb wohl, lieber Freund ...

Dein T.

Grüße Piloty herzlich von mir.

328] An Robert von Mohl.

Leipzig, 3. Febr. 62.

Hochgeehrter Herr Geheimer Rath,

als ich zuerst die Nachricht von Ew. Excellenz neuer Bestimmung erhielt, hat mich nur die Furcht zudringlich zu erscheinen davon abgehalten Ihnen zu sagen, wie sehr ich nicht Ihnen, sondern unserm Lande dazu Glück wünsche. Ich hole jetzt die Versäumniß nach, nachdem mir Ew. Excellenz ein neues Zeichen Ihres freundlichen Andenkens gegeben haben. Mit meinem Danke dafür muß ich Ihnen zugleich aussprechen, daß ich die vornehme Mäßigung bewundert habe,

womit Sie einen solchen Stoff behandeln konnten. Ich sage dies um so lieber, weil ich grade jetzt den Werth dieser Tugend recht ermessen kann. Ich beschäftige mich nämlich mit einer Geschichte Deutschlands von 1815 bis 1848 und habe deßhalb in den letzten drei Vierteljahren in der Münchner Bibliothek Studien gemacht, wovon Ew. Excellenz vielleicht ein πάρεργον gesehen haben: — den Aufsatz Hans von Gagern in einem der letzten Hefte der Preußischen Jahrbücher. Seit einigen Wochen bin ich wieder hier und suche mir durch meine Vorlesungen den verwickelten Stoff zu klären und zu gruppiren ...[1] Oft habe ich mit dem äußersten Widerwillen zu kämpfen, ja manchmal erschrecke ich vor dem Vorwitz eine Zeit zu schildern, die mich mit der Leidenschaft selbsterlebter Dinge berührt obwohl ich sie nicht gesehen; aber immer wieder giebt mir die Einsicht in die Nothwendigkeit und Stätigkeit dieses historischen Processes neuen Muth zu dem Versuche ...

Von meiner Heimath kann ich nur melden was Ew. Excellenz schon wissen. Das Regiment ist wohl das gefährlichste, sicher das unsittlichste in Deutschland. Der Zweck — materielles Wohlbefinden bei vollkommenem politischen Schlafe — ist mit anerkennenswerther Meisterschaft erreicht. Die Opposition beschränkt sich im Wesentlichen auf das unsterbliche radikale Räsonniren. Wie einsam Männer wie Karl Mat(t)hy und Freytag hier zu Lande stehen, wird Ihnen bereits bekannt sein.

Indem ich Ihnen nochmals für Ihr Geschenk aufrichtig danke, habe ich die Ehre zu sein

Ew. Excellenz hochachtungsvoll ergebener

H. v. Treitschke

329] An den Vater.

Leipzig 17 Febr 62.

Mein lieber Vater,

— — — GehRath Wunderlich rieth mir neulich, bei einem Taubstummenlehrer Unterricht in der Kunst des Ablesens von den Lippen zu nehmen. Die sehr langweilige und keineswegs leichte Uebung hat bereits begonnen; natürlich darf ich mir nur Wenig davon versprechen; denn bei halbwegs raschem Reden und bei bärtigen Menschen

[1] Folgt über die wissenschaftliche Anlage und das praktische Ziel des Buches wesentlich dasselbe wie an Aegidi o. S. 140f.

ist die Kunst nicht zu brauchen. Doch liegt mir besonders viel daran, die unbärtige Hälfte der Menschheit etwas besser zu verstehen; und so thue ich mein Bestes wenn mein junger harmloser Lehrer mit sichtlicher Verlegenheit mir gewiegtem Gelehrten seine Weisheit einprägt ... Mit dem Kreise Freytags und der Grenzboten verkehre ich manchmal und freue mich daran, namentlich an F. selbst und dem alten Staatsrath Mat(t)hy ... Heute früh besuchte mich Dir. Vogeley, zu dem ich von Ostern an wieder wallfahrten werde; er erzählte haarsträubende Dinge aus seiner kurhessischen Heimath. Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr fern, wo man es nicht wird glauben wollen, daß ein deutsches Land von einem Wahnsinnigen regiert worden ist ... Zur Lektüre weiß ich Euch Nichts zu empfehlen, denn ich lese augenblicklich nur Pflichtsachen — darunter neulich auch die vergessenen jetzt neu gedruckten Politischen Schriften von H. v. Kleist. Ein unheimliches Buch, die baare Verrücktheit neben dem Größten und Erhabensten[1]. Ich ärgere mich doch daß ich Johanna seine Werke geschenkt: eine Frau kann diesen wilden Menschen nimmermehr lieben ... Wenn ich mich in den letzten 2 Briefen vielleicht nicht klar genug ausgesprochen, so will ich es jetzt thun in 3 Worten: es wird mir sauer genug ankommen, mich Einmal um eine Professur zu bewerben, aber abgewiesen nochmals und abermals zu bitten, wie es hier die Regel ist, das wäre mir ganz unmöglich; und Du wirst mir das nicht verargen. Also warten, bis ich eine Möglichkeit sehe. —

Ich grüße Dich, lieber Vater, und die Schwestern aufs Herzlichste. Lebt wohl.

Heinrich

...

330] An den Vater.

Leipzig 16. Mz 62.

Mein lieber Vater,

wie oft und gern habe ich am heutigen Tage in früheren Jahren nach Hause geschrieben[2]! Diesmal soll Dir wenigstens ein Zeichen meiner Theilnahme nicht fehlen an dem Tage, der uns sonst ein Freudentag war. Wenn ich denke, wie oft mich noch die Erinnerung bewältigend überkommt, der ich doch die theure Mutter nur selten sah, so kann ich recht empfinden, wie groß die Lücke in Deinem Leben

[1] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,569f. [2] Zum Geburtstag der Mutter.

sein muß, mein lieber armer Vater, und wie schwer Dir morgen der Tag vergehen wird. —

Wenn ich mit einer Arbeit noch fertig werde, so hoffe ich am Dienstag Abends bei Euch zu sein; wo nicht, erst am Abend darauf ... Also auf baldiges Wiedersehen.

Heinrich

331] An Wilhelm Nokk.

Königstein 23. Mz 62.

... Ich hatte doch Recht, mein lieber Freund, wenn ich Dich früher oft bat nicht allzuspät zu antworten; es kann in kurzer Zeit so Ernstes geschehen. Ich lese eben Deinen Brief wieder, und da ich sehe wie Du von meinen Eltern sprichst, so muß ich Dir sagen, daß mir vor 3/4 Jahren (15. Juli) meine liebe Mutter gestorben ist. Es thut mir jetzt recht weh, daß Du meiner Bitte nicht gefolgt bist und sie nicht mehr kennen gelernt hast. Meine Mutter — das sagt eigentlich Alles; aber sie stand mir auch von dem gesammten Hause geistig am Nächsten, sie war die Einzige, die meine freie Richtung mit Theilnahme verfolgte; und wie dieser Schlag hier, wo die Meinigen ganz auf sich allein angewiesen sind, für meinen Vater dreifach schwer zu tragen ist, das magst Du Dir denken. Ich möchte Dir gern froher auf Deinen frohen Brief erwiedern; aber Deine Säumigkeit ist diesmal daran schuld, daß ich die mühsam überwundene schmerzliche Erinnerung so spät wieder auffrischen muß. —

Von meinem sonstigen Leben wäre so Viel zu erzählen, daß ich kaum anfangen mag — — — Diese Erfolge sollten doch wohl hinreichen mich zufrieden zu stimmen? Und doch ist's nicht so. Ich sehne mich aus diesem Schaffen für den Augenblick nach größeren Arbeiten; daher sind mir die Vorlesungen auch nur Vorarbeiten für ein Buch ... Ueber Politik mag ich heute nicht streiten; nur so Viel — seit Letzlingen[1] ist mir jede Hoffnung auf Berlin geschwunden. Auch solltest Du, lieber Junge, endlich aufhören, mich immer als den reinen Norddeutschen anzusehen. In diesen sächsisch-böhmischen Bergen hab' ich von Kindesbeinen an nicht gewußt, ob ich mich zum Norden oder zum Süden zählen sollte; ich bin „Deutscher schlechtweg" und bin es dann am Meisten, wenn ich über den niederträchtigen bairischen Particularismus ein verdientes scharfes Wort rede.

[1] Vgl. S. 189 Anm. 2.

Eben deßhalb bin ich radikaler Unitarier und kann es nur für eine Täuschung ansehen, wenn Euer Roggenbach, den ich von Herzensgrunde verehre, einen Bundesstaat noch für möglich hält. Ueber die neuesten Jämmerlichkeiten in Preußen denke ich wie jeder anständige Mensch: — oder vielmehr leider nicht jeder: denn die geistreichen Männer, deren Bekanntschaft ich diesen Winter zu meiner großen Freude gemacht, Gustav Freytag und Dein Landsmann Karl Mat(t)hy, sind ganz ministeriell[1]! — Also mir ist diese Kette von Schwachheit und Intriguen in tiefster Seele zuwider. Doch kann uns diese Krisis vielleicht einen großen Segen bringen. Wenn nämlich das preußische Volk auch bei den nächsten Wahlen sein gutes Recht muthig vertritt, so wird dies mehr als irgend etwas die Vorurtheile gegen die Preußen im Süden beseitigen. Sehr groß mag ich diese Hoffnung nicht nennen; der Conflict ist nicht verständlich genug für den großen Haufen, und bereits üben die neuen Minister wieder den in Preußen so gefährlichen Kniff, den Namen des Königs zu mißbrauchen. —

Auf Deine Familiennachricht könnt' ich Dir mit 10 andern antworten; sogar der gestrenge Bachmann hat sich verlobt und mir das in einer philosophischen Abhandlung angezeigt, die mich zu krampfhaftem Lachen gebracht hätte, blickte nicht das warme Herz doch hindurch ... Du mußt fühlen, lieber Freund, daß Du mir auf diesen Brief eine rasche Antwort schuldig bist. Dann will ich Dir auch den Band schicken, worin die größeren Abhandlungen von mir aus den letzten 3 Jahren stehen. Sie werden Dir besser als kurze Briefe Rechenschaft geben von meinem Treiben; und ich mag Dein Urtheil, an das ich mich so lange gewöhnt, nicht entbehren. Inzwischen leb wohl, grüße Deine liebe Frau und den schwarzrothgoldnen Buben recht herzlich ...

Dein

H. T.

...

332] An Heinrich Bachmann.

Königstein 25 März 62.

καὶ σὺ τέκνον!

Mein lieber Freund,

... Du hättest die lange Erklärung bei mir nicht nöthig gehabt; ich habe immer geglaubt, daß grade Du in einem Hause Glück und

1 für das am 18. März eingetretene konservative Ministerium.

Frieden finden wirst. Also nimm meinen herzlichen Glückwunsch und grüße Deine Braut von mir. Ich will Deine Behauptungen nicht bestreiten[1]; nur bin ich für meine Person so unbescheiden, daß ich mir zutraue, auch unbeweibt im Herzen jung und unverbittert zu bleiben ... Ueber lang oder kurz such' ich einmal den wohlbestallten Kreisrichter in seinem Hauswesen heim, wenn anders mich nicht selber — mit Dir zu reden — „das Schicksal erfaßt." — Die Götter wissen, wie ichs angefangen Dir Nichts von meiner Arbeit zu sagen ... Der Kern der Sache liegt nicht in den Congressen und Ständeverhandlungen, sondern in der wahrhaft erstaunlichen Entwicklung der öffentlichen Meinung oder der Volksseele oder wie sonst Du das nennen willst; hierüber aber fehlt es fast gänzlich an Vorarbeiten. Einige neue Quellen werden mir durch Mohl zugänglich werden; der Hauptzweck aber ist nicht Quellenforschung, sondern eine scharfe und völlig rücksichtslose Darstellung, die es auch dem dickhäutigen Philisterthum klar machen soll: dieser Nation mit der verschwenderischen Fülle ihrer Kräfte fehlt Nichts — als die Einheit, die Ehre, der Staat, kurz jenes Eine was ein Volk zum Volke macht. Es ist ein tollkühnes Unternehmen, zumeist für mich, den der Ekel über das officielle Deutschland nur zu oft übermannt. Aber es muß gelingen; und schon jetzt habe ich aus der Arbeit die Einsicht gewonnen in die unabwendbare Nothwendigkeit und Stätigkeit unsrer Entwicklung. Solcher historischer Sinn hilft über manche schwere Enttäuschung des Augenblicks hinweg. — Du hast vollkommen Recht mit Deinen Klagen über die Preußische Lage; aber glaube mir: wer wie ich jahrelang das staatlose Dasein der 5 deutschen Mittelstaaten mit angesehn, der muß Euch Preußen immer noch beneiden, weil Ihr einen Staat habt. Und diese Einsicht wird Gottlob immer allgemeiner, selbst in Baden, wo man im Innern sicherlich glücklicher und ehrenhafter lebt als Ihr ... Ich hoffe noch immer auf eine oppositionelle Mehrheit[2] ... sehr leid

---

[1] in Bachmanns Brief vom 16. März, der seine Verlobung mitteilt. Die „lange Erklärung" kommt zu dem Schlusse: „Die Familie verbindet den Einzelnen mit dem größeren Ganzen, mit der Menschheit, und die Theilnahme für diese erwächst nur aus der Liebe zu jener." Es seien „doch immer besonders geartete Gemüther, Ausnahmen von der Regel, welche in der theoretischen oder praktischen Thätigkeit in engem oder weitem Kreise ihre völlige Befriedigung finden und dabei ein warmes Herz sich erhalten." [2] In Preußen als Ergebnis der bevorstehenden Wahlen. Am 11. Mai 1862 schreibt Treitschke an Haym: „Ihre Abgeordnetenwahlen sind gemäßigter ausgefallen als wir hier nach den Berichten über die Wahlmänner-

ist mir's um Haym. Ich halte ihn für einen ausgezeichneten Kopf und aufrichtigen Liberalen, auch ist er mir persönlich sehr lieb geworden. Leider sind es weder Schwächlinge noch Dummköpfe, die heute so jammervoll Fiasco machen; der berüchtigte Correspondent der Preuß. Jahrbb. ist kein Anderer als — Prof. Neumann, den ich persönlich als gescheidt und muthig kenne[1]. Noch unlieber wäre mir's, wenn die kaum begonnene Bekanntschaft mit Freytag, einem herrlichen Menschen, gestört werden sollte. Für den Augenblick freilich werden wir wieder zusammengehen — denn das neue Ministerium treibt jeden anständigen Menschen wieder in die Opposition —; auch theoretisch sind wir einig, denn sie sind sämmtlich (auch der alte Badenser Karl Mat(t)hy, der jetzt in Leipzig lebt) radikale Unitarier. Aber ich denke, über lang oder kurz wird die alte Meinungsverschiedenheit wieder zu Tage kommen; dann müßte ich mich zu meinem großen Leidwesen von den preuß. Jahrbb. trennen . . .

Mit dem deutschen Parlamente hast Du mich sehr mißverstanden. Ich habe nie gemeint, die Einheit werde uns durch das Parlament kommen; nein, gewiß nur durch das Schwert Preußens. Aber dann giebt es für die Ausgleichung der kindischen Stammesvorurtheile kein einfacheres Mittel, als das gemeinsame politische Wirken im Parlamente . . . Leb wohl und viel Glück zu den frohen Tagen des Brautstands.

T.

333] An Hugo Meyer.

Königstein 29 Mz 62.

Lieber Hugo,

. . . auch die Ferien sind besetzt durch öffentliche Vorlesungen und unvermeidliche Arbeiten für die Jahrbücher ꝛc. Darin, lieber Freund, hast Du auch die Antwort auf Deine Frage, wie es mit meinem Dichten stehe. Quäle mich nicht damit; ich weiß, daß ich es nicht lassen kann noch lassen werde; aber setze mir jetzt keine Frist. Ehe dieser unruhige Sommer überstanden ist finde ich nicht die Einsamkeit der Seele, die ich zu meinem Plane brauche . . . Ich hätte kein schwereres Thema für mein Colleg wählen können; aber da das Ding

wahlen erwartet. Immerhin war die Pflichttreue und der Muth der Wähler jedenfalls größer als ihre politische Einsicht. Aber diese Pflichttreue allein ist ein unendlicher Gewinn; der Eindruck davon ist selbst hier ein sehr tiefer." [1] Vgl. S. 98 Anm.

einmal mit großem Halloh begonnen und die Leute mir rührend treu bleiben, so muß ichs auch ehrlich zu Ende führen. Verlor'ne Mühe ists nicht — wenn ich mir auch Nichts dadurch erwürbe als jene harmonische Ruhe des Geistes, die uns von selber kommt, wenn wir eine Vergangenheit, die beinah noch Gegenwart ist, mit dem Blicke des Historikers betrachten. — Hat mir das letzte Jahr auch viel Schweres gebracht, so muß ich doch dem Schicksal danken für zwei freundliche Geschenke, die Freundschaft Teschendorffs und die nähere Bekanntschaft mit Freytag; er ist mir als Mensch fast noch liebenswürdiger erschienen denn als Dichter — in seiner klaren Sicherheit und Milde. Mit Overbeck verkehre ich viel, weil er fast der einzige Unbeweibte meiner Bekannten ist. Ich hab' ihn sehr gern; doch fürcht' ich, ihm stehen noch harte Kämpfe bevor. Wie er mit seinen gesunden David-Straußischen Meinungen mit den Leipziger Zionskosaken auskommen will, das wissen die Götter. Aber ich denke, er ist Manns genug den Hunden die Zähne zu weisen ... Dir klingt mein Brief vielleicht etwas milder als Du es sonst von mir gewohnt bist, und ich will Dir auch sagen, wie das zugeht. Ich erhielt in diesem Vierteljahre zwei Briefe von Put aus Paris. Sie haben mich wirklich erschüttert und mir — durch den Gegensatz — gezeigt, wie das gefaßte Gleichmaß der Stimmung den Mann erst zum Manne macht. Eine so schreckliche Verbitterung ist über den armen Menschen gekommen, nicht blos in politischer Hinsicht (Hoffnungen auf ein Robespierresches Regiment sind ja bei Put nichts Wunderbares), sondern auch in reinmenschlichen Dingen. Vielleicht kommt er ganz nach Leipzig, und dann muß diese unselige Verirrung zum Teufel; sie ist ihm wahrlich nicht natürlich. —

Zu verwundern ists freilich nicht, wenn ein Sanguiniker heute über Deutschland verzweifelt. Und doch — mir scheint das gegenwärtige Ministerium immer noch besser als die neue Ära. Die gräuliche Verwirrung hat ein Ende, die mich an meinen besten Freunden irr machte. Ich gehöre nämlich zu jenen Ketzern, welche den Hagen'schen Antrag billigen[1] und in der deutschen Frage das unitarische Programm offen

[1] Sybel, Begründung d. deutschen Reiches 2,410. Die unbedingte Annahme dieses Antrags gegen den Widerspruch der Regierung hatte zur Auflösung des Abgeordnetenhauses, am 11. März, geführt. Aber auch das Ministerium Hohenzollern löste sich durch den Rücktritt seiner liberalen Mitglieder schon im Laufe der nächsten Woche auf. Es war das Ende der neuen Ära.

— ohne die föderalistische Maske — predigen . . . Deine Annette Droste kenne ich schmählicherweise noch gar nicht, will sie aber kennen lernen, sobald ich den fremdartigen Eindruck der Shakespeareschen Sonette, die ich jetzt lese, überwunden habe. Sh. ist doch am Meisten er selber, wenn der dämonische Zug finstrer Weltverachtung hervortritt. Ich kann mir keinen Dramatiker denken ohne eine Ader dieses Sinnes; dieser grandiose „Cynismus" — mißverstehe das Wort ja nicht — ist auch der Grund, warum unverbildete Frauen die wahrhaft dramatischen Geister wie Sh. und Kleist nie ganz verstehen, nie ganz aufrichtig lieben. Wunderbar und ein ewiges Räthsel bleibt es freilich, wie damit eine ebenso souveräne Heiterkeit Hand in Hand gehen kann. Leb wohl, grüße Frensdorff und schreibe bald.

Dein

T.

334] An Karl Biltz.

Königstein, 29. Mz. 62.

Geehrtester Herr!

. . . Daß ein Poët auch noch ein Brotfach haben müsse, das können nur die Pedanten behaupten, die gar nicht wissen, wie es Einem zu Muthe ist, dem ein künstlerischer Plan die Seele füllt. Und muß es denn sein, so ists hundertmal besser, Richter oder Schullehrer zu sein als akademischer Lehrer und nebenbei Poët — oder richtiger umgekehrt. — Denn zu einem guten akademischen Lehrer gehört eine nachhaltige Anspannung des Geistes, wobei vielleicht Zeit, aber nicht Gemüthsfreiheit, nicht Stille des Herzens genug bleibt zum Dichten. Und ein mittelmäßiger Docent ist wie ein mittelmäßiger Schauspieler, weit weniger als Nichts. Glauben Sie mir was Sie binnen Kurzem an sich erfahren werden: Kathedervorlesungen, wenn sie wirken, schwirren Einem den ganzen Tag durch den Kopf; das verdirbt den Poëten . . . Mich hat ein autodidaktischer Bildungsgang, der mir ästhetische Anregungen fast gänzlich fern hielt, und nachher das leidige Bedürfniß in die akademische Laufbahn gebracht. Aber selbst ungewöhnliches Glück auf dem Katheder war nicht im Stande, mich von dem quälenden Bewußtsein zu befreien, daß ich mein Wesen in zwei Hälften zerschneide. Jedenfalls nehmen Sie meinen aus schmerzlicher Erfahrung stammenden Rath freundlich auf:

wenn Wissenschaft und Kunst sich nicht vertragen wollen, so schließen Sie allemal der Wissenschaft die Thür und lassen die Muse freundlich herein. —

Ich bin für diesen Sommer noch durch meine Collegien fast völlig in Anspruch genommen. In den Druck gebe ich dieser Tage nur eine Arbeit über das deutsche Ordensland Preußen für die pr. Jahrbb. Sie soll nach unsrer gereiften modernen Methode dem Ideeengehalte der Geschichte nachgehen und doch die ästhetische Anschaulichkeit nicht aufgeben, die ein unzweifelhafter Vorzug der alt-romantischen Historiker war. Sie sehen, ich verlache durchaus nicht Ihr Urtheil über Droysen und Raumer[1]. Doch glaube ich, Droysens Reflectiren, das mir in seiner preuß. Gesch. oft unerträglich wird, ist auf dem Katheder ganz am Platze. Da gilt es, Ideeen, Gesichtspunkte, Winke zu geben, wie sie nur der mündliche Vortrag bieten kann, während die Thatsachen sich leicht aus Büchern lernen lassen. Darum wirkt D. auch auf dem Katheder ungleich stärker als Raumer selbst in seinen besten Tagen. Ich selbst habe in meinen Vorträgen recht oft die ästhetische Versuchung empfunden, das Charakterbild eines Menschen, ein Schlachtgemälde u. dgl. recht nach Raumerscher Weise mit wenig Witz und viel Behagen auszuführen; doch mußt' ich mir sagen, es gelte vielmehr, den Leuten die Zeit zu deuten... Jedenfalls verlieren Sie den Muth nicht; Ihre Lage ist im Grunde klarer und einfacher als die meine; und schreiben Sie bald Ihrem aufrichtig ergebenen

T.

335] An den Vater.

Leipzig, 7. Mai 62.

Mein lieber Vater,

ich habe unverzeihlich lange geschwiegen, denn ich hatte so viel zu thun, daß ich nicht recht zur Besinnung kam. In Plagwitz[2] ist das Semester schon seit 14 Tagen in Gang; der Frühspaziergang ist ganz angenehm, und die Langeweile des Vortrags such' ich dadurch zu verscheuchen, daß ich mich nicht vorbereite, also während des Redens producire. So geht es leidlich. In der Stadt sind meine Collegien erst seit einigen Tagen eröffnet; der Besuch ist ganz wie bisher, aber

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 5,410. 3,695f. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,560f. [2] an der dorthin von Lützschena übergesiedelten Akademie.

ich halt' es in der That für unmöglich, daß es so bleibt. Die Hitze in dem vollgedrängten Saale bei geschlossenen Fenstern — des Meßlärmens wegen kann man sie nicht öffnen — ist gradezu unerträglich. —

Zu all diesen Arbeiten hat mir Freytag kürzlich noch eine neue Last aufgelegt. Am 19. soll Fichte's hundertjähriger Geburtstag gefeiert werden, und ich muß die Festrede halten, natürlich nur über den Menschen, den Politiker und Patrioten, nicht über den Philosophen. Es werden sich gewiß Leute finden, die mir das als Anmaßung auslegen; aber ich konnt' es nicht ausschlagen, denn ich weiß hier in L. sonst Niemanden, der sich grade mit dieser Seite von Fichtes Leben ernstlich und unbefangen beschäftigt hätte. In dem Comité — und das ist das Beste an der Sache — hab' ich eine Reihe tüchtiger älterer Männer kennen gelernt, so Gustav Harkort[1] und A. Ueberhaupt ist dieser Freytagsche Kreis jetzt mein angenehmster Umgang, obwohl ich weitaus der Jüngste und fast der einzige Unbeweibte darunter bin. Wir treffen uns dreimal in der Woche eine Stunde lang[2], und selten vergeht die Unterhaltung ohne daß ein verständiges Wort gesprochen wird. Außerdem bin ich fast immer zu Hause und rüste mich Alles abzuthun was ich mir für diesen Sommer vorgenommen habe. Lächerlich ists wie man in dieser Buchhändlerstadt versucht mich auszubeuten. Die Rede über Fichte hab' ich schon im Voraus der Gartenlaube versprechen müssen. Alle andern dergleichen Versuchungen hab' ich ruhig von der Hand gewiesen. U. A. wollte mich neulich der Director eines Backfisch-Instituts, wo mehrere Professoren lesen, für seine Schönen werben. Er schloß mit dem geistreichen Worte: Da die Studenten Sie so lieb haben, so wünsche ich, daß die jungen Mädchen Sie ebenso lieb hätten. Ich antwortete so ernsthaft als mirs möglich war, dieser Wunsch sei mir aus der Seele gesprochen, aber Vorlesungen wären doch wohl nicht das einzige Mittel dazu. — Ich beneide Euch oft um den Genuß dieser herrlichen Tage auf dem Lande. Hier ist gräßliches Meßgewühl, aber das merkantile Treiben mindert nicht das politische Interesse, das in immer weitere

[1] Jüngerer Bruder von Friedrich, dem „alten" Harkort; (1795—1865). Er vor allem wirkte seit 1834 für den Bau der Dresden-Leipziger Bahn (Deutsche Geschichte 4,586). 1856 war er Mitbegründer der Allgem. Deutschen Creditanstalt, zu deren Leitung er 1859 Mathy nach Leipzig holte. [2] in dem Restaurant von Kitzing u. Helbig in der Petersstraße; s. Freytag, Mathy, S. 402. „Die Verschwörung", wie Treitschke zu sagen pflegte.

Schichten des Volkes dringt. Als neulich am preußischen Wahltage die Berliner Wähler ankamen[1] — nach Mitternacht — waren mehrere tausend Menschen auf dem entlegenen Bahnhofe. Ungeheurer Jubel, große Reden von dem unvermeidlichen Heyner und einem Berliner Kaufmann — die Sache hätte geschmackvoller sein können, aber ich freue mich doch der Theilnahme und der guten Meinung — — —

Lebe wohl, lieber Vater, grüße die Schwestern herzlich und den Tropf, den ich leider in Dresden verfehlte ...

Dein treuer Sohn

Heinrich

336] An den Vater.

Leipzig 20 Mai 62.

Mein lieber Vater,

etwas müde und gewaltig heiser antworte ich Dir nach glücklich überstandener Fichtefeier in der ersten freien Stunde — oder eigentlich im ersten freien Augenblicke, denn diesen Nachmittag steht mir wieder ein Colleg bevor. Alles ging vortrefflich; ich denke, ich habe die Leute wirklich gepackt und erwärmt, ohne doch zu verschweigen, wie fremd uns der abstrakte Radicalismus und der humorlose Idealismus des Mannes geworden sind. An Angriffen wird es vielleicht nicht fehlen; aber Du hast ja an mir schon so oft erfahren, was von solchem Zeitungsgerede zu halten sei. Ueberdies werdet Ihr die Rede lesen, und zwar, zu meiner und Josephens Herzenserleichterung, in den Grenzboten, nicht in der Gartenlaube — — — Die Stadt war während der Meßwochen sehr unerquicklich; nur ein Wettrennen von Renz hat mir Vergnügen gemacht: ein Gespann ging mitsammt dem Wagen durch, raste viermal durch die Bahn, über zwei Hürden weg — ein schöner Anblick, und seltsamerweise ohne allen Schaden. Du siehst, ich bin trotz Fichte's der Welt nicht abgestorben; überhaupt empfand ich mich recht oft als Weltkind in diesen geplagten Tagen des Fichte-Studirens. Ich glaube, selbst mit grauem Haar bring' ichs nie dahin, wie er, in einem niedlichen Mädchen blos ein Nicht-Ich zu sehen. Es war mir ein wahres Bad, grade jetzt Shakespeare's love's labour[s'] lost zu lesen. „Fasten, studiren, keine Frauen seh'n

[1] Am 28. April fanden in Preußen für das neue Abgeordnetenhaus die Urwahlen, am 6. Mai die Wahlen der Abgeordneten statt.

— wahrer Verrath am Königthum der Jugend" — solche Verse wiegen schon ein philosophisches System auf. — Im Uebrigen hab' ich sehr still gelebt und wieder einige unnütze Besuche mit sanfter Gewalt herauswerfen müssen, darunter die Directrice jener Backfisch-Universität. Sie kam einige Tage nachdem ich den Director abgewiesen und schlug mich mit einer so vernichtenden, so unversieglichen Redegewalt zu Boden, daß ich sie endlich um Himmelswillen bat zu gehen; ich würde ihr brieflich antworten . . .

Inzwischen ist es hohe Zeit geworden, daß ich mich wieder in den deutschen Bund vertiefe. Manchmal will mirs scheinen, daß dies ununterbrochne Studirleben ein Elend ist. Aber noch einige Jahre Geduld, und ich finde noch einen Platz in der Welt und habe genug vorgearbeitet um nicht mehr immer für den nächsten Tag zu schaffen, sondern ruhig für die Dauer zu wirken . . .

Dein treuer Sohn

In diesem Augenblicke kommt eine Deputation des kaufmännischen Vereins, sieben Mann hoch, darunter einige Graubärte, und bringt mir eine Votivtafel, ein kalligraphisches Meisterstück, das meine Klaue arg beschämt, voll schöner Reden des Danks für meine Vorträge über den alten Fritz[1]. Wenn die guten Leute nur wüßten, wie furchtbar peinlich mir all solch renommistisches Wesen ist und — daß ichs nur gestehe — wie schwer es mir wird, bei solchem Brimborium ernsthaft zu bleiben. Ich bin wahrhaftig noch nicht alt genug dazu.

337] An den Vater.

Leipzig, 22. Mai 62.

Mein lieber Vater,

ich kann es doch nicht über das Herz bringen, den morgenden Tag[2] ohne ein Wort meiner herzlichen Theilnahme an Dich vergehen zu lassen. Dein letzter Brief noch sagte mir in jeder Zeile, wie sehr Du in der Erinnerung an unsre liebe Mutter lebst. Mich selbst lassen

1 An Gustava v. H. hatte Treitschke am 3. April geschrieben: Soeben stehe ich im Begriffe, einem Vereine wißbegieriger Kaufleute einen Vortrag über den alten Fritz zu halten . . . Solche Vorlesungen über Dinge, die man schon einmal besprochen und unzähligemale durchdacht hat, sind eine wahre Pein. Ich verliere vorher jeden Maßstab, ich weiß nicht ob diese Sachen, die mir so trivial erscheinen, Andere noch anziehen können; und erst während des Redens kommt mir wieder einige Wärme."
2 Hochzeitstag der Eltern.

jetzt gehäufte Arbeiten selten zur Einkehr in mich kommen; aber die Stunden kehren doch immer wieder, wo das traurige Gedächtniß mir lebendig wird. Ich begreife jetzt was mir vor'm Jahre mein Freund Teschendorff aus eigner Erfahrung sagte, daß ein solcher Schmerz nicht verschwindet, noch sich mindert und nur die Zeit ihn seltener wiederkehren läßt. Auch dies wird bei Dir nach einer so langen innigen Gemeinschaft nicht zutreffen; aber einigen Trost findest Du doch vielleicht an der Liebe Deiner Kinder. Wir können es Dir wahrlich nicht genug danken, daß wir nur an Deiner verdoppelten Güte gegen uns bemerkt haben, wie schwer Du heimgesucht bist, mein guter Vater. —

Wegen meiner jüngsten Rede schlagen die Blätter großen Lärm. Ich werde öffentlich und privatim, sogar von Männern wie Hofrath Albrecht, gebeten, sie gesondert drucken zu lassen. Aber ich ziehe es vor, sie nur in den Grenzboten zu veröffentlichen[1]. Ich mag erst dann wieder ein selbständiges Buch herausgeben, wenn ich ein Werk fertig habe, das mich selber ganz befriedigt ...

Lebe wohl und die besten Grüße an die Schwestern.

Heinrich

338] An den Vater.

Leipzig, 3. Juni 62.

Mein lieber Vater,

... Ich danke Dir aufrichtig für Deinen Brief und schicke Dir anbei die vielbesprochene Fichte-Rede — oder vielmehr eine Rede, welche so nicht gehalten wurde. Denn ich sprach nach wenigen aufgeschriebenen Stichworten und mußte mir nachträglich den Vortrag aus dem Gedächtnisse, mit einigen Abänderungen, zusammensetzen — eine widerwärtige Arbeit, die ich schwerlich wiederholen werde ...

[1] 1862, No. 23. Histor. u. Polit. Aufsätze 1,113 ff. In den Grenzboten lautet der Schluß: „Durch eine eigene Fügung fällt mit der heutigen Feier der Beginn des preußischen Landtags zusammen. Zur Freude Aller, zur Beschämung Vieler unter uns haben unsre Nachbarn jüngst bei den Wahlen bewiesen, daß unter den Deutschen noch etwas lebe von dem „Charakter des Kriegers", der sich zu opfern weiß. Opfer hat dies Volk gebracht — und schwerer als solche, die sich schätzen lassen nach dem Tauschwerthe — für die Erfüllung einer ernsten Bürgerpflicht. Uns ziemt es zu bekennen, daß wir wissen: diese Thaten des Bürgersinnes sind auch für uns vollbracht worden. Hoffen wir, daß über dem an so verheißungsvollem Tage begonnenen Landtage der Geist des Mannes walte, dem wir den Spruch verdanken: „Charakter haben und Deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend."

Einen rechten Begriff von einer Rede giebt das gedruckte Wort doch nie; das Meiste wirkt die innere Bewegung des Redners und die Empfänglichkeit der Hörer, und Beides war bei jener Rede vorhanden. Ein Lohn für die Rede ist mir geworden: die schöne Büste Fichte's, die während der Feier im Saale stand, prangt jetzt auf meinem Schreibtisch — der Venus von Milo gegenüber. Doch hoffe ich, der gestrenge Philosoph wird für diese Versuchung minder empfänglich sein als sein Festredner. —

Inzwischen habe ich still und fleißig gelebt. Nur am Montag vor 8 Tagen geschah das Unerhörte, daß ich — zum ersten Male in meinem Leben — schwänzte. Ich war vom Arbeiten redlich abgespannt; da kam eine verlockende Einladung von Prof. Brockhaus (der ebenfalls schwänzte) zu einem Ausfluge nach Grimma. Ich kündigte am schwarzen Brett an, daß ich durch Abwesenheit von L. am Lesen verhindert sei, fuhr mit und habe es nicht bereut. Es war sehr hübsch. Ottilie B., die mit dabei war, läßt die Schwestern grüßen. Auch der als großes Gesellschafts-Talent in ganz Deutschland bekannte Hr. v. Danz — Jurist in Jena — war mit unter den Teilnehmern ... Auch er schwänzte ...

Hepp mag die Rede in Gottes Namen lesen; sie wird nicht Viel davon verstehen[1]. Ein Unglück bleibt es, daß dieser schroffe unästhetische Held den Frauen immer fremd sein muß ... Lebt wohl, und kann ich auch nicht selbst zu Pfingsten kommen, so seid doch gewiß, daß ich in herzlicher Liebe Euer denken werde.

Dein treuer Sohn

Heinrich

339] An Julius Klee.

Leipzig 3. Juni 62.

Geehrter Herr Rector,

zuvörderst den Ausdruck meines aufrichtigen Beileids. Den zweideutigen Professortitel haben Sie wirklich nicht verdient. — Sie am Wenigsten, der immer so stolz war auf den guten Namen eines „Schulmeisters“. Doch ich hoffe, Sie werden Ihr Geschick mit ebenso christlicher Ergebung tragen, wie Ihr Freund Prof. Brockhaus seinen Albrechtsorden. Es ist hart, daß zu gleicher Zeit zwei Männer, die ich verehre, von der Gnade des Herrn v. Beust heimgesucht werden. —

[1] Vgl. Bd. 1 S. 5.

Das bekannte Attentat auf den Ruhm dieses Herrn liegt in dem beifolgenden Packete. Die Vorsicht meiner Freunde hat das Libell so lange zurückgehalten. Es lag schon längst bei Hrn. Hirzel; er aber wollte es durchaus nicht herausgeben und schickte mir's endlich wohl versiegelt mit der Inschrift posa piano[1]. Um Ihre Entrüstung über dies Schriftstück, die Sie mir ja schon mitgetheilt, etwas zu mildern und eine angenehme mittlere Temperatur in Ihrem Gemüthe hervorzurufen, lege ich die Fichte=Rede bei. Ich denke, Sie sind mit meiner Ausführung Ihres Auftrags zufrieden: wir haben an 90 rl nach Rammenau geschickt. Die Arbeit selbst aber bedarf der Entschuldigung. Was Sie hier lesen ist die wirkliche Rede nicht... Die Feier lief glücklich ab; das Beste thut die Wärme des Sprechers und das Publicum. Und wie hätte ich mir dieses besser wünschen können, da Hr. v. Burgsdorf(f)[2] dicht vor mir saß?

Mehr schreiben darf ich nicht; denn vor den Pfingstferien, die mich nach Westen zu einem alten rheinischen Freunde führen, soll noch Viel abgethan werden. Sobald aber die lange Arbeit über das Ordensland Preußen gedruckt ist, schicke ich sie Ihnen mit einem langen Briefe; und Sie werden dann auch nicht unmenschlich schweigsam sein. Bis dahin die besten Grüße und Wünsche

von Ihrem alten Schüler

Treitschke.

Herzlichen Gruß an Hrn Dr. Baltzer. Anbei mit vielem Dank der Regis[3].

340] An den Vater.

Leipzig 27/12[4] 62.

Mein lieber Vater,

— — — Die Tage in Carlsruhe[5] waren freilich still, aber ich habe mich an meinem alten Freunde gefreut, wie männlich er sein Unglück trägt und wie ganz unverändert er geblieben ist... Ein paar Male sind wir in die Umgegend gekommen, so einen Tag nach

---

1 „Vorsicht!". Der Artikel „Die Zustände des Königreichs Sachsen unter dem Beust'schen Regiment", in den Preuß. Jahrbb. März 1862 erschienen; s. jetzt Histor. u. Polit. Aufsätze 4,97 ff. 2 Vgl. S. 127. 3 Vermutlich dessen Übersetzung von Shakespeares Sonetten; vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,571. 4 Verschrieben statt 6. 5 wo Treitschke seinen nach ganz kurzer Ehe verwittweten Freund Wilhelm Nokk besucht hatte.

dem herrlichen Baden-Baden, das mir wieder den alten lieblichen Eindruck machte . . . Wie Du denken kannst, mußte ich auch den Rhein widersehen, wenn auch an reizloser Stelle; aber der anderthalbstündige Marsch von Carlsruh durch die Ebne lohnt doch reichlich: wir Deutschen können uns einmal an unsrem Strome nicht satt sehen. Wieder hab' ich lebendig empfunden, wie viel glücklicher und naturfrischer doch die Süddeutschen leben. Das Land ist wie ein Garten; mitten im Felde dichte Reihen mächtiger Obstbäume; überall der leichte Wein in den offnen Flaschen und den großen Gläsern, und über dem Gebirge jener eigenthümliche Duft der Atmosphäre, der es doch besonders verschuldet, daß uns die rheinischen Berge so viel schöner erscheinen als die mitteldeutschen. In Carlsruhe selbst waren mir das Interessanteste die Menschen. Ich habe den Minister Roggenbach kennen gelernt, der mich schon durch den Ruf und durch seinen alten politischen Lehrer, Staatsrath Mat(t)hy hier, kannte. Das ist ein herrlicher Mann, der im Verkehre nur den vornehmen Herrn, nicht den Minister zeigt, noch in der Mitte der Dreißig. Ein leichter Anflug von gemüthlicher Wärme, fast Weichheit, steht seinem klaren energischen Wesen sehr gut. Bei ihm fand ich seine liberalen Freunde Jolly und den Historiker Baumgarten.

Auf der Hinreise, die ich in bester Gesellschaft, mit Hirzel und Freytag größtentheils, zurücklegte, blieben mir einige Stunden für Marburg. Eine reizend gelegne alte Stadt; aber ein schrecklicher Gedanke dort zu leben. Tübingens Armuth, Schmutz und winklige Gassen verzehnfacht. Auf der Rückfahrt wanderte ich einen Tag im Odenwald durch die Burgen an der Bergstraße, die ich früher nie gesehen. Es waren neun reiche Tage, und gern hab' ich dafür gebüßt durch verdoppelte Arbeiten. Erst am Tage des Wiederbeginns der Vorlesungen traf ich wieder hier ein und mußte noch im Waggon für das Colleg arbeiten. — Die Fichtefeier hat mir noch nachträglich manche Freude verschafft, so einen Brief von B. Auerbach, der mich freilich in Verlegenheit setzt, weil ich ihm die Rede weder geschickt habe noch schicken kann. Und vielleicht kann jener Tag mein ganzes Schicksal für die nächsten Jahre ändern. Man hat mir, wesentlich in Folge jener Rede, Eröffnungen gemacht wegen der zweiten Geschichtsprofessur in Kiel. Die Sache liegt im weiten Felde, da die Stelle in den letzten Jahren nicht besetzt gewesen, also die Erlaubniß der Regierung in Kopenhagen einzuholen ist. Ich habe mich bereit

erklärt, da der Diensteid Nichts enthält was ein guter Deutscher nicht beschwören könnte und die Dänen bekanntlich den Holsteinern ganz freie Hand lassen und ihre Tyrannei auf Schleswig beschränken. Meine Hoffnungen sind gering, denn es wäre das erste Mal, daß ein wirklich ungewöhnlicher Glücksfall in mein Leben eingriffe — — — Uebrigens hab' ich bei Frau Nokk[1] einige gute Bücher gesehen, die die Schwestern noch nicht kennen — die Gedichte von Mörike und Dingelstedt, die Neuen Gedichte von Heine ... Damit ein herzliches Lebewohl.

Heinrich

341] An Wilhelm Nokk.

Leipzig, 1. Juli 62.

Mein lieber Freund,

unbegreiflich und unverzeihlich, daß ich so lange warten konnte mit einem Worte des Danks für Eure Gastfreundschaft und die schönen Tage am Rhein ... In der That, ich habe hart büßen müssen für die schönen Pfingstferien: schon auf der Heimfahrt ging das Studiren los, und seitdem hab' ich keinen müßigen Augenblick mehr gehabt. Nächsten Samstag denk' ich die Geschichte des deutschen Ordens zu beendigen; dann soll am Sonntag der Wessenberg ausgebeutet und abgeschickt werden ... Auf der Heimreise hab' ich ... die Höhen an der Bergstraße bestiegen und in 50 Minuten Darmstadt mitsammt dem Einen Accessisten auf der Rheinstraße so gründlich kennen gelernt, daß ich schwören konnte, nie wieder dies grauenhafte Nest zu betreten. Das Pompejanum in Aschaffenburg hat mir Freude gemacht wie sicher Jedem, der Italien nicht kennt. Welch' eine Welt ist das gewesen, da jeder Handwerker ein Künstler war! Vornehmlich überraschten mich die schönen Thierbilder; ich sah da einen Sinn für die niedere Natur, den ich den Alten nicht zugetraut hätte. Und doch mag ich kein Alterthümler werden. Wenn ich den mächtigen rothen Palast der Mainzer Bischöfe mit seinen massigen Thürmen und den phantastischen Renaissance-Schnörkeln neben dem Pompejanum sah, da empfand ich doch, daß wir modernen Menschen trotz alledem ein Recht haben uns trotzig neben die Alten zu stellen: eine Straße solcher kahler unmalerischer Häuser könnte unser unruhiges Auge nimmermehr ertragen. — Hier geht die Arbeit weiter: ich weiß mit meinen

[1] Wilhelm Nokks Schwägerin.

9 Stunden Colleg kaum wo aus und ein; aber ich lerne was dabei und werde mich künftig nicht so sehr überladen. Aus der Kieler Sache kann wider Vermuthen doch noch etwas werden; sehr einflußreiche Leute betreiben sie alles Ernstes, und vielleicht habe ich mit Einem von ihnen schon in nächster Woche eine Zusammenkunft auf neutralem Boden. Jedenfalls sollte mir der Däne leid thun, wenn er sich so in Unschuld den Hecht in den Karpfenteich setzte. — Augenblicklich verweilt „Johann der Weise“ (so nennt den Jammermann das neueste Lehrbuch der sächsischen Geschichte für Schulen) hier, und ich ärgere mich, wie viele Anhänger selbst in Leipzig der servile Stumpfsinn noch zählt . . . Dieser Tage, denk' ich, gehst Du in die Alpen, und ich hoffe, das wird Dir wohlthun. Es bedarf dessen wohl nicht, aber ich muß Dir dennoch sagen, wie sehr ich mich an Dir und Deinem sittlichen Muthe gefreut habe. Nun grüße mir Rudolf und Deine Schwägerin aufs Herzlichste . . .

Dein T.

342] An Rudolf Haym.

Leipzig, 9 Juli 62.

Hochgeehrter Herr,

Sie sehen, ich habe Ihre letzte gnädige Frist noch benutzt und kann nur wünschen, daß man der Arbeit[1] die häufigen Unterbrechungen nicht ansieht. Ich lebe diesen Sommer in einem unbeschreiblichen Zustande, aber die Arbeit ist nicht fruchtlos; denn habe ich dies Colleg über neueste Geschichte glücklich vollendet, so darf ich mich getrost an jede andre historische Vorlesung wagen. — Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Worte über die Fichte-Rede. Die Rede hätte Ihr Lob vielleicht verdient, der Aufsatz sicherlich nicht . . .

Die Preußen-Arbeit kommt mit mehreren Bitten. Ihre Länge entschuldige ich nicht . . . denn wie sollte ich die Geschichte mehrerer Jahrhunderte kürzer behandeln? Aber etwas unverschämt klingt es, wenn ich Sie bitte, das umfängliche Mscr. nicht zu zertheilen. Sie werden rasch selbst erkennen, daß bei dem nothwendigen Zusammenhange des Ganzen eine unterbrochene Lectüre den Genuß und sogar das Verständniß verdirbt. Ueberdies fallen alle Zunftgelehrten über einen solchen essay gern her als über Dilettantenarbeit — während

[1] „Das deutsche Ordensland Preußen.“

ich mir sagen darf, daß der Vorwurf hier nicht zutrifft; also wär' es gut, den Leser durch ungetrennten Abdruck sogleich zum unbefangenen Urtheile über das Ganze in Stand zu setzen . . . Auch im Uebrigen bitte ich sehr um Schonung: manches dem raschen Blicke anstößige Wort ist den Quellen entnommen. Mit Absicht habe ich mich als Nichtpreußen genannt; denn darin liegt ein guter Theil der Rechtfertigung für das Unternehmen, das manchem Preußen vielleicht tollkühn oder überflüssig erscheinen mag. Ueberflüssig mindestens ist es nicht, denn Sie glauben nicht, wie wenig man außerhalb Preußens von dieser herrlichen Geschichte kennt. Hier in einer Gesellschaft von Professoren hatte neulich Niemand außer mir jemals von der Marienburg gehört . . . Die Arbeit stimmt, wie ich nachträglich zu meiner Freude sehe, an mehreren Stellen mit Goldschmidts Hansa[1] überein. Ich will zufrieden sein, wenn Sie den Aufsatz ebenso gern lesen, als ich ihn gern geschrieben habe — — — Mein Preußenthum sollen Sie in ungeschmälertem Wohlsein finden, obgleich, das weiß der Himmel, es jetzt kein leichtes Werk ist gut preußisch zu bleiben. Jeden Sonntag Abend versammeln sich die guten Preußen, und Sie werden, denk' ich, mit dieser „Verschwörung" ziemlich zufrieden sein. Leben Sie wohl und lassen Sie mich bald ein Wort hören über das Schicksal des Aufsatzes. In unveränderter Verehrung ganz der Ihrige

Treitschke

343] An den Vater.

Leipzig, 14. Juli 62.

Mein lieber Vater,

. . . An Dich selbst zu schreiben verschob ich bis heute, weil es mir ein Herzensbedürfniß ist, daß Du an dem kommenden schweren Tage[2] nicht ohne ein Zeichen meiner Theilnahme bleibst. Wie schwer ist es doch, da seine Theilnahme auszusprechen, wo der Schmerz zugleich unser eigener ist. Sei Du nur überzeugt, daß wir Dir nicht genug danken können, wie edel Du Dein Unglück trägst und wie Du uns alltäglich mit Güte überhäufst. Uns Kindern wird das Bild unsrer lieben Mutter in allen ernsten Stunden vor die Seele treten und unsren Sinn auf das Gute und Dauernde im Leben richten. Du weißt selber, wie schwer es einem Manne fällt, eine Empfindung

[1] Preuß. Jahrbb. 9,528 ff. [2] dem Todestag der Mutter.

auszusprechen, die sein innerstes Herz erfüllt. Darum laß mich bei diesen Worten abbrechen, mein lieber Vater, und sei versichert, daß morgen meine Gedanken bei Dir und dem Grabe der Mutter sein werden — — —

Inzwischen ist auch mein Aufsatz über das deutsche Ordensland Preußen beendigt worden, eine sehr schwierige und sehr lange Arbeit, aber ich hoffe, sie hat ein Recht zu existiren. Für mein Colleg hab' ich ungeheuer Viel zu lesen: mancher ganz neue Gedankenkreis hat sich mir erschlossen. So kannte ich bisher den gebildeten und gemäßigten Katholicismus nur aus dem Umgange mit einigen katholischen Freunden. Jetzt aber habe ich in dem Leben und den Schriften des alten Bischofs Wessenberg[1] nicht nur einen der reinsten und klügsten Menschen unsres Jahrhunderts gefunden, sondern daran auch meine alte Ueberzeugung gefestigt, daß unsre gemeinsame deutsche Geistesbildung den Gegensatz der Confessionen in den helleren Köpfen sehr abgeschwächt hat. — Auch viele Zeitgedichte aus den vierziger Jahren muß ich lesen; doch ist mir das Herwegh'sche Phrasenmachen in tiefster Seele zuwider, und Musset's nous l'avons eu, votre Rhin allemand scheint mir tausendmal schöner als das abgeschmackte Becker'sche Rheinlied. Unter all diesen deutschen Zeitpoëten jener Tage ist doch Dingelstedt der einzige Dichter[2]. — Uebrigens habe ich noch eine Stunde wöchentlich zugelegt und werde, wenn Alles nach meinem Plane geht, das Thema wirklich bis zum Ende, zum Ausbruche der Revolution von 48, führen, dann aber auch der überstandenen Plage herzlich froh sein. In 3—4 Wochen ist an der Universität Semesterschluß; ich aber muß leider wegen der verwünschten Plagwitzer Vorlesungen noch bis zum 12. Septbr hier ausdauern . . . Ich sage Dir nochmals, mein lieber Vater, einen Gruß herzlicher Theilnahme für morgen.

Dein treuer Sohn

Heinrich

344] An Rudolf Haym.

Leipzig, 17. Juli 62.

Hochgeehrter Herr,

einen freundlicheren Empfang konnte sich meine Arbeit nicht wünschen[3]. Haben Sie vielen Dank dafür; es steckt wirklich etwas von meinem

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 2,364 ff. [2] Ebenda 5,373 f. 86 f. 374 f. [3] Haym hatte, nachdem er den „Ordensstaat" im Manuskript obwohl „nur ziemlich flüchtig

Herzen in den Blättern. Ich meine ein ganz moderner Mensch zu sein und möchte in keiner anderen Zeit leben, und doch werden mir jene phantastischen Tage immer wieder im Traume lebendig. — Diese flüchtigen Zeilen sollen Ihnen nur mittheilen, daß mein harmloser kleiner Sachsenspiegel jetzt von einer biedren Sachsenseele (vermuthlich einem Regierungsrathe in Dresden[1]) vernichtet worden ist — auf 87 Seiten in der Schrift: „Die Zustände im Kgr. Sachsen und der Min. v. Beust. Zur Abwehr gegen die Preuß. Jahrbb. Lpz. Tauchnitz.“ Das Machwerk ist so unsäglich albern, so Wort für Wort ein Beleg meiner Behauptung, daß Sachsen politisch erstorben sei, und dabei so zahm und höflich-langweilig, daß ich selbst durch das Jubelgeschrei der Beust-schen Blätter nicht zu einer Erwiderung getrieben werden kann. Ich theile Ihnen jedoch die Sache mit, weil Sie es vielleicht im Interesse der Jahrbb. für nothwendig halten, mit zwei wegwerfenden Worten von diesem Zeugniß unsres politischen Bankrotts Notiz zu nehmen[2] ... Und dabei ist der Mensch so gutmüthig, daß man nicht einmal einen schlechten Witz über ihn machen kann. O diese Sächser! ...

In dieser Woche bin ich etwas unwohl, doch etwa am Sonntag über 8 Tage hoffe ich Sie endlich wirklich und wahrhaftig hier zu sehen. Bis dahin nehmen Sie die besten Grüße von Ihrem ergebensten

Treitschke

Lassen Sie Sich das Buch ja nur zur Ansicht kommen; das Aufschneiden der Blätter wäre frevelhafter Luxus. Ich empfehle S. 26 über Carlowitz.

345] An Wilhelm Nokk.

Leipzig 29/7 62

Lieber Freund,

fast vier Wochen später als ich versprach kommt endlich der Wessenberg; aber sänftige Deinen Zorn, ich bin wirklich ganz unschuldig. Gleich

erst“ gelesen, Treitschke soeben geantwortet, daß er „den Aufsatz für ein Kapitalstück halte, das nicht bloß mir und den Jahrbüchern, sondern hoffentlich auch Ihnen zu gute kommt. Ich staune Ihren Fleiß und Ihre Leistungsfähigkeit an: Sie sollten sich doch jedenfalls nicht zu viel thun!“ Und am 17. Oktober dann beglückwünschte er Treitschke und die Jahrbücher von neuem wegen des schönen Aufsatzes: „Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn am Ende doch noch Ihre Thätigkeit für die Jahrbücher eine Brücke würde, Sie nach Preußen herüberzuführen“.

[1] v. Witzleben. [2] Geschah noch im Juliheft (Bd. 10, S. 94) ganz in Treitschkes Auffassung; vgl. auch Zehn Jahre Deutscher Kämpfe, 2. A. S. 61.

nach meinem letzten Briefe wurde ich sehr unwohl und ich bin seitdem so von allem möglichen Unbehagen geplagt worden, daß ich nur mit der größten Selbstüberwindung meine Collegien und die dazu nöthigen Arbeiten besorgen konnte und auch diese Zeilen noch auf dem Sopha schreibe. Da ist mir oft das Wort des Simonides durch den Sinn gegangen: zum Ersten, ihr Götter, schenkt mir Gesundheit des Leibes. Die großen Alten! Daß wir doch immer durch die Erfahrung an die edle Einfalt ihrer Weisheit erinnert werden ... Die lange deutsche Ordensgeschichte ist längst fertig; Du wirst sie im Septbr=Hefte der prß. Jahrbb. lesen[1]. Haym ist sanguinisch genug, mir eine preußische Professur dafür zu prophezeien (o Mühler!). In etwas mehr als 8 Tagen schließt Gottlob das Semester. Bis dahin soll auch noch eine Kritik des Ludw. des Baiern von Heyse fertig werden, die mir Freytag mit der Pistole in der Hand abgedrungen hat — eine trostlose Arbeit, denn was läßt sich sagen über das schlechthin Nichtssagende? Da lob' ich mir die köstliche Rohheit in Pseudo=Shakespeare's Heinrich VI, den ich jetzt zum ersten Male lese. Welche Kunstlosigkeit — wie in dem Puppenspiele — und doch welche hinreißende Gewalt der Leidenschaft in diesem Gedichte oder vielmehr in dieser Geschichte. Ich denke, auch in unsrer mittelalterlichen Geschichte ließe sich die gleiche Fülle sinnlicher Kraft und noch mehr Gemüth finden, nur daß leider Alles nach Zeit und Ort zersplittert ist und — was für die Poesie entscheidend ist — unsrer lebendigen Herzenstheilnahme so gar fern liegt. Sonst hab' ich von Poesie Manches gelesen, aber nicht nach eigner Wahl, sondern nach den Bedürfnissen meines Collegs. Da wurde mir der Ekel an der Tendenzpoesie des platten Schlages wieder schrecklich lebendig; dieser Herwegh, den die Zeitgenossen vor allen Andern auf den Schild hoben, ist doch der prosaischste Kerl von Allen gewesen: selbst Prutz hatte damals noch mehr Gestaltungskraft. — Von dem Freiburger Teutonenfeste[2] wußten die hiesigen Studenten Viel zu erzählen. Sehr schön — wenn nur nicht dieser alberne Tendenzbär Venedey die Studenten mit seinen Fadaisen berauschte[3]! Der Cultus der Dummheit unter

---

[1] Erschien schon im Augustheft, dann Histor. u. Polit. Aufsätze 5. A. 2,1 ff. [2] Vgl. oben Bd. 1 S. 174. [3] Vgl. Deutsche Geschichte 4,541 f. 607. 5,88. 659. So wie er an diesen Stellen gezeichnet ist, trat V. auch 1866 mit der konfusen Streitschrift „J. Venedey an Prof. Heinrich v. Treitschke“ hervor. „Wie alle Taube verbissen und mit der Welt zerfallen“, erscheint hier Tr., „trotz des Talars ein Vollblutjunker“, an der Spitze „der frechen Nachläufer des preußischen Junkersieges.“ „Im Namen der deutschen Scham, der deutschen Ehrenhaftigkeit, des deutschen

der Jugend eines geistreichen Volks — das ist eine entsetzliche Verirrung; wir erfuhren es schon einmal, als Vater Jahn der Jugendheiland war. — Mein Colleg ist schrecklich zeitraubend; denke daß ich in $1^1/_2$ Stunden den Kölner Bischofshandel abthun mußte, wozu eine ganze Literatur nothwendig ist[1]. Aber Freude macht mir jetzt der Schluß — die preuß. Verfassungsbewegung 1840/48. So viel Mißgriffe, so viel Thorheiten, auch auf Seiten des Volks: und doch wie hat dies Volk im Schweiße seines Angesichts gearbeitet für den Neubau seines Staats, und wie müht es sich noch. Aus Varnhagens Klatschereien lernt man dies freilich nicht. Wir sollen uns nicht gegen einander überheben; gewiß, ohne die Einflüsse politischer Bildung aus Süd- und Mitteldeutschland hätten die Preußen diese Ausdauer nicht gefunden, aber wenn ich denke, daß der Vereinigte Landtag eine feudale Institution war, so erstaune ich doch, wie stark der gesunde Trieb in Preußen ist. — Meine Kieler Geschichte wird sich erst in den großen Ferien erledigen; ich habe wenig Hoffnung. — Diese Zeilen finden Dich wohl soeben zurückgekehrt von der Schweizerreise; hoffentlich hat sie Dir das Herz gestärkt. Mir aber sei gnädig und antworte bald.

Dein T.

• • •

346] An den Vater.

Leipzig, 2. Aug. 62.

Mein lieber Vater,

heute vor einem Jahre machte ich die traurige Reise zu Euch. Die Erinnerung an diese Tage wird mir recht lebendig durch Deinen Brief, den ich soeben wieder las. Habe herzlichen Dank dafür und für alle die Liebe zu uns, die daraus redet. — Mein Leben ging inzwischen in der alten angestrengten Weise fort; nur war ich in den letzten Wochen oft recht unwohl und so abgespannt, daß mir die Arbeit viele Selbstüberwindung kostete. Keine leichte Mühe und keine Freude, in 5 Vorträgen Friedrich Wilhelm IV bis zur Märzrevolution zu schildern. Mein Urtheil über den Varnhagen[2] hat sich mir bei diesen Studien bestätigt: das Buch ist von großem Werthe für den Kundigen, aber

Mannesstolzes bekämpfen wir diesen Götzendienst." Denn „die ‚Einheit Deutschlands' wird nie auf dem Wege erreicht werden, auf dem Preußen in den letzten Tagen größer geworden ist." [1] Deutsche Geschichte 4,683ff. 5,279ff. [2] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,563f. 568f.

Gift, geradezu Gift für das unwissende Publicum. Die Herausgabe im gegenwärtigen Augenblicke ist eine Gemeinheit: zu so viel gerechter Erbitterung noch eine solche Fluth ungerechten Grimms unter die gährenden Massen zu gießen! . . . Noch ist einige Hoffnung auf Versöhnung der Regierung und des Landtags in Berlin. Ein unberechenbares Unheil für uns Alle, wenn sie scheitern sollte. Denn einem Verfassungsbruche — das glaube ich ganz sicher zu wissen — würde das Volk einen zähen, unbesiegbaren Widerstand entgegensetzen; die Folgen wären unabsehbar. —

Vor dem 12. Septbr nimmt leider die Plagwitzer Plage kein Ende. Dann denke ich sogleich auf 4 Wochen zu Euch zu kommen. Teschendorff hat mir geschrieben wegen seiner etwaigen Ankunft . . . Sein großes Lutherbild ist fertig und hat in München zu meiner Freude großes Aufsehen erregt . . . Von der Kieler Angelegenheit verlautet seit Langem Nichts; sie wird sich erst während der großen Ferien erledigen. Mir wär' es doch herzlich lieb, in diese neue Welt und in das sehr angenehme gesellige Leben der Kieler Gelehrten zu kommen; aber meine Hoffnungen sind gering — — —

Mit herzlichen Grüßen

Dein treuer Sohn

Heinrich

347] An Gustava von Haselberg.

Leipzig 14. Aug. 62.

„Haben Sie die Güte, Zeit für mich zu haben". Wie zufrieden wollt' ich sein, meine verehrte Freundin, wenn mein guter oder schlechter Wille über das Zeit haben entscheiden könnte. Das Unwahrscheinlichste ist diesmal wahr: ich bin seit vier Monaten nicht aus einer ununterbrochenen Arbeitshetzjagd herausgekommen. Sie kennen hoffentlich ein solches rastloses Arbeiten auf Stunde und Minute nicht, das uns wohl manche Augenblicke, aber nie den Kopf frei läßt. Man verlernt dabei fast sich zu sammeln und in sich einzugehen; man wird sich selber fremd. Ich habe daraus den Entschluß gezogen, daß ich ein solches Colleg so bald nicht wieder lese. Täglich sollte ich deutsche Geschichte seit 1815 vortragen — ein fast ganz unbearbeitetes Thema, das für jede Stunde zum Bewältigen einer kleinen oder auch großen Literatur zwingt; dazu noch nationalökonomische Vorlesungen, die

Fichterede, eine lange Geschichte des deutschen Ordens, die jetzt gedruckt wird, endlich seit Pfingsten ein anhaltendes Unwohlsein, das mir selbst diese unumgänglichen Arbeiten sehr erschwerte. Es war der Arbeit genug, und ich darf mir sagen, daß ich wirklich nicht eher schreiben konnte. Leid thut es mir trotzdem von Herzen, denn ich hätte längst gern zu Ihnen von den Vorlesungen Ihres Vaters gesprochen[1] — — — Es ist nicht blos eine Freude, so viel Klarheit, Muth und Schärfe zu so vieler Herzlichkeit und guter Laune gesellt zu finden, und Sie dürfen Sich darum nicht wundern, wenn ich Ihre Erlaubniß benutzt und das Bild zurückbehalten habe. Auch für die Erkenntniß der Zeit ist mir das Heft wichtig gewesen. Wir haben nicht viele Redner, die in wissenschaftlichen Vorträgen so rückhaltlos sich selber geben; und doch läßt sich aus den Ueberzeugungen und Hoffnungen eines bedeutenden, vorwärts strebenden Mannes das Herzensgeheimniß einer Epoche weit sicherer errathen als aus dem sorgfältigsten Berichte über die Staatsactionen. Ich sehe nun die Zeit, die der Revolution voranging, weit deutlicher vor mir mit ihren Abstractionen, ihrer leidenschaftlichen Sehnsucht und — ihrem köstlichen Muthe, der uns oft so sehr beschämt. Aber vor welchem Publicum hat Ihr Vater gelesen? Wenn ich mir Honoratioren einer Provincialstadt denke, die solche Sätze ruhig mit anhören wie jene über die Vernunftwidrigkeit der Monarchie, so gemahnt es mich an den französischen Adel, der den Werken Beaumarchais' zujubelte. Bei der heutigen Scheidung und Erbitterung der Parteien wäre das unmöglich. Was ist so räthselhaft, so widerspruchsvoll, wie die Empfindung, die wir dem Geschlechte, das uns voranging, entgegenbringen? Das Beste was wir besitzen, danken wir ihnen, und sehen wir sie selber vor uns, unsre Väter, wie in ihnen Alles reif und fertig ist was in unsren Köpfen noch durcheinander gährt, so haben wir kein Gefühl als das natürliche des Dankes und der Verehrung. Wie anders, wenn wir uns in ihren Ideenkreis versenken. Dann fühlen wir, daß die reifende Zeit uns älter und erfahrener gemacht hat als unsre Väter, daß eine Menge Gedanken, die ihnen das reifste Mannesalter erfüllten, von uns in wenigen Jugendjahren überwunden und verarbeitet werden. Ich denke, auf diesem rücksichtslosen Trotze beruht der Fortschritt unsres Ge-

[1] für deren Empfang Treitschke schon Anfang April kurz gedankt hatte, „ganz erstaunt über die Kühnheit im J. 1847 in Preußen solche Worte zu sagen." Vgl. Bd. 1 S. 291.

schlechts, und ächter Bildung darf sich nur rühmen wer dies freudige Zukunftsgefühl zu verbinden weiß mit dem liebevollen Verständniß der Vergangenheit. Noch eine Bemerkung haben mir diese Vorträge wieder lebhaft aufgedrängt: wie verschieden doch die ganze Denkweise der historisch und der naturwissenschaftlich gebildeten Männer ist. Der Mann der Naturwissenschaften schließt aus seinen Vordersätzen kühn und folgerichtig weiter; aber der Historiker und Politiker von Fach lebt mit der strengen Logik auf schlechtem Fuße. Das klingt unbegreiflich und es ist auch nur ein Schein. Denn in jede politische Frage spielen eine solche Menge widersprechender Mächte herein, darunter die unberechenbarste von allen, das Menschenherz, daß der Historiker über dieser Fülle der Thatsachen die allgemeinen Denk- und Naturgesetze, die diesem Spiele zu Grunde liegen, fast vergißt. Mir ist das oft in den politischen Gesprächen meiner Bekannten aufgefallen, wie der Historiker vor allseitiger Erwägung kaum von der Stelle rückt und allgemeine Sätze gradezu scheut, während der Naturforscher Schlüsse an Schlüsse reiht. Eine Zukunft, die wir hoffentlich noch erleben, wird einst Ernst machen mit der Erkenntniß, welche die Gegenwart nur im Munde führt, daß dieselben Gesetze, die das Leben der Natur leiten, auch die historische Welt bewegen. Dann wird auch dieser Gegensatz der naturwissenschaftlichen und der historischen Bildung schwinden; bis heute aber besteht er noch und tritt mir allemal entgegen, so oft ich einen Naturforscher über politische Dinge reden höre[1]. — Doch ich würde nicht fertig, wollte ich von allen den Gedanken sprechen, die mir das Heft aufdrängt. Also nochmals, haben Sie herzlichen Dank dafür, daß Sie mir das Glück verschafft, einen ganzen Mann kennen zu lernen. Ich kann nun annähernd Ihre Begeisterung begreifen und ich habe einen Begriff davon, welche allgemeine Hochachtung man Ihrem Vater entgegenbrachte, wenn er in solcher Zeit so rückhaltlos reden durfte. — Ihre Freude an den Zeitpoëten der 40er Jahre verstehe ich sehr gut . . . Doch fast unmöglich wird es mir (und daran erkenne ich wieder, wie rasend schnell unsre Zeit sich wandelt) zu begreifen, wie Sie und die Meisten meiner älteren Freunde in der Bewunderung Börne's groß geworden sind. Ich bin kein Deutschthümler und bewundre Heine aus voller Seele, der doch noch schonungsloser als Börne unser Volk geschmäht hat[2]. Aber eine so

---

[1] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,447 ff. Politik 1,6 ff. [2] Vgl. noch zu Treitschkes Urteil über Heine damals: Histor. u. Polit. Aufsätze 4,574 f. 582. 623 f.

leere, kokette und unharmonische Natur ist mir selten vorgekommen; ich begreife nicht, wie man ihn als Charakter über Heine stellen mag. Heine war was er sein wollte, der große Humorist; und was er auch gesündigt hat durch sein thörichtes Politisiren, wer ein Gedicht schrieb wie jenes Sonett „an meine Mutter", der war kein gemeiner Mensch. Aber dieser Börne, der sich mit hochtrabendem Pathos als großer Volkstribun geberdet, unser Volk und alle unsre Genien, die er nicht verstand, unbarmherzig herunterreißt, der Nichts sein will als Politiker: er war sein Lebtag zu faul und zu ohnmächtig auch nur über eine politische Frage ernstlich nachzudenken. Was hat er geschaffen? Geschmäht und wieder geschmäht, unseliges Gift verbreitet; er ist mir das Urbild des heimathlosen Juden, dem die Welt nichts Heiliges mehr bietet. Das will ich nicht betonen, daß seine Witze uns heute schal und langweilig erscheinen; so ist das gemeine Loos aller Humoristen, wenn sie nicht ungeheure Kraft besitzen. Aber lesen Sie die, leider kürzlich herausgegebenen, Briefe und Tagebücher des 17jährigen Menschen, als er in Henriette Herz verliebt war. Wenn ein junger Mann mit seiner ersten Liebe eine solche frivole Selbstvergötterung treibt, so ist er der Nichtigste und Eitelste der Menschen. Ich sehe in jenem Börne-Cultus nur das Fieber einer in ihren edelsten Hoffnungen schändlich getäuschten Zeit. Tausende braver Menschen haben damals ihre reine Sehnsucht hineingetragen in die Werke eines flachen Kopfes, der jeder großen Empfindung fern stand. —

Sie sind sehr nachsichtig, meine verehrte Freundin, daß Sie meine Fichte-Rede loben ... Besser zufrieden bin ich mit der Geschichte des deutschen Ordens, die ich Ihnen nächstens schicke. Für die reizvollste Aufgabe des Historikers, die Charakterzeichnung, war hier freilich wenig zu thun, denn nur zwei bedeutende Menschen heben sich greifbar aus dem grauen Nebel. Aber der Orden selbst hat Charakter, und es wird Sie vielleicht interessiren, in diesem Ritterbunde einige Züge des deutschen Wesens verkörpert zu finden, die man selten recht beachtet — die aggressive Kraft und die herrische gemüthlose Härte... Sie wollen etwas von den Meinigen hören ... Meine Verehrung für den Vater ist wo möglich noch gestiegen, seit er den Tod meiner Mutter so edel trägt. Er hat sich ohne alle Gönnerschaft in der Armee so weit heraufgearbeitet, und ich habe einmal eine Kammerherrnseele gehört, die sich wunderte, daß er als Excellenz noch derselbe gesetzte schlichte Mann sei wie als Leutnant. Ein unsägliches Glück

für uns, daß er in d. J. 48/50 nicht — wie der verstorbne König, sein Freund, wollte — Kriegsminister wurde. Er hätte es für Soldatenpflicht gehalten, in allen Wandlungen unsrer niederträchtigen Beust'schen Politik auf seinem Posten zu bleiben. Dies ist uns erspart geblieben, und so kann er jetzt ruhig auf eine ehrenvolle Soldatenlaufbahn zurückblicken. Recht schwer wird mirs oft, mit meinen politischen Meinungen ihn nicht zu kränken. Eine Verständigung, eine Duldung wenigstens, ist möglich, so lange ein Punkt nicht berührt wird — Sachsen. Ich liebe meine schöne Heimath und die unverwüstliche elastische Lebenskraft ihres vielverkannten Volksstammes; aber für diesen verfaulten Staat hab' ich Nichts als ehrlichen Haß. Darum vermeide ichs, des Vaters wegen, über diese Dinge öffentlich zu reden — was ohnedies verlorene Mühe wäre bei dem Stumpfsinn der öffentlichen Meinung in Sachsen. Darum thut es mir auch leid daß ich in diesem Frühling, in einem Augenblicke als ich nicht an den Vater dachte, auf Hayms Bitte in die Jahrbücher einen Aufsatz über Sachsen schrieb. Ich sagte nur was sich von selbst versteht; aber in der Todtenstille, die der lächelnde schleichende Despotismus unsrer Regierung über das Land verbreitet, erregte das ehrliche Wort ein großes Aufsehen . . . und zum ersten Male in meinem Leben wünsche ich, daß meine Autorschaft verborgen bleibt. Hoffentlich wird die Sache bald vergessen. — In meinem Hause hatte nur die Mutter ein lebendiges Gefühl für das Kleinliche und Engherzige der kleinstaatlichen Verhältnisse, die jeden starken Charakter empören oder verkümmern müssen: ich weiß nicht, lag es ihr im Blute von ihrem Vater her, der unter Washington gefochten, oder bestimmte sie ihre natürliche Empfindung für alles Große und Starke. Ich kann es nicht genug bewundern, wie dieser Sinn für das Große sich verband mit einer so liebevollen Sorge für das Kleine und Kleinste, im Menschenleben wie in der Natur. Von diesem Natursinn der Mutter hat sich leider nicht viel auf die Kinder vererbt; ihre schönen Sammlungen liegen jetzt unberührt[1]. — Meinetwegen bin ich sehr froh, daß mein Vater kein Gelehrter ist. Einem Gelehrtensohne fliegt die formale Bildung leichter an, aber er wird schwerer selbständig, er gewöhnt sich früh fertige Urtheile nachzusprechen. Aber meinen Schwestern wünschte ich, daß sie einen minder einseitigen Umgang gehabt hätten.

---

[1] S. o. Bd. 1, S. 6f.

Sie ahnen kaum, wie gut es Ihnen wurde, daß Sie von früh auf so viele kluge Männer an Ihres Vaters Tisch gesehen. Denken Sie dagegen die Monotonie des Dresdner geselligen Lebens: Leutnants, Majore, Generale, Cadettenmütter, Cadettenschwestern und wo möglich Cadettentöchter, sämmtlich verschwiegert und verschwägert, sämmtlich seit unvordenklichen Zeiten zu Dresden in Garnison. Mich wundert oft, daß meine Schwestern sich bei solchem Umgange noch so viel geistiges Interesse bewahrt haben. Aber ich habe sie viel zu lieb, als daß ich nicht wünschen sollte, sie wären frei von jener sonderbaren Scheu vor allem „gelehrten“ Wesen, die in militärischen Kreisen heimisch ist. Mein Bruder ist jetzt Erster und Musterknabe des Cadettenhauses, guter Mathematiker und ein prächtiger Junge. Ihm kann es nicht fehlen, denn alle seine künftigen Vorgesetzten sind meines Vaters alte Untergebene, und er war der beliebteste General der Armee; aber leid thut mirs, daß mein Bruder sein Lebtag nur die Wahl haben soll zwischen Leipzig und Dresden und Dresden und Leipzig. Von andren Verwandten ist nicht viel zu sagen; mütterlicherseits sind sie sehr vornehm, haben aber keinen Einfluß auf uns — glücklicherweise, denn dies Junkervolk ist ein Gräuel. Werfen Sie mir nicht Parteifanatismus vor; ich zähle mehrere politische Gegner zu meinen besten Freunden. Aber diesen engen Sinn kann ich nicht ertragen, der in den grandiosesten Bewegungen der Geschichte, in der englischen und französischen Revolution einen „Crawall“ sieht (wörtlich) — nicht diesen Lakaiengeist, der die Reformation als ein Unglück für Sachsen beklagt, weil unser elendes Königshaus wieder katholisch wurde. Einige herrliche Ausnahmen sind darunter, so eine Tante und mütterliche Freundin meiner Mutter, Frau von Reiboldt. An ihr hab' ich zuerst gelernt, was wahrhaft aristokratisches Wesen ist; aber ich glaube, dies Geschlecht stirbt aus ... Kennten Sie das Elend dieses Hofadels unsrer kleinen Staaten, ich glaube, Sie würden Sich noch erwärmen für die Idee des deutschen Staates. Daß Sie bis jetzt dafür noch nicht begeistert sind, verarge ich Ihnen gar nicht. Wer nicht zum Doctrinär geboren ist, der erwärmt sich für eine politische Idee erst dann, wenn er sieht, daß ihr Gegensatz entsittlichend auf die Menschen wirkt. Darum haben Sie ein so schönes Gefühl für die persönliche Freiheit, weil Sie hundertmal gesehen haben, wie niedrig die Menschen werden, denen diese Freiheit verkümmert wird. Leben Sie eine Weile in der Nähe eines kleinen Hofes, und Sie werden

dieselben entsittlichenden Wirkungen des Particularismus mit Händen greifen. Nur deßhalb hoffe ich auf den deutschen Staat, damit die Herzen unsres Volkes freier und reicher werden, damit wir nicht mehr verächtlich leben, weil die Fremden uns verachten. —

Ich habe Ihnen diesmal für so Vieles zu danken, auch noch für das geistreiche und hoffnungsvolle Wort von Reade[1]. Sehr edel ist es, aber so konnte doch nur Einer schreiben, der kein Künstler ist. Daß unsre Zeit geistig und gemüthlich reicher ist als das Alterthum, wer darf es leugnen? Was aber heute den Künstler drückt und noch jeden Künstler unsres Jahrhunderts gequält hat, ist dieses, wie mir scheint: der reichere geistige Inhalt unsrer Epoche erscheint in den denkbar unschönsten Formen und ist deßhalb für den Künstler so schwer zu erfassen und darzustellen. Nur Engländer und Amerikaner können dies übersehen, sie, die seit Milton nur den Sittenroman kennen und ihren größten neueren Dichter Byron verleugnen. —

Ich beneide Sie um Ihre Kopenhagener Reise . . . Vielleicht komme ich selbst bald in diese nordische Welt . . . Ich glaube noch nicht recht daran; denn der Däne wäre doch zu thöricht, grade mich zu wählen. Das werden Ihnen die beiliegenden Vaterländischen Gedichte beweisen, die ich Ihnen doch schicken muß, da sie mir grade in die Hände fallen. Sie sind fast zwei Jahre vor den „Studien" erschienen, und mehrere sind mir schon recht fremd und setzen mich in Verwunderung durch ihren Ueberfluß von Gesinnung und ihren Mangel an Plastik. — Sie halten es hoffentlich nicht für zudringlich, wenn ich ein Bild beilege, das der Leipziger studirende Jüngling eifrig kauft. Es galt bis vor Kurzem für sehr ähnlich; seitdem aber ist ein Vollbart entstanden, und die Götter schenken der jungen Pflanzung so fröhliches Gedeihen, daß meine besten Bekannten mich nicht wieder erkennen. — Dieser ungeheure Brief — der längste, den ich je geschrieben — zeigt Ihnen hoffentlich, daß nicht Unlust mein Schweigen verschuldet hat. Leben Sie wohl, meine verehrte Freundin und suchen

[1] Der Verfasser des Romans The Cloister and the Hearth (1814—74) erklärt feierlichst, in dem von Gustava ihrem Freunde mitgeteilten Zitat, den Historiker, der die Geschichte jener Tage in unvergänglicher Darstellung festzuhalten vermöchte, im voraus für den größten aller je dagewesenen Schriftsteller: such is the force, weight and number of the grand topics that lie this day on the world's face. I say that he who has eyes to see may now see greater and far more poetic things than human eyes have seen since our Lord and his apostles and his miracles left the earth.

Sie, wenn es noch möglich, den Unwillen zu sänftigen, den ich doch nur halb verdient habe.

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

348] An den Vater.

Leipzig 15/8 62.

Mein lieber Vater,

das Semester ist glücklich zu Ende, und ich habe, bevor ich an die Ferienarbeiten gehe, einige Tage zum Briefschreiben und Abthun von Resten. Das Colleg war doch mit all seiner Noth eine Freude: ich las am letzten Tage vor ebenso vollem Saale wie zu Neujahr. Die wahre Prüfung freilich der Studententreue soll erst im nächsten Winter kommen. Dann lese ich privatim englische Geschichte, obgleich es hier unerhört ist, daß ein historisches Colleg, das nicht zum Examen nothwendig ist, privatim gelesen wird. Aber endlich einmal mußte ich doch damit anfangen, und meine Hoffnungen sind kühner, als die trüben Prophezeiungen meiner Collegen, die nicht viel mehr als die gewöhnliche Zuhörerzahl solcher Vorlesungen (4—6 Mann) erwarten. Das denk' ich doch nicht. — Um so widriger sind mir die Plagwitzer Vorlesungen ... Nach sehr langer Zeit war ich neulich auf einem Studentencommerse. Es gefiel mir ganz gut, denn unverkennbar ist unter den Studenten in den jüngsten Jahren ein regeres geistiges Leben erwacht. Nur wiederholt sich leider die alte Erscheinung, die Leipzig von jeher von andren Universitäten unterschied: die Studenten sind entweder politisch ganz indolent, oder, wenn sie politisches Interesse haben, so verfallen sie gleich in extremen Radicalismus. — Es freut mich herzlich, daß Ihr es in Teplitz so gut getroffen ... Ich selbst will, sobald es irgend angeht, etwa morgen über 8 Tage, irgendwohin ins Gebirge wandern. Wahrscheinlich geht Dr. Busch mit mir, von dem Ihr einmal das Buch „eine Wanderung nach Jerusalem" lesen müßt. Kommen wir in katholische Gegenden, so kann es uns gar nicht fehlen: dann verkauft Busch Jordanwasser, und wir schlagen die Reisekosten wieder heraus. Bis dahin aber werden einige Auslagen unvermeidlich sein, und deßhalb wär' ich Dir sehr dankbar, wenn Du Dein Anerbieten ausführen und mir das Geburtstagsgeschenk vorher schicken wolltest ——— Mit herzlichen Grüßen an Alle

Heinrich

349] An Gustava von Haselberg.

Schwarzburg 11/9 62

Sie werden vermuthlich über das Aussehen dieses Briefes nicht minder Sich entsetzen als ich selber; aber ich will mir die Freude nicht versagen Ihnen endlich einmal außer der Reihe zu schreiben, meine verehrte Freundin, um endlich einen Theil meiner Unterlassungssünden gut zu machen. Ehrlich gesprochen, dieser Brief, geschrieben mit dem unbeschreiblichen Material einer Thüringer Waldherberge, sieht noch um ein gut Theil reizender aus als in diesem Augenblicke sein Schreiber. Nach vierzehntägiger Wanderung unterscheidet sich das gebildete Kind gebildeter Eltern vom Handwerksburschen nur noch durch den rothen Baedeker. Trotzdem befinde ich mich sehr wohl in dieser deutschen Reichshauptstadt, welche nach meiner Schätzung außer einem Hofmarschall, der sein schriftstellerisches Talent an jeder Wegecke des hochfürstlichen Wildparks getummelt hat, noch etwa 100 Seelen umschließen mag. Das Ländchen ist gar nicht so klein. Man hat — ohne Uebertreibung, ich hab' es heute selbst erfahren — vollkommen Zeit, beim Durchwandern ganz und gar durchnäßt zu werden. Doch ich habe all diese politische Komik vergessen, vergessen, daß hier zu Lande alle Meilenzahlen und Bekanntmachungen blau auf weißem Grunde gemalt sind, damit der getreue Unterthan die Farben seines Vaterlandes sich genügend einprägt: — wer denkt daran, wenn er das liebliche Idyll dieses Schwarzathals beschaut, das Schloß auf hohem Felskegel aus hellem Buchenwalde aufsteigend, im Halbkreise umflossen von dem dunklen Gebirgsfluß und in noch weiterem Kreise umschlossen von Felsen mit schwarzem Nadelwalde? Es ist ein reizendes Land, dies Thüringen — nicht grade die Wartburg, die mir nie einen großen Eindruck machte: sie hat ihren Ruhm wohl nur darum weil der gebildete Durchschnittsmensch an welthistorischer Stätte seine gebildeten Durchschnittsempfindungen haben muß: — aber die entlegenen stillen Waldthäler im Innern, die mich so heimathlich-erzgebirgisch anmuthen mit ihren Meilern und Eisenhammern, den Holzarbeitern und Hausirern, den einsamen Mühlen im tiefen Grunde — und vor Allem, mit ihrem heiteren, einfachen, durch und durch liebenswürdigen Volke. Vor solchen Bildern schlichter Menschensitte kommt mir immer der Gedanke, wie wenig doch das Wirken der Menschen

in geschichtlicher Zeit bedeutet im Vergleich zu dem, was sie schon seit einer unvordenklichen Vergangenheit besitzen. Die Bäuerin im selbstgesponnenen Kleide, das Kind auf ihrem Rücken eingebunden, der Hirt, der hier im Lande des alten Schlendrians noch alles Vieh der Gemeinde, Rindvieh, Pferde, Gänse durcheinander in die gemeine Mark treibt — sie können im Äußern und also auch im Herzen vor 1000 Jahren nicht gar viel anders ausgesehen haben als heute, und doch scheinen sie nicht fremd inmitten der modernen Gesellschaft. Solche Gedanken sind doch heilsam, sie schützen vor Ueberhebung — mich wenigstens, der ich mit Leidenschaft an den Fortschritt unsres Geschlechts glaube. Und daß wir wirklich fortschreiten, daß die Seele unsres Volkes reicher wird, das hab' ich vor einigen Tagen recht lebhaft empfunden, als ich Freytag aufsuchte auf seinem Landsitze inmitten dieses harmlosen Völkchens und mich einen Tag lang an seiner köstlichen geistreichen Liebenswürdigkeit erfreute. Sonderbar freilich, neben ihm seine sehr gute aber mindestens 10 Jahre ältere Frau oder gar seinen Stiefsohn . . . zu sehen. Natürlich hat F. selbst in diese verwickelten Verhältnisse sehr glücklich und sicher sich gefunden. Als das erste Befremden sich gelegt, meinte ich bald, es könne gar nicht anders sein. Wie liebenswürdig und gescheidt die Thüringer sind, das fällt mir grade bei meinem jetzigen Besuche recht auf. Denn ich komme hierher auf der Rückreise von der Rhön und dem Fuldaer Lande und habe dort einen der unerfreulichsten Theile unsres Volks gesehen, den deutschen Katholicismus in seiner häßlichsten Gestalt. Alle andre katholischen Deutsche sind lustige sinnlichfrohe Stämme, denen der sinnliche Glaube noch leidlich zu Gesichte steht. Durch welche scheußliche Mittel des Jesuitismus mag aber dieser vorgeschobene Posten der katholischen Kirche wiedergewonnen sein inmitten der Hessen, des ernsthaftesten und nachdenklichsten Stammes vielleicht, den wir besitzen? Dorthin müssen Sie gehen um zu verstehen, daß dieser Glaube für unser Volk eine Unnatur ist. Doch nehmen Sie diesen Rath ja nicht ernsthaft: es wäre wohl nicht Ihre Sache, Sich den Anblick dieses allerdings großartigsten der deutschen Mittelgebirge, der gewaltigen schwarzen und weißen Basaltberge und Felsenmeere und der Hochmoore so theuer zu erkaufen. Ueberall ein verdummtes und gedrücktes Volk, das den einfachsten Fragen nicht Rede stehen kann, ein unbeschreiblicher Schmutz, leider nicht Folge der Armuth, sondern der Trägheit, und zum Schluß die betrunkenen Mönche

im Kloster auf dem Kreuzberge[1] — das sind Züge von diesem Bilde der neukatholischen Welt. Wäre die Natur dort nicht gar so herrlich, ich könnte diese Wanderung bereuen, wie mein minder abgehärteter Reisegefährte es wirklich that ... nehmen Sie die herzlichen Grüße

Ihres aufrichtig ergebenen

Treitschke

350] An Franz Overbeck.

Königstein 20/9 62

Lieber Freund,

... Hebbels Nibelungen sind ein monumentaler Beweis für die Wahrheit, daß epische Stoffe in der dramatischen Bearbeitung einer rationellen Epoche nothwendig verlieren müssen: man trägt Nichts davon als einen wüsten Schauder[2]. — Noch trostloser ist eine andre Lectüre, die mir Busch mit auf den Weg gab — Varnhagens letzte Bände — ein Abgrund von Gemeinheit. Doch hat das widrige Buch sonderbarerweise mein historisches Urtheil etwas milder gestimmt. Ich sehe daraus: es ist doch nicht blos Feigheit, sondern eine Wahrheit, wenn man sagt, es gebe Zeiten des Wahns, wo Sünde und Thorheit in der Luft liegt wie schleichend Fieber. — Als Sohn und Bruder bin ich hier sehr zufrieden; als Politiker sehe ich mit Schauder, daß mein Sachsenspiegel seit 8 Tagen oder länger alltäglich von Hrn Wüstemann[3] todtgeschlagen wird. Seltsam, der Racker will ewig leben! — In Dresden feiert man heute durch Concert und Erleuchtung der Terrasse den 1000jährigen Bestand des russischen Reichs, wozu ein russisch und deutsch geschriebnes Programm im Anzeiger einladet! — In Folge dieser Nachricht werden Dir wahrscheinlich auf einige Minuten die Sinne vergehen, und ich nehme dies zum Vorwand um mit vielem Dank und guten Grüßen abzubrechen.

Dein

T.

---

[1] „am letzten Tage stärkte ich meinen ketzerischen Leichnam nach den Strapatzen der Rhönwanderung am gastlichen Tische der Franziscaner auf dem Kreuzberge", hatte Treitschke tags zuvor aus Sonneberg an den Vater geschrieben. [2] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 1,478 ff. [3] Ebenda 4,105.

351] An Wilhelm Nokk.

Königstein 29/9 62

Lieber Freund,

... Während Du in den Alpen wandertest, war ich viele Wochen lang recht krank und doch gezwungen die Collegien fortzuführen. Endlich im September hab' ich mich auf einer Fußreise erholt. Wie gern wäre ich jen Norden gezogen um das Meer und Alt-Preußen zu sehen[1]; aber der Geldbeutel gebot, mich auf Thüringen und die Rhön zu beschränken ... Noch einige Tage bleibe ich hier mit meinem Münchener Freunde Teschendorff zusammen. Er malt meinen Vater für die Festungsgallerie und gefällt aller Welt so gut wie ihm die Festung; es ist ein herrlicher Mensch, die ächte Künstlernatur. — Dabei ist für mich freilich wenig Arbeitszeit geblieben, und deßhalb flüchte ich bald wieder in meine stille Clause — — — Hier im Hause ist augenblicklich bewegtes Leben. Meine ältere Schwester hat sich soeben verlobt mit einem sächs. Offizier, der mir zum Schwager grade recht ist[2]. — In Dresden spielt man jetzt häufig Geibels Brunhild. Doch will mir dieser Versuch, das Mythische zu modernisiren und das Reckenhafte in sentimentale Eleganz zu verflüchtigen, gar nicht gefallen. Auch Hebbels Nibelungen sind mir keine Freude gewesen. Er hat ganz recht gefühlt, daß unsre Empfindungen von Grund aus andere sind als jene der alten Recken, er hat darum nicht einmal versucht, diese Charaktere psychologisch zu motiviren. Aber wo ich nicht lebendig mit empfinden kann hört für mich das Drama auf. Dagegen freue ich mich auf den Gelehrtenroman, den Freytag unter der Feder hat; wer ihn persönlich kennt, kann gar nicht bezweifeln, daß der Humor sein eigenstes Feld ist. — Die dürftigen politischen Nachrichten, die ich hier aus den lügenhaften Erzählungen unsrer amtlichen Blätter mühsam herauslese, reichen grade hin mich aufs tiefste zu verstimmen. Du weißt, wie leidenschaftlich ich Preußen liebe; höre ich aber einen so flachen Junker, wie diesen Bismark, von dem „Eisen und Blut" prahlen, womit er Deutschland unterjochen will, so scheint mir die Gemeinheit nur noch durch die Lächerlichkeit überboten[3].

---

[1] Am 27. Aug. (Brief an Overbeck) war der Besuch Danzigs (wohin er von Stettin in 28stündiger Seefahrt für 3 rl gelangen könne) und der Marienburg für Treitschke schon so gut wie beschlossen gewesen: „Also laß' ich alle andren Reisepläne fallen und fahre, wenn die Götter gnädig sind, am Sonntag nach dem Norden." [2] Oberleutnant Baron O'Byrn. [3] Vgl. Gedanken u. Erinnerungen 1,283f. Die vielberufenen Worte Bismarcks fielen in der Budgetkommission des

Daß die erstaunliche Entschlossenheit des preußischen Volks in einigen Jahren zum Siege gelangen wird und muß, daran ist mir kein Zweifel. Doch leider, einige Jahre Verzögerung können in dieser raschen Zeit die verhängnißvollsten Folgen haben — zumal da der gefährlichste Feind, den Deutschland jetzt besitzt, dieser durchtriebene Schmerling, alle Minen springen läßt. Die ganze Unnatur unsrer Lage kommt bei solchen Festen, wie das Frankfurter und der Juristentag, zu Tage[1]. Wir sollten uns freuen, daß die Deutschen im lebendigen persönlichen Verkehre sich ihres Volksthums bewußt werden; und doch, solange wir nicht als ein geschlossenes Reich den Oesterreichern gegenüberstehen, sind solche Verbrüderungen mit dem schlauen Stamme hochgefährlich. Der Phrasendunst, den die Oesterreicher so geschickt aufzuregen wissen, betäubt den gemüthlichen Deutschen, und die Menschen gewöhnen sich wieder zu meinen, die nationale Arbeit sei abgethan mit einigen tönenden Reden ...

Dein

T.

352] An Rudolf Haym.

Leipzig 19/10 62.

Hochgeehrter Herr,

herzlichen Dank für Ihre Güte[2]. Es war kein gar großes Verdienst, aus dem schönen Stoffe etwas zu machen. Vielleicht lehrreicher, aber sicherlich viel weniger erfreulich wird der Wangenheim ... Daß Sie die Hoffnung nicht aufgeben, die Pr. Jahrbb. würden mich selber noch nach Preußen führen, nehme ich dankbar als ein Zeichen Ihrer Theilnahme für mich auf; aber ich glaube nicht recht daran. — Dagegen kann ich Preußens Lage keineswegs ganz trostlos finden, so gräßlich es ist die vollendete Frivolität am Ruder zu erblicken. Der Zustand kann ja gar nicht dauern, und schon jetzt ist die Nachwirkung der letzten Kämpfe auf die deutsche öffentliche Meinung ungeheuer. Man beginnt zu fühlen, daß Preußen nicht blos durch seine Macht, sondern durch sein Volk der erste deutsche Staat ist, und ich sehe die Zeit

Abgeordnetenhauses am 30. Sept. Treitschke hat also am 29. den Brief zu schreiben nur begonnen. [1] In Frankfurt hatte gerade in jenen Tagen eine Zusammenkunft großdeutscher Abgeordneten stattgefunden; in Wien war der deutsche Juristentag am 25. Aug. von der Bevölkerung sehr freundlich empfangen, von Schmerling in feierlicher Rede begrüßt worden. [2] Vgl. S. 223 A. 3.

kommen, wo man in Preußen mit Stolz auf diesen zwanzigjährigen Kampf zurückblicken wird, den so kein andrer deutscher Stamm durchgefochten hat. Auch ich habe Mitleid für den König, aber wenn ein Fürst sich, wie Mathy sagt, nur als Lückenbüßer der Verfassung fühlt, so darf die Zeit kein Mitleid mit ihm haben. —

Das Arrangement, das Sie hinsichtlich der Jahrbb. vorhaben, ist mir natürlich hoch erfreulich, denn Sie wissen, daß ich die Haltung der Jahrbb. schon seit Langem zu conservativ finde und die enge Verbindung mit den anderen liberalen Fractionen für das Wichtigste halte[1]. Bei diesem Anlaß will ich einen Vorschlag aussprechen, den ich schon längst auf dem Herzen habe, und ich hoffe, Sie werden keine persönlichen Rücksichten dahinter sehen. Ich halte es für einen Fehler, daß die nicht im strengsten Sinne politischen Artikel der Jahrbb. anonym erscheinen. Nicht einmal — hundertmal hab' ich sagen hören: hätt' ich gewußt, daß der Aufsatz von Strauß wäre, so hätt' ich ihn gelesen. Wir Deutschen sind einmal so, daß das Gewicht eines guten Namens die gute Sache stärkt, und ich glaube, die Wirksamkeit der Jahrbb. würde durch Nennung der Mitarbeiter sich bedeutend heben. Wir sind keine Engländer und sollen es nicht sein, und im Grunde ist es doch nur eine Fiction, wenn man von den historischen Aufsätzen behauptet: hier spricht die Partei, nicht der Einzelne. Wenn dadurch die Jahrbb. an Gleichförmigkeit etwas verlören und der Redacteur sich manchmal Gewalt anthun müßte, so würde das durch den größeren Einfluß auf das Publicum reichlich aufgewogen[2]... Unsrem hiesigen Kreise steht durch den Abgang des anerkannten Seniors der Verschwörung ein großer Verlust bevor; wir müssen es ertragen, da Mathy's Berufung für die süddeutsche Handelspolitik von großer und heilsamer Bedeutung ist. — Ihre Geldsendung ist durch ein Versehen noch nicht in meiner Hand ... Nehmen Sie auch dafür meinen besten Dank und die Versicherung der aufrichtigen Verehrung

Ihres ergebensten

Treitschke

[1] Im Hinblick auf Treitschkes zu erwartenden Wangenheim-Aufsatz hatte Haym zwei Tage zuvor geschrieben: „Ich wünschte dringend, noch in diesem Jahre einiges recht Anständige in den Jahrbüchern bringen zu können, da ich an einem Arrangement arbeite, wonach Häusser, Sybel, Twesten die Autorität ihrer Namen und den Nachdruck ihrer etwas frischeren polit. Denkweise den Jahrbüchern und damit der alten konstitutionellen Partei leihen würden.“ [2] Diesem Vorschlag Treitschkes folgten die Preuß. Jahrbücher seit 1863 mehr und mehr.

353] An den Vater.

Leipzig, 29. Oct. 62.

Mein lieber Vater,

... natürlich wollte ich erst den Beginn der Vorlesungen abwarten, um Dir über die wichtige Frage, den Ausfall meines Collegs, Bescheid zu sagen[1]. Jetzt kann ich Dir die beste Antwort geben: der ganze Saal voll, schon in den ersten 2 Stunden 79 Zuhörer unterzeichnet, und noch ist die Liste nicht in Aller Händen gewesen. Das ist ein sehr erwünschtes Ergebniß: es verschafft mir zu Ostern eine sehr anständige Einnahme und macht mit einem Schlage dem freundlichen Gerede ein Ende, als verdankte ich meine Zuhörermenge nur dem Stoffe meiner Vorlesungen. Dabei kann ichs mit großer Gemüthsruhe mit ansehen, daß unter den rechtmäßigen Zuhörern noch ein sehr starker Haufe von „Schnurrern" sitzt. — Von Euch, Ihr Lieben, habe ich zuerst durch jenes Meisterwerk Heppischen Humors etwas erfahren, das am Sonnabend ankam, und wenige Stunden darauf durch Teschenborff, der bis gestern Abend bei mir blieb. Er war noch ganz voll von der Festung, und Hepp's Besorgnisse wegen der Langeweile sind sicherlich unbegründet. Auch ich muß Euch noch danken, daß Ihr meinen Freund so liebenswürdig behandelt habt ... In diesen Wochen hatte ich alle Hände voll zu thun um die wirklich unverschämten Zumuthungen abzuweisen, die zu Beginn des Winters von vortragsdurftigen Menschenkindern erhoben werden. Ueber Alles freilich bin ich nicht hinweggekommen. So konnte ich dem Staatsrath Mathy, der den Vermittler spielte, seine Bitte unmöglich abschlagen und werde am 8. Jan. den weiblichen Gustav-Adolf-Verein in Gotha beglücken. Soeben habe ich deßhalb an eine 19 Kinder geboren habende Frau v. Holtzendorff in Gotha geschrieben. — Dem Hepp sage ich noch ganz besonderen Dank für ihren Brief; es ist doch gar zu gut daß sie behauptet mich zu vermissen: ich war diesmal wahrlich sehr ungesellig — — — Mit meiner Zeit bin ich gar sehr im Gedränge; außer an zwei Verschwörungsabenden bleibe ich immer zu Haus. Dieser Verein hat bereits über die große Schlachtfeier im nächsten Jahre berathen, wozu man viele Tausende aus ganz Deutschland erwartet; von allen Seiten wird schon dafür gearbeitet ... Zum Schluß dank' ich Dir, lieber Vater, und den Schwestern herzlich

[1] Geschichte von England, dreistündig. Das erste Privatkolleg.

für Eure Aufnahme; Johanna wünsch' ich alles Glück im Brautstande und dem Hepp die Ruhe des Weisen in den zahlreichen Stunden, die Johanna mit Kosen verbringt.

Dein treuer Sohn

H.

354] An Rudolf Haym.

Leipzig, 5. Nov. 62.

Hochgeehrter Herr,

ich eile Sie wegen des Wangenheim zu beruhigen. Ihr Termin ist freilich früher angesetzt als ich dachte, aber ich werde ihn einhalten, und im Grunde ist es auch gescheidter, den höchst unerquicklichen Stoff wie eine bittre Arzenei auf einmal herunterzuschlingen. Ich werde also alle Mußestunden der nächsten Wochen daran wenden und hoffe noch vor dem 1. fertig zu sein. Der W. ist nicht blos ein ähnlicher confuser Schwätzer wie Gagern, sondern es steckt in ihm auch ein boshafter Ränkeschmied; und wenn ich denke: dieser Mensch war das Haupt der deutschen Opposition, er war der Klügste von Allen, die je in Frankfurt große Politik getrieben! — dann möchte ich die Feder im Ekel wegwerfen . . . Entsinnen Sie Sich noch unsres Gesprächs, wie ich der vernünftigen Haltung des Hrn vBeust in der Handelssache nicht trauen wollte? Ich habe leider Recht gehabt. Der . . . Poppe, der in München „im Namen des sächsischen Handelsstandes“ gegen den Handelsvertrag stimmte, hatte einen Brief von Beust in der Tasche, beruft sich jetzt darauf, wagt aber nicht ihn herauszuholen. Sollte er es thun, so würde natürlich der Minister ihn lächelnd desavouiren[1]. Ich fürchte, wir werden in dieser Sache noch andre Proben der Puncia fides des Hauses Wettin erleben. —

Mit der „zu conservativen Haltung“ der Jahrbb. meinte ich natürlich nur die Tage des Ministeriums Auerswald. Seitdem habe ich zwar noch einige Einwendungen zu machen; ich finde z. B. daß Ihre

[1] Über die Beust'sche Politik gelegentlich der preußischen Verhandlungen seit 1860 wegen Abschlusses eines Handelsvertrags des Zollvereins mit Frankreich (vgl. Sybel 2,422 ff. u. Preuß. Jahrbb. 10,386 ff. 487 ff.) schreibt Treitschke am 17. Nov. noch an Haym: „Die neueste Würzburgerei werden Sie doch hoffentlich gebührend züchtigen? Der Brief von Beust wirkt auf mich — ich finde kein andres Wort — wie ein Brechmittel. Und solche . . . regieren uns, und wir wissen, daß Hr. Poppe bereits in München einen anderen, noch viel naiveren Brief unsres Staatsmanns in der Tasche hatte!“

Correspondenzen die Schuld in der Militärsache zu gleichmäßig beiden Theilen zuschreiben, während nach meinem Gefühle die Fortschrittspartei erst durch die Starrheit der Regierung in die reine Negation hineingetrieben wurde[1]. Aber mit allem Wesentlichen, namentlich mit Ihrem Urtheile über die Reorganisation selbst, bin ich einverstanden. Dennoch freue ich mich der beabsichtigten Verstärkung der Redaction, weil dadurch das Blatt größere Verbreitung und mehr Einfluß auf die Liberalen gewinnen wird. Nur hoffe ich, daß Sie, geehrter Herr, die leitende Stellung nicht aufgeben, der die Jahrbb. bisher ihr Bestes verdanken ... Im Frühjahr komme ich Ihnen vielleicht mit einem ästhetisch-politischen Essay über Heine & Börne und die öffentl. Meinung ...

Mit den besten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

An der heutigen Bewegung in Preußen, so ehrenwerth sie ist, mißfallen mir viele krankhafte Zeichen blinder Verbitterung — so die schmähliche Sammlung für die Graudenzer Meuterer (ich spreche hier wahrlich nicht als Soldatensohn)[2], so die läppische und wirklich illoyale Demonstration mit den Krönungsthalern und andere kleine Züge, die zu unvernünftig sind als daß nicht ein Rückschlag folgen müßte.

355] An den Vater.

Leipzig, 12/11 62.

Mein lieber Vater,

wenn Du meine augenblickliche Lage kenntest, so würdest Du mirs hoch anrechnen, daß ich jetzt Zeit finde Euch zu schreiben. Ich habe eine Biographie von Wangenheim für die Pr. Jahrbb. übernommen, die bis zum 1. Dec. fertig sein muß, und sehe zu spät, wie schwer die Aufgabe ist. Trotz endlosen Suchens in Büchern und Bundes-

[1] Bald darauf, am 17. Nov. in dem eben schon zitierten Briefe, heißt es: „Ich kann die Zeit nicht ersehnen, wo wir uns wieder mit der Demokratie messen müßten; sie wird noch lange unser bester Bundesgenosse bleiben.“ [2] Am 20. Sept. waren in Graudenz 5 Unteroffiziere, 6 Gefreite u. 68 Gemeine der 12. Komp. des 8. ostpreuß. Infanterieregiments wegen Aufwiegelung, Meuterei und Verweigerung des Gehorsams gegen ihren Hauptmann vom Kriegsgericht verurteilt worden. Ende Okt. wurden die Sammlungen für deren Angehörige in verschiedenen preuß. Städten von der Polizei verboten.

16*

tagsprotokollen, trotz brieflicher Mittheilungen aus Württemberg, bleibt noch sehr Vieles und Wichtiges aus W's Leben dunkel, und meine durch die Collegien sehr beschränkte Zeit will schlechterdings nicht ausreichen. Doch natürlich, trotz alledem muß die Arbeit fertig werden. Inzwischen hab' ich viel zu thun, um mir alle die Vereine, getaufte und ungetaufte, vom Leibe zu halten, die mir zumuthen, Vorträge zu ihrem Besten zu halten ... Es ist stark, von mir zu verlangen, daß ich meine Zeit für eine naturwissenschaftliche Gesellschaft und zum Heile ehelicher Wöchnerinnen hergeben soll; die unehelichen brauchen es wirklich nöthiger ...

Wenn Ihr Euch nicht vor dem, sehr leichten, Plattdeutsch fürchtet, so müßt Ihr den 2. Band von Olle Kamellen von Fritz Reuter lesen. Freytag sagte mir gestern, das sei das Schönste und Lustigste, was in den jüngsten Jahren geschrieben worden. Reuter erzählt darin sein Leben: wie er wegen des schwarzrothgoldnen Bandes zum Tode verurtheilt wurde und dann 7 Jahre auf verschiedenen Festungen saß. Und diese unselige Zeit weiß der liebenswürdige Mensch mit einem solchen Zauber unverwüstlichen Scherzes zu verklären, daß man des Lachens kein Ende findet[1]. — Hier ist jetzt eine sehr lebhafte und sehr ernste Bewegung für den Zollverein und den preußischen Handelsvertrag im Gange. Der Handelsstand hat in den letzten 30 Jahren seine Interessen zu würdigen gelernt, und sehr zur rechten Zeit erinnert man sich, daß derselbe Hr. Poppe, der sich in München so unverantwortlich benommen, schon vor 30 Jahren ein Hauptgegner des Zollvereins war. — Neulich hab' ich bei Prof. Brockhaus an einem zukunftsmusikalischen Diner zu Ehren Richard Wagners theilgenommen. Ich war nebst der kleinen Doris die einzige Larve unter lauter fühlenden Brüsten. Wagner selbst war ganz menschlich und einfach, da seine Verwandten sich so freundlich gegen ihn zeigten; aber die andren Zukunftsmusiker sind gräßliches Volk, namentlich muß ich Frau v. B*** ... entschieden als eine verfehlte Speculation ihres Vaters bezeichnen. — Doch mein Wangenheim fordert gebieterisch sein Recht ...

Heinrich

---

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 4,612.

356] An Rudolf Haym.

Leipzig 9/12 62.

Hochgeehrter Herr,

einen Tag später als ich hoffte, aber hoffentlich nicht zu spät für das Decbr=Heft bin ich endlich fertig und danke den Göttern[1]. Dieses Bundestagselend ist doch zu jammervoll. Einen Widerspruch Ihrerseits fürchte ich höchstens gegen die Bemerkungen über das Zweikammer=system(s) S. 26. Doch bitte ich Sie sehr um Schonung; mir scheint der tolle Aberglaube an die Nothwendigkeit einer Adelskammer eines der traurigsten Kennzeichen unsrer politischen Unfähigkeit. — Sehr um Entschuldigung bitten muß ich wegen der Länge der Arbeit. Lesen Sie selbst und ermessen Sie, ob ich nicht gezwungen war, das Thema zu Dem zu erweitern was die Ueberschrift sagt. Der Mann als Solcher bot wahrlich keinen Reiz. Gern hab' ich mich sicherlich nicht so lange bei dem Stoffe aufgehalten. — Die Mittheilungen aus Actenstücken sind zumeist aus Quellen entnommen, die im Publicum Niemand kennt, z. B. aus den indiscreten Schriften von Ilse[2]. Daher lohnt sich wohl der Wiederabdruck ...

---

[1] Zur Übersendung des Manuskripts „K. A. v. Wangenheim. Ein Capitel aus der Geschichte des deutschen Bundes." Am 25. Nov. hatte Treitschke an Haym geschrieben: „Ihr Wangenheim fängt an, mir fürchterlich zu werden. Ich habe so Vieles über Dinge, die ich noch nicht mit Sicherheit beurtheilen konnte, lesen müssen (über die Concordate, die Gründung des Zollvereins u. s. f.), daß ich erst morgen an das Schreiben gehen kann. Und da ich an vier Tagen in der Woche gar nicht zu der Arbeit komme, so stehn die Dinge recht schlimm. Trotz alledem will ich Sie nicht verlassen" ... Da Haym dann den Aufsatz erst in das Januarheft aufnehmen kann, bittet Tr. am 13. Dez. sein so schnell niedergeschriebenes Manuskript zu nochmaliger Durchsicht und stilistischer Feilung zurück. Mit einer nicht näher bezeichneten inhaltlichen Änderung, die H., in einem nicht erhaltenen Briefe, inzwischen vorgeschlagen hat — sie betrifft jedenfalls „die Bemerkungen über das Zweikammersystem" Preuß. Jahrbb. 11,26. Histor. u. Polit. Aufs. 1,211 f. — erklärt sich Tr. am 12. Jan. einverstanden: „nur das ‚fast', welches Sie einschieben wollen, will mir schlechterdings nicht gefallen. Ich weiß keinen deutschen Staat, der von dieser Regel eine Ausnahme machte." Das bezieht sich auf Treitschkes Behauptung, es sei „ein Grundirrtum der deutschen Constitutionellen", an dem sie seit Wangenheim auf das Zäheste festhielten, „obgleich die Erfahrung in allen deutschen Ländern ihn alltäglich unbarmherzig widerlegt", dem unpolitischen deutschen Adel eine politische Aufgabe übertragen zu wollen. So sagt noch die 3. Aufl. der Histor. u. Polit. Aufsätze 1867. In den späteren aber nennt der Verfasser der Abhandlung „Das konstitutionelle Königtum in Deutschland" unsern Adel nicht mehr schlechthin unpolitisch im Gegensatz zum englischen, wohl aber monarchisch nach seiner geschichtlichen Entwicklung, nicht parlamentarisch. Und Haym also recht gebend setzt er statt „Ländern" jetzt „Kleinstaaten". [2] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,598 f.

Zu meiner großen Freude besuchte mich neulich Ihr Freund Duncker. Doch leider war ich unwohl und noch mehr taub als gewöhnlich, und er sprach sehr leise. Daß er mir trotzdem in der kurzen Viertelstunde so gut gefallen hat wie selten ein Mann, brauche ich wohl nicht zu versichern . . .

Nehmen Sie meine besten Wünsche zu den Festtagen.

Ihr treu ergebner

Treitschke

357] An den Vater.

Leipzig 10/1 63.

Mein lieber Vater,

daß ich vor acht Tagen „mit einer reizenden jungen Dame“, wie der alte Consul Hirzel[1] sagte, glücklich hier angekommen, das wird Euch Hepp wohl schon geschrieben haben . . . Mit dem Hepp sah ich natürlich das Werk des guten Hrn Teschendorff, und beim zweiten Sehen hat das Bild einen noch stärkeren Eindruck auf mich gemacht — — — Seit gestern haben meine Vorlesungen wieder begonnen, nachdem ich die Gothaer Strapaze überstanden. Denn eine Strapaze mehr als ein Vergnügen war diese Reise . . . Der Herzog war sehr artig, erkundigte sich angelegentlich nach Dir und läßt Dich grüßen[2]. Doch hat er mir nicht sonderlich gefallen[3]; um so mehr die Herzogin, die auf den ersten Blick für sich einnimmt. Auch einige interessante Männer lernte ich kennen, den Consistorialrath Schwarz[4] und den Regierungsrath Samwer; aber an ein vernünftiges Gespräch war natürlich nicht zu denken. Im Ganzen langweilte ich mich herzlich, doch interessirte es mich einmal in diese Kreise zu kommen . . .

Endlich muß ich Dir noch, lieber Vater, von einer Geschäftssache sprechen. Meine Einnahmen in diesem Vierteljahre stellen sich, wie ich Dir sagte, sehr günstig; sie werden sich höher belaufen als mein Bedarf. Und, wenn nicht Alles täuscht, so wird sich auch in den folgenden Vierteljahren Ähnliches wiederholen, und ich werde vom Hause nicht mehr bedürfen als 45 rl vierteljährlich. Aber wenn das Einkommen eines Schriftstellers und Docenten jetzt einen reichlichen

---

[1] Bruder Salomons. [2] Vgl. Bd. 1, S. 3. [3] „der reine Schauspieler“, heißt es an Nokk, 15. Febr. [4] Karl Schwarz (1812—1885), der Verfasser des Buches „Zur Geschichte der neuesten Theologie“ (1856), das Herzog Ernst von Coburg bestimmte, den damaligen ao. Professor in Jena als seinen Hofprediger nach Gotha zu berufen.

Betrag ausmacht, so hat es doch die Schattenseite, daß es mit einer unberechenbaren Unregelmäßigkeit eingeht[1] — — — Du hast immer von einem regelmäßig eingehenden Gehalte gelebt und wirst Dich schwer in meine Lage versetzen können. Aber ich denke, Du wirst meinen Wunsch, endlich eine geordnete Wirthschaft zu beginnen, gerechtfertigt finden und darauf eingehen. Sei im voraus meines herzlichen Dankes versichert . . . Mit den besten Grüßen

Dein treuer Sohn

. . . Heinrich

358] An den Vater.

Leipzig 24/1 63.

Du weißt vom Hepp, warum ich Deinen Brief noch nicht beantwortet, mein lieber Vater . . . Sehr gut fiel die Lessingrede aus, eigentlich besser als die Fichterede, nur daß der Stoff vor einem gemischten Publicum weniger dankbar ist. Den Beifall der Studenten kann ich mir erklären, sie sind nicht durch elegante Redner verwöhnt und halten sich vorwiegend an den Inhalt. Wie ich aber schon zweimal von einem gemischten, diesmal sogar von einem besonders aus Damen bestehenden, Publicum einen solchen Beifall habe ernten können, das verstehe ich nicht recht. Ich rede keineswegs sehr fließend und mache es meinen Hörern nicht leicht. Aber mindestens vor Trivialität sind sie bei mir sicher, und sie fühlen wohl, daß mein Wort aus dem Herzen kommt. Darauf muß ich auch künftig meine Hoffnung setzen. Ein eleganter Redner werde ich nicht, und der alberne Lobhudel der hiesigen Blätter beirrt mich nicht. Nach der Rede saß ich neben dem Kreisdirector[2]. Er war sehr artig und offenbar angenehm überrascht, denn er hatte sich überzeugen können, daß ich von Politik nur da rede, wo der Gegenstand dazu auffordert. Uebrigens faßte ich an jenem Abende den Entschluß, nie wieder im Schillervereine aufzutreten. Hätten meine Freunde und ich diese Gesellschaft näher gekannt, nimmermehr wär' ich auf den Vorschlag eingegangen. Während des Vortrags war die gute Gesellschaft sehr stark vertreten; nachher zum Souper blieben, außer einem kleinen Kreise meiner Bekannten, nur die schlechten

[1] Bisher hat Treitschke von den im ersten Vierteljahr für ihn fälligen Honoraren nur 7 rl von den Grenzboten erhalten. Daher in Verlegenheit, besonders weil in diesen ersten Januartagen die üblichen Neujahrsrechnungen einlaufen, bittet er, ihm von seinem Vermögen 100 rl zu überlassen. Der Vater willigt ein. [2] von Burgsdorf.

Literaten Benedix, Apel und Consorten, einige Schwätzer von Gewerbe, wie Heyner, und — der Samen Abrahams ... Nun begann ein Schwall lächerlicher Toaste, eine so colossale Trivialität, daß ich mich nicht entschließen konnte den auf mich ausgebrachten Toast zu beantworten; und Freytag gab mir durchaus Recht. Ich habe an dieser Erfahrung genug, und schon um meine Zeit zu Rathe zu halten, werde ich so bald nicht wieder eine solche Extra-Vorlesung halten. Auch die wenigen Gesellschaften, die ich diesen Winter besucht, werden mir schon zur Last . . . Mein bester Umgang bleibt die „Verschwörung"; sie hält auch nach Mathy's Abgang treu zusammen unter Freytag's Leitung, und es ist mir immer eine Freude, unter diese Männer zu kommen. — Die beiden Vorträge über Lessing und Uhland werde ich Dir bald gedruckt zuschicken. Den Wangenheim aber, den ich täglich erwarte, werde ich Dir nicht schicken, wenn Du es nicht ausdrücklich verlangst; so glaube ich am Sichersten als guter Sohn zu handeln. Es ist eine rein politische Abhandlung und würde fast auf jeder Seite Deinen Widerspruch herausfordern. Du hast mir, was ich Dir nicht oft und herzlich genug danken kann, vollkommene Freiheit gelassen, mir meine politischen Ansichten selbst zu bilden. Nun sind sie groß geworden, und leider, anders als Du wünschtest. Da handle ich wohl rücksichtsvoll und ehrlich zugleich, wenn ich von solchen Dingen vor Dir schweige, worüber wir uns doch nicht einigen können. Daß meine Dankbarkeit gegen Dich durch diesen politischen Gegensatz nicht geschmälert wird, davon bist Du ja überzeugt. Leider kann ich auch, lieber Vater, dem Rathe nicht folgen, den mir Dein letzter Brief giebt[1]. Ich habe ihn ernstlich erwogen, aber mir bleibt keine Wahl: will ich jenes Buch schreiben, was Du ja selbst wünschest, so muß ich im nächsten Sommer, wie im vergangenen, über einen damit zusammenhängenden Stoff lesen. Einen entlegenen historischen Stoff für das Colleg und einen ganz modernen für den Druck zugleich bearbeiten, das ist eine physische Unmöglichkeit. Ich habe also Geschichte Europas in d. J. 1848/50 angekündigt, und ich sollte meinen, der Minister kann damit nur zufrieden sein. Täglich lesen und hören die Studenten von allerhand

[1] Vom 12. Jan. „Wähle keinen Stoff, der Dich unwillkürlich zur Offenbarung Deiner politischen deutschen Ansichten führt . . . die man nun einmal oben nicht billigen kann und die ich selbst auch aus innerster Überzeugung für zu weit gehend halte . . . Es verlangt niemand von Dir, daß Du übertreten oder anders sprechen sollst, als Du denkst; nur Klugheit sollst Du walten lassen."

unverstandenen Ereignissen und Stichwörtern aus jener Zeit; eine zusammenhängende Schilderung der Epoche kann also nur vortheilhaft, aufklärend wirken. Ueberdies bin ich von einer Vertheidigung des rohen Demagogenthums jener Jahre, wie Du weißt, himmelweit entfernt. Auch weiß ich wahrlich keinen Theil der Geschichte, der nicht zum Aussprechen politischer Meinungen zwänge. Ja, ich glaube, die Darstellung entlegener Geschichtsepochen führt viel leichter zu Mißverständnissen. So behandle ich jetzt die englische Republik und muß natürlich Cromwell als den großen Mann schildern, der er war. Das kann, sollte ich denken, einen urtheilslosen Zuhörer weit leichter zu republikanischen Grillen verführen, als wenn ich die republikanischen Tendenzen des Jahres 1848 in ihrer ganzen doctrinären Hohlheit darstelle . . . Es thut mir wahrlich leid Deinem Rathe diesmal nicht folgen zu können. Doch ich glaube, Deine väterliche Sorge um mich läßt Dich Manches zu schwarz sehen. Man hat sich, wie ich bestimmt glaube, in den Regierungskreisen überzeugt, daß ich kein das Katheder mißbrauchender Schreier bin, und die Theilnahme der Studenten für mich kein verfliegender Rausch war. So, denke ich, wird man mich auch diesmal gewähren lassen, und ich wäre kein Mann, wenn ich bei dem schweren Ernste der Gegenwart die jungen Leute durch unbesonnene Worte aufregen wollte . . . Tausend Grüße an die Schwestern.

Dein treuer Sohn

Heinrich

359] An Rudolf Haym.

Leipzig, 11. Febr. 63.

Hochgeehrter Herr,

. . . Der Wghm ist, wie ich ihn jetzt wieder lese, besser aber auch schärfer gerathen als ich dachte — so scharf, daß ängstliche Gemüther mir hier das Schrecklichste prophezeien. Die Narren! — Ihr Lob ist mir eine Freude, weil Ihr Tadel so gerecht ist. Das Dociren über historische Dinge ist doch recht gesund: man lernt dabei erzählen und die Betrachtung bescheidener in den Hintergrund drängen. Einen Nachtheil dieser Verbesserung müssen Sie freilich ertragen: die Aufsätze werden länger.

Die beiden Feiern sind vorbei, Gottlob, und ich danke für die Wiederholung. Der Gothaer Vorlesung folgte ein Hof-Concert — wie

sie eben sind —, der hiesigen ein Souper, wobei die Hefe der Leipziger Literaten sich in Trivialitäten überbot und Lessing sich viermal im Grabe umkehrte[1]. Den Lessing hab' ich bereits an Busch gegeben, der ein schrecklich unbequemer Mahner ist[2]. Die Arbeit gefällt mir nicht, sie ist nicht Fisch nicht Fleisch, weder Vortrag noch Abhandlung, und was läßt sich über L. im Allgemeinen in so kurzer Zeit Gutes sagen? — Der Uhland aber soll besser werden; ich will den Charakter eines Vortrags, den man doch nur während des Redens trifft, beim Schreiben ganz verwischen ... Gebe der Himmel, daß Sie zu trübe denken von der Ausdauer Ihres Volks. Nach Allem was ich höre hoffe ich Besseres. Die Adresse[3] halte ich natürlich auch nicht für ein Meisterwerk, aber ein ehrliches Wort war nothwendig, und der Eindruck war hier wenigstens in allen Kreisen vortrefflich. Bisher hat Preußen durch seine gegenwärtigen Abgeordneten in Deutschland mehr Boden erobert als durch die neue Ära. Meine Hoffnung stützt sich auf 2 Gründe: der Handel betrifft das Recht, und darin ist auch der Philister zähe, und er betrifft einen tiefgehenden socialen Gegensatz, der sich alltäglich fühlbar macht und gewiß nicht von selber einschlafen wird. Daß Ihrem unglücklichen Lande die Rettung kommt, ist mir unzweifelhaft; möglich daß es noch Jahre währt, aber vielleicht wird auch die Intervention in Polen, die der Minister zu wollen scheint, ein Nagel zu seinem Sarge. —

Mit vielem Dank und der Versicherung aufrichtiger Hochachtung Ihr ergebener

Treitschke

360] An Robert von Mohl.

Leipzig 11 Febr 63.

Hochgeehrter Herr Geheimer Rath,

heute endlich erhalte ich die Exemplare des Aufsatzes über Wangenheim, von dem ich Ew. Excellenz früher gesprochen, und ich beeile mich Ihnen die Arbeit zu übersenden; sie kann keinen competenteren

[1] An Klee, in einem den Wangenheim begleitenden Briefe vom 28. Febr., sagt Treitschke noch: „Die Leute betrachten den Lessing als Einen ihresgleichen." [2] Damals Redakteur der Grenzboten, wo der Lessing-Vortrag in Nr. 8 zunächst im Druck erschien. Seit 1870 in den Histor. u. Polit. Aufsätzen. [3] des preuß. Abgeordnetenhauses, nach dreitägiger Debatte am 29. Jan. angenommen; sie beschuldigte die Minister der Verfassungsverletzung.

Richter finden[1]. Manche Lücken meines Wissens, die ich selber schmerzlich empfinde, werden Ew. Excellenz schnell entdecken. Wenn mir nur gelungen ist, dem Manne gerecht zu werden! Die Thaten seiner Nachfolger fordern Spott und Unwillen so gebieterisch heraus, daß es sehr schwer ist von diesem Besten und Gescheidtesten aller Anhänger des Trias-Gedankens unbefangen zu reden. Mein Urtheil über König Friedrich von Württemberg finden Ew. Excellenz vielleicht zu hart. Und wirklich, in diesem bedeutenden Menschen muß eine dämonische, den Nachlebenden kaum erklärliche, Anziehungskraft gewohnt haben, und wir können uns nur schwer in jene Napoleonischen Tage versetzen, wo die Mißachtung des bestehenden Rechts in der Luft lag. Ich bin nicht im Stande gewesen den Widerwillen zu unterdrücken, den mir solche despotische Naturen erregen[2].

Wenn ich denke, in welcher Stimmung ich diesen Aufsatz geschrieben, dann kann ich das Grauen nicht bemeistern vor den zwei Jahren, die ich noch über dem Studium dieser traurigen Bundeshändel werde zubringen müssen. Aber was wollen solche kleine schriftstellerische Leiden bedeuten gegen die schwere, unerfreuliche praktische Aufgabe, die Ew. Excellenz übernommen haben. Wir arbeiten eben Jeder im kleinen und im großen Kreise an der Änderung dieser unmöglichen Zustände, und vielleicht erleben Ew Excellenz noch den Tag, wo Sie mit Freude auf eine Thätigkeit zurückblicken, die Ihnen jetzt undankbar scheint.

Ich hatte gehofft, Aegidi's Buch über Karlsbad und Wien noch zu benutzen[3]. Ihn aber hält das Glück des jungen Ehestands und die Auffindung immer neuer Quellen noch fern von der Vollendung der Arbeit.

Genehmigen Ew. Excellenz die Versicherung der aufrichtigen Verehrung von Ew. Excellenz ergebenstem

Treitschke

1 Mohl hatte am Bundestage unter W. in der Stellung eines nichtamtlichen Attachés vom Nov. 1821 ab ein halbes Jahr lang gearbeitet; „die Erinnerung an diesen ausgezeichneten Mann ist mir eine der allerangenehmsten", sagt er in seinen selbstbiographischen Aufzeichnungen 1,123. Dennoch sah auch er „starke Schatten" in Wangenheims Bild. 2 Vgl. Mohl 1,25 u. Rümelin, Reden u. Auff. 3,39.
3 Vgl. S. 159.



361] An Joh. Gust. Droysen.

Leipzig 11. Febr. 63.

Hochgeehrter Herr,

Sie werden zwar längst im Besitze des Januar-Heftes der Preuß. Jahrbücher sein. Dennoch mag ich mir die Freude nicht versagen, Ihnen den Aufsatz über Wangenheim als einen kleinen Beweis meiner Verehrung zu übersenden. Längst habe ich gewünscht Ihnen herzlich zu danken für vielfache Belehrung. Ein körperliches Leiden hat mich verhindert jemals Vorlesungen zu hören; seit meiner Schulzeit habe ich keinen Lehrer mehr gehabt, und in das historische Fach bin ich erst allmälig von der Staatswissenschaft herüber, durch das Dociren selbst gelangt. So habe ich all mein Wissen aus den Werken von Männern, die mir persönlich unbekannt sind; und vielleicht hat Ihnen meine Arbeit über das Ordensland Preußen gezeigt, wie Vieles ich Ihrer Preußischen Geschichte verdanke[1]. Den gegenwärtigen Aufsatz habe ich freilich mit ungleich geringerer Freude geschrieben . . .[2] Wenn es mir nur gelungen ist, meinem wunderlichen Helden gerecht zu werden: — eine sehr schwere Aufgabe, wenn der Biograph in der aufreizenden Luft eines Mittelstaats, und gar in Sachsen, lebt! Eine einzige Stätte ist in diesem gottverlassenen Lande, das außer einem Reste der alten Demokratie nicht einmal Parteien mehr besitzt — ein einziges Asyl für gute Preußen und Deutsche: die kleine, aber leider gänzlich machtlose, Gesellschaft, die sich hier unter Freytags Vorsitz versammelt. Dort treffe ich auch häufig Ihren alten Schüler Dr. Jordan[3]. Gestatten Sie, hochgeehrter Herr, die Versicherung der aufrichtigen Verehrung Ihres ergebensten

H. v. Treitschke

362] An Wilhelm Nokk.

Leipzig 15/2 63.

Lieber Freund,

schon längst sehne ich mich nach einer freien Stunde um mit Dir zu reden; sie hat lange auf sich warten lassen. Arbeit und kein Ende! Es ist mir ein rechtes Herzensbedürfniß Dir zu schreiben: Du darfst nicht vereinsamen, und ich freue mich der Pflicht, daß ich dazu ein

---

[1] Der „Geschichte der preußischen Politik", die seit 1855 erschien. [2] Folgt schon an andrer Stelle Gesagtes über die Bundesgeschichte. [3] den späteren Direktor der Berliner Nationalgalerie.

wenig helfen soll. Um meine Einsamkeit mache Dir keine Sorgen; über solche Grillen bin ich hinaus . . . Ich habe das neue Jahr mit einem sehr schweren Entschlusse begonnen, der mir für lange Zeit alle Muße rauben wird. Ich sehe ein: die Bundesgeschichte, die doch den höchsten wissenschaftlichen Anforderungen nicht entsprechen kann, hat nur dann eine Berechtigung, wenn sie zur guten Stunde erscheint, wenn sie wirkt auf den deutschen Philister. Möglich ist die Arbeit schon jetzt, denn zu einem historischen Urtheil über das Große und Ganze reicht der vorhandene Stoff aus, und soeben schreibt mir Mohl, der lange unter Wangenheim gearbeitet, daß ich im Ganzen durchaus das Rechte getroffen. Also bald oder gar nicht. Zwei Jahre werden wohl über der traurigen Arbeit hingehn ... Ich glaube, noch nie ist mir ein Entschluß so schwer geworden, doch jetzt bin ich ganz leicht: tausendmal besser, sich ehrlich bekennen: Du mußt Dich jetzt beschränken, als viele Dinge neben einander versuchen, wovon eines das andere ausschließt. Leider lassen mir selbst zu dieser Einen Arbeit die Collegien kaum Zeit, und wieder diese kann ich nicht beschränken, wenn ich unabhängig leben will. Ich denke aber, das richtet sich noch ein, und für meine Unabhängigkeit ist gesorgt, wenn Alles so fort geht wie es begonnen. In Kiel wird man freilich die fragliche Professur nicht wieder besetzen, und in Preußen ist für jetzt nicht die fernste Aussicht; aber ich kann hier von meinen Vorlesungen sehr gut leben, und ehe ich die ... in Dresden um etwas bitte müßte es mir sehr schlimm gehen. Von diesem Plane der Bundesgeschichte werden auch meine nächsten Reisen leider abhängen: im Herbst gehe ich (statt, wie ich sehnlich wünschte, in die Alpen) nach den mir noch unbekannten Reizen von Mecklenburg, Oldenburg, Bremen; ich bin kein Büchermensch und muß die Länder gesehen haben ehe ich darüber schreibe. Zu Pfingsten aber treffe ich Dich gewiß irgendwo; bin ich reich genug, so komme ich sogar nach Baden. — Die letzten Wochen haben mich zweier unwillkommener Aufgaben entledigt ...[1] Ich bin dieser Feiern herzlich müde. Dem großen Publicum sind sie sehr gesund; ein Volk, das des Staates entbehrt, kann sich nicht oft genug seiner Heroen erinnern, aber ein Andres ist es, den Festredner bei solchem Anlaß zu spielen. Wunderlich, welche häßliche Kehrseite die Geschichte hat, diese geistreichste und schönste aller Wissenschaften: sie bringt ihre Jünger doch gar zu leicht

---

[1] Lessing- und Uhlandrede.

in Gefahr als Epigonen zu empfinden. In einer solchen Festrede wird man unwillkürlich zum laudator temporis acti, und wenn ich noch so aufrichtig einen Fichte, Lessing, Uhland lobe, ganz ruhig bin ich nicht dabei, immer wieder sag' ich mir: warum so lange bei den alten Geschichten verweilen? haben wir selber nicht noch so unendlich viel zu thun? Darum werd' ich solche Anträge so bald nicht wieder annehmen. Von der albernen Jean-Paul-Feier, die nächstens vom Stapel geht, halt' ich mich grundsätzlich fern; ich könnte auf den widerlichen Menschen doch nur ein Pasquill schreiben. — Meine englische Geschichte geht nun bald zu Ende. Ein unendlich großes Volk, je näher man es kennen lernt; und doch möchte ich unser deutsches Unglück nicht gegen die englische Glorie vertauschen. Ich sehe immer klarer: wenn es je einen wahrhaft freien Staat, einen Staat innerlich freier Menschen, geben wird, kein anderer kann es sein als der deutsche. — Mathy grüße herzlich. Er hat über Dich an Freytag sehr lobend geschrieben . . . Es sollte mir eine große Freude sein, wenn Dir unsere Freundschaft seine nähere Bekanntschaft verschaffte; er ist ein ganzer Mann. — Gestern war Schelske hier . . . Ist es nicht seltsam, daß von meinen Universitätsfreunden grade Mehrere der Fähigsten, Put, Schelske, Frantzius noch ganz ziellos in der Welt herumtappen? Ich glaube, noch keine Zeit hat es einem Manne von Geist so schwer gemacht seinen rechten Weg zu finden wie die Gegenwart. Welche Masse von gewaltigen Interessen in Staat, Kunst, Wissenschaft nimmt uns in Anspruch? Der dumme Junge bleibt kalt dabei, aber ein begabter Mensch versäumt über dieser breiten Bildung nur zu leicht, was doch die erste Tugend im Leben ist, die Gabe in sich zu entdecken und zu entwickeln, die wirklich eigenthümlich in ihm ist und ihn befähigt etwas Selbständiges zu leisten. Das ist doch der Fall bei all den Dreien. — Von der Kunst hab' ich außer Lessing und Uhland lange Nichts in die Hand bekommen. Aber gestern sah ich Minna von Barnhelm in einer nicht gradezu schlechten Aufführung und war doch erstaunt, wie wunderbar jugendfrisch das Werk noch ist. Die Breiten, die uns beim Lesen so stören, wie ganz verschwinden sie auf der Bühne, und wie jubelt selbst die Galerie zu diesen Scherzen, die nie sterben werden. Solch ein Lob klingt recht trivial, aber ich freue mich noch jetzt an diesen Abend zu denken, nachdem mir unsre Bühne so oft nur Ekel erregt: es bleibt doch das schönste von Lessings Werken. — Ueber Politik heute Nichts: die

Dinge in Preußen stehen ja so, daß anständige Menschen sich Nichts mehr darüber zu sagen haben. Nur ein Wort des Königs an Bernuth schreibe ich her, es zeichnet zu schön, in welcher Gespensterwelt der ... lebt: „hier auf diesem Platze wird das Schaffot für mich errichtet werden!“[1] — Schreibe recht bald, lieber Junge, und gehe ja unter Menschen. Du bist nicht der Mann um unter Acten und Kunstgeschichten allein froh zu sein. Grüße Deine Geschwister herzlich.

Dein

T.

Euer Schützling Mangoldt schickte mir kürzlich sein beispiellos ledernes Buch über Nationalökonomie. Ein solches Meisterwerk der Haarspalterei hätte ich nie für möglich gehalten.

Siegle Deine Briefe an mich gut. Ich weiß sicher, daß Thurn und Taxis in Frankfurt ein kleines schwarzes Cabinet errichtet hat.

363] An Emil Teschendorff.

Leipzig 15/2 63.

Lieber Freund,

... Habe Dank für Deinen Brief; mir ist es doch sehr lieb, daß es Dir bei uns gefallen hat. Wenn es Dich nicht eitel macht, will ich Dir auch sagen, daß Du bei meinen Schwestern in sehr gutem Andenken stehst; Josephe nennt Dich nur mit dem Kunstausdruck: der gute Hr Teschendorff. Natürlich wirst Du über lang oder kurz durch Sachsen kommen und dann jedenfalls den Felsen aufsuchen: Du weißt ja, daß jeder Besuch uns zu Dank verpflichtet und keine Umstände macht. Doch zur Hauptsache, zu Deinem Luther. Mir ist er eine große Freude, ich gehe immer wieder hin ... Der Eindruck im Publicum ist ein getheilter; ich habe Männer gesehen, darunter so ruhige und schwer zu begeisternde wie Hirzel, die des Lobes voll waren von der Wahrheit der Köpfe und der schönen Malerei; aber neulich in einer Gesellschaft, wo alle Kunstkenner Leipzigs versammelt waren, wurde lebhaft gestritten. Viele tadelten heftig ... Aber auch sehr eifrige Lobredner standen für Dich auf ... Ueber die Porträts war in Dresden nur Eine Stimme des Lobes. Die Maler fanden mein Bild am Besten[2], weil es eine technische Vollendung zeige,

[1] Vgl. Bismarck, Gedanken u. Erinnerungen 1,284. [2] Das im 1. Bande dieses Buches in Lichtdruck wiedergegebene. Außerdem hatte T. auf dem Königstein das

die den beiden andren fehle; das erklärt sich ja aus den ungünstigen Verhältnissen, unter denen Du bei uns malen mußtest. Mir gefällt besonders das Bild vom Vater. — Der Plan mit der Chriemhild ist ein guter Gedanke; lies ja Hebbels Nibelungen, im letzten Acte des zweiten Theils ist grade diese Scene besonders schön. Das ganze Drama ist, trotz vieler Wunderlichkeiten und trotz des Stoffs, der der modernen Bühne widersteht, wirklich schön und die Brunhild=Geibelei fällt davor ins Nichts zusammen — — — Lebe wohl und laß mich wenigstens von den Haupt= und Staatsactionen Deines Lebens etwas wissen.

Dein

T.

Vielleicht findest Du etwas für die Kunst in Carlyle's Gesch. Friedrichs des Großen (d. h. eigentlich Gesch. von Preußen ab ovo.)

364] An den Vater.

Leipzig 28/2 63.

Mein lieber Vater,

. . . Ich glaube wirklich, so gar schlimm hat es mit meiner Zeit noch nie gestanden, und kommt eine freie Stunde, so wird sie sicher durch eine Einladung verschlungen . . . Morgen schicke ich Dir den Abdruck der Lessingrede; Du wirst daraus ersehen, daß der Adler mich das Gegentheil dessen sagen ließ, was ich sagte. Ueberhaupt bitte ich Dich, keine Nachrichten über mich aus dieser Quelle zu schöpfen. Der Referent ist ein Subject, das ich aus meinem Colleg ausgewiesen, der Redacteur Prof. Wuttke mein persönlicher und politischer Feind, da er seit ich lese keine Zuhörer mehr hat, und — doch ich bitte Dich um Entschuldigung, daß ich Dir von diesem Menschen spreche[1] . . . Mitten unter dem tüchtigen Liberalismus der Bürgerschaft hier steckt

Porträt des Vaters für die dortige Galerie der Kommandantenbildnisse und das der Schwester Josephe gemalt. [1] Vgl. S. 15 Anm. 1. Wuttke selber in seinem Buche „Die deutschen Zeitschriften" 3. A. S. 157 erwähnt diesen „Adler", der wie das durch ihn ersetzte kurzlebige Leipziger Journal mit österreichischem Gelde gespeist für Österreichs deutsche Politik eintrat, ohne ein eignes näheres Verhältnis zu der Zeitung anzudeuten. Anfänglich habe man vermutet, sie solle ein freies Blatt sein; „allein daß der Herausgeber sich mit gebundenen Händen bewegte, wurde sofort klar. Dennoch muß wohl der Flug des ‚Adlers' noch immer zu kühn gewesen sein, denn auch von diesem Blatte zog sich die oest. Hülfe Ende 1864 zurück und es hörte auf."

doch ein gut Theil phrasenhafter unverbesserlicher Demokratie, die jetzt wieder anfängt für die Polaken zu schwärmen u. s. w. Ich halte mich von solchen Dingen, gleich allen meinen politischen Freunden, natürlich fern und bedaure nur, daß die Thorheiten des Hrn vBismarck dieser Richtung einigen Schein des Rechts geben ... Ich bitte Euch, gebt mir ja rechtzeitig Nachricht von Rainers Examen; ich will nicht der Letzte sein, ihm Glück zu wünschen. Auch wünsche ich sehr, den Hochzeitstag[1] im Voraus zu wissen ... Endlich müßt Ihr schon längst im Besitze des Fritz Reuter sein; mir wär' es eine Freude, wenn Ihr das Buch sogleich schicktet. Jetzt kommen die guten Tage, wo ich dergleichen wieder lesen kann. Denn bisher hab' ich in diesen Monaten von Poesie nur gelesen was ich mußte: einiges Englische für mein Colleg; dann Rückert und Uhland, und Rückert gegenüber ist mir Uhlands Muse in ihrer ganzen Reinheit und Schönheit erschienen; endlich Lessing, dem ich auch den einzigen dramatischen Genuß dieser Monate verdanke . . .

Ich grüße Euch Alle herzlich. Auf frohes Wiedersehen.

Dein treuer Sohn

Heinrich

365] An Hugo Meyer.

Königstein 16/4 63.

Lieber Hugo,

soeben erhalte ich durch Overbeck die gute Kunde von Deinem Glück[2], und ich muß Dir doch in zwei Zeilen meine herzliche Freude darüber aussprechen. In meiner Eigenschaft als ewiger Privatdocent vermag ich natürlich Deine Freude sehr wohl zu würdigen, und besonders schön ist es, daß Du Dir nun auch Dein Hauswesen gründen kannst. Davon verstehe ich freilich nichts, denn die deutsche Bundesgeschichte ist eine so verzweifelt schwierige Aufgabe, daß ich nur dann hoffen kann sie zu bewältigen, wenn ich noch zwei Jahre lang mein Coelibat hartnäckig festhalte und allein mit der Wissenschaft zärtlichen Umgang pflege. —

Einen ordentlichen Brief von mir soll Dir Deine Professur doch nicht einbringen; wir werden ja von nun an gute Nachbarschaft halten.

[1] der Schwester Johanna. [2] dem Ruf nach Halle als ao. Professor.

Wisse hiermit, daß Dein Absteigequartier in Leipzig Tauchaerstr. 3. 1 Treppe liegt. Also auf baldiges Wiedersehen.

Dein T.

. . .

366] An Rudolf Haym.

Leipzig, 30/4 63.

Hochgeehrter Herr,

. . . Wilbrandts Kleist hab' ich auch gelesen, und ich muß zu meinem Erstaunen gestehn, daß ich von W. etwas Beß'res erwartet hätte. Mein alter Essay über Kleist enthält zwar einige arge Dummheiten und ist, als der erste, schrecklich ungeschickt geschrieben; aber komme ich je dazu einige dieser alten Sachen zu überarbeiten, so brauche ich mich durch W's Buch nicht abhalten zu lassen. Ich sage dies Urtheil ungern, denn ich halte von W's Tüchtigkeit sehr viel[1]. —

Von dem Blittersdorff lassen Sie uns recht lange nichts sprechen[2]. Vor dem Herbst wird Nichts daraus, denn morgen geht es an die Vorlesungen über das Jahr 1848! Glauben Sie Nichts von dem, was Ihre Zeitungen über Leipzig melden. Die Versammlung unsrer sogenannten Fortschrittspartei war recht kläglich und wird nur sehr bescheidene Früchte tragen. Andrerseits sind wir auch nicht so gar kindisch, wie die Zeitungen melden: Der „Erfolg" Lassalle's war nur blauer Dunst, und das Beste an dem gemeinen Handel ist, daß unsre Großdeutschen (Wuttke und seine Sippe) sich durch die Parteinahme für den Communismus um den letzten Rest der Achtung bringen werden[3]. Mein Urtheil über die Berliner Politik werden Sie nicht verlangen: was kann Ihnen an einem Stoßseufzer über den offenbaren Wahnwitz liegen? . . .

Mit herzlichem Gruß

Ihr treu ergebener

Treitschke

. . .

---

[1] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,593 ff. [2] Auch über B. wollte Treitschke für die Preuß. Jahrbb. schreiben; eine von den Arbeiten, die für sein Buch „unerläßlich nöthig" seien. (Vgl. Deutsche Geschichte 3. Bd. Vorwort u. S. 287 f.) [3] Am 16. April hatte L. in Leipzig seine Rede „Zur Arbeiterfrage" gehalten. H. Oncken, Lassalle. 2. A. S. 330 ff.

367] An Wilhelm Nokk.

Leipzig 3/5 63.

Lieber alter Freund,

— — — In diesen Ferien hab' ich bei der Hochzeit meiner Schwester die Brautjungfer gespielt. Mein Schwager ist Katholik; also ging der Zug aus der protestantischen Kirche nach einer improvisirten katholischen Kapelle. Die Friedrichsburg, ein alter Pavillon auf dem Walle, worin August der Starke viele heidnische Schäferstunden verlebt, war durch energische Teufelaustreibungen in einen heiligen Ort verwandelt, und zu meiner Beschämung gestehe ich, daß Euer Kaplan sein Sprüchlein viel besser absagte als unser Pastor. Uebrigens verlief Alles ganz schön, und ich hoffe das Beste für meine Schwester; nur dauert mich meine Lieblingsschwester Josephe, die jetzt mit dem Vater ganz allein auf dem Felsen lebt und als gute Tochter beinah nie herunterkommen wird — — — Ich lese jetzt über die Jahre 1848/50, natürlich im dichtesten Gedränge. Es ist eine aufregende Arbeit, und nicht leicht das unnütze Parteigezänk jener Zeit zu vermeiden; aber schaden kann es nicht, hier, wo Lassalle einigen Boden gefunden hat, den jungen Leuten den Wahnsinn des Radikalismus zu schildern. Jener Aufsatz über Blittersdorff ist übrigens nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, und ich bitte Dich also mir über die Erlebnisse dieses L . . . seit dem März, die mir gänzlich unbekannt sind, Alles was Du kannst zu schreiben: ich weiß nicht einmal ob er noch lebt. — Kannst Du zu Pfingsten auf ein paar Tage abkommen? Dann schlage ich vor, daß wir uns in Cassel treffen; von da giebt es allerhand schöne Ausflüge. Weiter wird mein Geld nicht reichen, und Dir ists gesund einmal nach dem Norden zu gehen. Schreibe mir recht bald darüber. — Gehörst Du zu den „Bären"[1] oder bist Du etwa gar die Ehrenbärin, die uns auf Freytags Brief so schön geantwortet hat? — Der Wangenheim hat mir viele Briefe eingebracht, darunter einen von Droysen — eine Enttäuschung. Der Mann ist ein hartgesottner Doctrinär und gehört zu den Unverbesserlichen, die gar nicht begreifen, daß es außer Feudalen und Altliberalen noch andre Parteien geben könne. Mir ist es unheimlich, wie rasch diese Zeit selbst gute Männer vernutzt. Wir werden all' unsre Kraft brauchen, damit wir nicht auch in 10, 20

[1] Eine „Genossenschaft würdiger und ehrbarer Männer", die sich in Karlsruhe im Weinhaus zum Bären, einer schon durch Hebels Kreis geweihten Stätte, zusammenfanden. (Freytag, Mathy S. 404 f.)

Jahren zum alten Eisen geworfen werden. — Ich weiß nicht, ob ich Dir von den beiden einzigen poëtischen Erscheinungen gesprochen habe, die mir neuerdings Freude gemacht? Ich meine Wilh. Jordan's Sophokles-Uebersetzung, die einzige poëtische, die wir besitzen[1]. Der fatale Mensch hat ein seltenes Formtalent und feines Verständniß; ich glaube, jedes junge Mädchen kann an diesem Sophokles sich erbauen. Sodann das köstliche „Ut mine Festungstid" von Fritz Reuter . . .

Ich habe mich gewaltsam von der Politik fern gehalten: die Lage ist zu entsetzlich. Den Kammern bleibt nur übrig — sich auflösen zu lassen nach einem letzten muthigen Versuche, den Wahnwitz des Königs zu brechen. Und dann — wird das Schicksal seinen Gang gehen, d. h. im Kampfe für die schlechteste Sache von der Welt wird Deutschland nicht im Stande sein den Rhein zu behaupten — von Schleswig gar nicht zu reden! Dahin sind wir gekommen!

Leb wohl.

Dein T.

368] An den Vater.

Leipzig, 6. Mai 63.

Allerhand Arbeiten haben mich gehindert, Dir früher zu schreiben, mein lieber Vater . . . Ein Trost ist: das Semester wird früh schließen, denn das Turnfest fällt in die ersten Augusttage, und nach dem Feste fängt doch Niemand zu lesen an. Das soll meinem Buche zu gute kommen. Bis dahin wird auch mein Essay über Byrons Einfluß auf die deutsche Literatur — eine Vorarbeit zu dem Buche — fertig sein — — — In Gesellschaft war ich bisher nur einmal, gestern in einer Soiree beim Buchhändler Brockhaus, wo ein paar hundert Herren, Nabobs und literarische Notabilitäten, versammelt waren. Ich lernte eine Reihe bekannter Namen kennen, und seit ich das Glück habe Herrn Gutzkows Person zu kennen finde ich seine Werke vergleichsweise liebenswürdig. Auch mein zartes Verhältniß zu Hrn v. Witzleben frischte sich wieder auf. Uebrigens hat der Dumme das Glück. Unter zweihundert Herren waren nur die vier Damen vom Hause, und ich saß auf Befehl der Wirthin zwischen zwei Damen; seitdem weiß ich, daß Bescheidenheit nicht zu meinen Fehlern gehört. — Erstaunliches Aufsehen erregt hier das Bild Lessings: Huß vor dem

[1] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,590 f.

Scheiterhaufen. Ich finde es auch sehr schön, nur nicht lebendig genug. So gemüthlich haben die Böhmen gewiß nicht dabei gestanden, die um dieses Mannes willen dreißig Jahre lang kämpfen und würgen wollten. Das Schönste vielleicht ist der Kopf eines alten Weibes, das soll des Malers Frau sein. — Ich habe wieder Einiges von Byron gelesen, und dabei wurde mir das Bild des großen edlen Menschen wieder recht lebendig. Man kann ihm doch nie gram sein. Wie wunderbar sind schon seine Briefe. Jeden hat er geschrieben mit dem Bewußtsein, daß Tausende ihn lesen würden, und doch ist jedes Wort die reine Natur, der ungesuchte reiche Witz lacht aus jeder Zeile . . . Ich muß mich mit Gewalt von den politischen Dingen losreißen, um mit Euch, Ihr Lieben, ein heitres Wort zu reden. Die Lage ist furchtbar ernst, das Wahnwitzige ist möglich, wir können in vier Wochen einen unsinnigen Krieg haben[1]. Je aufregender die Gegenwart, desto mehr hab' ich mirs zur Pflicht gemacht, in meinen Vorlesungen ganz leidenschaftslos zu reden. Das gelingt mir auch, denn mein Stoff — die Schilderung der ersten wilden Revolutionsscenen — wirkt auf den Erzähler wie kaltes Wasser. — Lebt wohl. Ich grüße Dich und meinen lieben Hep tausendmal und bitte bald um einen Brief . . .

Heinrich

369] An Karl Mathy.

Leipzig 13. Mai 63.

Hochgeehrter Herr Staatsrath,

eine persönliche Angelegenheit verschafft mir die Freude Ihnen zu schreiben und Ihnen die Belästigung durch eine Bitte. Prof. v. Mangoldt hat mich nämlich gestern im Auftrag seiner Facultät gefragt, ob ich bereit sei die außerordentliche Professur der Staats- und Cameralwissenschaften in Freiburg anzunehmen; stimmte ich zu, so würde mich die Facultät dem Minister vorschlagen. Die Frage war keineswegs einfach. Mein hiesiger Wirkungskreis ist größer als jener in F., meine materielle Lage würde sich dort erheblich verschlechtern; endlich lese ich hier über historische Stoffe, die meiner Neigung und meinem Bildungsgange entsprechen, während ich dort in Fächer ein-

[1] Infolge der Politik Bismarcks dem polnischen Aufstande gegenüber; vgl. Sybel 2,501 ff.

treten würde, die mir weit ferner liegen. Trotzdem hab' ich mich vorläufig zur Annahme bereit erklärt, denn bei einem ersten Rufe soll man nicht allzu wählerisch sein, und — es wäre mir eine große Freude, endlich einmal unter einer anständigen Regierung zu leben. Wäre einfach ein Professor der Cameralien i. e. S. verlangt worden, so hätte ich sofort den Ruf abgelehnt, da meine staatswissenschaftliche Bildung eine durchaus historisch-politische ist. Statt dessen macht man mir einen, nach meiner Meinung, nicht ganz klaren und widerspruchslosen Antrag. Man will ausdrücklich keinen technischen Fachmann, sondern einen Politiker, der die künftigen Finanzbeamten über die politische und sociale Bedeutung der Hauptgewerbe belehrt und außerdem einem größeren Kreise Politik, Geschichte der politischen Theorieen u. dgl. vorträgt. Für die letztere Aufgabe glaube ich die Fähigkeit zu besitzen, für die eigentlichen Cameralien ist meine Neigung und Vorbildung weit geringer. Aber ich kenne keinen Docenten, der beide himmelweit verschiedene Aufgaben zugleich vollkommen lösen könnte. Darum habe ich den Antrag vorläufig angenommen; es wird sich ja später zeigen, was ich aus Mangoldts Briefe nicht sicher erkennen konnte, auf welche der beiden Anforderungen das Hauptgewicht gelegt wird. Voraussichtlich wird also die Facultät in einigen Tagen mich dem Ministerium vorschlagen, und man hat mir von Freiburg aus eingeschärft, ich solle mich an Sie, hochgeehrter Herr, wenden. Ich thue dies, indem ich Sie einfach bitte: wenn Sie glauben, daß ich die Stelle ausfüllen kann, so werden Sie mich durch einige an den Minister und an Hrn Director Knies gerichtete Worte zu großem Danke verpflichten. Ich bitte natürlich nicht um Ihre Verwendung, aber ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie den Herren, die mich ja nicht persönlich kennen, Einiges über meine Persönlichkeit mittheilten. Namentlich meine Schwerhörigkeit wird großen Anstoß geben; man verbindet damit gewöhnlich die Vorstellung vollkommener praktischer Unbrauchbarkeit. Das Wohlwollen, das Sie mir so oft erwiesen, hat mich zu dieser Bitte ermuthigt. Doch bemerke ich nochmals: will man für die „Professur der Cameralwissenschaften" einen Gelehrten, der genau das ist was der Titel sagt, so bin ich nicht der Mann dazu. Endlich fordert mich Mangoldt auf Sie zu ersuchen, daß Sie erst dann mit dem Minister über mich sprechen, wenn ich von der Facultät bereits vorgeschlagen sein werde. —

Nehmen Sie im Voraus meinen herzlichen Dank für die Erfüllung dieser Wünsche. — Uns geht es hier so gut als es Deutschen gehen kann in solchen Zeiten: Oestreich spielt den „deutschen Patrioten“ in Holstein[1], und in Berlin würde ich mich nicht wundern, wenn die Minister sich morgen mit den Abgeordneten prügelten. Welche Lage! — Eichorius[2], Busch und ich hoffen von Ihrer Güte, daß Sie uns in einiger Zeit etwas Material über die badische Verwaltungsreform schicken werden. — Nehmen Sie herzlichen Gruß, Herr Staatsrath, und die Versicherung aufrichtiger Verehrung

von Ihrem ergebensten

Treitschke

Der Kitzing hält nächstens feierliche Sitzung um die Zuschrift der Bären mit allen militärischen Ehren in Empfang zu nehmen.

370] An den Vater.

Leipzig, 8. Juni 63.

Es ist recht wohlfeil sich nachträglich seiner guten Vorsätze zu rühmen; ich darf es aber, weil es wahr ist. Ich wollte Dir ohnedies diesen Abend schreiben, mein lieber Vater, auch wenn Dein Brief nicht gekommen wäre. Daß ich so lange schwieg hat guten Grund: ich war hier sehr beschäftigt und, wenn ich freie Zeit hatte, nicht hier. Diese Abwesenheit war über alle Erwartung angenehm. Ich wollte schließlich etwas Schöneres sehen als das Muldethal und ging endlich, nachdem ich während der Feiertage gearbeitet, am Mittwoch nach dem Feste mit dem kleinen Dr. Overbeck in den Harz. Es waren drei köstliche Marschtage beim schönsten Wetter; diese Berge sind das Schönste was Norddeutschland besitzt. In der sächs. Schweiz und in Thüringen sieht es doch nur aus, als hätte die Natur sich einen guten Witz machen wollen. Mit dem Brocken aber war es ihr Ernst: das ist wirkliches Hochgebirg. An 5 Stunden stiegen wir ununterbrochen von Harzburg aus, und als nun die letzte einsame Hirtenhütte vorüber war und es immer öder wurde und die Tannen immer verkrüppelter und knorriger, und endlich der Baumwuchs ganz aufhörte und auf der Höhe, wo es gar nicht Nacht werden wollte, die großen Granitblöcke auf weiten Schneefeldern lagen, da glaubte ich fast wieder

[1] Vgl. Sybel 3,120ff. [2] Vizebürgermeister von Leipzig.

in den Alpen zu sein. Tags darauf durch die steinerne Rinne hinab nach Wernigerode. Ein Handwerksbursch aus der Neumark lag am Wege und getraute sich nicht den steilen Berg hinunter. Wir sprachen ihm geistlichen Trost zu, und er gelangte glücklich bis Wernigerode, wo man im Park noch einmal über das enge Thal den Brocken herausragen sieht. Das alte Schloß läßt der Graf von Stolberg, im Vollgefühle seiner beinah wieder errungenen Souveränität, sehr stattlich herstellen; die 12 Mann Löffelgarde aber, die er in eine ähnliche Uniform wie die Garde du Corps in Berlin gesteckt hat, haben wir leider nicht gesehen. Dann gingen wir immer am Rande des Gebirges hin nach Blankenburg. Seitab, vor dem Gebirge liegt ein steiler Sandsteinkegel, der Regenstein, mit einer geschleiften preuß. Festung. Oben erinnerten mich die gradlinigen Formen des Steins und der Kiefernwald lebhaft an Deine Festung: der Blick auf das Gebirg ist auf dem Regenstein großartiger, aber der schöne Fluß im Vordergrunde fehlt. Am dritten Tage sahen wir das Bodethal, und es ist auf der Roßtrappe eine schöne Ueberraschung, wenn man rechts hinabgesehen hat in die violette Felsenwildniß des Bodekessels und dann von einer Klippe links ganz unerwartet die norddeutsche Ebne bis weit über Magdeburg hinaus überschaut. Auf der Rückfahrt blieben wir einige Stunden in Magdeburg und sahen in Halberstadt die mittelalterlichen Holzbauten, die besten, die ich kenne. So war Alles sehr hübsch, und als ich heimkam, hatte ich die Freude Josephes liebenswürdigen Brief zu finden. Ich danke ihr herzlich für ihre Belehrungen und für die guten Nachrichten . . . Neben Heppchens Briefe lag ein neues Schreiben von Mangoldt . . . Jetzt ist die Sache ohne Anstoß durch die Facultät und den Senat gegangen; seit 14 Tagen bin ich dem Ministerium wirklich vorgeschlagen, und die Acten liegen jetzt in Carlsruhe, wo sie wohl noch eine gute Weile bleiben werden. Einige Bedingungen sind bereits günstiger für mich gestellt. Mehrere cameralistische Fächer, die ich weder lesen will noch lesen kann, sind mir abgenommen; aber noch immer gefällt mir der Antrag sehr wenig. Immerhin bleibt es möglich, daß man in Carlsruhe mich richtiger beurtheilt und mir endlich einen Ruf für Politik und Geschichte schickt. Doch das ist zweifelhaft, da der Historiker in Freiburg nach altem Gebrauche katholisch sein soll. Also laß uns warten, und nimm meinen Dank für Dein lebhaftes Interesse an der Sache. — Gestern hab' ich, zum ersten Male, der Versammlung der 3 sächsischen Uni-

versitäten beigewohnt, die alljährlich einmal in Kösen stattfindet ... Der interessanteste neue Bekannte war mir Pott aus Halle; dem unscheinbaren alten Herrn sieht der geniale Sprachforscher gleich aus dem grundgescheidten Gesichte heraus. Auch der alte Kirchenrath Hase aus Jena suchte mich auf und war sehr liebenswürdig gegen mich ... An Hepp hab' ich gestern recht oft gedacht: alle Häuser und Gärten, die schon standen, als sie noch das weiß und grün carrirte Kleidchen trug, hab' ich gleich wieder erkannt[1]... Noch einige Worte, lieber Vater, über Deinen heutigen Brief ... Schon vor Monaten, als der Festausschuß zusammentrat, war es beschloßne Sache, mich zum Festredner zu wählen, obgleich ich natürlich keinen Finger darum gerührt habe. Die Entscheidung verzögerte sich, weil zunächst andere Geschäfte dem Ausschusse oblagen, sodann weil man nicht wußte, ob ich annehmen würde, endlich — weil Hr Wuttke Himmel und Hölle in Bewegung setzte um meine Wahl zu hintertreiben. Als mir endlich der Antrag gemacht wurde, wollte ich nicht darauf eingehen, denn mir ist bei unsrer gegenwärtigen deutschen Lage gar nicht festlich zu Muthe, auch bin ich der Festreden müde und stehe der Turnerei ganz fern ... Ich gab aber meinen Vorsatz auf, weil mir der Ausschuß bestimmt erklärte, man würde im Falle meiner Weigerung sich an einen auswärtigen Historiker wenden, da Leipzig keinen andren für diesen Zweck brauchbaren Redner besitze. Diese Erwägung hat mich endlich bestimmt, denn die Verschreibung eines Auswärtigen hätte allerdings unsrer Stadt nicht zur Ehre gereicht. Der Auftrag ist mir lästig, aber ich muß wohl eine Auszeichnung darin sehen, da in[2] diesem Tage die eigentliche Erinnerungsfeier für die Schlacht stattfinden, die Feier des 18. Octbr. dagegen (eben weil das große Turnfest kurz vorhergegangen) nur in Illumination u. dgl. bestehen wird. Meine näheren politischen Freunde wünschen natürlich auch sehr, daß unsre Partei bei einem solchen allgemein deutschen Feste anständig vertreten sei — und Du kennst wenigstens den Bedeutendsten unter ihnen, Freytag, so weit, um mir zu glauben, daß ich mich unter ihnen in sehr anständiger Gesellschaft befinde. Ich habe Dir versprochen, lieber Vater, das Katheder nicht zu Parteizwecken zu mißbrauchen; ich habe dies Wort gehalten und werde es halten. Dagegen muß ich mir mein Recht vorbehalten, außerhalb meines akademischen Berufes ein Parteimann zu sein, wie dies die

---

[1] Vgl. Bd. 1, S. 22 f. [2] so die Handschrift statt: an.

ungeheure Mehrzahl meiner Collegen ist. Nicht das leiseste Bedenken steht dem im Wege. Die Facultät wird an der Schlachtrede ebenso wenig Anstoß nehmen wie vor'm Jahre an der Fichterede, die mir nur Beifall von den Professoren — außer natürlich von Hrn W. — eingebracht hat. Uebrigens handelt es sich in diesem Falle durchaus nicht um eine Parteisache. Ich soll vor Deutschen aller Parteien und aller Länder sprechen, und eben weil man mir dazu Unbefangenheit genug zutraut ist die Wahl auf mich gefallen ... Endlich lege ich Dir nochmals meine alte Bitte an's Herz, lieber Vater. Beurtheile mich nach dem, was Du von mir selber hörst und siehst; Du weißt, daß ich offen gegen Dich bin. Willst Du ja fremde Urtheile über mich beachten, so höre wenigstens nicht, ich bitte Dich, auf diese spaßhaften Kerle. Kenntest Du sie persönlich, Du würdest herzlich über die Hanswurste lachen. Und wirklich gelacht hat hier Jedermann ohne Unterschied der Parteien über den Artikel des Adlers, der doch gar zu deutlich sagt: mich schreibt Einer, der lieber selbst spräche! ... Nein, lieber Vater, mein Verhältniß zu Dir ist doch wohl zu fest und gesund, als daß es durch solche Nichtigkeiten getrübt werden könnte. Wer heute irgend auf den Markt hinaustritt, dem kommen die Gegner von allen Seiten. Ich gestehe, ich befinde mich recht wohl dabei. Nur zwei Dinge thun mir leid: daß solche Reden meiner Gegner (und gemeinere als diese habe ich nicht) Dir eine trübe Stunde bereitet haben, und daß leider nur diese Stimmen zu Dir dringen. Was in der Presse Böses über mich gesagt worden, ist Dir so ziemlich Alles zu Gesichte gekommen, von dem Lobe so gut wie Nichts. Doch was braucht es zwischen uns solcher fremder Vermittlung? Du weißt, daß Du an mir einen liebevollen und gehorsamen Sohn hast, auch wenn ich einmal Deiner Ermahnung nicht ganz entsprechen kann.

Grüße mir meine Geschwister recht herzlich von

Deinem treuen Sohne

Heinrich

. . .

371] **An Rudolf Haym.**

Leipzig 27. Juni 63.

Hochgeehrter Herr,

erlauben Sie mir zuerst reinen Tisch zu machen und Ihnen zu sagen was ich diesmal unerhörterweise gegen Sie auf dem Herzen habe. Es geht schlechterdings nicht an, daß Sie solche Artikel, die ich unterzeichne also vor dem Publicum moralisch vertrete, abändern ohne Sich zuvor mit mir zu verständigen. Ich will aus dem Aufsatz über Uhland nur eine Stelle hervorheben, eine leise Änderung scheinbar, und doch eine solche, die mich fast das Gegentheil meiner Meinung sagen läßt. Ich hatte gesagt, die Demokratie zeichne sich durch thatkräftige Opferfreudigkeit vor den gemäßigten Liberalen aus, und Sie wenden dies so, als habe das Uhland nur also geschienen[1]. Nein, verehrtester Herr, es ist wirklich meine Ueberzeugung, daß die große Masse der Liberalen durch Geiz, Feigheit und Mangel an Opfermuth sich von ihren ehrenwerthen Führern in jammervoller Weise unterscheidet, und ich sehe nicht ein, warum wir unsrer Partei nicht einmal ihre Fehler ins Gesicht sagen und ihr die Vorzüge anderer Parteien vorhalten sollen. Ob ich hierin Recht habe, darüber läßt sich streiten; jedenfalls können Sie mir nicht zumuthen, etwas mit meinem Namen zu vertreten, was meine Meinung nicht ist. Doch genug. Ich schlage Ihnen vor, daß wir hiermit stillschweigend uns bestimmt darüber vereinigen: Sie ändern mir künftig an den Aufsätzen, die ich unterschreibe, Nichts ohne vorherige Verständigung, und ich verpflichte mich dagegen, so nachgiebig zu sein als meine Ueberzeugung es irgend erlaubt. Ich denke, darauf können Sie eingehen. Wann wir wieder in die Lage kommen werden, über einen Aufsatz uns zu verständigen, das kann ich nicht bestimmt sagen ... Der Blittersdorf[f] zunächst ist vorläufig leider eine Unmöglichkeit; der Mann steckt so tief in allen Bundesintriguen während eines Menschenalters, daß meine Kenntnisse für jetzt noch nicht ausreichen zu einem erschöpfenden Urtheile.

---

[1] In der Darlegung, weshalb Uhland in der Paulskirche der Linken sich anschloß, „wie sehr auch die demagogischen Ausschweifungen seinen maßvollen Künstlersinn anwiderten", sagt Treitschke, Histor. u. Polit. Aufs. 1,301 (und gleichlautend schon in der 1. Ausgabe): „Ihn erfreute die menschliche Theilnahme der besseren Demokratie für die Armen und Leidenden und der willige Opfermuth, welcher sie vor den Mittelparteien auszeichnete." Haym aber hatte statt der letzten sechs Worte Treitschkes drucken lassen: den diese Partei vor der der Gemäßigten vorauszuhaben schien.

Und nun schickt dieses Scheusal Ilse alljährlich einige Bände in die Welt mit immer neuen, leider unentbehrlichen, Enthüllungen über den Bundestag. Auch Ihnen kann Nichts daran liegen, schon jetzt einen Aufsatz zu erhalten, den ich übers Jahr weit besser schreiben kann. Ich muß also ein Thema wählen, das mit meinem jetzigen Hauptstoffe, der romantischen Zeit, enger zusammenhängt; ich hoffe, Ihnen im Herbst etwas über Görres und die Ultramontanen zu geben.

Es thut mir leid, Ihnen eine Erwartung vorläufig zu Schanden machen zu müssen. Doch versetzen Sie Sich in meine Lage: mein Thema ist wirklich endlos, diese Geschichte muß wesentlich eine Geschichte der öffentlichen Meinung Deutschlands werden — denn hierin liegt ja bisher unser Bestes im politischen Leben — und wie soll ich diesen Stoff bewältigen?

Ich war Ihnen Anfangs ernstlich böse, doch haben Sie mich wieder versöhnt durch — Ihren Varnhagen[1]. Ich bedaure Sie, ich kann mir lebhaft vorstellen, daß Sie bei der Arbeit gradezu gelitten haben. An Ihren Schriften (auch an der „Nationalversammlung", die ich jetzt täglich lese) erfreut mich ganz besonders das edle moralische Pathos, die „geistige Gentilität", wie Sie es selber einmal nennen; das macht mich auch dann noch warm, wenn ich nicht beistimmen kann. Ich begreife, wie sehr sich grade dieser sittliche Ernst an dem Varnhagen verekelt haben mag. Uns ist Ihre unerquickliche Mühe dennoch zu gute gekommen; ich möchte wissen, welcher Apologet etwas ausrichten will gegen diese musterhafte Charakteristik. — Vielen Dank für Ihren freundlichen Glückwunsch. Seit vorgestern ist der Ruf wirklich da, doch höchstwahrscheinlich lehne ich ab. Den Theologen wird der Erzbischof meine Collegien sofort verbieten, das ist sicher, und was soll ich meine Kraft vergeuden an 3 Studenten? Vielleicht geschieht hier etwas für mich; ich höre eben, die Studenten schicken um meinetwillen eine Petition nach Dresden. Materiell kann ich's auch als Privatdocent hier sehr gut aushalten. Mein größtes Bedenken ist, daß das badische Ministerium mir mit einem Wohlwollen entgegenkommt, das ein Nein sehr erschwert. —

Endlich — das Allerwichtigste — wie denken Sie Sich zu den Ordonnanzen[2] zu stellen? Wenigstens der erste Theil der Jahrbb. (die größeren Aufsätze) wird doch wohl unverändert bleiben? Hier meine

[1] Preuß. Jahrbb. 11,445 ff. dann in Hayms Ges. Aufsätzen. [2] der Königl. Verordnung über die Presse vom 1. Juni

Herzensmeinung in aller Ruhe und Bedächtigkeit. Die Revolution ist in meinen Augen nur noch eine Zweckmäßigkeitsfrage; sobald sie Aussicht auf Erfolg hat, muß sie gewagt werden. Ich wünsche kein Ende der Krisis ohne eine demüthigende, schmachvolle Abdankung. Das Königthum v. G. Gn. bedarf einer heilsamen, furchtbar ernsten Züchtigung[1]. —

Mit herzlichem Gruß Ihr treu ergebener

Treitschke

372] **An den Vater.**

Leipzig, 30. Juni 63.

Mein lieber Vater!

... Ich habe bisher von dem Rufe Nichts gehabt als eine Masse ungewaschnes Zeitungsgerede; ich verhalte mich gegen diese — auch die unwahrsten — Nachrichten grundsätzlich schweigsam, weil ich meine, solche persönliche Angelegenheiten gehören nicht vor das Publicum. Nur Dir gegenüber will ich ein Wort sagen, damit Du nicht durch diese Berichte an mir irre wirst ... Um mich zu entscheiden muß ich die Situation ganz übersehen; ich muß also wissen, ob ich in Sachsen irgend eine Aussicht für die Zukunft habe, und darüber habe ich an den Minister eine einfache Anfrage gerichtet. Andrerseits muß ich wissen, ob ich in Freiburg historische Vorlesungen halten darf, was aus dem Briefe des bad. Ministeriums nicht ganz klar hervorgeht; deßhalb habe ich noch einmal an Mangoldt um Aufklärung geschrieben. Dies ist Alles, was ich gethan. Leider kann ich wieder sagen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden. Die Studenten haben eine Adresse an das Ministerium gerichtet, und als ich nachträglich davon erfuhr, konnte ich es nicht mehr verhindern. Ich mußte freilich die gute Absicht ehren, aber ich wußte ja schon ohnedies, daß die Studenten gut von mir denken. Nützen wird mir die Petition Nichts, eher schaden, und überdies ist dadurch dem Handel eine mir sehr unerwünschte Öffentlichkeit gegeben worden. — Also zunächst gilt es, die Antwort aus Dresden und Freiburg abzuwarten. Dann werde ich mich sofort entscheiden. —

Ich hielt es für meine Pflicht Dir dies zu schreiben, weil ich weiß, daß Niemand auf der Welt einen lebhafteren Antheil an meinem Geschicke nimmt ...

Heinrich

[1] Vgl. Histor. u. Polit. Aufs. 4,129f.

373] An den Vater.

Leipzig 3. Juli 63.

Mein lieber Vater,

soeben habe ich den Ruf nach Freiburg angenommen, und ich hoffe, Du wirst meinen Schritt billigen. Mein Hauptgrund ist dieser: Ich bedarf jetzt vor Allem Muße um mein Geschichtswerk zu schreiben, davon hängt meine weitere Zukunft ab. Diese wird mir in Leipzig nicht zu theil, da ich hier immer neue große Collegien lesen muß, wenn ich subsistiren will. In Freiburg dagegen lese ich jedes Semester ein Colleg über Politik, Encyclopädie der St-Wiss. rc. und eine meiner bisherigen Vorlesungen. Letztere machen mir fast gar keine, erstere nur wenig Mühe; ich behalte also Zeit für mein Buch. — Dazu kommt ein Zweites: die Rücksicht auf Dich, mein lieber Vater. Es wird Dir zwar, gleich mir, leid thun, daß ich so weit von Euch fortgehe, aber ich weiß, meine Entfernung wird Dir manchen Kummer ersparen. Meine politische Richtung ist nun einmal eine andere als die Deine. Das kann ich nicht ändern, aber ich kann Dir dies Mißverhältniß erleichtern. Du wirst von meinem Liberalismus weniger unangenehm, weniger unmittelbar berührt werden, wenn ich nicht mehr zur sächsischen Opposition, sondern zur badischen Regierungspartei gehöre. Dann fallen auch die mündlichen und schriftlichen Zuträgereien über mich hinweg, die Dich so oft geärgert haben, wenn sie auch — und dies danke ich Dir von Herzen — Deine gute Meinung von mir nicht beeinträchtigen konnten.

Dies meine Hauptgründe. Noch Einiges tritt hinzu. In Carlsruhe und Freiburg kommt mir Alles — Roggenbach, Mathy, Mohl — mit einem Wohlwollen und Vertrauen entgegen, das mich zu großem Danke verpflichtet und mich zu den schönsten Erwartungen für meine Zukunft in Baden berechtigt. Die Parteiverhältnisse sind dort sehr klar, so daß ich mich schnell darein finden werde. Zwei etwa gleich starke Parteien stehen sich in F. gegenüber, die ultramontane und die liberale (Regierungs-) Partei. Als Protestant kann ich über die Wahl nicht zweifelhaft sein, das Zetergeschrei der Ultramontanen wird nicht ausbleiben, aber mich nicht stören. Mein Wirkungskreis ferner wird doch nicht so klein sein als ich dachte. Zwar den kath. Theologen wird der Erzbischof noch bevor ich ankomme den Besuch meiner Vorlesungen verbieten; aber mir bleiben die weltlichen Studenten und das Publicum der Stadt, das in F. fleißig Collegien hört. — Endlich, wie lange wird



denn der Aufenthalt in F. dauern? Gewiß nicht länger als 4 Jahre. Wenn mein Buch heraus, wird sich das Weitere finden. — Beiläufig, Min. Falkenstein hat mir einen jener Briefe geschrieben, welche man in der guten Gesellschaft nicht zu beantworten pflegt; ich werde also auch nicht antworten. Dies hat mir meinen Entschluß sehr erschwert; denn nach diesem Briefe war ich durchaus berechtigt zu sagen: Du wünschest so sehr, daß ich gehe; nun gut, so bleibe ich erst recht[1]. Doch genug davon; ich glaube das nicht verdient zu haben. — Entscheidend war für mich ein gestern eingetroffner Brief aus Freiburg, der mir sagt, daß man mich haben will wie ich bin und daß ich lesen darf was ich will. Ich hoffe auf Deine Billigung, mein lieber Vater ...

Dein treuer Sohn

Heinrich

...

[1] Lebhafter heißt es Tags darauf an Klee, mit der Nachricht von der Annahme des Freiburger Rufes („meinem alten theuren Lehrer muß ich doch in wenigen Zeilen darüber Rechenschaft geben"): „Der Minister hat das Seinige gethan mir den Weggang zu erschweren. Er schrieb mir einen so gemeinen Brief, daß mein erster Gedanke war: Du L... sprichst du so, dann bleibe ich erst recht. Doch von solchen Aufwallungen soll man sich nicht beherrschen lassen." — Falkenstein hatte auf Treitschkes Anfrage, ob das Ministerium in der Lage sei, ihm „irgend eine Aussicht auf Beförderung und Gehalt an der Universität L. zu eröffnen", am 30. Juni geantwortet, daß er Tr. „jetzt eine der Badenschen ähnliche Offerte" nicht machen könne, und dann dieser Mitteilung der „Sachlage" einige von deutlicher Ironie durchzogene Bemerkungen angefügt: „Welchen Entschluß Sie fassen wollen, habe ich natürlich ganz Ihrem Ermessen anheim zu stellen und zwar um so mehr, je weniger gern einerseits man Leipzig zu verlassen pflegt und je schwerer und folgereicher es oft andererseits ist — wie ich sehr gut weiß — einen ersten Ruf abzulehnen und je günstiger häufig der Einfluß ist, den die Kenntnißnahme von bisher fremden Verhältnissen ausübt. Wie aber auch Ihr Entschluß ausfallen möge, immer werde ich mich — davon können Sie überzeugt sein — freuen, wenn ich höre, daß Sie immer tiefer in den eigentlichen Geist der Geschichte einzudringen und die unbefangene Anschauung zu gewinnen sich bemühen, welche zumal in unserer Zeit so nöthig ist." Den für das Verbleiben ihres bewunderten Lehrers petitionierenden Studenten dagegen, so schreibt Tr. am 9. Aug. an Dr. Ed. Brockhaus, habe der Minister sein Bedauern ausgedrückt, „daß eine so ausgezeichnete Lehrkraft durch die rasche Annahme des Rufs es ihm unmöglich gemacht habe, sie länger in L. zu halten", und zugleich die Hoffnung ausgesprochen, „man werde den Betr. bald nach L. zurückrufen."

374] An Gustav Freytag[1].

Leipzig 4. Juli 63.

Hochgeehrter Herr,

— — — Gestern hab' ich den Ruf nach Freiburg angenommen. Mangoldt's Brief kam Tags zuvor an, und ich ersah daraus, daß ich in F. lesen kann was ich will; also behalte ich dort mehr Zeit für die deutsche Geschichte als hier, und dies ist entscheidend. Mein Verhältniß zu meinem Vater wird dadurch auch ganz klar und einfach. Ich denke, Sie werden meinen Entschluß billigen. Mir thut es leid, daß ich denen eine frohe Stunde bereite, die ich am Liebsten jammern sehe. Und noch schwerer wird mirs aus dem Kitzing zu scheiden; er lernt schon in jungen Jahren den Ernst des Lebens kennen, doch wird er sicherlich zusammenhalten trotz der Fahnenflucht so vieler Mitglieder.

Wenn ich es möglich machen kann, so folge ich Ihrer freundlichen Einladung und suche Sie auf in Ihrem stillen Garten[2].

Mit hochachtungsvollem Gruß Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

375] An den Vater.

Leipzig 8. Juli 63.

Dein Brief, mein lieber Vater, hat mir in tiefster Seele weh gethan. Wesentlich durch die Rücksicht auf Dich habe ich meinen Entschluß bestimmen lassen, und nun sehe ich leider doch, daß er Dich schmerzt. Ich danke Dir von Herzen für Deine väterliche Liebe, nur glaube ich, Du siehst diesmal zu schwarz. Auf eine solche Trennung mußten wir ja längst gefaßt sein, und auch sie wird wahrlich keine auf Nimmerwiedersehen ... Meine Aussichten sind sehr günstig; soeben erst erhielt ich einen Brief von Staatsrath Mathy, worin er mir sagt, daß ich, wenn ich mich bewähre, schon nach einem Jahre Ordinarius werden soll; und er ist nicht der Mann leere Worte zu reden, er hat auch die Macht seine Worte zu erfüllen ...

Daß ich in Sachsen keinen Boden fände, kann ich durchaus nicht zugeben. Die Studenten finden es nicht, wie noch ihre Adresse beweist, meine Collegen — also jene Männer, die meine Thätigkeit genauer und

[1] Treitschkes Briefe an Freytag hat schon herausgegeben Alfred Dove: „G. Freytag und H. v. Treitschke im Briefwechsel." Leipzig, S. Hirzel 1900. Für den vorliegenden, gekürzten Neudruck sind auch die Handschriften aufs neue verglichen.
[2] In Siebleben.

kennen und auch mehr Urtheil darüber haben als der Minister — finden es auch nicht. Die Facultät hat mir bereits den Brief des Ministers abgefordert und wird sich förmlich dagegen verwahren. Das kann an meinem Schicksale Nichts mehr ändern, aber es ist mir lieb, wenn constatirt wird, daß die Universität empfindet, sie habe durch meinen Weggang einen Verlust erlitten.

Doch über Alles dies und noch vieles Andere will ich lieber mündlich mit Dir sprechen, mein lieber Vater ... Ich werd' es möglich machen, mich auf anderthalb Tage von meinen Arbeiten loszureißen, und denke Euch am Sonntag zu besuchen ...

Dein treuer Sohn

Heinrich

Es hat mich oft geschmerzt zu denken, daß keines Deiner Kinder Dir schon so viel Sorge gemacht hat als ich. Ich trage selber manche Schuld daran, doch nicht alle: es sind eben nicht Jedem die Wege des Lebens ganz einfach und unverwirrt vorgezeichnet.

376] An Rudolf Haym.

Leipzig, 17. Juli 63.

Hochgeehrter Herr,

niemals habe ich gefürchtet, daß ich je so zu Ihnen reden müßte wie ich es heute zu meinem tiefsten Schmerze thun muß[1].

---

[1] Auf diesen Brief, geschrieben an demselben Tage, an dem die Grenzboten Treitschkes heftigen Angriff auf Hayms Artikel im Juniheft der Preuß. Jahrbb. „Die Verordnung vom 1. Juni und die Presse" brachten (jetzt auch Histor. u. Polit. Aufsätze 4,126ff.), antwortete Haym am 18., noch bevor er die Nummer der Grenzboten erhalten hatte: „Ich nehme dies Blatt Papier vor mich, mein hochverehrter Herr und langjähriger treuer Freund und Helfer, um über die bittern Thränen hinwegzukommen, die mir Ihr Brief, so oft ich ihn nun schon gelesen habe, entlockt". Auf seiner Ansicht „daß der Kampf gegen die jetzigen Regierer, trotz allem ununterbrochen fortgeführt werden muß" bleibt er doch bestehen, „und die zum Behufe der Möglichkeit des Kampfes gemachte Annahme, daß schließlich auch unsern Ministern um den Staat zu thun ist" hält er einstweilen nicht für irrig, würde sie aber als Fiction überhaupt so lange festhalten „bis ich mich — und zwar nicht theoretisch, mit Worten, sondern durch die That — auf den Boden der Revolution stellte." Sonst könnte ihn allerdings ein Urteil wie Treitschkes, wenn irgend eins, an der Richtigkeit seiner Handlungen irre machen; „denn aus Ihnen spricht ein völlig reiner, durch kein Interesse und durch keine Reflexionssophistik getrübter Sinn; ich halte Sie rein wie Gold, Gott weiß es." Öffentlich, und hier schärfer, antwortete Haym im Juliheft seiner Jahrbücher.

Mit Freude und herzlicher Zustimmung las ich Ihren schriftlichen und Ihren gedruckten Brief[1], ich billigte den wackeren Entschluß, auch jetzt noch auf dem Posten zu bleiben, ich hatte von Ihnen nichts Anderes erwartet. Aber als mir Ihr Juniheft zeigte, wie Sie diesen Entschluß verstehen, da erkannte ich sofort, daß eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns besteht, weit, weit größer als ich jemals glaubte, und daß ich nicht mehr mit den Jahrbüchern gehen kann. Mein erster Gedanke war: darauf muß erwidert werden, und Du selber mußt die Erwiderung schreiben, damit alle Näherstehenden sofort wissen, es handle sich hier nicht um eine persönliche Gehässigkeit, sondern um einen loyalen Streit politischer Freunde, die jetzt einsehen, daß ihre Wege nicht mehr zusammenfallen. Ich traute meiner ersten, sehr starken, Empfindung nicht völlig, ich wollte einen so schmerzlichen Schritt nicht leichtsinnig wagen, ich ließ darum mehrere Tage verstreichen und besprach mich mit Busch und anderen Parteigenossen, doch Alle waren darin einig, daß ein lauter Widerspruch geboten sei. Um keinen Preis wollten wir den Schein auf uns nehmen, als ob wir Ihre, nach meiner Ueberzeugung, viel zu milde Beurtheilung des gegenwärtigen Systemes unterschrieben, als ob wir ein Vertrauen theilten, wovon Nichts in unsrem Herzen lebt. Und nicht durch Schweigen, nicht durch einen Privatbrief konnte ich meine abweichende Meinung bethätigen. Sie selbst verlangten ja eine Besprechung Ihres Junihefts in den Grenzboten, und ich hielt es für meine Pflicht zu constatiren, daß ich ein Urtheil nicht billige, welches nicht mehr blos Nebenumstände, sondern den Kern der Lage des preußischen Staats selber berührt. Auf die Frage: wer regiert heute in Preußen? finde ich bei kaltem Blute nur die eine Antwort: auf Seiten der Minister eine Frivolität, der ein geschworener Eid so leicht wiegt wie eine Feder; auf Seiten des Königs eine Verblendung, welche frechen Sophisten erlaubt Schwarz für Weiß und Schön für Häßlich auszugeben, mit einem Worte, eine Verblendung, die verständigen Männern nicht mehr als zurechnungsfähig erscheinen kann. Es ist entsetzlich, daß der Staat, an dem meine Liebe hängt wie die Ihrige, in einer solchen Lage sich befindet, aber ich bin überzeugt, es ist so. Und wäre selbst dies Urtheil zu hart, so meine ich doch: nachdem die Verfassung gebrochen ist, dürfen die Verfassungstreuen nicht reden von wohlmeinenden Ab-

[1] an die Mitarbeiter der Preuß. Jahrbb.

sichten der Zerstörer des Landesrechts, sie dürfen Nichts sagen, was die gerechte, leider nur allzumatte, Entrüstung des Landes schwächen könnte.

Dies meine Ansicht. Sie mag irrig sein, aber Sie selbst, hochgeehrter Herr, werden mir zugeben, daß ich, mit dieser Denkweise, nicht auf dem jetzt von Ihnen eingeschlagenen Wege Ihnen folgen kann. Vielleicht hätte ich schon früher einsehen können und sollen, wie weit unsre Meinungen auseinandergingen, doch ich gestehe, daß erst das Juniheft mir diese traurige Einsicht verschafft hat.

Ich sage Ihnen Dank für die Freundschaft und Güte, die Sie mir in den sechs Jahren unsres Zusammenwirkens so vielfach bewiesen. Und obschon es schwierig ist in diesen Tagen der Umbildung der Parteien unsre eigene Parteistellung in der Zukunft vorauszusagen, so gebe ich doch nicht die Hoffnung auf, daß wir einst wieder auf demselben Wege gehen werden. Für jetzt kann ich das nicht.

Mit unveränderter Hochachtung und Verehrung

Ihr ergebenster

Treitschke

377] An Rudolf Haym.

Leipzig 19. Juli 63.

Hochgeehrter Herr,

Ihr Brief ist ganz so edel und würdig wie ich es von Ihnen erwartet habe. Daß Sie in dem Augenblicke, da ich Sie schwer gekränkt, noch so wohlwollend und achtungsvoll von mir reden, das werde ich Ihnen nie vergessen, ich rechne das zu dem Ehrenvollsten, was mir je widerfahren ist. Und heute grade war es mir schmerzlich, von Ihrer Hand solche Worte zu lesen; denn noch vor 8 Tagen hatte ich die Absicht, heute zu Ihnen hinüberzufahren um Abschied zu nehmen und ein freundschaftliches Wort zu hören über die sehr schwierigen Verhältnisse, denen ich in Freiburg entgegengehe. Das ist nun Alles unmöglich und durch mich unmöglich, und doch, ich mag die Sache wenden wie ich will, bleibt mir das ruhige sichere Gefühl, daß ich nicht anders handeln durfte, wie Ihnen Ihr Bewußtsein das Gleiche sagt. Ich gäbe der Himmel weiß was darum, wenn Sie vor dem Junihefte mit mir Rücksprache genommen hätten, statt von vornherein auf meine Zustimmung zu zählen. Mein Rath wäre dann

dahin gegangen, zunächst im Junihefte Alles, schlechthin Alles herauszusagen, was jetzt das Herz eines Liberalen bedrückt; die Verwarnung wäre nicht ausgeblieben, aber die Preßordonnanz ist nach meinem Gefühle eines von jenen Ereignissen, worüber man Alles oder Nichts sagen muß. Da Sie so bestimmt auf meine Uebereinstimmung rechneten, so erwartete ich mit Sicherheit, Sie würden wirklich dieses Weges gehen und erst wenn die Gewalt an Ihnen vollstreckt wäre eine andre Stellung zu gewinnen versuchen. Das Juniheft hat mir nun leider gezeigt, daß Ihre Ansichten von den meinigen und von denen aller meiner hiesigen politischen Freunde erheblich abweichen; unter diesen waren Alle einig, daß wir darauf nicht schweigen könnten, nur der Eine Gustav Harkort, der Allerconservativste von uns, dachte Anfangs anders, er hatte Ihren Artikel vom Anfang bis zum Ende für Ironie gehalten! Das war nun leider ein Irrthum, und es blieb Nichts übrig als laut zu widersprechen, und grade in den Grenzboten zu widersprechen. Die grünen Blätter sind schon seit Langem in einer schiefen Stellung: sie stehen gegenwärtig, wie Ihnen jeder Artikel von Freytag zeigen wird, viel weiter links als die Altliberalen, und doch werden sie noch von den Meisten für altliberal gehalten wegen der früheren Verbindung mit Jul. Schmidt, der neulich hier war und sich, so herzlich wir ihm entgegenkamen, doch sicherlich davon überzeugt hat, daß seine alten Genossen seiner heutigen Richtung nicht folgen. Nun war Ihr Juniheft gradezu ein Aufruf Farbe zu bekennen; das Heft wird, wie ich fürchte, nicht ohne Folgen bleiben, die preußischen Blätter (die dummen natürlich voran, aber leider auch die guten) werden Ihnen dies Heft nie verzeihen. So ward den Grenzboten die Gelegenheit, ihre Parteistellung ganz klar auszusprechen, nicht nur dargeboten, sondern aufgedrängt. Darum hat mich Busch leidenschaftlich gebeten, den Entschluß auszuführen, der ohnedies bei mir feststand. Wir kamen eben Beide mit Einem Male zu der Einsicht, daß unsre Stellung zu Ihrer Richtung eine so nahe nicht ist wie wir bisher dachten.

Sie werden, hochgeehrter Herr, in diesem abermaligen Briefe von mir nicht eine Zudringlichkeit sehen, sondern ein Zeugniß dessen, wie sehr schwer mir der nothwendige Schritt wurde. In diesen Tagen am Allerwenigsten war ich in der Stimmung, mich von einem langbewährten hochverehrten Freunde leichtsinnig abzuscheiden. Mein Weggang nach Freiburg, der doch einer Ausstoßung sehr ähnlich sieht, hat

meinen Vater schwer gekränkt; erst dieser Tage war ich bei ihm, um mich mit ihm zu verständigen. In solcher Lage hält der Mensch gern Alles was ihm lieb ist gewaltsam fest, und Sie können daran erkennen, daß ich nicht vorschnell gehandelt habe. Leben Sie wohl und nehmen Sie meine besten Grüße und Wünsche.

Ihr

Treitschke

378] An den Vater.

Leipzig 24. Juli 63.

Mein lieber Vater,

eine späte Abendstunde muß ich mir stehlen, um Dir herzlich zu danken für den schönen Tag auf der Festung, den Ihr mir bereitet habt. Nach Allem, was ich seitdem erfahren, wird mir die Ueberzeugung immer klarer, daß ich Recht gethan habe, als ich den Ruf nach Freiburg annahm . . . Daß wir so weit auseinander kommen ist freilich traurig, aber es giebt heute keine Entfernungen mehr, und, wie mir eben mein alter Freund und Gönner Mathy schreibt, die Bande der Freundschaft dehnen sich wohl, aber sie reißen nicht: — um wie viel mehr gilt das von den Banden des Bluts. — Einen Schritt, der meiner äußeren Wohlfahrt zu Gute kommen soll, habe ich bereits gethan. Ich habe mich entschlossen, die Aufsätze, die aus meiner Feder da und dort zerstreut stehen, zu sichten, die besseren weiter auszuführen, zwei neue hinzuzufügen und das Ganze als Buch herauszugeben. Gegen Neujahr soll die Handschrift fertig und bald darauf gedruckt sein; Hr Hirzel hat schon den Verlag zugesagt. Es ist mir ein Bedürfniß, mit diesen Arbeiten abzuschließen, und ich hoffe, sie werden ihr Publicum finden. Die deutsche Geschichte kann, wenn sie gut werden soll, beim besten Willen nicht so schnell vom Stapel laufen, und ich wünsche doch sehr, mir in Baden rasch durch eine literarische Leistung einen festen Platz zu erobern. Das wird noch schwere Arbeit in den nächsten Monaten kosten. Die ersten vierzehn Tage freilich, die noch vor mir liegen, werden noch über anderen Geschäften vergehen. In 8 Tagen schließe ich mein Colleg in der Stadt, was viel zu thun giebt, und dann steht mir noch ein Fackelzug bevor. Vergeblich habe ich durch meinen Famulus mich dagegen verwahrt; die Studenten lassen sich ihr altes Recht nicht

nehmen, sie betreiben die Sache heimlich, und ich kann nichts dagegen thun, so sehr mir auch eine solche öffentliche Huldigung widerstrebt. Nachher kommt noch die Festrede; morgen will ich sie schreiben, aber die Götter wissen, wie meine arme Stimme vor dieser Menschenmasse bestehen soll. Das Fest wird wirklich großartig, die Stadt bietet ihre besten Kräfte auf, und ich freue mich, zum ersten Male in meinem Leben einen solchen Massenjubel zu sehen. Es ist doch gut, daß uns Deutschen allmälig ein Verständniß aufgeht für die Festfreude freier Völker. Manche Phrase, manche Turnerplumpheit wird freilich mit unterlaufen; doch mit schwachen Nerven lebt man nicht in dieser derben Zeit ... Auch mit einigen industriellen Unternehmungen, die mich wider Willen unsterblich machen wollen, habe ich zu kämpfen. Die Gartenlaube wollte mich in ihren Spalten verewigen. Ich habe in einem energischen Briefe an den Verleger dagegen protestirt, und ich hoffe, der Brief wird wirken. Widrigenfalls wäre ich möglicherweise gezwungen, mich öffentlich gegen die Zudringlichkeit meiner unbequemen Verehrer zu verwahren[1]. Dagegen konnte ich es der Hinrichsschen Buchhandlung nicht abschlagen, mich noch einmal photographiren zu lassen. Die alte Platte ist halb verdorben, und die Buchhandlung will eine billige Ausgabe von mir veranstalten. O Papa, auf 5 ngr. ist Dein Sohn bereits im Preise gesunken! Ein Exemplar dieser Volksausgabe schicke ich anbei meinem lieben Hepp. — Etwas sehr Schweres und Trauriges habe ich in den letzten Tagen durchgemacht: ich habe mich in einem unterzeichneten Artikel in den Grenzboten von den Preuß. Jahrbüchern losgesagt ... Noch Einiges über meine Freiburger Verhältnisse. Die ultramontanen Blätter, schreibt man mir von da, schimpfen schon im Voraus schrecklich über mich; die Hanswürste stören mich natürlich nicht. Ernsthafter ist, daß ich nicht grade billig dort leben werde — — —[2]. Johanna wird Euch nun verlassen haben ... Hepp aber soll mein — wie meine Eitelkeit findet — sehr ältliches und dumm-glotziges Conterfei gnädig aufnehmen, und Ihr Beide seid herzlich gegrüßt von

Deinem treuen Sohne

Heinrich

[1] Ein Artikel über Treitschke unter dem Titel „Ein Kämpe für Deutschlands Einheit", mit Bildnis, erschien 1866 in der Gartenlaube No. 36, auch er noch beginnend mit einer treffenden Würdigung „der schönen stolzen Rede zur Erinnerung an die Völkerschlacht." [2] Treitschke bittet um weitere 400 rl von seinem Vermögensanteil.

379] An Salomon Hirzel.

Leipzig 25. Juli 63.

Hochgeehrter Herr,

ich bin jetzt von Arbeit aller Art arg geplagt und komme erst heute dazu, Ihnen, wie ich versprochen, Näheres über das Buch mitzutheilen. Ich denke die Sammlung mit den drei Aufsätzen zu eröffnen: das deutsche Ordensland Preußen, Milton, Lessing. Dann sollen folgen Studien zur Gesch. Deutschlands im 19. Jahrhdt: Kleist — Fichte, Uhland — Byron's Einfluß auf die Literatur des Festlands, Hans Gagern — Wangenheim, Dahlmann — *R. Blum, *das deutsche Beamtenthum im 19. Jahrhdt. Der Realismus in der Dichtung, insbes. Otto Ludwig. Zum Schluß: über die Freiheit.

Die mit * bezeichneten Aufsätze sollen erst noch geschrieben, alle anderen (namentlich Kleist, Dahlmann, Ludwig) gründlich umgearbeitet und in Beziehung zu einander gebracht werden ... Wenn ich tüchtig heize, kann die Handschrift bis zum Januar fertig sein. Mir ist es ein Bedürfniß, mit diesen kleinen Arbeiten, die ich nicht mehr fortsetzen werde, abzuschließen. Auch wünsche ich sehr, Ihnen ein Buch zu überlassen, das doch vielleicht sein Publicum findet. Mit der „deutschen Geschichte“ geht es beim besten Willen nicht so schnell. — Natürlich müssen die Aufsätze in eine gleichmäßige Form gebracht, der Charakter des Vortrags oder der kritischen Besprechung, der einigen anhaftet, ihnen genommen werden. Ich schlage das Ganze auf etwa 400 große Seiten (mindestens) an.

Das ist mein Plan, geehrtester Herr. Es soll mich freuen, wenn endlich einmal eine Schrift von mir Ihnen einigen Vortheil brächte, nachdem Sie schon deren zwei, mit der größten Uneigennützigkeit und ohne Glück, verlegt haben ... Die Umarbeitung wird eine ziemlich radikale werden, denn ich habe in den 4½ Jahren, seit der erste Aufsatz erschien, erst allmälig deutsch schreiben gelernt.

Mit den besten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

380] An Salomon Hirzel.

Leipzig 27. Juli 63.

Verehrtester Herr,

... Die Arbeit, welche mir das Buch verursachen wird, ist doch nicht so groß als es den Anschein hat[1]. Die beiden neuen Aufsätze nämlich, die den größten Zeitverlust bewirken, werden mir ohnedies fast mit Gewalt aufgedrungen. Ueber das moderne Beamtenthum will ich in Freiburg in meiner Antrittsvorlesung sprechen, und Robert Blums Leben wird mich jetzt längere Zeit beschäftigen, da mir sein Sohn die Benutzung seiner Bücher und einiger Handschriften angeboten hat, die ich unmöglich von der Hand weisen kann[2]. Was endlich die Umarbeitung der übrigen Aufsätze anlangt, so sollen die 3 ersten nur mäßige Änderungen erleiden; die übrigen aber sind sammt und sonders Vorarbeiten zu der deutschen Geschichte, und die Arbeit, die ich ihnen zuwende, kommt auch dem späteren Buche zu gute. Mir ist es nämlich völlig klar geworden, daß eine Geschichte des modernen Deutschlands, will sie nicht ganz trocken und geistlos bleiben, in erster Linie eine Geschichte der öffentlichen Meinung sein muß. So angesehen wird die Darstellung dieser Geschichte allerdings sehr schwierig; aber auch nur so kommt Leben und Zusammenhang in die Dürftigkeit der kleinstaatlichen Händel. — Mir liegt Viel an der Ausführung des Planes, nicht blos weil ich mich in Freiburg gern mit einem Buche einführen und meine Berechtigung zu historischen Vorlesungen, die so oft bezweifelt worden, beweisen will, sondern vornehmlich, weil es mir ein Bedürfniß ist, mit diesen Arbeiten abzu-

[1] Hirzel hat Treitschkes neues Verlagsanerbieten dankbar acceptiert, und hält sich auch mit den Bedingungen, die Tr. ihm stellen werde „gewiß im voraus einverstanden." Er zeigt überhaupt, wie hoch er diesen Autor schon damals schätzte: „Bei dieser Gelegenheit spreche ich den Wunsch aus, daß Sie meiner Firma treu bleiben und niemals Veranlassung haben mögen, sich nach einem andern Verleger umzusehn." Aber er fürchtet das Hindernis für die ungesäumte Fortsetzung der Bundesgeschichte, sähe lieber zuvor diese beendet. [2] Robert Blums Sohn Hans war in Leipzig einer der begeistertsten Hörer Treitschkes. Die von den Studenten, als Treitschkes Ruf nach Freiburg bekannt wurde, durch den Senat an das Ministerium gelangte Petition um Erhaltung ihres Lehrers für Leipzig war von ihm entworfen, und auch nachher blieb er Treitschke dauernd in treuer Anhänglichkeit verbunden. Das Leben seines Vaters schrieb er später selbst. Treitschke führte diese Arbeit nicht aus, obwohl er sie sofort angriff und schon am 3. Sept. auf dem Königstein, wie er Overbeck in seinem Abschiedsbrief mitteilt, einen ganzen Jahrgang Sächs. Vaterlandsblätter exzerpierte. Wenigstens der Deutschen Geschichte (5,343) ist die Mühe noch zugute gekommen. Vgl. o. Bd. 1, S. 32.

schließen und endgiltig und für immer von dem Essay Abschied zu nehmen. Ich schlage Ihnen also vor, daß ich Ihnen das Buch, sobald das Ganze druckfertig ist, schicke. Dann mögen Sie, je nachdem das Werk gerathen, Ihre Bedingungen stellen, die ich gern annehmen werde. Bis dahin wird sich wohl auch der gerechte Zorn der Preuß. Jahrbücher, den ich leider nicht abwenden durfte, ein wenig legen, und eine Verständigung mit Hrn Reimer leichter sein. Ich habe das Gefühl, daß ich, sind diese Dinge abgethan, an die deutsche Geschichte mit erhöhter Lust und mit vermehrter Sachkenntniß herangehen werde.

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

381] An den Vater.

Leipzig 8. Aug. 63.

Nach so vielen bewegten Tagen endlich eine halbwegs ruhige Stunde, und ich eile sie Dir zu widmen, mein lieber Vater. Das Fest war über alle Beschreibung schön; wir Liberalen erlebten die Genugthuung, daß sich allmälig alle Parteien an den Vorbereitungen betheiligten und jetzt Niemand ein anderes Wort über die Feier redet als Dank und Freude[1]. Es war mir eine große Ueberraschung zu sehen, daß die Turnerei in der That gewaltige Fortschritte gemacht und das lächerlich renommistische Wesen des alten Jahn gründlich überwunden hat. Und Leipzig that Alles um mir den Abschied schwer zu machen, um mir zuletzt noch zu zeigen, wie viel tüchtige Kraft und herzliche Gutmüthigkeit in diesen Mauern lebt. Das Schönste aber war die gewaltige demokratische Zucht in diesen Massen: nicht ein einziger Mensch ist wegen Ruhestörung verhaftet worden. Ich wage nicht zu berechnen, wohin diese große demokratische Strömung unserer Zeit noch fluthen wird; nur das weiß ich: ich freue mich in dieser Zeit zu leben und ich denke mit grauen Haaren noch ein ganz anderes Deutschland zu sehen als das heutige. Auch das ist schön, wie die verschiedenen Stände

[1] Eine ausführliche Schilderung des Festes mit wärmster Würdigung der Rede Treitschkes gab M. Busch in den Grenzboten (Nr. 32 u. 33). Wie die Stimmung von Schwörenden sei es über die weite Versammlung gekommen, als der Redner mit denselben Worten, mit denen er begonnen: „Deutsche, geliebte Landsleute!“ auch den Abschluß der Rede einleitete und zuletzt ausrief: „Ihr Alle, weß' Stammes, weß' Gaues Ihr seid, stimmet ein in den Ruf: Es lebe Deutschland!“ Unmittelbar vorher hatten die Sängerchöre die Wacht am Rhein und Körners Schwertlied vorgetragen.

sich friedlich und freundschaftlich zusammenfinden; die Philister nämlich wurden schwer enttäuscht, welche meinten, die Turnerschaft bestehe nur aus den niederen Classen. Das hat Hr v. Craushaar schmerzlich erfahren, der, wüthend über das demokratische Fest, nach langem Sträuben sein schlechtestes Kämmerchen für seine Einquartierung einrichten ließ und endlich — zwei Grafen als Gäste erhielt. — Ich weiß sehr wohl Fest und Geschäft, Wort und That zu unterscheiden, ich überschätze nicht den Werth des gemüthlichen Rausches; aber ein Zeichen, ein gutes Zeichen der von Grund aus verwandelten Zeitstimmung war dies Fest. — Mit meiner Rede hab' ich unverschämtes Glück gehabt. Es war nicht leicht, ehrlich zu sein und doch Keinen zu verletzen, von den Plänen der Parteien nicht zu reden und doch keine Phrasen zu machen. Es war doch möglich, und am Meisten hat mich der Beifall politischer Gegner, namentlich der Österreicher, gefreut. Der heftige Wind, der mir grade ins Gesicht blies auf der sehr hohen Tribüne, hat doch Nichts geschadet. Auch die Fernstehenden haben jedes Wort verstanden, nur Hr Wuttke natürlich nicht. Wenn Du den Wuthausbruch dieses Menschen gelesen hast, so hast Du die einzige Stimme gehört, die sich gegen mich erklärte. Solcher Massenbeifall hat im ersten Augenblicke etwas Berauschendes, aber er macht mich nicht eitel. Ich weiß zu gut, wie wohlfeil solche Lorbeeren errungen werden, wie rasch sie welken. Dieser Erfolg hat mich nur bestärkt in dem Entschlusse, durch Schriften dauerhafter und unzweideutiger zu wirken; schon auf dem Königsteine werde ich an die Arbeit gehen. — Sehr schwer wurde mir der Abschied von meinem Katheder. Der Fackelzug war mir, wider Erwarten, eine große Freude, nicht weil er der längste war, der seit vielen Jahren einem Professor gebracht worden, sondern weil der Sprecher der Studenten ein Hr. v. Stern aus Chemnitz, sehr gut und herzlich sprach. Hofrath Albrecht, der mit auf meinem Zimmer war, dankte ihm noch besonders. Dann verging die halbe Nacht über einer Kneiperei mit meinen Collegen. Selbst die alten Hofräthe hielten bis Mitternacht bei meinem Champagner aus. Beiläufig, habe ich zu den Studenten natürlich nur von akademischen Dingen gesprochen, und wenn mich Dein „Adler" zu den Studenten über das Turnfest reden ließ, so war zu einer solchen Lüge wieder nur Hr Wuttke fähig — — —

Ich sehne mich recht nach Stille; denn keinem Menschen ist es lästiger als mir, von aller Welt besprochen und in effigie gekauft zu

werden ... Am Schwersten wird mir doch der Abschied von meinen Freunden aus dem Freytagschen Kreise; weit leichter der von einigen Damen, die mich neulich bei dem Festzuge mit Blumen überschütteten. O, wer das früher gewußt hätte.

Dein treuer Sohn

Heinrich

382] An Frau Louise Asverus.

Königstein 20. Aug. 63.

Gnädige Frau,

... Sie häufen freilich allzu viel Lob auf meine Rede (und natürlich bin ich es gewesen, der sie Ihnen aus Leipzig schickte)[1]. Dennoch muß ich Ihnen, ohne alle falsche Höflichkeit, gestehen, daß mir Ihr Beifall das Liebste gewesen ist von Allem, was mir über die Rede gesagt worden ist. Vor einer großen, aus allen Parteien gemischten, Volksversammlung mußte ich jede reine Parteifrage übergehen und von den politischen Dingen nur das Menschliche, nur das Sittliche berühren, was Jeder verstehen und mitempfinden kann. Ob mir dies gelungen sei, darüber sind edle Frauen die besten Richter. Deßhalb war es mir eine große Freude, Sie von dem Eindruck erzählen zu hören, den meine Worte in Ihrem Hause hervorgerufen. Seit meine Mutter todt ist, habe ich Niemanden, der mir ein solches Urtheil sagt. Sie stand der Politik vielleicht noch ferner als Sie, gnädige Frau; aber wenn ihr ein politischer Aufsatz von mir gefiel, dann wußte ich sicher, daß er mir gelungen sei. Mein bestes Verdienst an der Sache ist übrigens dieses, daß ich, wie die Mehrzahl der heutigen Männer, erfüllt bin von politischer Leidenschaft; und unter Tausenden muß sich doch Einer finden, der lebendig heraussagt was Alle fühlen.

[1] In das Haus von Frau Asverus, geb. Wyß aus Neuchatel, Witwe eines Jenenser Professors der Rechte und Oberappellationsgerichtsrats, hatte ihr Sohn Hermann seinen Universitätsgenossen Treitschke geführt und so auch Schelske und besonders Frantzius seiner Mutter bekannt gemacht. Wie die Rede auf die Leipziger Schlacht schickte Treitschke dieser literarisch umfassend gebildeten Schweizerin auch seine Aufsätze und erfreute sich ihres enthusiastischen Beifalls. Die von ihr noch erhaltenen Briefe an ihn lassen die geistige Anmut ahnen, die ihrem persönlichen Umgang bis in ein hohes Alter eigen blieb. Als Treitschke sie kennen lernte, stand sie im Beginn der fünfziger Jahre.

Der Abschied von Leipzig wurde mir sehr schwer; ich lasse viele vortreffliche Freunde dort zurück. Doch hoffe ich auch in Freiburg glücklich zu sein, in dem schönsten deutschen Lande, unter einem liebenswürdigen Volke ... Einmal in jedem Jahre besuche ich jedenfalls meinen Vater ... Auf diesen Reisen nach Sachsen werde ich gewöhnlich einen Abstecher nach Jena machen um Sie zu sehen und Einen meiner besten Freunde Dr. Overbeck aus Petersburg, der in einigen Wochen nach Jena kommt. Er wird gewiß auch in Ihr gastfreundliches Haus kommen, und ich hoffe, er wird Ihnen sehr gefallen. Für einen Theologen glaubt er freilich sehr wenig ... Bei so entschiedenem Unglauben hat er den Plan aufgeben müssen sich in Leipzig zu habilitiren; er wird sein Heil versuchen in der letzten Zufluchtstätte aller heutigen Ketzer, in Jena. In allen weltlichen Dingen aber ist er gescheidt und herzensgut. Ich bitte Sie also, gnädige Frau, kommen Sie ihm mit dem Wohlwollen entgegen, wodurch Sie mich immer zu großem Danke verpflichtet haben ... und nehmen Sie die Versicherung der aufrichtigen Verehrung

Ihres hochachtungsvoll ergebenen

Treitschke

Mit Overbeck können Sie auch in Ihrer Muttersprache reden; er ist der Sohn einer Französin.

383] An Wilhelm Nokk.

Königstein 21/8 63.

Lieber Freund,

mein letzter lakonischer Brief hat zwar keine Gefälligkeit verdient; dennoch wage ichs Dich um eine zu bitten. Schicke mir doch, womöglich umgehend, sämmtliche Gesetze und Verordnungen über die bad. Verwaltungsreform, soweit sie aufzutreiben. Zu meiner Antrittsvorlesung über „das deutsche Beamtenthum im 19. Jahrh." kann ich diese Documente nicht entbehren, und vor meiner Abreise nach Wien muß ich sie noch ansehen. — Die östr. „Reform[1]" ist in der That das Äußerste was Oestreich uns zu bieten vermag! So viel schöne Worte, und der Kern des Ganzen, Minderung der Souveränität der Einzelstaaten, nicht einmal berührt! Ich habe nie einen ekelhafteren

[1] Das eben damals auf dem Frankfurter Fürstentage verhandelte Bundesreform-Projekt.

politischen Jesuitismus gesehen. Ganz Schmerling! An der Aufnahme, die diese Frechheit bei unsren Liberalen findet, werden wir erkennen, ob wir noch immer Phrasen dreschen oder endlich realistischer geworden sind.

Im Voraus meinen Dank. Grüße die Deinigen.

Dein

T.

. . .

384] An Salomon Hirzel.

Königstein 26/8 63.

Hochgeehrter Herr,

Ihr Brief traf mich als ich grade die Leipziger Zeitung gelesen hatte und mit dem Obersthofmeister O'Byrn ein Gespräch führte. Ich war also grade in der rechten Stimmung um Ihre lieblosen Äußerungen über einen hohen Fürstentag mit gebührender Kälte aufzunehmen. Diese politische Meinungsverschiedenheit soll mich aber nicht hindern, Ihnen herzlich für Ihre große Gefälligkeit zu danken. Die beiden Dahlmann'schen Sammlungen schicke ich nächstens zurück; die andern Schriften sollen mir in Freiburg trefflich zu Statten kommen, auch die beiden Büchlein von Kombst[1], wovon ich das eine, ruchlosere, noch nicht kannte. Großen Dank dafür, ebenso für das Protokoll aus dem Kitzing. Uebrigens, als ich Freytags Rede[2] in Ruhe wieder las, erschrak ich doch darüber, wie ich es anfangen soll den Erwartungen meiner Freunde auch nur entfernt zu entsprechen. Das Leben ist so schrecklich kurz; ich empfinde das grade jetzt sehr lebhaft, wo ich mit Einem Male die Werke von Gentz, die Ausbeute eines ganzen reichen Menschenlebens, überblicke. Wie Anderes hätte der geniale Mann leisten können, wenn es nur möglich wäre, die 24 Stunden des Tages zu verdreifachen, und wenn er nicht, zum Ueberfluß, in dem deutschen Elend endlich zum Lumpen geworden wäre.

Die Naturerscheinungen, die meinen Weggang von Leipzig begleiteten, haben auch in mir mythologische Erinnerungen wachgerufen; doch dachte ich nicht, wie Sie, an Donner und Blitz, sondern an den Gestank, womit der Gottseibeiuns zu verschwinden pflegt. Den Göttern sei Dank, der Lärm ist jetzt vorüber . . . und auch mein Vater war gleichmüthiger dabei als ich gefürchtet — — —

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 4,540. [2] s. Schiemann S. 206ff.

Gutschmid hab' ich soeben Glück gewünscht[1]; mich hat seit Langem Nichts so herzlich gefreut. Aber wie leichtsinnig hat Freytag in seiner letzten Vorlesung den Teufel an die Wand gemalt: dies Jahr ist für den Kitzing wirklich grausam. Ich hoffe, neue Leute werden in die Lücken treten, die Scheidenden aber wissen Alle, daß sie so bald keinen Kitzing wiederfinden. — Nochmals vielen, herzlichen Dank und die besten Grüße.

Ihr

Treitschke

386] An den Vater.

Wien, 8. Sept. 63.

Mein lieber Vater,

Allen Anstrengungen zum Trotz will Niemand kommen um mir den gewünschten Briefbogen zu bringen. Darum erlaube mir, Dir auf diesem Blättchen einen herzlichen Gruß zuzurufen. Meine Reise lief bisher vortrefflich ab: Außig, Brünn, Wien, gestern der Sömmering — Alles nach Wunsch; dazu Vogeley als liebenswürdiger Reisegefährte ... Morgen trennen wir uns; ich verlasse mit dem Dampfboot Wien — herzlich gern ... Das Beste ist die herrliche Umgebung, die Stephanskirche und das gewaltige Leben und Wogen auf den Straßen. Aber hier zu leben — nimmermehr ... Uebrigens hat uns ein gutes Glück vergönnt, die Stadt in jedem Gewande zu sehen: zuerst unendlicher Lärm bei der Illumination zu Ehren des Kaisers, dann das Werkeltags- und Sonntagstreiben, endlich heute ernste Stille (soweit man hier davon reden kann) am hohen Festtage Mariä Geburt. — Der Abschied von Euch wurde mir diesmal recht schwer; da war mirs eine Freude, als ich in meiner Brieftasche unerwartet Hepps Photographie vorfand. Sie soll mich — nicht zum Vortheil für ihre eigne Sauberkeit, aber sehr zur Erhöhung meiner Gemüthlichkeit — auf dem ganzen Wege begleiten ... Tausend Dank für die freundliche Aufnahme und die besten Wünsche.

Heinrich.

. . .

---

[1] Zur Berufung als ao. Professor nach Kiel.

886] An Gustava von Haselberg.

Salzburg 11/9 63.

Recht mit den Empfindungen eines armen Sünders dachte ich diesen Brief zu schreiben, meine liebe, verehrte Freundin, und doch wollen mir diese reuigen Gefühle jetzt gar nicht kommen. Sie haben mich für meine Saumseligkeit gar zu großmüthig bestraft, und ich bin schlecht genug, sie nicht zu bereuen, da ich ihr die Freude Ihres letzten Briefes verdanke. Haben Sie vielen Dank dafür, auch darum, weil Sie mir so offenherzig sagen, daß Sie durchaus keine Verehrung für mich empfinden. Es ist ein herzlich langweiliges Loos, verehrt zu werden, wenn man es weder wünscht noch verdient; ich wünsche die gedruckten und geschriebenen Lobsprüche, deren mir die jüngsten Tage so viele gebracht, oftmals zu allen Teufeln. Vertrauen und Zuneigung eines kleinen Kreises von Freunden wiegt all diese Rederei tausendfach auf. Das ist freilich ein seltsamer Anfang für einen Brief, der Sie um Verzeihung bitten soll, daß ich so wenig gethan, mir Ihre Freundschaft zu erhalten — — —

Wir Männer von heute führen auch innerlich ein zu rastloses Leben, wir besinnen uns allzuselten auf uns selber, und findet ein Schriftsteller endlich eine solche Stunde der Sammlung, so verwendet er sie sicherlich um ein Stück von seinem Herzen vor das Publicum zu bringen. Das sollten Sie auch bedenken, meine verehrte Freundin, wenn ich Ihnen etwas Gedrucktes schicke; ich thue dies stets in der Hoffnung, daß meine Freunde noch etwas mehr als das große Publicum, einen Gruß an sie selber, darin finden möchten. Wie man die 24 Stunden des Tages verzehnfachen könnte, das ist mein ewiges Sorgen, zumal jetzt, wo mir Jedermann mit so großen Erwartungen entgegenkommt und ich gar nicht weiß, wie ich ihnen auch nur entfernt entsprechen soll. An diese Noth Ihres Freundes erinnern Sie Sich, wenn ich wieder einmal zu lange schweigen sollte. Gleichgültigkeit werden Sie mir nicht zutrauen; ich mag Ihnen keine Artigkeit sagen, aber verschweigen kann ich Ihnen nicht, daß es mich jedesmal ergreift und beschämt, wenn ich sehe, wie unbegreiflich gütig Sie sind, bei solcher Klarheit und Sicherheit des Urtheils. —

Wenn ich Sie bitte, mich künftighin Professor zu schimpfen (aber um Himmelswillen *nur* auf der Adresse) und zu adressiren: „*Universität* Freiburg im Breisgau“, so wissen Sie auch, wie sich mein

Schicksal gewendet. — Narren die wir sind, über eine Stadt nach der schönen Lage und den Sehenswürdigkeiten zu urtheilen; die Menschen sind es, und sie allein, die uns einen Ort theuer machen. Darum kann ich in Ihr Lob Göttingens nicht einstimmen; die Stadt scheint mir noch in der Erinnerung abscheulich, weil ich dort ein wenig glückliches Jahr unter meist gleichgiltigen Menschen verlebte. Und darum ist mir das reizlose Leipzig in den letzten Jahren so lieb geworden, daß ich mich nur mit sehr schwerem Herzen davon trenne; noch bei den Abschiedsbesuchen sah ich, wie viel warme Freunde ich dort zurücklasse. Ich habe den schweren Schritt dennoch gethan, weil ich schonender gegen meinen Vater verfahre . . . Die Feindschaft der Ultramontanen in F. ist um Nichts schlimmer als die Gemeinheit der „reenen Sächser“ in Leipzig; und politische Freunde finde ich auch in Baden, wenn auch leider gewiß nicht jenen schönen kleinen Kreis politischer und persönlicher Freunde, der sich in L. unter Freytags Vorsitz versammelte. Entscheidend bleibt die Aussicht auf größere Muße zu literarischen Arbeiten. Die Lorbeeren des Redners schätze ich nach ihrem wahren Werthe — nämlich sehr niedrig; ich will etwas Besseres leisten . . . Das sind für die nächsten Jahre meine wichtigsten Aufgaben; andre Pläne, die mir theurer sind[1], habe ich zurückgestellt. Ich bin einmal Unitarier, und bevor die deutsche Kleinstaaterei vernichtet ist, haben die Männer meiner Farbe keinen wichtigeren Zweck, als an dieser politischen Aufgabe zu arbeiten. Es giebt genug andere Stoffe in Kunst und Wissenschaft, die für gleiche Anstrengung unzweideutigeren Ruhm gewähren; aber das Nothwendigste ist heute, mitzuarbeiten an unsrer politischen Bildung, und wer dies begreift, dem kann einige Resignation nicht schwer fallen. — Sie fragen, ob ich ein geborener Redner sei, wie Steinmetz behauptet? Ich muß wohl glauben, daß ich dazu geboren bin, denn eine Schule habe ich leider nie durchgemacht, ich habe nie einen guten Redner verstehen können. Ich spreche im Eifer viel zu schnell, und doch keineswegs fließend, aber es ist mir, wenn ich ernstlich warm wurde, noch immer gelungen, meine Zuhörer zu fesseln. Ob es mir gelingen wird, mich für meinen Stoff zu erwärmen, das weiß ich nie vorher; manchmal habe ich nach einer Rede das Gefühl der Befriedigung, in der Regel bleibt was ich sagte unendlich weit hinter dem zurück, was

[1] poetische; vgl. S. 209. 211 f.

mir vor der Seele stand. Ein guter Parlamentsredner würde ich gewiß sein, wenn mir mein Leiden nicht jede Aussicht dazu abschnitte; auf dem Katheder aber hat der gute Vortrag nur eine untergeordnete Bedeutung; ich lege deßhalb auf diese Redekunst nicht viel Werth ... Nach der schönen Donaufahrt will ich jetzt durch Tyrol und Vorarlberg in 14 Tagen nach F. ... Mit herzlichen Grüßen Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

387] An den Vater.

St. Johann bei Gastein, 12. Sept. 63.

Mehr als einige flüchtige schlecht geschriebene Zeilen wirst Du von hier aus nicht erwarten, mein lieber Vater. Aber ganz ohne ein Lebenszeichen von mir soll mein Geburtstag Euch doch nicht vorübergehen. Ich weiß, wie lebhaft Du grade diesmal meiner gedenken wirst, und auch meine Gedanken werden noch in der alten Heimath sein. — Mein Reisegefährte hatte den guten Einfall, über Salzburg und München zurückzufahren. So blieben wir denn noch einige Tage zusammen und waren Beide sehr froh, Wien zu verlassen. Ich maße mir kein Urtheil an über die Stadt: was ein Fremder in wenigen Tagen zu Gesicht bekommt, hängt ja vom Zufall ab. Wir aber sahen wirklich nur colossale Esserei und Trinkerei und eine Unmasse feiler Weiber, und man braucht kein Moralist zu sein um sich an diesem schalen Einerlei, das durch das Wiener Selbstgefühl um Nichts besser wird, zu verekeln. Aber auch andre Dinge, die der Fremde beurtheilen kann, gefielen mir wenig, namentlich die Menge unerhört geschmackloser Prachtbauten. Wie viel Schönes ist in Berlin, München, Dresden, Stuttgart, Hannover mit ungleich geringeren Mitteln geschaffen worden, und in Wien kein einziges öffentliches Bauwerk, das dem guten Geschmack nicht gradezu ins Gesicht schlüge. Ein Glück, daß wenigstens Schönes gesammelt worden (die Bilder im Belvedere sind vortrefflich), und daß das Wiener Bürgerthum in seiner guten Zeit neben die verpfuschten Bauten seiner Fürsten so herrliche Werke gestellt hat wie St Stephan und St Marien. Herrlich aber, einzig für eine Großstadt, ist die Umgebung, und vortrefflich war auch unsre Donaufahrt. Ueber den Traunsee, den weitaus schönsten von allen deutschen Seeen kamen wir dann nach Ischl, das übrigens nur durch seine Preise, keineswegs durch den Reichthum seiner Ge-

bäude und Anlagen sich als einen Mittelpunkt der vornehmen Welt darstellt. Der gestrige Vormittag in Salzburg ging durch Regen verloren. Nachmittags trennte ich mich von Vogeley, und seitdem bin ich, theils zu Fuß, theils zu Wagen, an der Salzach aufwärts gezogen und heute Mittag durch das majestätische Thor der Hochalpen gekommen, den Paß Lueg mit seiner kleinen starken Feste. Die Landschaft erscheint jetzt besonders großartig, da die Berge bereits bis fast zur halben Höhe mit Schnee bedeckt sind, und die Menschen gefallen mir immer besser, je mehr ich aus der Fremdenregion herauskomme. Morgen früh gelange ich in das Dorf, wo die braven protestantischen Bauern Salz leckten, wie ich Hepp erzählte, und am Mittag hoffentlich nach Gastein . . . Doch ich muß schließen: der Wille eines Helden wird zu Schanden vor dieser Hochalpenfeder. — Es ist eine seltsame Empfindung, so in der Welt umherzureisen, ohne zu wissen, wo man eigentlich seine Heimath hat. Doch ich gehe ja mit guter, wohlbegründeter Hoffnung meiner Zukunft entgegen. Darum seid auch Ihr außer Sorge. Nehmt tausend Dank und herzliche Grüße und wundert Euch nicht, wenn ich erst von Freiburg aus schreiben sollte.

Heinrich

388] An Gustava von Haselberg.

Au im Bregenzerwald, 19. Sept. 63.

Hier der versprochene zweite Brief, meine verehrte Freundin . . . Diesmal ist es ein kein unnützer Regentag, den ich Ihnen widme, sondern der Abend eines heißen, schönen Wandertags, und ich hätte ein Recht müde zu sein, zumal da ich die letzten Nächte halb durchwacht habe . . . Heute früh sah ich zuerst die Quellen des Lech auf den öden Alpen des Arlbergs, eine Stunde darauf den Ursprung der Bregenzer Ache; so bin ich denn glücklich aus dem Donaugebiete heraus und gehe der Ache entlang dem Rheine zu; und sofort im Rheingebiete ändern sich auch die Menschen. Der Vorarlberger ist schon mehr Deutscher als Östreicher, er hat bereits den ernsten nachdenklichen Zug unsrer Bauern um Mund und Auge, nicht jene scheußliche, faltenlose, gedankenlose, ewig heitere Stirn, die den Östreicher als echten Pfaffenzögling bezeichnet: — hol' der Henker die „Gemüthlichkeit", wie sich diese geistige Nichtigkeit selber so gern nennt. Sie

sehen, ich habe auf meiner Fahrt durch Östreich von Ungarn's bis zur Schweizer Grenze die Menschen nicht eben achten gelernt, doch nimmt die Tüchtigkeit des Volks mit der Entfernung von Wien sichtlich zu. Sie werfen mir oft meine Leichtfertigkeit vor, Sie sind grausam genug sogar einen harmlosen „unbeweibten" Scherz zu tadeln, während ich ruchlos genug bin zu versichern, daß ich mir dergleichen Scherze gegen pedantische Professoren auch noch mit grauen Haaren erlauben werde. Nun, ich, den Sie sicherlich nicht einen Moralisten schelten werden, bin in Wien gar nicht aus dem sittlichen Ekel herausgekommen: so nackt und frech tritt die gemeinste Sinnlichkeit dort überall zu Tage, und ohne alle Anmuth. Und bei so großem Reichthum, so vielem Geschmack in allen Sachen des Comforts eine so unglaubliche Rohheit in allen Dingen des geistigen, feineren Luxus! ... Ich traf es freilich besonders schlimm, ich war anwesend, als der dumme Haufe den Kaiser und seine Spießgesellen nach dem Frankfurter Possenspiele mit Jubel empfing. Ein erbitterndes Schauspiel für mich als guten Preußen und mehr noch für meinen Gefährten, einen alten kurhessischen Offizier, der weiland, weil er seinen Verfassungseid nicht brechen wollte, durch den Grafen Rechberg von Haus und Hof vertrieben wurde und es jetzt mit ansehen mußte, wie derselbe Rechberg von dem vornehmen und dem gemeinen Pöbel Wiens als der Reformator Deutschlands gepriesen wurde[1]. Mit diesen sogenannten deutschen Brüdern in Oestreich ist für uns Deutsche eine Verständigung nur möglich durch das Schwert; wir sind ihnen gegenüber genau in derselben Lage wie Cavour, nur wird freilich ein Bismarck dies deutsche Schwert nie schwingen können. — Uebrigens ist Wien imposant durch seinen gewaltigen großstädtischen Verkehr; Berlin erscheint als eine stille Landstadt dagegen; doch deutsches Leben ist es nicht, das durch die engen Straßen wogt, sondern ein Völkergemisch von Italienern, Deutschen, Ungarn, Hannaken, Slowaken und wie die Sippschaft sonst heißt: und das nennen gutmüthige Narren „Deutschland"! Als ich aus meinem schönen Nordböhmen, das ich so oft durchwandert, herauskam, war freilich eine lange Wüste zu überstehen. Das Land zwischen Wien und Prag ist landschaftlich, ein paar Oasen abgerechnet, kaum schöner als die Mark, und während ich im Norden mich immer daran erfreute, wie der eiserne deutsche Fleiß dem kargen Boden reiche Ernten

[1] Der damalige oesterr. Minister des Äußern hatte im Nov. 1851 als Bundes-Civilkommissar die Exekution in Hessen geleitet; vgl. Sybel 2,115.

zu entlocken weiß, empört man sich in Östreich über die Faulheit der Menschen, welche die unermeßlich gesegnete Ebne so lächerlich vernachlässigen. Es ist eben Oestreich! Und dann die prachtvolle Wasserstraße der Donau! Stundenlang fahren Sie auf dem Dampfer und begegnen endlich einem oder zwei Kähnen ohne Kiel, ohne Segel, mit etwas Obst für den Wiener Markt beladen! Und auf der kleinen Spree sieht man oft kaum das Wasser vor lauter Schiffen. Ebenso auf den Alpenseeen fahren die Menschen noch immer auf dem Einbaum, der sich in Nichts unterscheidet von dem hohlen Baumstamme des Neuseeländers. Als ich auf dem Zeller See überfahren wollte, wehte ein Wind, so schwach, daß man die Zweige der Bäume sich kaum regen sah, und der Schiffer erklärte: ich fahre nicht, der Einbaum schlägt um. Als ich frug, ob er denn kein Segel habe, glotzte mich der Mann mit blödem Lachen an. — Es spukt unter unsren sogenannten Gebildeten noch schrecklich viel ungesunde Romantik. Da jubeln unsre norddeutschen Touristen, wenn sie von einer angenehmen Badereise zurückkehren, über das glückliche Oestreich und bedauern ihre ernste Heimath. Ich sage: sie sind Thoren. Ich bin groß geworden in einem herrlichen Lande und habe von Kind auf ein offnes Herz gehabt für die Schönheit der Natur; aber ich weiß auch was schöner ist, als alles Alpenglühen und alle Wasserfälle der weißgrauen Gletscherbäche: das sind die hellen Augen und die starken Arme unsrer dem Lichte zugewandten, rührigen Nord-Deutschen. — Die Schweizer und allenfalls auch die Baiern beweisen freilich, daß auch in den Alpen freie und schöne Menschensitte gedeihen kann; doch bin ich, bei aller Bewunderung der Alpenlandschaft, herzlich froh, daß ich nicht dort geboren bin. Wohl ist es ein Segen, eine schöne Heimath zu haben wie Sie und ich; es bleibt Einem von diesen ersten Jugendeindrücken etwas von Naturfrische und heiterer Sinnlichkeit als eine Mitgift für das Leben, die dem Sohne eines reizlosen Landes durch keine Bildung je ersetzt wird. Aber die Natur kann auch zu groß, zu übermächtig sein, sie kann den freien Sinn des Menschen erdrücken. Das ist in den Alpen entschieden der Fall. In so grandioser Umgebung verschwindet der Mensch, auch der geistige Blick wird eng, wo das Auge des Leibes nirgends über eine weite Fläche schweift, und wenn man, je nach der Laune der Wolken, am Morgen in einem Paradiese und eine Stunde nachher in einer grauen Wüste lebt, so überkommt den Menschen ein allzustarkes, entnervendes Gefühl der

Abhängigkeit von den Naturgewalten. Es ist kein Zufall, daß in diesen Gebirgen die Frömmigkeit so oft einen knechtischen Charakter zeigt — — —

Sie werden, wie Viele meiner Freunde, in Sorgen sein, wie ich mit meinem protestantischen Wesen in Freiburg durchzukommen denke. Gewiß, die Ultramontanen werden ihr Bestes thun mich zu ärgern, was ihnen aber nie gelingen soll; und auch andere Verhältnisse sind verwickelt. Ich bin berufen zu einer cameralistischen Professur, und man hat mir nur unter der Hand versichert (da ich von Cameralien wenig oder Nichts verstehe), diese erledigte Stelle sei nur der Vorwand um mich, wie ich sei, nach F. zu bekommen: ich solle getrost Geschichte und Politik lesen. Ueberdies hat der neu berufene Historiker Wegele in der elften Stunde erklärt, er komme nicht, denn er habe keine Lust sich von mir todt lesen zu lassen! So wunderlich stehen die Dinge, doch hoffe ich schon in diesem Winter zu beweisen, daß ich, wie ich eben bin, der Universität etwas nützen kann, und dann wird man mir in der Wahl meiner Vorlesungen völlig freie Hand lassen. — Noch habe ich Ihnen, meine verehrte Freundin, gar nicht gedankt für Ihr Bild. Das ist freilich leider eine jener Photographieen, die ähnlich sein mögen, aber ganz gewiß den rechten Ausdruck nicht haben. Aber wie soll auf einer Photographie sich der Ausdruck wieder geben lassen. Ein gemaltes Bild, auch wenn es nicht ganz ähnlich, führt sein eignes Leben, und man gewinnt es allmälig lieb und lieber. Eine Photographie wird uns, wie alles Leblose, allmälig fremder. — Doch ich bin unverzeihlich lange aufgeblieben. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir recht bald (Univers. Freibg). In den ersten stillen Monaten in F. wäre mir ein Brief von Ihnen eine große Freude . . .

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

Freiburg.

Vor allem die Aussicht auf reichere Muße zu literarischer Arbeit hatte Treitschke bestimmt, den Ruf nach Freiburg anzunehmen. Nicht mehr allein auf die Einnahmen der Kollegiengelder angewiesen, brauchte er auch auf die Wahl neuer Stoffe für seine Vorlesungen nicht allzu ängstlich bedacht zu sein. Zudem hatte ihm Mathy, damals vorsitzendes Mitglied des badischen Finanzministeriums, sichere Hoffnung gegeben auf eine ordentliche Professur schon nach Jahresfrist. In dem väterlichen Freunde, der Treitschkes ganze Bedeutung vielleicht am frühesten erkannt, und der als Staatsmann für dieselben Ziele deutscher Politik wirkte wie Treitschke als Publizist, hatte dessen Ruf nach Baden „gemischte Gefühle" erweckt. „Das Gefühl der Freude über die Aussicht, Sie in unser Land und in meine Nähe zu bekommen: ein Gefühl gelinder Entrüstung über unsere Regierung, daß sie einem Manne, wie Sie keinen bessern Ruf gesendet als den an eine außerordentliche Professur an der Universität Freiburg." Aber auch weiterhin konnte Mathy, der 1864 das Handelsministerium übernahm, für Treitschkes Beförderung in Baden nichts erwirken; hier erschien gerade in jenen Jahren die Aufbesserung anderer Beamtenstellen dringender nötig.

Treitschke ertrug das unbekümmert mit gutem Humor. Peinlicher war und blieb für ihn der große Abstand der Freiburger Studenten in Bildung und Lerneifer von der emsigen, zumeist auf den guten sächsischen Schulen vorgebildeten Leipziger Hörerschaft. Zwar in sein erstes öffentliches Kolleg über neueste deutsche Geschichte im Wintersemester 1863/64 drängten sich — wie er dem Vater schreibt — „Studenten und Philister", diese zumal; und für seine Privatvorlesung über Politik fand er doch siebzehn akademische Hörer. Als er aber im Jahre darauf dem neu berufenen Ordinarius für Geschichte, der sein

erstes Kolleg gar nicht zustande gebracht, über die böse Enttäuschung gutmütig hinweghelfen wollte, da schrieb er: „Trösten Sie Sich mit mir. Ich bin doch ein alter Practicus und habe in meiner deutschen Geschichte mich bis zu sechs Leuten — und was für Kerlen!! — aufgeschwungen. Wo sind die schönen Leipziger Tage hin, da meine Studenten auf den Fensterbrettern standen?“

Sie hatte noch mehr Unwiederbringliches enthalten, diese letzte schöne Leipziger Zeit, was Treitschke in Freiburg, wie seine Briefe immer wieder aussprechen, noch schmerzlicher vermißte als solche junge Begeisterung. Eine geistige Gemeinschaft und warme Teilnahme, wie sie ihm jene patriotische „Verschwörung“ gereifter und bedeutender Männer im Kitzing geboten, suchte Treitschke nicht nur in Freiburg vergebens, er hat sie so dicht und ungetrübt, so fruchtbar für seine wissenschaftliche Arbeit überhaupt nicht wieder gefunden. Anfangs schien wenigstens sein kollegialer Verkehr an der Universität belebter werden zu wollen, als der in Leipzig gewesen war. Mangoldts wissenschaftliche und menschliche Art zwar blieb ihm nach wie vor innerlich fremd. Aber besonders der seit 1862 in Freiburg habilitierte Privatdozent Friedrich von Weech, der sich um badische Geschichte und Geschichtsforschung noch mannigfach verdient machen sollte, und der Universitätsamtmann Frey stimmten politisch mit ihm zusammen und wurden ihm auch im Umgang rasch vertraut. Doch gerade sie verließen bald darauf Freiburg. Die Bekanntschaft mit zwei Gelehrten, die später zu hohem Ansehen unter ihren Fachgenossen aufstiegen, dem Biologen August Weismann[1] und dem Philologen Franz Bücheler, führte nur mit dem ersten zu dem Bedürfnis häufigeren Gedankenaustausches; nach Jahr und Tag noch war dieser Verkehr Treitschkes „bester Trost“ in einer unaufhörlich beklagten „geistigen Öde“.

Aber die kurzen 2³/₄ Jahre, die er in Freiburg zubrachte, sind trotzdem wissenschaftlich, politisch und auch für die Zukunft seines persönlichen Daseins ein bedeutsamer Lebensabschnitt Treitschkes geworden. Die „Historischen und Politischen Aufsätze“, deren erste Sammlung hier in zwei Auflagen erschien, und mit denen die reiche Kenntnis wie die darstellende Kraft ihres Verfassers so glänzend hervortrat, sind zwar größtenteils schon auf Leipziger Boden erwachsen. Gerade

[1] Wirkl. Geheimer Rat Weismann in Freiburg ist wohl der einzige noch lebende ganz nahe Altersgenosse Treitschkes aus dessen einstigem Freundes- und Bekanntenkreis dort; er ist am 17. Januar, Treitschke am 15. September 1834 geboren.

ihr Hauptstück aber, „Bundesstaat und Einheitsstaat“, diese gewichtigste aller publizistischen Arbeiten Treitschkes, gehört Freiburg an, ist erst hier konzipiert und ausgearbeitet. „Der gemüthliche Unsinn“, der nach dem Frankfurter Fürstentage (August 1863) über dieses Thema allerorten sich hören ließ, hatte Treitschke gereizt, „den Stier bei den Hörnern zu packen“. Auch der erste seiner großen Aufsätze über den Bonapartismus in Frankreich, die jeder bewundern wird, der sich nach ihm mit diesem Stoffe beschäftigt, ist noch in Freiburg verfaßt. Die Arbeit war durch Napoleons III. Histoire de Jules César veranlaßt worden, für deren Besprechung in den Preußischen Jahrbüchern Mommsen auf Treitschke verwiesen hatte[1]. Vollständig erschien diese schließlich fast 400 Seiten füllende Rezension, an der ihr Verfasser jahrelang arbeitete, erst 1870 in der neuen Folge der Aufsätze.

Wenige Monate nur war Treitschke in Freiburg, als, von den meisten, zunächst auch von ihm selber noch unerkannt, die Zeit der entscheidenden Einheitskämpfe in Deutschland anbrach. Am 16. November bestieg der 1852 durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai auch für Schleswig-Holstein zum Nachfolger des regierenden Königs bestellte Prinz von Glücksburg als Christian IX. den dänischen Thron, und am 18. bestätigte er die kurz zuvor vom Reichsrat angenommene Verfassung, durch die gegen Recht und Vertrag Schleswig von Holstein getrennt und Dänemark einverleibt wurde. Damit war diese nun schon so lange Jahre hindurch schmerzende Wunde an Deutschlands Körper — das Schicksal Schleswig-Holsteins unter dänischer Willkürherrschaft — ganz unerträglich geworden; der Erbprinz von Augustenburg, der sich sogleich durch Patent vom 16. November als Herzog Friedrich VIII. für den in Schleswig-Holstein allein legitimen Nachfolger des letzten Königs aus dänischem Mannesstamm erklärte, trotzdem sein Vater wie für sich selber auch für die Söhne auf diese Nachfolge verzichtet zu haben schien, fand weit und breit in Deutschland stürmischen Anhang. Unter den Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten wirkte auch die badische eifrig für ihn; sie ließ ihren Bundestagsgesandten Robert von Mohl zugleich von dem neuen Herzog

[1] Auch an Treitschkes großer Arbeit nahm Mommsen lebhaften Anteil. Als er im Herbst 1863 einige Tage aus Berlin, das ihm „unerträglich geworden“, nach Leipzig zum Besuche Hirzels gekommen war, schreibt dieser am 7. Nov. an Treitschke, zur Fortsetzung der deutschen Geschichte mahnend: „Sie hätten Mommsen hören sollen, an dem Sie sich einen warmen Freund erobert haben.“ Vgl. noch Bd. 1, S. 66 f.



Heinrich von Treitschke
Professor der Heidelberger [illegible]

[illegible] Hauptstück oder, „[illegible]“, [illegible] tigste aller publizistischen [illegible] erst hier konzipiert [illegible] nach dem [illegible] allerorten [illegible] Hörnern [illegible]

[illegible]

[illegible] Christian IX. [illegible] zuvor vom [illegible] Recht und Bere[illegible] einverleibt wurde [illegible] Augustenburg [illegible] Herzog [illegible] Nachfolge[illegible] auch für die [illegible] weit und breit [illegible] den Regierungen der [illegible] eifrig für ihn; [illegible] zugleich von dem [illegible]

1 Auch [illegible] lebhaften [illegible] Herbst [illegible] nachträglich geworden [illegible] zum Besuche [illegible] dieser am 7. Nov. an [illegible] Fortsetzung der deutschen [illegible] mahnend: „Sie hätten [illegible] Sie sich einen [illegible] haben.“ Vgl. noch [illegible]



Heinrich von Treitschke
Anfang der Heidelberger Zeit

Vollmacht annehmen und am Bunde sofort für dessen Rechte eintreten.

Auch Treitschke ging für die „heilige Sache" anfangs mit dem breiten Strom. Als ihm aber nach dem dänischen Kriege die Wahrscheinlichkeit immer stärker erschien, daß Bismarck Schleswig-Holstein für Preußen gewinnen wolle — für Preußen, das ihm trotz aller Enttäuschungen in jüngster Zeit der einzige Führer zu Deutschlands Einheit blieb —, da wandte er kurz entschlossen um und arbeitete noch viel heftiger der Strömung entgegen. Deutschlands Einheit über alles, das war und blieb sein Leitstern. Auch in der politischen Aussprache mit dem Vater, die hierdurch neu erregt wurde, schlug er jetzt Töne an entschiedener als je zuvor; sie wecken im Leser der Briefe immer fühlbarer die Besorgnis, daß eine so starke politische Pietät einmal die kindliche rücksichtslos unterdrücken könnte. Das steigende Vertrauen in Bismarcks äußere Politik dämpfte auch Treitschkes öffentlichen Widerspruch gegen die innere, ließ aber seinen Widerstand hier unerschüttert bestehen. Wie er ihn auch in den Briefen an Bismarck selber nicht verhehlt und Anerbietungen abweist, die keinen preußischdeutschen Publizisten damals stärker locken konnten als ihn; wie andererseits Bismarck Tadel und Weigerung Treitschkes aufnimmt — diese großen menschlichen Züge lassen die kurze Korrespondenz beider aus der übrigen Briefmasse leuchtend heraustreten[1].

Der schroffe Wandel Treitschkes der „schleswig-holsteinischen Frage" gegenüber erregte nah und fern heftigen Anstoß, er trübte doch nicht seinen Verkehr in dem Hause, das ihm unter den wenigen, die er in Freiburg gastlich besuchte, zuletzt eins der behaglichsten war. Der Jurist Franz von Woringen, ein Gelehrter von sicherer politischer Haltung, der zugleich seiner rheinischen Heimat ein sinniges Märchenerzählertalent verdankte, war mit einer Schwester Rudolf Schleidens verheiratet. Auch sie war künstlerisch begabt; ihre Mutter, die einst vielgefeierte Gutsherrin von Ascheberg am Plöner See[2], fand Treitschke, der ihrer in der „Deutschen Geschichte" gedenkt (2, 111), als fast Achtzigjährige noch im Hause der Tochter. Vor allem aber begegnete er hier zuerst einer jungen Freundin der Familie: Emma von Bodman, Tochter

[1] Ihr Eingang, Treitschkes Gesuch um Zutritt zu den Akten des preußischen Staatsarchivs in Berlin bis zum Jahre 1848, hat in dieser Sammlung zum ersten Male gedruckt werden können. [2] R. Schleiden, Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. S. 53 ff.

des im selben Hause wohnenden Obersten der Gendarmerie. Und auch später sah er sie hier häufiger noch als bei ihren Eltern, denen er durch seine Freundschaft mit Wilhelm Nokk, ihrem Schwiegersohn, ebenfalls zugeführt war. Wie in solchem Umgang die Neigung zu dem etwas stolzen Freifräulein aus altem Hegauer Adelsgeschlecht in Treitschke allmählich stärker und stärker wurde, das aus mancherlei scheinbar ins Allgemeine zielenden Reflexionen der Briefe zu erraten, ist für den aufmerksamen Leser besonders anziehend. Freund Bachmanns unlängst noch belächelte Lebensphilosophie wurde als Wahrheit erkannt: „Ich weiß sehr wohl, daß Glück im Herzen die sicherste Grundlage ist für ein tüchtiges Wirken.“ Am 18. Juni 1866 verlobten sie sich. Er reichte, da Baden in dem bevorstehenden deutschen Entscheidungskampf mit dem Gegner ging, am nächsten Tage sein Entlassungsgesuch bei der Regierung ein; sie aber, hochherzig und mutig, zögerte nicht, in dieser Lage ihr Geschick an das seine zu knüpfen. Eine Zukunft erwartete sie, in solcher Gemeinschaft reich an freudigem, stolzem Glück; dann, lange Jahre hindurch, als der Tod ihres einzigen Sohnes und eigene Erkrankung sie heimsuchten, reicher an Schmerz und Entsagung. Daß die an sie gerichteten Briefe zu den inhaltvollsten der Sammlung gehören, wird man von vornherein erwarten; vor allem enthalten sie aus Treitschkes Feder die lebendigsten Schilderungen historisch denkwürdiger Stätten und fremden wie heimischen Volkstums, deren Beobachtung diesem Unermüdlichen in den Pausen seiner schweren wissenschaftlichen Arbeit immer von neuem Pflicht und Lust war.

Treitschke hatte sich als „ein vorgeschobener Posten protestantischer Bildung“ inmitten der gerade in jenen Jahren heftig erregten ultramontanen Welt Freiburgs gefühlt. Sie begegnete ihm vom ersten Tage ab mit offener Feindschaft, die er offen erwiderte. Aber am 1. Januar 1866 schloß er einen Brief an Overbeck doch wieder mit einem Stoßseufzer, den er schon früher hatte hören lassen: „Ich sehne mich nach dem protestantischen Norden“. Der Neujahrswunsch ging in Erfüllung, am 29. Juni verließ er Freiburg. In der Nacht nach dem Tage von Königgrätz kam er in Berlin an, und am nächsten Morgen übernahm er hier die Leitung der Preußischen Jahrbücher.

389] An den Vater.

Freiburg 23. Sept. 63.

Mein lieber Vater,

Deine beiden Briefe sind mir eine große Freude gewesen, namentlich der erste, den ich in Innsbruck vorfand. Nur thut es mir sehr weh, daß Du mein Scheiden in so trübem Lichte siehst. Uns Jüngeren erscheint eine Entfernung von 100 Meilen nicht so arg; ich weiß, daß ich Dich bald und oft besuchen werde, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, Dich einmal in meinem Hause zu sehen, wie Hans Mangoldt jetzt seinen Vater beherbergt. Doch wünsche ich freilich, daß dies mein künftiges Hauswesen, wenn ich mir je eines gründe, nicht für immer in Freiburg stehen möge. Denn so Viel kann ich schon nach dem ersten Tage sagen: die akademischen Verhältnisse hier sind sehr klein; ich würde meine Kräfte schlecht verwerthen, wenn ich immer hier bliebe, und ich halte es für meine Pflicht, tüchtig literarisch zu arbeiten, damit ich in einigen Jahren in einen größeren Wirkungskreis treten kann. Was ich hier sage, ist Dir nichts Neues: ich hatte das ja Alles vorher gewußt und mit Dir besprochen. Im Uebrigen bin ich mit diesem ersten Tage ganz zufrieden. Meine Wohnung ist sehr hübsch, ich sehe aus einem freundlichen Gartenzimmer grade hinüber nach dem Münster . . . Für heute nur noch Einiges über meine Reise . . . Auf den weiteren Wanderungen waren mir die Menschen fast noch merkwürdiger als das schöne Land. Nichts verkehrter, als die Behauptung, daß die Alpenbewohner sich überall glichen: nirgendwo in der Ebne habe ich so dicht bei einander so grundverschiedene Leute wohnen sehen. In Salzburg und der Gastein haust ein etwas stiller und gedrückter, aber doch gesunder und kräftiger Menschenschlag. Hart daneben, im Pinzgau, haben die weiten Sümpfe, die jeden Zwischenraum zwischen den hohen Bergen füllen, auch auf die Menschen einen wahrhaft schrecklichen Einfluß gehabt. Jeder dritte

Mensch ist kein Cretin, ich kenne nirgendwo ein so grauenhaft häßliches Volk. Denke Dir diese unglücklichen Geschöpfe, die auf die einfachste Frage nur mit einem blödsinnigen Grinsen antworten, nun gar die Weiber mit ihren koketten Trachten! Ein Mädchen mit drei oder vier Kröpfen, ein Rose kokett über das Ohr gesteckt: beim Lesen lacht Ihr vielleicht darüber, unter diesen Menschen zu weilen ist scheußlich. An meinem Geburtstage war ich unter diesem Volke, und nur der Anblick der Krimler Wasserfälle, der schönsten in Deutschland, kann Einen diesen Jammer des Volks auf Augenblicke vergessen lassen. Ich war herzlich froh, als ich über den Kamm des Plattenkogl gestiegen war und nun unter die Schönsten der Tyroler kam, die Zillerthaler, ein übermüthiges, lustiges Volk von Jägern und Sängern, die wirklich das sind was man sich in der Ebne unter einem Alpenbewohner denkt. Wieder unter andre Menschen tritt man, sobald man den Arlberg überstiegen hat. Die Vorarlberger sind nicht umsonst die Nachbarn des freien Graubündens: ein derbes Bauernvolk, ernsthafter, nachdenklicher als die Tyroler, schon den Schwaben ähnlich; sie regieren sich selber durch ihre Bauerntage und ihren Landamman, nach Schweizer Weise; sie haben mir von allen Östreichern weitaus am Besten gefallen ... Im Ganzen bin ich in diesen 3 Wochen vielfach belehrt und erfreut worden und gehe jetzt mit Freuden wieder an die lang entbehrte Arbeit ... Heute (ich schließe diese Zeilen am Morgen darauf) gehe ich zum Prorector, und es wird mir eine schnurrige Empfindung sein, wenn ein katholischer Theolog mich verpflichtet. Recht bald sollt Ihr wieder Nachrichten haben; inzwischen die besten Grüße und Wünsche von

Heinrich

390] An Salomon Hirzel.

Freiburg 9/11[1] 63.

Hochgeehrter Herr,

— — — Mit meiner neuen Heimath bin ich recht zufrieden. Ich wohne sehr schön, das leichte rheinländische Leben erfreut mich wie früher in Bonn, und meine Collegen haben mich sehr freundlich aufgenommen, namentlich Mangoldt, Schmidt[2], Lexer und der Historiker Weech, ein junger Schüler von Sybel, der mir recht gut gefällt. Mit dem ultramontanen Wesen steht es nicht gar so schlimm, als ich dachte. Die Artigkeiten, die mir die schwarze Presse bereits im Voraus

[1] Verschrieben statt 10. [2] Professor der Rechtswissenschaft, später in Leipzig.

gesagt hat, erscheinen mir ungewöhnlich sanft und zartfühlend: Freund Wuttke hat mich an eine kräftigere Kost gewöhnt. An der Universität haben die Pfaffen wenig Einfluß; selbst in der theologischen Facultät gebieten sie nicht über die Mehrheit, und der alte geistl. Rath Meier, der bedeutendste Mann der Fac., ist ein vernünftiger Schüler Wessenbergs und von allen Theologen, die ich je gesehen, der menschlichste[1]. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die gute Sache hier großen Boden gewonnen habe. Gemüthliche weltliche Oestreicherei scheint das Glaubensbekenntniß der Mehrzahl zu sein; doch besteht ein kleiner liberaler Verein, in dem ich recht tüchtige Leute gefunden. — Sehr bescheiden sind meine Aussichten auf akad. Wirksamkeit. Nur die kleinere Hälfte der Studenten gehört nicht zu den Theologen, die von ihren geheimen geistlichen Oberen, gegen den Willen ihrer Professoren, beherrscht werden. Und in diesem winzigen weltlichen Häuflein herrscht eine Faulheit, wovon mir unglaubliche Dinge erzählt werden. Ich bin also auf ein ganz kleines Auditorium gefaßt, werde auch den Vorlesungen möglichst wenig Zeit widmen. Für das Buch ist schon allerhand geschehen und Manches geändert worden. Ich will nur solche Aufsätze geben, worin ich etwas Selbständiges sagen kann; ich lasse also den Lessing weg, weil ich doch nicht Zeit habe, mich jetzt tiefer in diesen Stoff zu versenken. Ferner werde ich in meiner Antrittsvorlesung, die, verändert und erweitert, mit in die Sammlung aufgenommen werden soll, nicht über das deutsche Beamtenthum handeln, sondern über eine wichtigere Frage: Staatenbund, Bundesstaat, Einheitsstaat. Der gemüthliche Unsinn, der nach dem Frankfurter Fürstentage allüberall geredet wurde, hat mir gezeigt, wie nöthig es ist, den Stier bei den Hörnern zu packen und diesem Thema einmal ehrlich ins Gesicht zu sehen, das unter wohlklingenden Phrasen beinah begraben ist . . .

Mit der Festrede zum 18. bin ich auf eine recht ärgerliche Weise überrumpelt worden. Mangoldt schrieb mir deßhalb nach Leipzig im Auftrage seines liberalen Vereins. Ich mußte nach seinen Worten glauben, es handle sich um einen Vortrag in einem kleinen Kreise von Parteigenossen. Jetzt ergiebt sich, daß eine große Volksfeier gemeint war. Ich soll also zweimal über dasselbe Thema, und beide male vor einer Massenversammlung reden, der man mit eigenthüm-

[1] Über den kathol. Theologen Adalbert Maier (1811—1889) s. Allg. D. Biogr. 52, 152f. und Weechs Badische Biographien 4,254ff.

lichen Gesichtspunkten nicht kommen darf. Das ist eine verzweifelte Lage. Halten Sie den Daumen, daß mir noch ein guter Einfall kommt — — — Busch's Sendung traf gestern ein; ich werde ihm nächstens antworten und sage ihm inzwischen viele Grüße von meinem Nachbarn Mangoldt, der heute herbstet und mir soeben eine Wagenladung schöner Trauben schickt. In einigen Tagen will ich in Carlsruhe meinen anzustammenden Landesherrn besuchen, vorher und nachher aber mich bemühen immer tiefer in den eigentlichen Geist der Geschichte einzudringen[1] ...

Durch den Tod Jakob Grimms haben wir wieder einen schweren Verlust erlitten, und ich habe Ihrer lebhaft dabei gedacht. Wenn so Einer nach dem Andren eines reichen Geschlechts von uns scheidet, bleibt uns nur der Trost: sie Alle, schlechthin Alle, denen die Liebe unsres Volks noch über das Grab hinaus folgt, haben sich zu jenem Banner gehalten, um das auch wir uns schaaren. —

Leben Sie wohl und erzählen Sie mir bald etwas von Leipzig und dem Kitzing.

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

391] An den Vater.

Freiburg 29/10 63.

Mein lieber Vater,

wäre es nur irgend möglich und stünde ich nicht grade am Beginne meiner neuen Wirksamkeit, so setzte ich mich morgen in den Dampfwagen und brächte Dir meinen herzlichen Glückwunsch zu Deinem Ehrentage[2] mündlich. Es müssen bewegte Stunden für Dich sein, wenn Du zurückblickst auf Deine lange Laufbahn, aber die ernsten Erinnerungen, die Dir dabei aufsteigen, werden Vieles von ihrer Bitterkeit verlieren, wenn Du denkst, wie viel Gutes Du gestiftet und wie viel Verehrung und Liebe Du gefunden hast — — — Für meine öffentliche Vorlesung über deutsche Geschichte[3] habe ich bereits das anatomische Theater nehmen müssen, da sich Studenten und Philister dazu drängen; und daß ich für ein Privatcolleg über Politik 10 Zuhörer gefunden, ist für die hiesigen Verhältnisse sehr viel. Die öffentliche Vorlesung wird mir nicht leicht, obgleich ich sie schon einmal gehalten habe, denn ich muß ein zahlreiches und gewähltes

[1] Vgl. S. 271 Anm. [2] dem fünfzigjährigen Dienstjubiläum am 1. Nov. [3] seit 1815.

Publicum befriedigen, und ich sehe wieder einmal, daß historische Vorlesungen von allen Vorträgen die schwierigsten sind, schwieriger sogar als ein systematischer Vortrag über Politik. Im Ganzen gefallen mir die hiesigen Studenten weit weniger als die Leipziger, meine Collegen dagegen erheblich besser als die in Leipzig. Das badische Schulwesen, namentlich in dem katholischen Oberlande, steht dem sächsischen weit nach, die Studenten erscheinen im Vergleich mit den norddeutschen entschieden schülerhaft, und die Regierung ist im vollen Rechte, wenn sie durch ein neues Schulgesetz die hiesigen Gymnasien nach dem Muster der norddeutschen umzugestalten sucht. Natürlich hat bereits der Entwurf dieses Gesetzes unter den Ultramontanen ungeheuren Lärm, und eine Fluth von Schmähschriften, erregt. Desto mehr freue ich mich, zu meinen Collegen in einem sehr guten Verhältnisse zu stehen. In Leipzig wurde ich von den Meisten gemieden als ein anrüchiger Liberaler; hier kommt mir die große Mehrzahl mit Vertrauen entgegen, und eine starke Anzahl von Professoren hört meine Vorlesungen über Geschichte. Wie ich erwartet, schimpfen die ultramontanen Blätter nach Kräften über mich, und von dem Tone dieser Polemik kannst Du Dir einen Begriff bilden, wenn ich Dir einmal für allemal eine Probe mittheile: „Herren, die mit T. Umgang gehabt, erzählen, er sei schwerhörig. Da dieses Uebel sich bekanntlich mit den Jahren verschlimmert, so ist vorauszusehen, daß er in einiger Zeit nicht mehr im Stande sein wird, seinem Lehramte vorzustehen.“ Du kannst denken, daß ich die gute Absicht hege, diese menschenfreundliche Erwartung meiner Gegner nicht zu erfüllen. Ich habe mir vorgenommen, jedes Semester ein publicum zu lesen, um nur die Faulheit der hiesigen Studenten zu bekämpfen und sie für die historisch-politischen Fächer zu interessiren, die bisher hier gänzlich vernachlässigt wurden. Einige Geduld wird nöthig sein, aber mir scheint, der Boden ist für ehrliche Arbeit nicht undankbar, und da das gesammte künftige badische Beamtenthum nicht in Heidelberg, sondern hier gebildet wird, so habe ich die Möglichkeit wirklich etwas zu nützen . . . Neben den Vorlesungen gehen andre Arbeiten her. Den Schluß des Buchs, das ich unter den Händen habe, soll ein Aufsatz bilden über „Bundesstaat, Staatenbund, Einheitsstaat“ — eine sehr mühsame Arbeit, da ich die Geschichte aller modernen Föderativstaaten dazu studiren muß und vornehmlich die Geschichte der Vereinigten Staaten noch sehr im Argen liegt . . .

Wenn wir keinen Nebel haben, so ist grade jetzt das Land wunderschön: ringsum gemischter Wald und ein köstliches Farbenspiel. Leider habe ich 5mal Nachmittags Colleg, aber Samstag und Sonntag Nachmittag werden redlich zu Spaziergängen verwendet. Von andren Zerstreuungen, die einen gebildeten Mann locken könnten, ist wenig die Rede; ich bin also, ganz wie ichs wünschte, sehr viel zu Hause . . .

Dein treuer Sohn

Heinrich

. . .

392] An den Vater.

Freiburg, 29. Nov. 63.

Mein lieber Vater,

was die gelehrte Arbeit an Zeit übrig läßt wird von der Politik verschlungen, und mit Mühe stehle ich mir eine Stunde um Dir zu antworten . . . Ich bin in der letzten Zeit wieder recht unwohl gewesen, so daß ich sogar einige Tage lang die Vorlesungen aussetzen mußte. Doch hoffe ich nunmehr den letzten Tribut an das Freiburger Clima entrichtet zu haben. Der Winter ist hier immer sehr feucht und weich; Schnee giebt es in den meisten Jahren gar nicht, um so empfindlicher sind die eiskalten Winde, die plötzlich auf kurze Zeit vom Schwarzwald herabwehen. — Ich fange an, hier festen Fuß zu fassen; namentlich freut es mich, daß mehrere der ältesten und besten Professoren meine regelmäßigen Zuhörer sind. Auch in andren Kreisen gewinne ich Bekanntschaften; so war ich diesen Mittag bei dem Grafen Baudissin, einem vortrefflichen Manne, der soeben, auf den Ruf seines Herzogs, nach Gotha abreist[1]. Da bin ich denn gleich bei der schweren Frage angelangt, die Alles in Spannung hält. Die Aufregung hier ist stark, aber bei Weitem nicht stark genug um die ungeheuren Hemmnisse zu überwinden, die unsre Höfe durch die Unterzeichnung des Londoner Protokolls sich selber bereitet haben. Ich fürchte, mein lieber Vater, der deutsche Bund wird auch das noch möglich machen, was Dir unmöglich scheint[2]. Welche Wirkung für die Zukunft, wenn unsre Dynastieen das legitime Recht eines deutschen Fürsten miß-

---

[1] Graf Hermann von Baudissin, geb. 1798 in Kopenhagen, gest. in Freiburg 1891; Vater des Professors der Theologie Grafen Wolf v. B. [2] „meines Erachtens ist es unmöglich, die Rechte des neuen Herzogs von Schleswig-Holstein zu mißachten oder sinken zu lassen", hatte der Vater am 21. Nov. geschrieben.

achten, das mit den heiligsten Interessen unsrer Nation zusammenfällt! Ein Mittelweg ist unmöglich; dafür hat Dänemark gesorgt. Hunderte von Beamten haben dem Usurpator den Eid verweigert (auch Alfred hat, wie ich nicht anders erwartete, seine Pflicht gethan). Mit welchem Rechte will Deutschland diese Männer schützen, wenn es das Recht des Herzogs mißachtet? Es ist die Zukunft Deutschlands, darum es sich handelt. Die Revolution, der wir sehr langsam, aber unvermeidlich, entgegentreiben, wird um Vieles entsetzlicher werden, wenn auch diese Frage ein schmachvolles Ende nimmt. Meine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang ist sehr gering. Volksversammlungen (deren eine heute hier gehalten wurde) und Freiwilligenwerbungen entscheiden Nichts. Ich bin nicht so blind, den Dynastieen allein die Schuld zuzuschreiben; die Haltung Hamburgs kann uns lehren, daß auch in der Nation das einfache Gefühl für das Recht schwer verkümmert ist[1], und ich fürchte, es wird noch einer harten Lehrzeit bedürfen, bis wir die erste aller politischen Künste lernen: zu bewahren was von Rechtswegen unser ist. Verzeih den Stoßseufzer. Die neuesten Nachrichten aus Berlin und Wien lauten wahrlich trostlos genug[2] — — —

Wenn ich vorhin meine Collegen lobte, so bezieht sich das nur auf die Männer; ihre Frauen sind mit drei Ausnahmen entsetzlich, desgleichen ihre Gesellschaften. Ich lasse, wenn es irgend angeht, absagen und habe nur bei Bodmanns und Baudissins eine angenehme Geselligkeit gefunden. — Geht es irgend an, so komme ich zu Ostern zu Euch. — Rainer wird jetzt hoffentlich am Ziele seiner Wünsche sein[3]; mich sollte es herzlich freuen, wenn er bestimmt würde für Schleswig-Holstein zu fechten. Nur muß es ein ehrlicher Krieg um das ganze, gute Recht sein. — Tausend herzliche Grüße.

Dein treuer Sohn

Heinrich

. . .

---

1 „Der Rat von Hamburg löste am 27. Nov. 1863 den schleswig-holsteinschen Ausschuß als angebliches Werbebureau auf.“ Jansen-Samwer, Schleswig-Holsteins Befreiung. S. 130. 2 Vgl. Sybel 3,155 ff. 3 Der Vater schreibt in demselben Briefe: „Rainer ist der älteste zum Offizier, hat die besten Zeugnisse aus der Anstalt und aus der Truppe, man hätte ihm wohl zu meinem Ehrentage das Patent geben können.“

393] An Franz Overbeck.

Freiburg, 29 Nov 63.

Dein Brief hat mir, mein lieber Freund, noch mehr Freude bereitet als Du selber erwarten wirst ... In die kleinen Verhältnisse wirst Du Dich schicken müssen, gleich mir. Auch ich empfinde jetzt, da der dicke Schwarzwaldnebel uns tagtäglich umgiebt und uns unser Bestes, den Naturgenuß, raubt, oft sehr lebhaft, daß ein vernünftiger Mann nur in großen Städten oder auf dem flachen Lande leben soll; die Mittelstraße taugt niemals. Einiges von mir weißt Du schon; die Zeitungsnachrichten haben nicht übertrieben[1], ich lese meine deutsche Geschichte vor einem, nach hiesigen Begriffen, ungeheuren Publicum, aber die Hälfte der Hörer besteht aus Professoren und Philistern, und es ist lästig vor Leuten zu lesen, die beständig kritisiren, obgleich den Meisten die Berechtigung dazu fehlt. Desto kläglicher steht es mit meiner Politik, die, als Privatcolleg, nur etwa ein Zehntel meiner Geschichtszuhörer anzieht, nämlich 17 (eine für Freiburg auch stattliche Summe) ... Ich schreibe Dir diese Details nur, weil Du daraus ersehen kannst, daß ich mit der Mehrzahl meiner Collegen gut stehe, von den Studenten geliebt werde (so weit dies möglich ist bei der mährchenhaften Freiburger Faulheit und Sauferei) und von den Ultramontanen in schriftlichem und mündlichem Klatsch aufs Aeußerste mißhandelt werde. Die Leute verlieren übrigens Viel von ihrer Furchtbarkeit in der Nähe; es ist erstaunlich, wie wenig geistige Kräfte der Curie noch zu Gebote stehen; und was den Klatsch betrifft, so ist es in Freiburg keine Tugend tugendhaft zu sein; ich lebe, bis auf das Weintrinken, lächerlich solid, aber mein Gewissen hat kein Recht sich was darauf einzubilden. — Die ersten sonnigen Wochen in dem schönen Lande waren sehr angenehm; und auch jetzt bin ich zufrieden, denn mein Hauptzweck, Muße zum Arbeiten, ist im Wesentlichen erreicht. Nur ist aus dem Arbeiten bisher leider noch kein Schriftstellern geworden. Ich will meine Sammlung mit einem langen Aufsatze „Staatenbund, Bundesstaat, Einheitsstaat" schließen ... Unser Weg wird jenem der Italiener nicht gleichen, aber sehr ähnlich sein; unsre Geschichte weist uns auf den Einheitsstaat, wenn nicht die grenzenlose Niedertracht unsrer Dynastieen uns endlich, wider die Natur der Dinge, zur Foederativrepublik treibt. Da bin ich denn bei dem angelangt, was heute Aller Herzen bewegt.

[1] Vgl. Schiemann S. 213.

Ich kehre soeben heim von einer großen Volksversammlung, habe dort auch meine Lunge preisgegeben, aber Du weißt, was ich von dem souveränen Unverstand halte. Ich sehe das Schlimmste voraus. Der deutsche Bund wird seine Natur nicht verleugnen, und der Nation mangelt noch die gewaltige Leidenschaft um ihn zu zwingen. Ein Thor wer für Deutschland etwas anderes erwartet als Schande, so lange Oestreich über uns herrscht. Wir werden unsre Pflicht thun, uns müde schreiben und müde reden, doch für jetzt ohne Hoffnung. Den Glauben an mein Volk, dies sittlichste der Erde, werde ich auch nach dieser neuen Schande nicht verlieren. Es wird dereinst noch die schlummersüchtige Trägheit von sich werfen, die uns dasselbe ist, was den Italienern die geheimen Verschwörungen waren; aber ein Menschenalter mag noch darüber hingehen ...

Schreibe recht bald.

Dein

T.

394] An Salomon Hirzel.

Freiburg 5. Dec. 63.

Hochgeehrter Herr,

... im Ganzen sind meine Erwartungen erfüllt, in mancher Hinsicht sogar übertroffen worden. An der Universität habe ich schnell festen Fuß gefaßt ... In meinem publicum drängen sich an 150 Menschen in einem winzigen Zimmer, denn Freund Buß hat wohlweislich gleichzeitig den einzigen großen Saal, den wir besitzen, belegt. Freund Buß! Da haben Sie den ganzen Humor meiner Lage! In Leipzig hatte ichs doch nur mit Wuttke zu thun, der trotz Alledem doch ein Gelehrter ist, hier mit Buß und Bock, Menschen, denen man im Norden gar nicht gestatten würde sich zu habilitiren. Es muthet mich oft seltsam an, hier über Dinge streiten zu müssen, die sich daheim von selber verstehen, und über Luther mit diplomatischer Mäßigung zu reden. Aber es hat auch seinen Reiz ein Prediger in der Wüste zu sein, und einige Oasen zeigen sich doch. Unter den Collegen sind mehrere tüchtige Männer, namentlich unter den Medicinern[1]. Ich stehe mit der Mehrzahl recht gut; es wäre in Leipzig unmöglich gewesen, daß ein Drittel der Professoren bei mir hörte ... Kurz, ich

[1] Auf „beherzigenswerthe Worte" des Gynäkologen A. Hegar verweisend, erinnert sich Treitschke noch 1883 der früheren gemeinsamen Freiburger Lehrtätigkeit. (Deutsche Kämpfe N. F. S. 230.) Vor allem aber ist hier an August Weismann zu denken.

hoffe, in einiger Zeit mich hier zurechtzufinden. Nur mit der Freiburger sogenannten Politik muß man mich verschonen. Wir haben hier einen sog. liberalen Verein, ein wunderbares Zeugniß unsrer politischen Unschuld: Oesterreicher und Deutsche harmlos durcheinander und auch unter den Beherzten nur Wenige, die bei dem Worte „Nationalverein" sich nicht entfärben. Das ist so recht das Element für politisirende Kleinstädter wie Mangoldt, und ich danke Busch herzlich, daß er M's Aufsatz über die schleswigholsteinische Anleihe in den Papierkorb geworfen hat. Da bin ich denn bei dem, was alle anderen Gedanken zurückdrängt. Man schämt sich fast, in solchen Tagen über seine persönlichen Angelegenheiten zu schreiben, und mir ist's ein niederschlagender Gedanke, daß ein Volk mit einer halben Million Soldaten in einer Lebensfrage auf Freischaarenzüge sinnen kann, und noch trauriger, daß wir Einzelne so blutwenig thun können. Denn die öffentliche Meinung aufklären über eine Sache, die klar ist wie der Tag, das ist unnütze Arbeit. Nicht an der Einsicht gebricht es uns, sondern den Schlechten an Willen, den Guten an Macht. Natürlich thun wir hier unser Bestes um die Aufregung zu steigern. Ich habe mich nicht geschämt neulich in der Volksversammlung nach einem Vollblutultramontanen eine Rede zu halten; nach mir sprach ein Caplan und verübte durch eine herrliche Abraham a S. Clara-Predigt ein rühmliches Attentat auf die Geldbeutel der Bauern ... Im Ganzen haben unsre Bauern das Herz auf dem rechten Flecke, und ich traue ihnen das Beste zu im Falle eines Kriegs. Aber werden wir so weit kommen? Wieder einmal offenbart es sich, wie richtig wir rechneten, wenn wir sagten, Preußen bestimme Deutschlands Geschicke, und wieder einmal scheint Preußen uns zeigen zu wollen, daß wir die richtige Rechnung, doch ohne den Wirth, gemacht. Wie oft wird man Montgelas' Wort über Baiern auf Preußens Geschichte anwenden müssen: l'histoire des occasions manquées![1] Doch das ist ja das Entsetzliche, daß unsre Lage so verzweifelt klar ist und Keiner dem Andren etwas Neues darüber sagen kann. Meine Hoffnung ist sehr, sehr gering; sie völlig aufzugeben kann ich mich noch nicht entschließen. Sagen Sie Busch, bitte, wenn er meine Feder in dieser Sache gebrauchen kann, so soll er mir seine Befehle schicken. Bis jetzt aber weiß ich darüber Nichts zu sagen, was nicht jeder Schul-

---

[1] Vgl. Bismarck, Gedanken u. Erinnerungen 1,273.

bub auch sagen könnte. Freytag hat es darin besser; er erwirbt sich durch seine Gothaer Correspondenz ein wirkliches Verdienst. Ich freue mich immer, wenn ich seine Nachrichten allmälig in unsren Winkelblättern auftauchen sehe[1] ... Nur um dieser Sache willen werde ich allenfalls eine Ausnahme machen von der Regel, Nichts zu thun und zu denken, was sich nicht auf unser Buch bezieht. Ich habe diese Vorschrift in den letzten Monaten so streng befolgt, daß ich mir oft recht bornirt vorkomme in meiner Einseitigkeit. Dafür aber, verehrter Herr, bitte ich auch um etwas Langmuth. Es ist sicherlich schön durch ein wissenschaftliches Buch politisch zu wirken, nur muß es auch wirklich wissenschaftlich sein. Ein mittelmäßiges Werk kann und will ich nicht schreiben, und wenn es gut werden soll, so bitte ich Sie zu bedenken, daß mir unter allen Mitarbeitern der Staatengeschichte entschieden die schwerste Aufgabe zugefallen ist. Die Sammlung erlauben Sie mir doch ja vorauszuschicken. Es ist für mich zu wichtig, bald ein historisches Werk herauszugeben. Von all meinen historischen Aufsätzen ist hier gar Nichts bekannt, und meine Freunde selber bitten mich, die Gegner zu entwaffnen, die allwöchentlich das Wuttkesche „Gutachten" aufwärmen und ausschmücken. Den Rob. Blum opfre ich Ihnen; Sie haben vollkommen Recht[2]. Der „Einheitsstaat" kommt an das Ende des Buchs. Diese Untersuchung hat mich verstockten Unitarier noch verstockter gemacht ... Es ist mir lieb, daß ich über diese wichtigste Frage unsrer neuen Geschichte ins Klare gekommen, und wenn ich mich nicht unwissentlich selbst belog, so bin ich ganz unbefangen an die Frage herangetreten ...

Gutschmid hat mir neulich durch einige Zeilen bewiesen, daß er sich auch in seiner ernsten Lage den Islam, die gute Laune und das preußische Herz bewahrt hat. — In meiner Eigenschaft als Professor der Landwirthschaft erkläre ich meinem Freunde Busch, daß sein Reinhold Schaum ein Ignorant ist[3]. Wie konnte „ein in Sachsen

---

[1] „Freytag versorgte die Tagesblätter mit Nachrichten und Anleitungen im Augustenburger Interesse durch eine autographierte Korrespondenz gleich der 1853 von ihm gegründeten (Erinnerungen, Werke I, 176)." (Dove.) [2] „ich halte es nicht für möglich, daß Sie zu einem befriedigenden Abschlusse über ihn gelangen, er steht der Gegenwart noch allzu nahe", hatte Hirzel am 7. Nov. geschrieben. [3] Das Freiburger Vorlesungsverzeichnis kündigte für das S.-S. 1864 als drittes Kolleg Treitschkes an: Landwirthschaftslehre; zweimal wöchentl. von 7—8 Uhr. „Die deutsche Landwirthschaft sonst und jetzt" ist der Titel einer Artikelreihe von Reinhard Schaum, die sich durch die letzten 5 Nummern der Grenzboten 1863 zieht.

erscheinendes und von einem Sachser redigirtes Blatt" der Electoralschafe treulos vergessen und den Ruhm der veredelten Schafzucht wahrheitswidrig dem preußischen Erbfeinde zuschreiben? Oder halten die Grenzboten Sachsen etwa bereits für eine preußische Provinz, was doch dem eigentlichen Geiste der Geschichte entschieden widerspricht? Sie sehen, ich lese eifrig die Grünen Blätter, doch kann ich sie leider nicht mehr auf dem Museum auflegen, weil sie, gleich den Preuß. Jahrbb., von den Ultramontanen zerrissen werden! „Gott erhalte die Gensdarmen" ist hier mein täglich Gebet, denn ohne diesen Himmelssegen wären unsre Schwarzen mit ihrer Vorliebe für handgreifliche Argumente schon längst wieder beim Ketzerverbrennen angelangt . . . Grüßen Sie Alles am runden Tische herzlich. Möchten wir, wenn Sie diese Zeilen beantworten, schon mitteninne stehen in einem ehrlichen Kriege um unser Land; der Gedanke verläßt mich nicht und drängt sich immer wieder vor. Mit den besten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

395] An den Vater.

Freiburg, 19. Dec. 63.

Mein lieber Vater,

. . . Noch kann ich nicht sagen, daß es mir hier ausnehmend gefiele, aber es hat sich doch Alles besser gestaltet als ich hoffte. Ich habe mir rasch hier Freunde gewonnen, und wenn mir auch die Collegien mehr Zeit kosten als ich wünschte, so werde ich doch nicht wie in Leipzig durch allerhand nichtakademische Ansprüche zerstreut. Nur gestern lag ein solcher Anlaß vor. Es war eine harte Zumuthung an meine Brust, daß ich nach zweistündigem Colleg noch 3 Stunden lang über die Geschichte Schleswigholsteins seit Olims Zeiten reden mußte. Der Stoff ist so schön, daß die Hörer redlich Mann für Mann aushielten und Alles aufs Beste ablief. Von Herzen lieb aber ist mir, daß übermorgen die Ferien beginnen; ich brauche sie dringend für meine literarischen Arbeiten. Meine Collegen sind sehr anständig gegen mich, und es wird wohl nicht lange währen, bis ich meiner sonderbaren Stellung als „Cameralist" enthoben und auf den Platz gewiesen werde, den ich thatsächlich ausfülle. Die Ultramontanen, die mich noch immer regelmäßig aller 8 Tage abwechselnd als Scheusal oder als Dummkopf in ihren Blättern schildern, haben an der Universität Nichts zu sagen. Merkwürdig ist mir an der Partei nur dies,

wie wenig wirkliche Talente sich darunter finden, neben sehr vielen geschickten Intriguanten. Und noch seltsamer erscheint es einem Norddeutschen, wie ernsthaft selbst gescheidte Männer jede dicke Dummheit der ultramontanen Blätter beachten: — Kapuzinaden gegen Luther und ähnlichen Unsinn, den bei uns kein gebildeter Mann, gleichviel ob Katholik oder Protestant, lesen würde. Dieses Unwesen ist die schlimmste Schattenseite der süddeutschen Zustände und für den Süden ebenso gefährlich oder vielmehr noch unheilvoller als das Junkerthum für Preußen[1]. — Meinem lieben Bruder wünsche ich herzlich Glück zu den Epauletten, aber er ist wirklich zu bedauern, daß er daheim bleiben muß. Lorbeeren freilich werden sich die Bundestruppen schwerlich holen[2]; der Krieg ist verdorben und verfahren noch bevor er begonnen hat. Unsre letzte Hoffnung beruht noch darauf, daß die Herzogthümer selber sich regen und durch eine vollendete Thatsache eine glückliche Entscheidung bringen. Aus Briefen von Baudissin und Freytag weiß ich, daß der Herzog in sein Land gehen und es darauf ankommen lassen will, ob deutsche Truppen einen deutschen Souverän aus seinem Lande verjagen. Gebe der Himmel, daß dieser Entschluß nicht wieder aufgegeben wird. Es wäre entsetzlich, wenn es dahin käme, daß Hr vBismarck unsrer Nation wider ihren Willen die Schamröthe ins Gesicht jagen dürfte — — —

Rainer soll durch die ersten gelehrten Abschnitte im Mommsen sich nicht schrecken lassen; er kann sie ja überschlagen[3]. Das Folgende gehört zu dem Schönsten was je in unsrer Sprache geschrieben worden, und er müßte kein junger Mann und kein Soldat sein, wenn ihn die Schilderung Hannibal's und Cäsar's nicht entzückte ... Manchmal verspüre ich doch starke Sehnsucht nach den süßen Sünden einer großen Stadt. Es ist herzlich langweilig, sich jeden Tag die Frage vorzulegen, ob man im „Kopf"oben oder im „Kopf"unten den Caffe trinken will. Ein Gutes hat die hiesige Geselligkeit, sie ist keineswegs steif; und die Professoren würfeln gelegentlich daß ein Landsknecht sich daran freuen könnte. — Ein frohes Weihnachten und ein glückliches Neujahr für uns und für unser unglückliches Land.

Mit tausend Grüßen

Dein treuer Sohn

Heinrich

---

[1] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,75. [2] Vgl. S. 318 A. 2. [3] Treitschke schickte dem Bruder zu Weihnachten die Römische Geschichte.

396] An Gustav Freytag.

Freiburg 29. Dec. 63.

Hochgeehrter Herr,

— — — Ich habe Sie in den letzten Wochen ernstlich beneidet; Sie können doch etwas für die gute Sache thun, oder vielmehr sehr viel, denn ich überzeuge mich täglich, wie trefflich Ihre Correspondenz auf die süddeutsche Presse wirkt. Ich schäme mich recht meines gezwungenen Nichtsthuns, denn außer dem Agitiren durch Volksversammlungen, Vorlesungen u. dgl. habe ich Nichts leisten können. Selbst für die Grenzboten konnte ich bisher Nichts schreiben; die Ereignisse drängen sich, und in unserem entlegenen Winkel erfahren wir Alles zu spät. Nur Eines, was sich im Grunde von selbst versteht, muß ich Ihnen noch sagen. Wenn Sie glauben, daß man mich in Gotha brauchen kann (natürlich in einer Sache, wofür sich kein anderer ebenso brauchbarer Mann findet), so bin ich jeden Augenblick bereit meine Professur niederzulegen. — Ueber die Lage bedarf es wohl zwischen uns keiner Worte. So weit also sind wir, daß diese Beust und Schrenck an der Spitze Deutschlands stehen — Menschen, denen die heilige Sache im besten Falle nur ein Mittel ist um ihren verrotteten Dynastieen ein paar Jahre länger das armselige Dasein zu fristen[1]. Seit den neuesten Nachrichten aus Holstein athme ich wieder auf. Jetzt endlich kommt die Bewegung in die rechten Hände, und hoffentlich ist der Tag nicht mehr fern, wo der Herzog, auf jede Gefahr hin, selber in sein Land geht. — Sie können Sich denken, wie augenblicklich ein guter Preuße im Süden sich befindet. Ich weiß nicht: bin ich verblendet durch die Vorliebe, die mich mit aller Leidenschaft, deren mein Blut fähig ist, an diesen Staat kettet: — ich kann Preußen auch jetzt nicht aufgeben. Wohl empört mich die Geduld der Preußen, aber ich weiß nur zu wohl: auch meine heißblutigen und — großmäuligen Badener wären im gleichen Falle noch nicht Manns genug um zum Rechte des Widerstands zu greifen. —

Sie fragen, wie mir Freiburg gefällt? Sehr wenig, obgleich ich das den Leipziger Freunden noch nicht gestanden habe. Mein Trost ist: ich kann immerhin Einiges nützen (doch viel weniger als in Leipzig) und ich finde etwas mehr Zeit zum Arbeiten. —

[1] Vgl. Sybel 3,156 f. Jansen-Samwer, Schleswig-Holsteins Befreiung. S. 166 f. 134.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und nehmen Sie die besten Grüße und Wünsche

Ihres treu ergebenen

Treitschke.

397] An den Vater.

Freiburg 31. Dec. 63.

Mein lieber Vater,

— — — Das nächste Vierteljahr wird mir mehrere außerordentliche Plagen bringen. Zuerst die Antrittsvorlesung . . . Bald darauf muß auch ich in dem Cyclus von Vorlesungen zum Besten Schleswigholsteins auftreten, der hier wie in den meisten Universitätsstädten veranstaltet wird. Ich werde vermutlich über Washington sprechen. Ich weiß sehr gut, daß man eine große politische Unternehmung nicht auf dem Bettelwege durchführt; aber da die Deutschen es noch immer nicht lassen können, die zehnte Muse, das Mitleid, für patriotische Zwecke anzurufen, so mag ich mich nicht ausschließen. Der Herzog braucht vor Allem Geld, wie Graf Baudissin uns immer wieder versichert. Wir haben also gewaltig agitirt und collectirt und ziemlich Viel zusammengebracht. Aber solche freiwillige Gaben bilden niemals eine hinreichende Summe. Es gilt jetzt vor Allem, daß man sich an der Anleihe betheiligt, obgleich der Herzog sie leider recht ungeschickt eingerichtet hat. Ich werde 100 Thlr. davon nehmen . . . Du findest vielleicht die Summe etwas hoch für meine Mittel; aber mit dieser Sache ist mirs bittrer Ernst, und ich mag nicht zu den kläglichen Gesellen gehören, die, mit den Lippen freigebig, mit dem Beutel kargen. Auch scheint mirs nicht ganz unmöglich, daß das schlesw.-holst. Papiergeld einst einen reellen Werth haben wird. Vorderhand gehn die Dinge leidlich; mir ist es eine Herzensfreude, daß meine Landsleute im Norden der guten Sache beistehen, und hoffentlich ist, während ich schreibe, der Herzog bereits in sein Land eingezogen. Die wirkliche Entscheidung wird aber erst an der Eider eintreten. Ich hoffe, bei dem Einfalle in Schleswig werden Jene im Vordertreffen stehen, die am Ernsthaftesten betheiligt sind: die Schleswigholsteiner selber. Johanna hat freilich Recht: der Herzog ist kein bedeutender Mann; ich weiß das aus der Zeit, da ich mit ihm in Bonn studirte, und aus den Berichten seiner Umgebung. Aber er hat doch Verstand genug, sich mit tüchtigen Männern,

wie Sammwer, Francke, Michelsen, zu umgeben und sich mit dem Liberalismus leidlich zu stellen, ohne dessen Hilfe heute auf der Welt Nichts ausgerichtet wird. Noch ist Nichts verloren, und noch ist es möglich, daß das verrätherische Regiment in Berlin mit Schimpf und Schande zusammenbricht ... die Weihnachtstage sind mir, bis auf eine kleine sehr hübsche Gesellschaft bei Bodmanns, ganz häuslich vergangen ... nehmt vielen Dank und herzliche Grüße von

Deinem treuen Sohne

Heinrich

398] An Julius Klee.

Freiburg 6. 1. 64.

Morgen fangen die Vorlesungen wieder an; ich muß mich also beeilen, wenn ich mein Wort halten und meinem lieben alten Lehrer noch in den Weihnachtsferien schreiben will ... Ich wollte, es wäre Sommer, und die Sonne schiene auf den Rebgarten vor meinem Fenster und auf die tiefdunklen Schwarzwaldberge im Hintergrunde. Dann brächte ich wohl einen Brief zu Stande, der Ihnen Freude machte. Im Winter ist solch ein kleines Nest scheußlich, schlimmer als Sie verwöhnter Großstädter glauben mögen ... Ich darf mir sagen, daß ich Einiges nütze als ein vorgeschobener Posten protestantischer Bildung inmitten dieser ultramontanen Welt, aber heimisch werde ich hier nie, und in einigen Jahren muß ich mir einen größeren und natürlicheren Wirkungskreis errungen haben. Sie wundern Sich vielleicht keinen Hymnus von mir zu hören auf den deutschen liberalen Musterstaat. Gewiß, die Regierung ist vortrefflich, aber das Volk ist sehr unschuldig daran, das politische Leben ist kaum lebhafter und gebildeter als in Sachsen, und — was uns Protestanten unbegreiflich scheint — die kleine Minderheit der Ultramontanen hält die vernünftigen Leute in einem fortwährenden Zustande der Angst und Schüchternheit. Kurz, es giebt hier für mich Manches zu thun; ich werde wohlgemuth einige Jahre lang in unsrem alten Jesuitencolleg meine ketzerischen Vorlesungen halten und versuchen, ob es mir gelingt, die grenzenlose Faulheit der weltlichen Studenten zu brechen. Daß mir die unausgesetzte Schimpferei der Ultramontanen die Laune nicht verdirbt, werden Sie mir glauben. Auch finde ich einige verständige Männer und gute Kameraden, die mir freilich den Kitzing nicht ersetzen. Im Sommer, wenn ich unsern herrlichen Wein mitten

im Waldgebirge, in St. Ottilien, trinke, wird es mir sicherlich besser behagen. Inzwischen arbeite ich eifrig an der Sammlung meiner Aufsätze und lerne daran — Bescheidenheit. Einen ganz fehlerlosen historischen Aufsatz zu schreiben ist ein hartes Stück, noch dazu für mich, dem der Sinn für das Detail nicht angeboren ist, sondern erst anerzogen werden muß ... Nachher kommt die deutsche Geschichte an die Reihe, die ich nicht hergebe so lange ich nicht damit zufrieden bin ... Ueber die heilige Sache, die heute vor allen anderen meine Seele bewegt, kann ich nur sagen: wir müssen wacker fort agitiren um unsre feigen Dynastieen in Schach zu halten und dem Herzoge die Bildung eines schleswigholsteinischen Heeres zu ermöglichen. Denn in der Hand von Intriguanten, wie Ihr vielgeliebter (!!!) Beust, wird das Recht zuletzt rettungslos verrathen.

Ihr alter treuer Schüler

Treitschke.

399] An den Vater.

Freiburg 20. Jan. 64.

Mein lieber Vater,

ich habe diesmal Deinen Brief etwas länger liegen lassen, denn ich wollte erst meine Antrittsvorlesung vorüber lassen ... Ich nahm aus den Untersuchungen über Staatenbünde ein Stück heraus, das sich in einer Stunde abthun läßt: die Republik der Niederlande, und ich sah: das Thema, so fremd es uns scheint, läßt sich doch wirksam behandeln. Solch eine Sache wird an kleinen Universitäten noch mit vielem Lärm getrieben: Anzeige in allen Zeitungen ... dann feierliche Auffahrt. Dann marschirt das corpus academicum, einen Pedell mit dem Scepter voran, aus dem Conferenzzimmer in die Aula, ich als Delinquent zwischen dem Decan und dem Prorector mit seinem Gnadenkettlein; nach der Vorlesung folgt die Vereidigung. Es war sehr voll, obgleich der Erzbischof den Convicttheologen verboten hatte zu erscheinen. Unsre Aula ist das alte Refectorium der Jesuiten; das Jesuitenzeichen prangt noch großmächtig inmitten der Decke. Es machte mir absonderliche Freude in diesem Raume von den niederländischen Helden des Protestantismus zu reden und von der ältesten Freistatt confessioneller Duldung ... Seit ich Euch zuletzt schrieb sind wir in einen Winter hineingerathen, dessengleichen man hierzulande seit Menschengedenken nicht gesehen hat. Immer wieder, wenn ich die festgefrorene Schneedecke sehe, denke ich daran,

wie leicht sich dieser köstliche Frost benutzen ließe, um Schleswig zu erobern. Aber meine finstren Erwartungen von dieser theuren Angelegenheit fangen an sich zu erfüllen; in wenigen Tagen werden die Herzogthümer dem nackten Verrath anheimgefallen sein[1]. Möglich — nicht wahrscheinlich — ist es, daß wir durch solche Nichtswürdigkeit für den Augenblick einem europäischen Kriege entgehen. Aber ganz gewiß, daß in wenigen Jahren diese Sünden sich schrecklich bestrafen werden. Und zu Alledem kommt, daß der Nächstbetheiligte, der Herzog, auch kein ganzer Mann ist. Man befreundet sich am Augustenburger Hofe langsam mit dem Gedanken, Schleswig aufzugeben. Freytag hat die Anfänge dieser verzweifelten Staatskunst schon in Gotha beobachtet, und jetzt lassen uns Graf Baudissins Briefe aus Kiel dasselbe zwischen den Zeilen lesen. Von Alfred las ich gestern eine vortreffliche Correspondenz in den Grenzboten[2]; auch er hat wenig Hoffnung. — Doch ich fände kein Ende, wollte ich weiter von diesen unseligen Dingen reden — — — Recht heimisch fühle ich mich hier im Winter immer noch nicht, aber es behagt mir doch besser als ich früher geglaubt . . . Auch einige angenehme Mädchen kenne ich jetzt. Es giebt hier im Oberlande sehr viel hübsche Gesichter in allen Ständen, und das Volk neckt die Schweizer grausam mit ihren plumpen häßlichen Frauen. Für die Damen werde ich (natürlich zum Besten Schleswig-Holsteins) eine Vorlesung halten: Elisabeth Charlotte am Hofe Ludwigs XIV, und ich hoffe mir einige Freundinnen dadurch zu erwerben. —

Laßt mich mein Schweigen nicht entgelten. Namentlich Hepp könnte sich wohl einmal zu einer literarischen Leistung aufraffen. Viele herzliche Grüße.

Dein treuer Sohn

Heinrich

---

[1] Am Tage da Treitschke dies schrieb, übernahm Wrangel den Oberbefehl über das preußisch-österreichische Heer, das die von den beiden Mächten auf Grund des Londoner Protokolls zwar gegen Dänemark aber nicht für den Erbprinzen Friedrich erhobenen Forderungen zu Gunsten Schleswig-Holsteins mit Gewalt durchsetzen wollte. Dieses Vorgehen wurde weit und breit in Deutschland als „Verrat" der Sache des Erbprinzen empfunden. Vgl. Sybel 3,215. Noch am 3. Febr. schreibt Treitschke an Zarncke: „meine letzte Hoffnung ist, daß die Preußen durch den Krieg weiter getrieben werden als ihre nichtswürdigen Lenker wollen." [2] 1864 No. 3, S. 112ff. „Aus Schleswig-Holstein". Der Artikel, der scharfe Erwiderung in demselben Blatte erfuhr, war nicht von Gutschmid, sondern von Busch, allerdings mit sehr indiskreter, zum Teil wörtlicher Benutzung Gutschmidscher Briefe und „Bummelwitze", „durch einige Buschmännische Kraftausdrücke verbessert" (Gutschmid an Treitschke 26. Jan.).

400] An den Vater.

Freiburg 9/2 64.

Mein lieber Vater,

— — — Vor einigen Tagen ist auch meine öffentliche Vorlesung überstanden. Ich sprach über Washington; es ging Alles gut, nur konnte ich aus den Artigkeiten der Damen recht sehen, daß unter Zehn kaum Eine etwas Rechtes verstanden hatte. In das gesellige Leben fange ich an mich hereinzufinden; unter den Mädchen herrscht ein leichter ungezwungener Ton und gestern als am Rosenmontag ging es sogar etwas ausgelassen zu[1]. Die Rheinländerinnen verstehen es vortrefflich, mit Anstand sehr lustig zu sein. Ueberhaupt gefallen mir die Frauen hierzulande weit besser als die Männer. Der großh. badische allerhöchst concessionirte Durchschnittsliberalismus ist Nichts als wohlfeile Schreierei ohne rechten Muth[2]. Zum Glück hat sich die Regierung jetzt durch Mathy's Ernennung zum Handelsminister durch einen eisernen Charakter verstärkt. Ohne so kräftige Führer würde der Liberalismus in Baden sehr wenig gesichert sein und für die Ultramontanen bald wieder eine Zeit des Sieges kommen. Das ultramontane Schimpfen gegen mich ist jetzt absonderlich stark, seit alberne Verehrer in den Zeitungen den Wunsch aussprechen, man möge mir die durch Gfrörer's Tod seit Langem erledigte Stelle (das Ordinariat für Geschichte) übertragen. Ich weiß recht wohl, daß ich im Stande wäre diesen Platz auszufüllen, aber ich darf mir sagen, daß ich nie daran gedacht habe, denn die Ernennung eines „Protestanten“ zur Geschichtsprofessur wäre eine kecke Beleidigung des Erzbischofs, wozu ich unsrer Facultät den Muth nicht zutraue. Mit dem Namen „Protestant“ treiben die Pfaffen großen Mißbrauch. Gfrörer selbst war geborner Protestant und trat erst kurz vor seinem Tode zur katholischen Kirche über; aber seine Ernennung wurde von dem Domcapitel eifrig betrieben, weil man ihn als einen Anhänger des Papstthums kannte. Doch jetzt, da man meine Ernennung fürchtet, schreit Alles, Freiburg sei eine katholische Universität, dürfe nur katholische Geschichtslehrer haben. Die Facultät ist in Verzweiflung; denn es giebt gegenwärtig in ganz Deutschland nur Einen jüngeren brauchbaren katholischen Historiker, meinen Collegen Weech, und der ist gar zu jung und seiner

[1] Der am Fastnachtsdienstag geschriebene Brief beginnt mit der Mitteilung, daß Treitschke in der letzten Nacht bis morgens früh um fünf Uhr getanzt habe.
[2] „ist mir in tiefster Seele verächtlich“ (an Nokk 30. Jan.).

Gesinnung nach ein Protestant! Ich lasse natürlich Freund und Feind ruhig reden und rühre keinen Finger in der Sache. Das Ende wird wohl sein, daß die Professur abermals jahrelang unbesetzt bleibt. Ich wünsche gar nicht Gfrörers Nachfolger zu werden; das brächte mir nur eine Verbesserung meines Einkommens, aber eine Unmasse gehässiger Anfeindungen und keine Vergrößerung meines Wirkungskreises, denn den Theologen würde es nach wie vor verboten bleiben bei mir zu hören. Du magst aus diesen Dingen ersehen, wie sehr schwierig hier die Stellung eines Protestanten ist. Mir sind diese Verhältnisse sehr lehrreich; ich lerne hier einige Schattenseiten des deutschen Lebens gründlich kennen, wovon Ihr im Norden kaum eine Ahnung habt. Aber für immer bleibe ich nicht hier; mein Platz ist an einer der protestantischen Hochschulen, sie sind die einzigen, denen der Name Universität gebührt. Es wird mir hier immer klarer: der Gegensatz von Katholicismus und Protestantismus ist leider unendlich tiefer als die gutmüthigen Leute glauben. Es handelt sich dabei nicht um den Unterschied einzelner Dogmen, sondern um den Gegensatz von Knechtschaft und geistiger Freiheit. An einer Hochschule, die eine katholische Facultät hat, ist es eine Phrase von Lehr- und Lernfreiheit zu reden. Alle theologischen Professoren sind ordinirte Cleriker und von ihren geistlichen Oberen so vollkommen abhängig, daß erst kürzlich der Erzbischof unserem wackeren alten Geistl. Rath Maier seine Hefte abverlangte. Dazu die theol. Studenten in ein Convict eingesperrt und nach alter Jesuitenweise durch gegenseitige geheime Controle auf Schritt und Tritt beobachtet. Das nennt man akademische Freiheit! —

Deine herzliche Einladung hat mir die Sehnsucht nach der Heimath wieder recht lebendig erregt. Und doch kann ich augenblicklich noch nicht sagen, ob ich im Stande sein werde zu kommen. Ich muß durchaus mein Buch fertig bringen und froh sein, wenn der Termin, den ich mir dafür ausgedacht (das Ende der Osterferien) nur um einige Wochen überschritten wird . . . Die Dinge im Norden haben sich rasch und über Erwarten glücklich gestaltet[1]; doch dauern mich die sächs. Truppen, die thatlos zusehen müssen[2]. Soeben erhalten wir die noch unverbürgte Nachricht, daß man in Kopenhagen

[1] Schon am 5. Febr. hatten die Dänen das Danewerk aufgegeben. [2] Sie waren, als Exekutionstruppen des Bundes zusammen mit den Hannoveranern, durch das kriegerische Eingreifen Preußens und Österreichs funktionslos geworden.

Karl v. Schweden zum König ausgerufen. Das wäre eine gewaltige Thatsache, die uns Eines von Beidem bringen müßte, entweder einen glänzenden Frieden oder einen europäischen Krieg. Ich wünsche, daß die Nachricht sich bestätigt; jedenfalls wäre damit der letzte Fetzen des Londoner Protokolls zerrissen ...

Dein treuer Sohn

Heinrich

401] An Salomon Hirzel.

Freiburg, 14. Febr. 64.

Hochgeehrter Herr,

... Mein Buch läßt mir keine Ruhe und zeigt mir täglich klarer meine Unwissenheit[1] ... Der akademische Vortrag[2] hat mir viele altehrwürdige Hofrathsherzen gewonnen. Hofr. Sengler, ein verschämter Ultramontaner, der sich mit 3 dicken Bänden an dem „Gottesbegriffe" versündigt hat, drückte mir die Hand und freute sich, daß ich offenbar gar keiner Partei angehöre! Er hört regelmäßig meine deutsche Geschichte, ich verzichtete also darauf ihn aus seinem Traume zu stören. Diese kindliche politische Unschuld ist hier unter den aufgeklärten Leuten allgemein, und — nach den Erfahrungen der letzten Wochen scheint mir die große Mehrheit der „nationalen Partei" in Deutschland nur wenig reifer zu sein. Ist es erhört, daß tüchtige Männer ihr gutes Preußenthum ausziehen wie einen alten Rock und nach ein paar gleißnerischen Redensarten des Hrn vBeust sich Hals über Kopf in den Koth des Rheinbunds stürzen[3]? Daß Herr Heyner für die blühende Raute schwärmt und der Leipziger mob dem rautenbekränzten Retter des Vaterlands zujubelt, finde ich ganz in der Ordnung. Aber wenn Häußer die Trias predigt und Bluntschli das Direktorium vertheidigt — in einem Augenblicke, wo von den 30 Kleinstaaten grade zwei ehrlich sind: — so komme ich mir vor wie der einzige Vernünftige unter einem Haufen Besessener. Sie wissen, mein Preußenthum ist sehr arg und es wird hier täglich ärger, wo ich deutlich sehe, daß sich hinter all' dem gesinnungstüchtigen Schimpfen auf Bismarck Nichts weiter verbirgt als der gemeinste Preußenhaß. Ja, ich habe mich des Uebergangs über die Schlei aus voller Seele

[1] An Overbeck 8. März: „fort und fort empfinde ich meine Unwissenheit und schreibe langsamer als meine und Hirzels Ungeduld wünschen." [2] Die Antrittsvorlesung.
[3] Vgl. Sybel 3,243.

gefreut; es ist heilsam, wenn die Welt erfährt, daß die Preußen trotz alledem das beste Heer in Deutschland haben. Aber so blind ist meine Vorliebe für Preußen doch nicht, daß ich nun Alles in rosigem Lichte sähe. Wollten die Götter, S.-Holstein würde preußisch, wie unsre Philister hier winselnd versichern. Ich sehe wenig Aussichten dazu, und wenn es doch geschähe, so müßte der Erwerb erkauft werden durch selbstmörderische Zugeständnisse an Oestreich, wovor uns der Himmel bewahre. Ich denke, aus dieser Verwirrung wird am letzten Ende eine gründliche Zersetzung der nationalen Partei hervorgehen. Wir haben unter uns noch allzuviel Preußenfeinde und phantastische Schreier, und vielleicht gereicht es der deutschen Gemüthlichkeit zum Segen, wenn ihr die Bedeutung der Macht in der Politik einmal recht unbarmherzig gezeigt wird. Der Tag kommt doch, wo die beiden natürlichen Verbündeten, der preußische Staat und das deutsche Volk, sich wieder zu einander finden werden — — —

G.[utschmid] schreibt natürlich sehr entrüstet über Buschs neuesten Geniestreich[1], doch sonst klingt sein Brief hell und heiter wie die Trompete des Muezzin auf der Moschee. Es ist mir überhaupt eine Freude, wie aus meinem alten Freunde ein ganzer Mann geworden ist. Gescheidt und gut war er immer, aber schon als Kind so sehr Sonderling, daß ich manchmal zweifelte, ob er sich in der Welt zurecht finden werde. Jetzt kommt allmälig das Menschliche und Jugendliche, das sonst unter den ägyptischen Königen in seinem Gehirne vergraben lag, zu Tage und sieht ihm zu den Augen heraus — — —

Ist Freytag wieder bei Ihnen, so danken Sie ihm herzlich für seinen letzten Brief[2]; das waren doch einmal klare und muthige Worte in dieser allgemeinen Verwirrung.

Mit den schönsten Grüßen an den Kitzing

Ihr herzlich ergebener

Treitschke

---

[1] Vgl. S. 316 A. 2. Moritz Busch, seit 1857 Redakteur der Grenzboten, trat in Kiel, wohin ihn Freytag als Berichterstatter geschickt hatte, in die Dienste des Erbprinzen von Augustenburg. [2] Bezieht sich vermutlich auf Freytags Artikel „Die letzte Woche“, Grenzboten 1864 No. 5, S. 195ff.

402] An Franz Overbeck.

Königstein 9/4. 64.

Mein lieber Freund,

... Die Meinigen fand ich leidlich wohl und liebevoll wie immer[1]; doch jetzt, da ich der sächsischen Vetterschaft allmälig fremd werde, fällt mir die Eintönigkeit dieses Festungslebens häßlicher denn je in die Augen. Es waren unerquickliche Wochen; gearbeitet ward Viel, doch ging es nicht so rasch von der Hand als ich wollte. Um so mehr freue ich mich auf das Wiedersehen in Leipzig ... Nächsten Dienstag Nachmittags denke ich anzukommen und noch am Abend in den Kitzing zu gehen, dann noch 2—3 Tage zu bleiben — wenn mein Catarrh sich etwas mildert. Ich hoffe ganz sicher auf Dein Eintreffen; denn so gern ich Frau Asverus besuchte, so wird es doch diesmal nicht angehen, da ich mich in Erlangen und Stuttgart aufhalten muß ... Am Charfreitag hab' ich als frommer Christenmensch von früh bis zum Abend das neue Buch von Strauß gelesen, mit großer Freude, vornehmlich den ersten Theil[2]. Es giebt doch noch Männer, die den Muth der Meinung haben. Ich will mich bei Dir noch über Manches belehren. — Schreibe ja sogleich, lieber Junge. Auf frohes Wiedersehen[3].

Dein T.

---

[1] Am 16. März war Treitschke zum Ferienbesuch auf dem Königstein eingetroffen. Unterwegs hatte er in Karlsruhe Halt gemacht um, wie er Hirzel am 17. 3. berichtet, „eine Audienz und eine Vorlesung vor dem Großherzoge zu überstehen. Ich las über Washington, und der Hof vertrug dies für gekrönte Häupter wenig erbauliche Thema vortrefflich. Es sind in der That liebenswürdige Menschen; namentlich meine Landesmutter ist eine niedliche kleine Frau und spricht glücklicherweise so deutlich, daß wir sehr gut zusammen auskamen." [2] „Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet". Der erste Teil enthält die Darstellung des Lebens. [3] Dieser Besuch Leipzigs brachte Treitschke die Erkenntnis, daß er in einem namhaften Hause dort während seines früheren Aufenthalts ahnungslos eine mit sicherer Erwartung verknüpfte Neigung geweckt hatte. Wie er diese jetzt ebenso bestimmt enttäuschen mußte, und daß damit auch die Achtung einer ihm selbst teuer gewordenen nahen Verwandten derselben Familie vielleicht verloren sei — solche Erfahrung füllte seinen nächsten Brief an O. (aus Freiburg vom 20. 4.) mit trüber Reflexion: „Ich werde vermuthlich allein im Leben bleiben; zum Mindesten will ich es nützlich verwenden und mich eifrig in die Arbeit stürzen. Daß ich das kann, dazu mußt Du mir auch ein wenig helfen. Hier habe ich keinen Menschen, dem ich, wie Dir, Alles sagen könnte. Schreibe mir so bald als möglich Allerhand; mir ist es jetzt ein Bedürfnis daran erinnert zu werden, daß ich noch Freunde auf der Welt habe". Tröstlich läßt doch eine Notiz am Schluß desselben Briefes vermuten, daß diese Stimmung nicht dauern werde: „Hier fand ich den Frühling wundervoll, dazu die Nachricht, daß Düppel unser ist."

Unter solchen Menschen lebe ich hier. — Im Sommer soll die berühmte Freiburger Faulheit ihr Äußerstes leisten, so daß die Nachmittagscollegien völlig veröden. Ich bin begierig, ob ich mich gegen diese Epidemie werde halten können. Allerdings ist die Umgegend jetzt gar zu schön, und Alles so bequem zur Hand, daß man sich mit Gewalt in der Stadt zurückhalten muß. Mir thut's nur leid, daß ich so wenig Zeit habe das schöne Land zu genießen ... Hier war das Erste was ich vorfand die Nachricht von der Erstürmung von Düppel. Gottlob, endlich ein anständiger Sieg preußischer Waffen! ... Wenn nur dies wackre Blut nicht umsonst geflossen ist. — Nehmt vielen Dank und herzliche Grüße und schreibt mir bald.

Dein treuer Sohn

Heinrich

405] An Franz Overbeck.

Freiburg 7/5 64.

Mein lieber Freund,

einen solchen Brief wie Dein letzter war kann ich selbst bei meiner gegenwärtigen Arbeitslast nicht lange ohne Antwort lassen. Nimm vielen, herzlichen Dank dafür — — — Ich stöhne jetzt an meinem Buche; es will immer noch nicht rasch genug vorwärts. Auch ist es hart, jetzt über deutsche Politik zu schreiben. Unsre nationale Partei hat Alles gethan, um unser edles Volk als einen Haufen alberner Schreier vor aller Welt bloß zu stellen. Das einzig Wirkliche in all diesem Dunst von Phrasen und Phantastereien, den man deutsche Politik nennt, bleibt trotz Alledem Preußen. Ich fühle mich wie alle Welt angewidert von der Großprahlerei der Servilen in Berlin; aber ich meine doch, in der Weise, wie die braven Truppen stürmten, verräth sich wieder jener Zug von Größe, der in diesem Staate sich nie ganz verleugnet hat und selbst in einzelnen Augenblicken des Rückzugs v. J. 1806 zu Tage trat. Wie es einst dahin kommen wird, daß wir Alle Preußisch werden, davon habe ich so wenig ein Bild wie irgend ein Sterblicher. Die Deutschen sind eben das herrlichste Volk von der Welt um in einem bereits fertigen Staate sittlich und tapfer zu wirken, aber verzweifelt unbrauchbar, wenn es sich darum handelt, durch einen kühnen revolutionären Entschluß einen Staat zu schaffen. Aber verzweifeln kann ich nicht; die wundervolle Stätigkeit unsrer Geschichte kann nicht in höhnischem Unsinn endigen. In solchen — wenn Du willst, fatalistischen —

Ueberzeugungen liegt ein guter Theil meiner Religion, und nächstens steht mir das Vergnügen bevor, diese Dinge meinem Vater auseinanderzusetzen. Er hat soeben die kleine Schwäche gehabt, mich zu fragen, wie ich es mit der Religion halte. Er meint es herzlich, die Frage mag ihn ernstlich beunruhigen, und er würde sicherlich befriedigt sein, wenn er mir in der Seele lesen könnte; aber leider stellt sich die Redeweise der Pfaffen, die ich nicht nachbeten kann, hindernd zwischen ihn und mich. — Die hiesigen Pfaffen haben mich gleich bei meiner Rückkehr mit einigen Wuthartikeln begrüßt; doch geht meine Reformationsgeschichte vortrefflich ... Die rheinische Kunstausstellung ist jetzt hier; ich ging hin — glücklich, wieder einmal Gemälde zu sehen — aber ich gestehe: einen solchen Verfall der Kunst hatte ich nicht für möglich gehalten. — Ueberlege Dir recht ernstlich, ob Du nicht im Herbst kommen kannst. Du machst mir eine große Freude ... Sei herzlich gegrüßt und schreib' recht bald.

Dein

T.

406] An Salomon Hirzel.

Freiburg 19. Mai 64.

— — — Es ist erstaunlich, was die Menschen hier faul sind. Ueber meine Studenten kann ich übrigens nicht klagen. Die Reformationsgeschichte geht sehr gut, und meine ultramontanen Freunde freuen sich baß[1]. Ihre Blätter haben mein Signalement schon so oft und so liebevoll gebracht, daß mich neulich ein Bauer tief hinten im Schwarzwald sogleich erkannte: er kannte mein Hörrohr aus dem Kirchenblatt. Sonst treiben's die Menschen toll und toller. Seit vier Wochen dürfen die Pfarrer, auf Befehl des Erzbischofs, in den Elementarschulen keinen Religionsunterricht mehr geben, weil Lamey's Entwurf einer künftigen Schulordnung dem Papste nicht gefällt. Wir wollen sehen, wer das Hungern am Längsten aushält. Die Regierung ist in dieser Sache vortrefflich, aber kein verständiger Mann wird den Zweifel los, wie lange ein System sich halten kann, das den Clerus und die Armee Mann für Mann und $^{9}/_{10}$ der Beamten

[1] Außer dem S. 309 A. 3 genannten Kolleg Treitschkes führt das Freiburger Vorlesungsverzeichnis für das S.-S. 1864 von ihm noch auf: Geschichte des Reformationszeitalters, viermal wöchentlich von 4—5 Uhr; und Gesch. Deutschlands seit 1815 (Schluß), öffentl.; einmal wöchentl. um 5 Uhr.

zu bittren Feinden und an dem noch immer sehr ruheseligen Volke keinen festen Rückhalt hat. —

Vielen herzlichen Dank für Ihre freundliche Aufnahme in Leipzig. Wenn nur nicht zwei Tage unter den alten Freunden mich nachher doppelt stark empfinden ließen, wie wenige genießbare Menschen hier leben ... Für diese Reisetrübsal[1] ward ich reichlich entschädigt, als ich bei der Heimkehr die Nachricht von dem Düppler Sturme vorfand. Endlich, endlich etwas Wirkliches und Anständiges in dieser ungeheuren Phrasendrescherei! Ich habe mich gefreut wie ein Kind. Ich weiß Alles, was man an der Sache bekritteln kann, ich weiß, daß man dem Ersten, der unsre Fahne aufpflanzte, fünfzig Thaler gezahlt hat u. s. w. u. s. w. Und doch beschaue ich mir andächtiglich alle die dummen Bilder von den heldenmüthigen preußischen Füsilieren in unsren illustrirten Blättern. Es ist nun doch so: jeder Fußbreit Erde, der je seit 200 Jahren für Deutschland erobert ward, ist durch Preußen erobert. Glauben Sie mir: die Geschichte eines solchen Staats kann nicht in schnödem Unsinn endigen, sie wird erst recht anfangen, wenn all die kleinen Neider und Luftpolitiker ringsum von denen, die immer und immer allein für uns gehandelt haben, endgiltig verspeist sind. Ich bin rasch älter geworden in diesem Winter, der die Unreife unsrer öffentlichen Meinung so schrecklich offenbarte; ich hoffe nicht mehr so kühn und will glücklich sein, wenn ich mit grauen Haaren noch das einige preußische Deutschland sehe; aber daß ein glücklicheres Geschlecht noch zu diesem Ziele gelangen wird, ist mir unzweifelhaft. Inzwischen schickte vor einigen Tagen das souveräne Volk von Freiburg eine Adresse an Beust nach London: „wir erklären für null und nichtig jeden etwaigen Beschluß der Londoner Conferenz, welcher u. s. w.“ Ich habe Weech weidlich damit geneckt, daß er sehr wider Willen als Sekretär diesen Brief abfassen mußte, und freue mich schon auf die biederen vaterländischen Laute, die der rein-deutsche Staatsmann als Antwort ausstoßen wird. Uebrigens sind einige dieser Schl.-Holstein-Vereine so dumm nicht wie sie aussehen. Der Erlanger Verein z. B. verfolgt in aller Stille den Zweck, eine wirkliche Oppositionspartei in Baiern zu schaffen; sonst hätte sich ein so gescheidter Mann wie Marquardsen nimmermehr so tief darein versenkt[2] ... Doch genug.

---

[1] Begegnung in Stuttgart mit Professor Fichte Sohn. [2] Drei Briefe Treitschkes an Heinrich Marquardsen hat herausgegeben und erläutert K. A. von Müller in den Süddeutschen Monatsheften Dez. 1912. Am 23. Nov. 1864 schreibt Tr. in

Ich will noch eine andere drückende Briefschuld abwälzen und für Zarncke einige Novitäten zur neuesten deutschen Geschichte besprechen, u. A. Heine's Briefwechsel. Das Buch hat mir klarer denn irgend ein anderes die Stimmung der Zeit des jungen Deutschlands vergegenwärtigt. Unsre unästhetische Gegenwart ist wohl manchmal verzweifelt trocken und langweilig; aber wenn ich den schmutzigen Klatsch jener Zeit und den seichten Feuilletonstil und die widerliche Vermischung von Poësie und Prosa lese, so meine ich doch: um solchen Preis waren die dauernden Werke von Heine und Immermann zu theuer erkauft, und wohl uns, daß jene Tage dahin sind[1]. — Mit meinem Buche geht es vorwärts; es soll zur bestimmten Zeit fertig sein, obwohl ich noch immer nicht dahinter gekommen, wie man schnell und doch gut schreiben kann. —

Nochmals, geehrter Herr, verzeihen Sie meine Saumseligkeit und vergelten Sie wo möglich nicht Gleiches mit Gleichem.

Mit den besten Grüßen Ihr Treitschke

Ihre Broschürensendung ist glücklich angekommen und mit vielem Danke aufgenommen. Der „Beobachter" ist namentlich für die Hannover'sche Geschichte interessant.

407] An den Vater.

Freiburg 19. Mai 64.

Mein lieber Vater,

in den 14 Tagen seit Empfang Deines Briefs ist nicht Viel Erzählenswerthes hier geschehen. Ich saß still zu Haus und nahm mich zusammen, damit der schöne Frühling mich nicht allzu oft von der Arbeit abzöge. Nur in den Pfingstferien, die hier nur die drei Feiertage über dauern, hab' ich seit dem Herbst zum ersten Male wieder große Märsche gemacht. Ich wollte mein Geld für die Herbstreise zu Rathe halten, zog also mit ein paar Collegen nur ein wenig in den Schwarzwald.

seinem Geleitbrief zu den Histor. u. Polit. Aufsätzen an M.: „Die Verhandlungen des Erlanger Vereins hab' ich eifrig gelesen und danke Ihnen an meinem Theile herzlich für Alles was Sie für die gute Sache gethan." Auch hier spricht er die Vermutung aus, daß Marquardsens Hauptabsicht gewesen sei, „eine entschiedene liberale Partei für Baiern groß zu ziehen", und fügt hinzu: „Ich bin damit vollkommen einverstanden, denn trotz meiner unitarischen Gesinnung weiß ich doch sehr wohl, daß wir noch jahrelang unsre beste Kraft an den Ansbau der Einzelstaaten setzen müssen". [1] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,623 f. Deutsche Geschichte 4,419 ff.

Ein Frühmorgen auf dem Blauen, dem zunächst am Rheine liegenden hohen Gipfel des Schwarzwalds, ist in der That ein Genuß: man sieht weithin die Rheinebne zwischen vier Gebirgen — Schwarzwald, Kaiserstuhl, Jura, Vogesen — und in weiter Ferne wunderbar klar sämmtliche Schweizer Alpen vom Berner Oberlande bis zum Bodensee; sogar der Montblanc war deutlich erkennbar . . . Unten in der reichen Ebene, wo der edelste Markgräfler wächst, erholten wir uns durch ein rechtes Phäakenleben[1]. Der Oberrhein ist der wahre Garten Deutschlands: überall eine Fruchtbarkeit des Bodens, eine schwellende Fülle des Laubes, die an den Süden gemahnen. — Daß ich mich mit einer so bescheidenen Reise begnügte, hat seinen guten Grund. Die Staatsdiener-Wittwencasse überraschte mich neulich durch eine Rechnung von 140 fl — ein in der That colossales Eintrittsgeld noch dazu für mich, der ich keineswegs die Absicht habe eine Wittwe in Freiburg zu hinterlassen ... Schreibt mir recht Viel von Allem was Euch betrifft. Ich freue mich herzlich daran; denn ich lebe ganz still, sehe fast nur Mittags Menschen, und darunter doch Keinen, der mir meinen Leipziger Umgang auch nur halb ersetzte, und um den schönen Sommer werde ich doch größtentheils betrogen. Die Schwäche meines Wissens fällt mir oft schwer aufs Herz; und dann hat mich Mutter Natur so wunderlich gebildet, daß mir das Reden sehr leicht und das Schreiben viel schwerer fällt. Ich denke, das ist eigentlich eine sehr natürliche Art der Begabung — die Alten wenigstens in ihrer glücklichen Einfalt urtheilten so — aber eine sehr unbequeme für unsre moderne Gelehrtenwelt, die nun einmal auf das gedruckte Wort Alles, auf das gesprochene Nichts giebt. Darum muß ich wohl mit meiner Zeit geizen, wenn ich etwas leisten will. —

Deine Frage, wie ich es mit der Religion halte, hat mich überrascht. Es thut mir weh, mein lieber Vater, daß Du Dir darüber Sorgen machst, um so weher, weil ich weiß, daß sie unnöthig sind. Wäre es möglich, über so große Dinge mit wenigen Worten erschöpfend zu reden, so würden wir uns ganz sicher verständigen. Ohne religiöse Innigkeit der Empfindung kann ich mir keinen edlen

---

[1] Schon im Dez. 1863 schrieb Treitschke dem Vater, das beste Produkt Freiburgs sei sein Wein, der „sich mir schon so sehr ins Herz geschmeichelt hat, daß ich kein Bier mehr trinken mag“. Und noch im Juni 1864 heißt es an Gustava v. H.: „einen Wein wie unsern Markgräfler giebt es nicht mehr, einen der so mild und rein zu jeder Stunde ohne Gefahr genossen werden kann.“

Menschen vorstellen. Wie aber dieser religiöse Glaube sich in dem Herzen des Einzelnen gestaltet, das, meine ich, ist Sache der unbedingten Freiheit. Selbst erlebt, selbst erarbeitet soll der Glaube sein; darauf, scheint mir, kommt es allein an. Die Welt ist so unermeßlich groß und wir Menschen so winzig, daß Jeder sich begnügen muß auf irgend einem Wege dem Verständniß der Gottheit ein wenig näher zu kommen. Ich versuche dies am Liebsten, indem ich die ewige Vernunft zu ergründen suche, die in der Menschengeschichte waltet. Dieser Weg sagt meiner Anlage am Meisten zu; mich durchschauert dabei eine tiefere Andacht, als ich sie je beim Lesen theologischer Schriften gefühlt. Ich meine, in diesen geheimsten Dingen des Gemüthslebens solle Jeder den Andren gewähren lassen und sich an die Ueberzeugung halten, daß man die Religion eines Menschen am Sichersten an seiner Sittlichkeit und Duldsamkeit erkennt. Ich gestehe den streng Bibelgläubigen durchaus nicht das Recht zu, sich allein für Christen zu halten. Das Christenthum hat seit zweitausend Jahren seine Form fort und fort geändert; sein ewiger Gehalt ist darum doch unverloren geblieben und wird es auch ferner bleiben. Wenn Luther noch meinte, an dem Buchstaben der Schrift festhalten zu müssen, so sind wir inzwischen um 300 Jahre älter geworden und haben das Recht weiter zu gehen als die Reformatoren. Ich habe ein lebhaftes, demüthiges Gefühl von meiner Sündhaftigkeit und Schwäche; das aber weiß ich, daß die Weise meines Glaubens an meiner Gebrechlichkeit nicht schuld ist. Ich denke, mein lieber Vater, dabei kannst Du Dich beruhigen. Wenn mir Einer sagt: dies oder jenes sollst Du glauben! — so bekenne ich: ich verstehe dies Wort nicht. Ich begreife nicht, wie man beim Glauben von einem Sollen reden kann, aber ich weiß auch, daß unser sittlicher Werth nicht an ein bestimmtes Dogma gebunden ist. Ich bin es nicht gewesen, der diese Erklärungen veranlaßt hat. Mißverständnisse in solchen Dingen sind gar zu leicht. Ich hoffe, lieber Vater, es kann Dir genügen, wenn ich meine Pflicht thue und Dir ein liebevoller, dankbarer Sohn bin, und wir einem Jeden die Weise seines Glaubens mit christlicher Duldsamkeit überlassen. — Viele herzliche Grüße an die Geschwister, und laßt bald von Euch hören.

Dein treuer Sohn

Heinrich

408] An Gustava von Haselberg.

Freiburg i/B. 10/6 64.

Meine liebe, verehrte Freundin.

— — — Sie haben mich gewaltig ausgescholten, und diesmal geb' ich Ihnen Recht. Es ist wahr, ich lebe mit meinen Gedanken, wenn ich mich gehen lasse — und das thut man doch in jedem Briefe — fast immer in der Zukunft und achte vielleicht zu gering was ich besitze. Aber im Leben ist das doch anders und besser: ich gehe doch recht herzlich in Genuß und Arbeit des Augenblicks auf, es macht mir Freude zu reden und gut zu reden, wenn mein Blut in Wallung geräth, und Sie dürfen es nicht zu wörtlich nehmen, wenn ich nachträglich über den Werth des Redens allzu gleichgültig spreche. Das ist das Heillose an den Briefen, daß man tausend Dinge erklären muß, die im Gespräche nicht mißverstanden werden. Sie haben ganz Recht, es ist schade — und auch mir thut es herzlich leid, daß wir uns nie gesehen haben. Sie würden mich schnell durchschaut haben — ich denke, das ist nicht schwer. Leidenschaft und Ungestüm — nach dieser Seite liegen wohl die Schlimmsten meiner Fehler, und so bin ich, auch in Briefen, oft mehr als billig unruhig. Sie aber müssen so unbegreiflich gut sein und nicht jedes meiner Worte zu streng wägen. Und in noch Einem, meine liebe Freundin, haben Sie Recht gehabt: Sie haben die Freiburger Verhältnisse in trüberem Lichte und richtiger als ich gesehen. Mein College Mangoldt, der meine Berufung besonders betrieb, hatte mir Vieles zu rosig geschildert. Doch denken Sie nicht, daß ich unzufrieden bin. Ein paar Jahre will ich hier recht gern verbringen. Das Land ist herrlich; ich war in der Leipziger Ebne der Natur doch etwas fremd geworden und freue mich hier wieder gut Freund mit ihr zu werden. Die Schwarzwaldthäler sind nicht viel schöner als man es im Harze auch findet; aber nicht satt sehen kann ich mich vom Schloßberge aus, ein paar Schritte von meinem Hause; drei Gebirge: Vogesen, Schwarzwald und Kaiserstuhl, und inmitten der Rhein in lachender Ebne . . . Doch ich wollte Ihnen von Freiburg erzählen und leider bin ich mit der Herrlichkeit schon am Ende. Die Niederdeutschen sind doch Thoren, den Süden um seiner Landschaft willen zu beneiden; das ist recht schön für eine Ferienreise, und darum bin ich auch trotz alledem immer wieder in den Süden gereist, aber es wiegt die geselligen Vorzüge des nord-

deutschen Lebens bei Weitem nicht auf. Man lebt eben überall von den Menschen; mir ist die Leipziger Steppe jetzt der liebste Fleck der Welt, und Ihnen verarge ichs nicht, daß Sie auf das reizlose Nest, das Göttingen, Nichts kommen lassen. Mit den Menschen steht es hier traurig: ich genieße die ganze Misère eines kleinen Nestes und einer kleinen Universität ... die weltlichen Studenten sind nicht ganz unverbesserlich. Seit in den letzten Jahren eine Reihe tüchtiger Professoren berufen worden, beginnen die jungen Leute ein wenig fleißiger zu werden. Mein Wirkungskreis ist etwas größer als ich dachte ... Wenn Sie die katholischen Blätter zu Gesicht bekämen, so würden Sie nicht klagen, daß man Nichts mehr über mich schreibe. Ich könnte Ihnen eine reizende Blumenlese mittheilen, z. B. „T. ist nicht hergerufen worden, sondern hergeschrieen, denn hören kann er ja gar Nichts" u. s. f. allwöchentlich. Solche Dinge klingen lustig genug; nur sind leider diese modernen Abraham's a S. Clara noch immer eine Macht. Noch nie bin ich so stolz darauf gewesen aus gutem Hussitenblute zu stammen. Es bleibt doch wahr was unsre Väter sagten, daß der Papst der Antichrist ist. Sie wissen, mein religiöser Glaube steht dem lutherischen Katechismus sehr fern, und ich habe hier wieder gelernt, was ich nie bezweifelte, daß die wahrhaft gebildeten Katholiken durchaus von derselben deutsch-protestantischen Gesittung getränkt sind wie wir. Und doch ist es leider noch immer nicht gleichgiltig, ob Einer katholisch oder protestantisch getauft ist. Man muß es sehen um es zu glauben, welche Macht die Kirche fort und fort auch auf ihre ungläubigen Kinder ausübt. Mir thun die aufgeklärten Katholiken unter meinen Collegen oft leid, am Meisten die Theologen, worunter einige ausgezeichnete Männer. Auf Schritt und Tritt sind diese Männer beobachtet, sie könnten z. B. gar nicht daran denken, mit mir näheren Umgang zu pflegen, sie dürfen nur Vorlesungen halten und sind ausgeschlossen aus dem Convict, wo ihre Schüler erzogen werden. In diese heiligen Räume läßt der Erzbischof nur einige Fanatiker (natürlich Jesuiten). Dazu auf allen Kanzeln ein Schimpfen gegen die Regierung, das dem Aufruhrpredigen sehr ähnlich ist, doch glücklicherweise vom Volke verlacht wird. Der Clerus wird durch eine tiefe Kluft von der Mehrzahl des Volks getrennt, und doch ist unser Zeitalter viel zu weltlich, als daß an einen neuen Abfall von der Kirche zu denken wäre. Diese Dinge sind weit, weit trauriger als ich dachte. — Mein Verkehr ist auf einen kleinen

Kreis beschränkt, und ich vermisse meine Leipziger Freunde, namentlich Freytag und Hirzel, oft schmerzlich. Auch den Familienumgang, den ich zuletzt in Leipzig genoß, entbehre ich. Damit ists mir eigen gegangen. Erst in den jüngsten Jahren bin ich häufig in Frauengesellschaft gekommen. Früher meinte ich, daß mir mein Leiden solchen Verkehr in der Regel unmöglich mache. In den letzten Jahren hab' ich zu meiner Freude gesehen, daß das eine Grille war. Ich will nicht leugnen, daß ich mich mit Frauen beinah nie langweile — d. h. wenn die Gesellschaft nicht zu lange dauert —, selbst mit sehr unbedeutenden Mädchen, wenn sie nur leidlich natürlich sind, unterhalte ich mich recht gut. Auch mit diesen anspruchslosen Wünschen steht es hier schlimm. Der confessionelle Zank spaltet die Gesellschaft, man ist auf einen winzigen Kreis angewiesen, und unsre schöne norddeutsche Gastfreundschaft kennt man nicht: die Herren trinken allabendlich ihren Schoppen. — Doch im Ganzen bin ich zufrieden. Ich weiß, daß ich der Universität nicht unnütz bin, und ich kann mehr arbeiten als in Leipzig ... Das Buch, das zum Herbste fertig wird, erfordert mehr Arbeit und wird umfänglicher als ich dachte. Ich fühle dabei oft schmerzlich meine Unwissenheit — ja, meine Unwissenheit: ich will durchaus nicht wieder in den alten Fehler verfallen. Meine allgemeine Bildung ist allerdings vielseitiger und besser als die der Mehrzahl meiner Collegen; aber die Fachkenntnisse! Sie haben keinen Begriff, was man Alles wissen muß, bevor man nur das Recht hat mitzusprechen über historische Dinge ... Ein paar böse Monate stehen mir noch bevor, doch hoffe ich mich im Herbst in Paris zu entschädigen. Freilich wenn ich aus Paris zurückkomme, geht die Noth erst recht an; dann muß ich an die versprochene neueste deutsche Geschichte. Ihnen ward es zu Viel, als Sie ein paar Hefte über die Demagogenverfolgungen gelesen hatten. Denken Sie Sich meine Lage: eben mit diesen widrigen Dingen beschäftige ich mich seit drei Jahren! Ich bin durch mein Wort gebunden, die Arbeit zu machen und ich weiß, daß grade jetzt wenige Werke so viel nützen können als eine ganz rücksichtslose Geschichte unsrer jüngsten 50 Jahre. So werde ich denn, sobald die Sammlung der essays fertig, noch ein paar Jahre ganz der Geschichte und Politik leben müssen. Glauben Sie mir, der Entschluß wird mir schwer, und es war mir nicht leicht ums Herz, als Sie mich ermahnten, ich solle nicht ganz in diesen Arbeiten aufgehen. Aber ich kann Sie mit Ihren eigenen Waffen schlagen. Was

mir am Allermeisten gefiel in Ihren Briefen war doch das Wort Ihres Vaters: werdet was Ihr wollt, Sängerinnen, Schauspielerinnen, aber sehr gute! Das nenne ich ein tapfres Wort, und es wird darum nicht schlechter, weil heute nur Wenige so reden und noch seltener Einer so denkt. Nun, wenn das historische Werk, das ich schreiben muß, gut werden soll, so muß ich mich ihm ganz widmen. Glücklicherweise ist die Epoche literarisch reich, die Arbeit selber zwingt mich zum Lesen schöner Literatur, und so hoffe ich, wenn dies harte Werk überstanden ist, zur Kunst zurückzukehren. Der Entschluß war hart, aber es schreibt Niemand ein Geschichtswerk und ein Drama zu gleicher Zeit — ich wenigstens nicht, dem das Schreiben ebenso schwer wird als das Reden leicht — und steckt wirklich etwas von einem Künstler in mir, so wird es sich auch halten. —

In der letzten Zeit hab' ich oft Ihrer gedacht ... O wäre unsre Flotte erst so stark, daß wir Ihr geliebtes schönes Wunderland Dänemark bis auf das letzte Dorf besetzen könnten. Inzwischen freute ich mich wenigstens, daß mir Ihr Brief gleichzeitig mit der Nachricht vom Sturme auf Düppel zukam. Die widrige Prahlerei der servilen Preußen verleidet mir die Freude nicht. Es war doch ein ehrenvoller Tag. Hierzulande freilich, unter diesen wahnwitzigen Preußenhassern hörte man auch über diese That die liberalen Leute sagen, das sei der Muth der Hunde! Neid und Scheelsucht ohne Ende — das ist der Patriotismus, den die deutsche Kleinstaaterei großzieht! Ich will die Stunde segnen, da die gezogenen Kanonen Preußens diesem Jammer ein Ende machen! Sind wir erst Alle Ein Staat, dann werden auch jene niederträchtigen Züge verschwinden, die heute noch das edle Gemüth unsres Volks entstellen — — — Nehmen Sie vielen herzlichen Dank für Ihre Schreiben und die besten Grüße und Wünsche.

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

409] An den Vater.

Freiburg, 28/6 64

— — — Jetzt finden allabendlich Frauenandachten im Münster statt, um die Jungfrau Maria zu bitten, daß das neue Schulgesetz zu Schanden werde. Ich war soeben dort und sah mit Genugthuung, daß nur Weiber aus den niedersten Ständen, aber leider auch viele kleine Mädchen, sich zu diesem Possenspiele hergeben. Inzwischen ist

heute, trotz der Jungfrau Maria, das Schulgesetz von der Kammer mit allen gegen 2 Stimmen angenommen worden, und die Regierung ist darauf gefaßt, einem neuen Pöbelauflaufe hier ernsthaft zu begegnen. Ich will die Betrachtungen unterdrücken, die sich Einem aufdrängen, wenn man die h. Jungfrau und die kleinen Kinder zum Zwecke pfäffischer Herrschsucht mißbraucht sieht; genug, ich bin hier erst zu der Erkenntniß gekommen, welch ein Glück es ist ein Protestant zu sein. Der Protestantismus ist einer unendlichen Weiterbildung fähig; er hat Herder und Lessing ertragen können und wird dereinst noch kühnere Geister ertragen; die römische Kirche bleibt ewig was sie war. — Das ist das Lächerliche und doch Tieftraurige an den süddeutschen Zuständen, daß man hier dem confessionellen Hader gar nicht entgehen kann. Ich schlage die Vorzüge des süddeutschen Lebens sehr hoch an, vornehmlich die schöne ächtbürgerliche Sitte, die vom Junkerthume gar Nichts mehr weiß und den Adel gänzlich vergessen hat. Aber halte ich die Segnungen des norddeutschen Lebens entgegen: den Welthandel und den freieren Gesichtskreis, die großen Städte und den ungleich schwächeren Particularismus, und vor Allem, den confessionellen Frieden: — so ist mir nicht zweifelhaft, wo heute der Schwerpunkt des deutschen Lebens liegt — — — Soeben erhalten wir die ersten Nachrichten von dem Wiederbeginne der Kanonade im Sundewitt. Ich sehe nicht ab, wie Preußen hätte anders handeln können: das Schicksal eines deutschen Landes auf gut Glück einem fremden Schiedsrichter anzuvertrauen ging doch nicht an . . .

Viele herzliche Grüße.

Heinrich

410] An Salomon Hirzel.

Freiburg 5. Juli 64.

— — — Es thut mir Ihret- und meinetwillen leid, daß ich nicht früher fertig werde[1]; aber das Msc. wird Ihnen zeigen, daß sehr Vieles neu geworden ist und eine frühere Vollendung nicht möglich war . . . Den Pauli hab' ich mit vielem Dank erhalten[2]. Der Band ist weitaus am schönsten bearbeitet von allen Bänden der Staatengeschichte;

[1] als voraussichtlich im September (mit den Histor. u. Polit. Aufsätzen). [2] Den ersten Band der Englischen Geschichte, die wie Treitschkes großes Werk ein Teil von Hirzels „Staatengeschichte der neuesten Zeit" ist.

doch hab' ich ihn nicht ohne Neid gelesen. Wie gut ist es Pauli geworden: er schildert große Verhältnisse und eine einheitliche Bühne.

Unser Ländchen ist augenblicklich sehr lebhaft erregt . . . Von Lamey verlangt der Erzbischof die Entlassung der Schullehrer, welche eine Vertrauensadresse an Lamey unterzeichnet haben!! Doch solche Kapuzinerscherze sind ja nichts Neues mehr. — Dagegen hat unser Freund Mathy dieser Tage alle vernünftigen Leute sehr besorgt gemacht: seine erste Schöpfung, die projectirte badische Bank, ist von der Kammer verworfen worden, und Anfangs fürchtete man, er werde seine Entlassung nehmen. Das Ganze war eine widrige Geschichte, wie mir scheint, ein Armuthszeugniß für die deutsche Kleinstädterei und Kleinstaaterei; solche kühne Naturen wie M. erträgt unser Philister nicht. M. hatte einigen Mannheimer Capitalisten die Concession für eine badische Bank ertheilt, und zwar sollten die Gründer einige, wie mir scheint, sehr mäßige, Vorrechte genießen. Dagegen ward nun seit 9 Monaten leidenschaftlich agitirt. Ich bin kein Sachverständiger, aber so viel glaube ich zu wissen, daß die Gründe, die man gegen M. vorbrachte, keinen Schuß Pulver werth waren. Man sprach von Bankfreiheit, als ob Baden allein Bankfreiheit einführen könnte, während ringsum Privilegien bestehen! Dann kam der Neid, mäkelte an den Vorrechten der Gründer, munkelte, Mathy's eigner Beutel sei betheiligt. Dazu der unversöhnliche Haß unsrer Rothen, die hierzulande eine ungewöhnlich gemeine Menschenclasse sind und dem „Ficklerfänger" noch immer nicht vergeben können; endlich und vor Allem die Niedertracht der Ultramontanen, die auf einmal für Bankfreiheit schwärmten. Diese Coalition hat nun Monate lang unsren alten Freund durch Brandschriften und Eingaben aller Art bitterlich gekränkt. Da riß ihm endlich die Geduld, und neulich hielt er der Kammer eine Rede, so schroff und schonungslos, daß Hr v. Bismarck davor die Segel streichen muß. Er sprach von Neigungen, für welche die deutsche Sprache den Ausdruck „Gemeinheit" habe u. s. f. Solch eine Scene hat das friedliche Karlsruher Ständehaus seit 1849 nicht mehr gesehen. Die Mannheimer Handelskammer hat jeden Verkehr mit dem Handelsminister abgebrochen, und das ganze souveräne Volk ist empört über die Schroffheit des Ministers. Ich weiß nicht, ob ich unbefangen urtheile; ich meine, M. versteht von der Sache mehr als sämmtliche Kammermitglieder, und ich habe eine natürliche Sympathie für einen Mann, der einer erbitterten Versammlung seine

Meinung so schonungslos ins Gesicht sagt. Genug, wir haben augenblicklich eine Ministerkrisis, doch hoffe ich sicher, daß Mathy bleibt; sein Abgang wäre ein unersetzlicher Verlust. —

Einen andren, schweren Verlust haben wir erlitten durch den Untergang der Süddeutschen Zeitung. Lammers hat zwar in der letzten Zeit schwer gesündigt durch Preußenhaß und Augustenburgerei, aber man muß hier leben um zu ermessen, was das Aufhören des einzigen gebildeten und vernünftigen süddeutschen Blatts bedeutet[1]. Sobald Sie Etwas hören sollten von der beabsichtigten Gründung eines ähnlichen Blatts, so bitte ich sehr, melden Sie mich an als einen bereitwilligen Actionär — — — Kennen Sie die „lettere di Daniele Manin a Giorgio Pallavicino. Torino 1859"? Bitte, sehen Sie Sich die Schrift, ein Heft von kaum 200 Seiten, einmal an. Sie ist unzweifelhaft das Bedeutendste, was bis jetzt über die jüngste italienische Bewegung veröffentlicht worden. Man lernt daraus, wie die Patrioten sich allmälig von der Nothwendigkeit des Einheitsstaats überzeugten. Sollte sich nicht ein leidlicher Uebersetzer dafür finden, nachdem soviel schlechtes demokratisches Zeug aus Italien übersetzt worden? Von den Briefen könnte wohl Einiges gestrichen werden; unschätzbar aber sind die angehängten Aufsätze von Manin: schneidender, unbarmherziger ist die Unmöglichkeit einer lebensfähigen, ehrlichen Foederation monarchischer Staaten noch nie nachgewiesen worden. Ich glaube, mancher harte Kopf in Deutschland würde sich daran belehren[2]. —

Daß Aegidi auch Sie heimgesucht hat, wundert mich nicht. Er wird leider immer phantastischer und phrasenhafter. Im Staatswörterbuch hat er sich jetzt schwer versündigt durch eine schwülstige Rederei über das heilige röm. Reich, die von Kaiser-Enthusiasmus strotzt. Sybel gegenüber hat er, meine ich, im Wesentlichen Recht: ich wenigstens habe in den Habsburgern niemals die Nachfolger der alten Hohenstaufenpolitik erkennen können; aber so ernste Fragen erledigt man nicht mit pathetischer Rhetorik. — Was Sie von Ihrem Sohne erzählen hat mich lebhaft an meine Bonner Erlebnisse erinnert. Sagen Sie ihm nur, daß er mich besucht, wenn ihn die Sehnsucht nach Wein, Natur und gothischer Baukunst hierher führen sollte. Oder

---

[1] August Lammers gab 1862—64 in Frankfurt a./M. die (mit der ein Jahr zuvor von ihm gegründeten „Zeit" vereinigte) „Süddeutsche Zeitung" heraus. Über ihn s. Viktor Böhmert in der Allg. D. Biogr. 51,536—42. [2] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 2,231 A. (So schon in der ersten Ausgabe S. 585.)

werden Sie etwa selbst durch Baden in die Schweiz reisen? In St. Ottilien kann ich Ihnen einen Wallfahrtsort zeigen, so lieblich einsam im stillen Waldthale, daß man katholisch werden könnte. — Doch gute Nacht. Ich will versuchen, ob ich schlafen kann; ich brauche morgen einen leidlichen Tag, denn ich komme im Colleg auf Ignaz Loyola zu reden und will es doch nicht an der nöthigen Inbrunst fehlen lassen. — Grüßen Sie den Kitzing herzlich. Aus alter Treue für die ehrwürdige Kumpanei hab' ich mir Freytags Gedichte „aus Breslau" kommen lassen, und ich freute mich, doch sehr oft den Dichter von Soll und Haben wieder zu erkennen.

Mit den besten Grüßen und Wünschen

Ihr

Treitschke

411] An Salomon Hirzel.

Freiburg, 21. Aug. 64.

Hochgeehrter Herr,

— — — Die letzte Schuld an der Verzögerung trägt der Aufsatz über den Bundesstaat, worin ungebührlich viel Arbeit steckt — — — Meine Lieben in Sachsen haben mich nicht vergessen. Das bezeugt mir soeben mein College Weech. Er bringt mir „die herzlichsten Grüße", die Hr(r) v. Witzleben ihm noch ins Dampfboot für mich nachgerufen hat. W. ist mir „sehr befreundet" gewesen und hat „mein Talent und meine Liebenswürdigkeit nie genug bewundern können". Erzählen Sie das Busch. So tief sinkt der Mensch als journalistischer Regierungsrath! ... Endlich bin ich Ihnen noch dafür verpflichtet, daß Sie mir Ihre Söhne zuschickten ... In den wenigen Stunden ihres Hierseins konnten sie sich doch genügend überzeugen, wie einsam der verständige Mensch hier lebt unter diesen Preußenfressern. Bei Ihnen scheint es nicht viel besser zu stehen. Zarncke schrieb mir einen ganz unsinnig leidenschaftlichen Brief über die Rendsburger Affaire[1], und meine liebe Vaterstadt hat sich wieder ein neues Blatt in ihren Ehrenkranz geflochten. Doch das wundert mich nicht. Sehr schmerzlich aber ist mir, daß auch mein Vater wieder in eine Stimmung gerathen ist wie zur Zeit der Theilung Sachsens. Mit Besorgniß denke ich

[1] Verdrängung des sächsischen Generals v. Hake aus Rendsburg und Besetzung der Stadt durch Prinz Friedrich Karl von Preußen. (Sybel 3,366.)

daran, wie er mein Buch aufnehmen wird: der Schlußaufsatz ist freilich sehr offenherzig[1] ...

In unsrem Ländchen lebt man in beständiger Sorge, ob die neue Aera nicht doch noch fallen wird. Die Frechheit der Ultramontanen steigt täglich; der neueste Hirtenbrief unsres 92jährigen, von Gott eingesetzten Oberhirten ist das Aergste, was ich je in dieser Art gelesen. Mathy bleibt freilich Minister, aber von allen Seiten angefochten ...

Also, ein anständiger Frieden ist uns sicher, und das alte Preußen ist noch nicht ganz erstorben. Gebe der Himmel, daß das neue Herzogthum, wenn es doch nicht preußisch werden kann, wenigstens nicht mit einem Verfassungsbruche anfängt! ...

Mit den besten Grüßen

Ihr

Treitschke

Nächstens hoffe ich die Erlaubniß zu erhalten zur Benutzung des Carlsruher Archivs. Dann wird hoffentlich die deutsche Geschichte leidlich gerathen. Mein Freund Witzleben(s) meint wenigstens: „wenn er sich noch etwas abgeklärt hat, wird er noch ein ausgezeichneter Mann."

412] An den Vater.

Freiburg 30/8 64.

Mein lieber Vater,

— — — Der Druck des Buchs hat bereits begonnen und soll zu Ende des Octbr. fertig sein. Der Titel ist einfach „historische und politische Aufsätze", und ich bin seelenfroh, die Last endlich vom Herzen zu haben. Ferien, rechtschaffne Ferien genieße ich freilich nicht; denn während ich die ersten Druckbogen corrigire, schreibe ich noch an den letzten Manuskriptbogen. Ich hoffe, spätestens am 15. Octbr. den letzten Strich zu thun; dann bleibt noch Zeit zu einer 14tägigen Pariser Reise. Diese möchte ich nimmermehr aufgeben, denn in den nächsten Jahren werde ich mich während der Ferien immer in Bibliotheken und Archiven vergraben müssen; es gilt also die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen ...

Der kleine Ausflug in die Schweiz[2] war nicht sonderlich vom Wetter begünstigt, und dennoch der schönste, den ich je unternommen.

---

[1] „Bundesstaat und Einheitsstaat", nach der ersten Disposition das Schlußstück der Sammlung. [2] ins Berner Oberland und an den Vierwaldstätter See, von dem Treitschke erst vor zwei Tagen zurückgekehrt war.

Die landläufigen begeisterten Schilderungen der Schweizerlandschaften sind durchaus nicht übertrieben. Die deutschen Alpen verschwinden gänzlich vor dieser grandiosen Herrlichkeit der Natur. Auch wäre es mir sehr lehrreich, die politischen und socialen Zustände des Landes einmal während eines längeren Aufenthalts zu beobachten. Meine kurze Anwesenheit hat mir ungefähr das bestätigt, was ich aus Büchern und Erzählungen und aus der Natur der Demokratie geschlossen hatte. Das durchschnittliche Maß des Wohlstands, der Bildung, des Selbstgefühls im Volke ist dort erstaunlich groß, größer vermuthlich als irgendwo sonst. Aber damit ist auch Alles gesagt. Wahrhaft Bedeutendes, Glänzendes scheint diese kleine Republik nicht zu ertragen. Keine Kunst: — in den reichen Städten Basel, Bern, Luzern ist von Kunstwerken kaum die Rede. Keine Wissenschaft — denn was sind die schweizerischen Hochschulen anders als Colonieen der deutschen und französischen Wissenschaft? Keine große Politik, sondern grundsätzliche Neutralität in allen europäischen Fragen; keine bedeutenden politischen Talente, sondern schlichte Geschäftsmänner, welche die Dinge wohl oder übel nach der Meinung des souveränen Volks weiter führen. Der Streit wird nie aufhören, was menschenwürdiger sei: dieser Zustand einer allgemeinen ehrenwerthen Mittelmäßigkeit, oder die Lage unserer Monarchieen, wo die niederen Stände sich unzweifelhaft schlechter befinden, aber auch eine reiche selbständige Cultur gedeiht?[1] Ich persönlich würde mich in der reinen Demokratie auf die Dauer nicht heimisch fühlen — — —

Ueber die schleswig-holsteinische Sache will ich nicht streiten, lieber Vater. Die beiden Lande sind durch ehrlichen Kampf wieder deutsch geworden; das ist der größte Erfolg, den unsere auswärtige Politik seit 50 Jahren errungen hat. Nach meinem Gefühle haben wir allen Grund uns dessen zu freuen; alle anderen Fragen erscheinen mir als untergeordnet . . .

Mit den herzlichsten Grüßen

Heinrich

413] An den Vater.

Freiburg 21/9 64.

Mein lieber Vater,

ich weiß nicht wie es zugeht — genug, ich entsinne mich nicht, daß mir Eure Geburtstagsgeschenke seit langen Jahren so viel Freude

[1] Vgl. Deutsche Kämpfe 2. A. S. 473. 744.

gemacht hätten wie diesmal. Ich glaube, weil ich so lange hingelebt hatte ohne ein freundliches Wort zu hören, war ich diesmal besonders empfänglich für Eure Liebe ... Habt Alle herzlichen Dank ... Wirklich gerührt hat mich Johanna's Brief; sie spricht so ganz im Tone reiner, edler Mutterliebe, und doch ohne alle weichliche Verhätschelung über den kleinen Georg[1]. Schade, daß dieser Bube — verzeih das süddeutsche Wort, hier sagt man nie anders — eine geschichtsphilosophische Theorie von mir zu Schanden macht. Wie Du weißt, bin ich der Meinung, daß die fortschreitende Cultur die Haare der kaukasischen Rasse bräunt[2]. Ich will den Jungen darum nicht weniger lieb haben, wenn er blond wird. Auch was Du über die Taufe schreibst hab' ich lebhaft mit empfunden. Das ist es eben, was uns die Achtung vor dem Katholicismus so sehr erschwert. Ich habe hier reiche Gelegenheit, auch die guten Seiten der katholischen Kirche kennen zu lernen; ich kenne mehrere vortreffliche Geistliche und hege aufrichtige Achtung vor den weißen Schwestern. Aber aller Ernst geht mir verloren bei dem Hocuspocus leerer Formen, der wahrlich nicht zum Wesen der katholischen Kirche gehört, und — was schlimmer ist — die gebildeten Katholiken stehen diesen Dingen noch weit feindseliger gegenüber als wir: ich habe bei Processionen u. dgl. wenigstens meinen äußerlichen Ernst immer bewahrt, während meine katholische Umgebung sich ungescheut ihrer Heiterkeit hingab ... Wir drucken frisch drauf los, ich erwarte heute den elften Bogen, womit bald ein Drittel des Buchs abgethan ist. Am Ende schreibe ich noch; es fand sich noch unerwartet Viel zu thun[3] — — — Nehmt meine schönsten Grüße; Ihr habt mir neulich wirklich eine große Freude bereitet.

Heinrich

---

[1] Ihr erstes, im August geborenes Kind. [2] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 1,282.
[3] „Mit dem Dahlmann geht es langsamer als ich dachte: die Beurtheilung der Schriften und die Darstellung der Parlamentszeit sind eben sehr schwer, und die Schriftstellerei läßt sich nicht in Accord geben“ (an Hirzel 2. Okt.). Bei H. fragt Treitschke schon am 21. Aug. an, ob er vielleicht einen Brief Dahlmanns habe oder eine Äußerung von ihm kenne über seine Absicht bei Herausgabe der beiden Revolutionen. „Der wissenschaftliche Werth namentlich der französ. Revolution ist in der That gering; als ehrlicher Mann muß ich das in meinem Aufsatze sagen. Man kann das Buch nur dann vertheidigen, wenn man weiß, daß es unmittelbar praktisch wirken sollte; es wäre mir lieb, wenn ich diese Absicht des Verfassers durch ein authentisches Wort belegen könnte.“

414] An Salomon Hirzel.

Freiburg 14/10 64

Hochgeehrter Herr,

ich habe Ihnen soeben telegraphisch mitgetheilt, daß ich meine Abreise um 24 Stunden verschiebe, und schreibe noch kurz um Sie zu bitten, daß Sie Sich durch diese Reise nicht am raschen Weiterdrucken hindern lassen mögen . . . ich werde mit der Correctur in Paris ebenso pünktlich sein wie bisher. — Am Sonntag schicke ich Nr. 10, wenig über anderthalb Bogen[1] und dann bitte ich um Ihre Generalabsolution für manchen Verdruß und manche Zögerung, die Ihnen dies Buch verursacht hat[2] — Ich freue mich unendlich auf Paris, denn der nächste Winter hier wird gar trostlos. Von den 4, buchstäblich vier, vernünftigen Menschen, die ich hier habe, geht Einer, Weech, den Winter über nach Carlsruhe; und wenn mir nicht eine unbegreifliche Barmherzigkeit des Himmels die Bekanntschaft eines Mädchens schickt, das ich aus reiner Langeweile heirathen könnte, so wird diese Winterzeit höchst einförmig . . .

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Treitschke

Adr: Dr. A. Oppenheim, Paris, rue de Seine 66.

415] An den Vater.

Freiburg 6/11 64.

. . . Ich habe nie eine genuß- und lehrreichere Reise gemacht, ja, ich glaube jetzt erst zu wissen was Reisen ist. Nur in der Fremde, unter Menschen anderer Zunge wird man gründlich aus den altgewohnten Vorstellungen herausgerissen, und darin liegt doch der höchste Vortheil des Reisens. Ich werde in den nächsten Jahren, da Freiburgs Lage dies so sehr erleichtert, meine Ausflüge wenn möglich immer ins Ausland richten. Ich weiß doch, daß mir mein Vaterland dadurch nur um so lieber werden wird. So beneide ich auch die Franzosen keineswegs um ihre Hauptstadt. Wir Deutschen haben keine so glänzende, imposante Stadt wie diese, aber Paris besitzt auch nur Weniges, was man nicht bei uns an einzelnen Orten schöner

[1] „Die Freiheit". [2] Am 16. schreibt Treitschke dem Vater: „Buchstäblich bis zur letzten Stunde hab' ich an meinem Buche gesessen. Jetzt endlich sind die letzten Zeilen geschrieben, und morgen mit dem Frühesten will ich in das Seine-Babel reisen. Es ist schon Mitternacht . . ."

sehen könnte... Das Großartige liegt nur in der Vereinigung von so vielem Schönen und Bedeutenden auf engem Raume. Und dazu ist die ungeheure Stadt so sauber, lachend, freundlich; von Dunst und Ruß gar Nichts, man heizt nur mit Holz, der schöne weiße Kalkstein der alten Bauwerke sieht aus wie gestern erst gebrochen. Diesen freundlichen Anblick gewährt die Stadt freilich erst seit wenigen Jahren. Napoleon III hat ungeheure Massen schmutziger Häuser hinwegreißen, meilenlange breite Boulevards durch die alte Stadt brechen lassen und so den Parisern einen Dienst, und sich selber einen noch größeren erwiesen; denn ein Barrikadenkampf scheint sehr aussichtslos seit die rue de Rivoli die Tuilerien mit dem Stadthause verbindet[1]. Gar eigen ist der Anblick der Stellen, wo das alte und das neue Paris auf einander treffen, so an dem schönen boulevard de Sebastopol, wo der alte Thurm St. Jacques, von freundlichen Anlagen eingefaßt, mitten hineinragt in den zierlichen Baustil, der, halb Rococo, halb Renaissance, in dem neuen Paris ausschließlich herrscht. Das Merkwürdigste bleiben die alten Boulevards, die, eine Stunde lang, in weitem Halbkreise die alte Stadt umziehen und durch die Pracht der Läden und das unendliche Menschengewimmel einen herrlichen Eindruck machen. Sie sind als Straße bei Weitem nicht so schön wie die Linden oder der Jungfernstieg, aber die gewaltige Ausdehnung und das wogende Gewühl der Masse macht sie unvergleichlich. Von Gebäuden weiß ich nur Eines, dessen Gleichen ich in Deutschland nicht sah: den Louvre, der auch durch seine Antikensammlung einzig dasteht; hier endlich sah ich meine alte Freundin, die Venus von Melos, und sie verdient ihren Ruhm[2]. Die Gallerie dagegen kommt der Dresdner Gemäldesammlung nicht gleich, ich glaube das zuversichtlich sagen zu können. Wie billig ging ich mit besondrem Eifer nicht den Kunstschätzen nach, die Napoleon zusammen gestohlen hat, sondern den Werken der französischen Kunst. Ihre Bildhauerei reicht der unsren nicht das Wasser; einige Sculpturen von Pradier und eine überaus lebendige, wunderbar stolze und feurige Statue Mirabeau's im Palaste des Gesetzgebenden Körpers gefielen mir am Besten. In der Malerei haben sie Einiges was wir ihnen nicht nachmachen: fast durchgängig eine glänzende Virtuosität in der Farbe und große Kunst in der Darstellung von Schlachten

---

[1] Histor. u. Polit. Aufsätze 3,338. [2] Deutsche Geschichte 5,381.

und nackten Mädchen. Das charakterisirt Frankreich. Horace Vernet's Schlachtenbilder sind wahrlich eine gemalte Marseillaise, und als ich Grenadiere und Chasseurs in dichtem Haufen mit leuchtenden Augen, schnatternd und gesticulirend, vor diesen Bildern stehen sah, da verstand ich erst die fanatische Ruhmgier dieses Volks[1]. Die zahllosen unzweideutigen Bilder sind durch sich selber merkwürdig und mehr noch durch die jungen Damen, welche regelmäßig diese Stoffe sich zum Copiren aussuchen. Manches aus der französischen Geschichte ward mir erst an der Seine klar. Dies Zusammendrängen der Cultur eines ganzen Volks an einer Stelle erscheint uns Deutschen scheußlich, aber blendend, bethörend ist es, und ich begreife, wie ein eitles Volk in dieser crassen Centralisation seinen Ruhm finden kann: welch eine Masse großer Namen schlummert auf dem Père-Lachaise, und wie gewaltig muß ein Gang durch diese Gräberreihen den Ehrgeiz eines Franzosen aufregen. Auch die blutig-wilde Leidenschaft dieses Volks, die jähe Hitze seiner Parteikämpfe begreift man erst, wenn man in Paris die Steine reden läßt: wie viele Gräber großer Männer sah ich, daraus die Asche geraubt und in die Seine geworfen ward! wie viele Bildsäulen von Königen an Stellen, wo vordem das Bildniß eines Freiheitshelden und vor diesem das Bild eines Bourbonen gestanden hat[2]! Auf der Mitte der place de la Concorde, wo einst die Statue Ludwigs XV prangte und nachher die Guillotine arbeitete, hat man endlich, um die alten Erinnerungen zu ersticken, ein möglichst gleichgiltiges Denkmal aufgerichtet, den Obelisk von Luxor. Die Nation gefällt mir besser als den meisten Deutschen: — ich habe Interesse für den esprit, für die elastische Lebenskraft und den Nationalstolz der Franzosen — aber recht wohl wird auch mir unter ihnen nur auf Augenblicke, so als ich den Tartuffe spielen sah und die ganze Liebenswürdigkeit des geistreichen Volks vor Augen schaute. Sonst tritt hinter der Artigkeit dieser Menschen doch allzuschnell die beleidigende Eitelkeit hervor. A toutes les gloires de la France — steht auf dem Versailler Schlosse. Lieber Himmel, wie viele Schlachten, wo wir die Franzosen prügelten, prangen als gloire de la France in dieser ungeheuren Sammlung historischer Bilder. Wenige Schritte von dem Schlosse in einer Hintergasse liegt das Ballhaus, eine Winkelkneipe, noch heute von den Soldaten zum Ballspiele be-

[1] Histor. u. Polit. Aufs. 3,205. [2] Ebenda 3,49.

nutzt — die welthistorische Stätte, wo die Revolution begann. Die Frivolität des Pariser Lebens ist grenzenlos; selbst wer Wien kennt macht sich davon keinen Begriff; sie tritt Einem bald in der gemeinsten, bald in der bezauberndsten Gestalt entgegen. Die hunderte von Wagen, oft vierspännig und mit allem Luxus ausgestattet, die alltäglich um 4 Uhr am Corso im bois de Boulogne theilnehmen, enthalten fast nur femmes entretenues, darunter bildschöne Weiber. Fast noch besser als Paris selbst gefiel mir ein dreitägiger Ausflug nach Rouen, Havre und Honfleur ... Die ganze Reise verbrachte ich in bester Gesellschaft, mit Oppenheim und Frantzius, und es that mir sehr wohl, endlich wieder Freunde und gescheidte Männer um mich zu haben. Kostspielig freilich war die Reise; Paris ist ein theures Pflaster, und meine beiden Freunde hatten keineswegs ökonomische Neigungen. — Kurz, ich bin sehr zufrieden, und mir wird es nicht gar leicht, mich wieder in das Freiburger Leben zu finden ... Freytag's neuen Roman hab' ich für Hepp gekauft. Er ist, wie Alles was aus Freytags Feder stammt, reich an Geist und Poësie, aber er fällt leider sowohl in den Scherzen als in den Reflexionen etwas in die Breite, und wenigstens dem ersten Bande fehlt zu sehr das spannende Interesse. Bitte, lies das Buch dem Hepp nicht vor, bevor ich es zu Weihnachten schicke ...

Mit tausend Grüßen

Heinrich

416] An Gustav Freytag.

Freiburg, 13/11 64.

Hochgeehrter Herr,

gleichzeitig mit diesen Zeilen wird Ihnen aus Leipzig das Buch zukommen, das ich Ihnen zugeeignet habe. Sehen Sie in der Widmung[1] einfach ein Andenken an die Abende im Kitzing und ein Zeichen meiner herzlichen Dankbarkeit. Sie wissen schwerlich, wie werthvoll mir der kurze Verkehr mit Ihnen gewesen. Ich weiß Nichts in meinem Leben, was mich so sehr zugleich ermuthigt und beschämt hätte wie Ihre Abschiedsworte bei meinem Scheiden von Leipzig. Doch ich verstehe mich schlecht darauf, über solche Dinge viele Worte zu machen. Lassen Sie mich lieber Einiges über das Buch sagen.

[1] der ersten Auflage; auch bei Dove S. 18ff.

Man hegt bei uns gegen solche Sammlungen starkes Mißtrauen, nennt sie wohl gar unverschämt, wenn kein anerkannter Name sie trägt. Ich habe mich trotzdem zu der Herausgabe entschlossen; denn mir war daran gelegen, mit diesen kleinen Arbeiten endgiltig abzuschließen; auch denke ich, daß die Sammlung doch den Einen oder den Andren zum Nachdenken über einige große Fragen unsres Volkslebens anregen wird. Der Essay darf ja sehr subjectiv sprechen und sich Winke und Abschweifungen erlauben, die in einem großen historischen Werke unmöglich sind. Von dem Werthe solcher Aufsätze denke ich natürlich sehr bescheiden; die große Arbeit, welche sie erfordern, bringt keine verhältnismäßige Ernte. — Namentlich dem Aufsatze über den Einheitsstaat wünsche ich Leser. Einer mußte doch endlich auftreten und rund heraus sagen, was Tausende im Stillen denken, daß Deutschland niemals ein rechter Bund gewesen ist und dem Einheitsstaate entgegengeht. Freunde wird mir diese Arbeit vorläufig nicht erwerben, am wenigsten hier; denn es ist doch gar zu spaßhaft, daß solche Ketzereien gerade in Freiburg geschrieben werden mußten. In zwanzig Jahren wird mindestens ganz Norddeutschland unsrer Meinung sein; heute bin ich froh, wenn eine kleine Minderheit zustimmt. Von allen Menschen, die das Buch kränken wird, ist nur Einer, dessen Urtheil mir Werth hat. Mein Vater wird leider sehr unglücklich sein über das Buch, aber bei solchen Fragen kommen die Pflichten des Sohnes nicht allein in Betracht.

Sie errathen leicht, daß alle Aufsätze außer den beiden ersten[1] mit meinen Studien zur neuesten deutschen Geschichte zusammenhängen. Jetzt gilt es, diese und unzählige andre Fäden zu einem Gewebe zusammenzuschlagen. Aber noch habe ich keinen Begriff, wie das möglich ist ohne Verwirrung und Langeweile. Diese deutsche Geschichte wird mir noch mehrere Jahre rauben; auch das Carlsruher Archiv hoffe ich auszubeuten. Wüßte ich nicht so gewiß, daß die Geschichte des deutschen Bundes geschrieben werden muß und großen Nutzen stiften kann: ich wählte jede andre Arbeit lieber als diese, die aller Größe, alles ästhetischen Reizes baar ist. Endlich wird doch die Zeit kommen, wo auch diese Arbeit überstanden ist und ich mich Aufgaben zuwenden kann, die dem Herzen wohlthun. Einstweilen lese ich im Tacitus und studire den Ton, welcher dem Erzähler schmählicher

[1] Das deutsche Ordensland Preußen. Milton.

Dinge geziemt. Leider ist das Werk des Römers uns nur unvollständig erhalten.

Da bin ich denn bei Ihrem jüngsten Kinde, und ich danke Ihnen herzlich für die Zusendung. Ein Urtheil werden Sie nicht erwarten, so lange das Werk nicht fertig vorliegt. Ich wäre auch nicht dazu im Stande. Die Erzählung beschäftigt mich noch zu sehr, sie hängt zu nahe mit meinem eigenen Thun und Denken zusammen, als daß ich ihr schon unbefangen gegenüber stehen könnte. Und ich meine, es muß Ihnen doch lieb sein, daß Ihre Bilder und Gedanken eine so starke Bewegung hervorrufen. Nur Eines muß ich Ihnen schon jetzt sagen: die Ilse ist doch der schönste von allen Ihren Frauencharakteren. —

Meine Freude an diesem Pfaffenstädtchen hat sich nicht gemehrt. Nur Eines steht heute besser als vor einem Jahre. Ich weiß jetzt, daß mein Wirken hier nicht ganz fruchtlos vorübergeht. Schon reicht die Aula nicht mehr um die Zuhörer meines publicum zu fassen[1]. Aber freilich, die Studenten sind sehr schülerhaft und kranken an schläfriger Völlerei, wie immer auf Landesuniversitäten. Die Philister sind mir kein Ersatz für ein gutes Studentenpublicum; sie kommen doch voreingenommen in die Aula, mit dem festen Vorsatze, jedes Wort, das ich über Preußen sage, als eine Lüge aufzunehmen. Die Thoren, die blöden Thoren, die von moralischen Eroberungen Preußens im Süden träumen! Sie hätten die Dithyramben auf den Rheinbund in den letzten Monaten hören sollen — und das Alles mit dem Pathos des echten Patriotismus! Man meint, die Süddeutschen seien die Bescheidensten unsres Volks. Ich sage, sie sind die Dünkelhaftesten, sie halten sich Mann für Mann für die eigentlichen Deutschen und den Norden für ein halbbarbarisches Land. Dazu ein zuchtloses Maulheldenthum, daran ich nicht ohne Ekel denken kann. Glauben Sie mir, nur das gute Schwert des Eroberers kann diese Lande mit dem Norden zusammenschweißen. In einem deutschen Staate erst werden diese häßlichen Züge der Süddeutschen verschwinden; es sind trotz alledem herrliche Menschen, und ich habe sie herzlich lieb gewonnen. —

[1] Privatim las Treitschke in diesem Semester „Geschichte der polit. Theorien von Platon bis zur Gegenwart" viermal wöchentlich von 4—5 Uhr; öffentlich „Gesch. Europas in den Jahren 1848—1850" zweimal wöchentlich von 6—7 Uhr. „An 200 Personen" schätzt er seine Zuhörerschaft in der Aula am 22. Nov. (an Mohl); das Privatkolleg hörten 30, „nach hiesigen Begriffen unbegreiflich viel" (an den Vater, 19. Nov.).

Seit Weech und unser wackerer Polizeiamtmann Freiburg verlassen, hab' ich nur zwei Männer, Mangoldt und Hofrath Schmidt, mit denen sichs vernünftig verkehren läßt. Sonst ist die Stadt trostlos arm an interessanten Menschen; und immer zu geben, nie zu empfangen — das ist kein gesundes Leben. Dennoch bereue ich nicht, daß ich hierher ging — — —

In treuer Anhänglichkeit und Verehrung

Ihr

Treitschke

417] An Rudolf Haym.

Freiburg 13/11 64

Hochgeehrter Herr,

mit oder bald nach diesen Zeilen wird das Ex. meines Buchs bei Ihnen eintreffen, das Ihnen Hr Hirzel in meinem Namen schickt... Der Aufsatz über das Ordensland ist nur wenig geändert. Zahlreicher sind die Aenderungen in Wangenheim und Byron, doch es sind meist Zufügungen übergangener Thatsachen. Diese drei brauchen Sie also nicht wieder zu lesen, wenn Sie den Byron schon kennen. Dagegen zeigen „Uhland“ und „die Freiheit“ ein neues Gesicht. In jenem war wider meinen Willen der Poet zu kurz gekommen, in diesem hatte ich nicht erkannt, daß Mill's Grundgedanke falsch ist. Das ist jetzt gebessert. Von Grund aus umgearbeitet sind Milton, Fichte, Gagern. Der Fichte war zu skizzenhaft, und als ich die beiden anderen schrieb, konnte ich noch nicht recht erzählen und reflectirte zu viel. Die Umarbeitung war sehr mühsam, überhaupt kostet ein Essay ungebührlich viel Zeit, aber ich empfand während des Schreibens, daß ich inzwischen etwas gelernt habe. Die beiden längsten Aufsätze sind neu. Aus dem Dahlmann werden Sie sehen, wie ich mich zu der Kaiserpartei stelle, und ich hoffe, Sie werden im Ganzen zustimmen. Das Verhängniß des Parlaments lag ja nicht in der Verschuldung Einzelner, am Wenigsten der Mehrheit, sondern in der Unmöglichkeit des ganzen Unternehmens, die keines Menschen Witz ändern konnte. Der „Einheitsstaat“ endlich geht den fables convenues unsres Bundesrechts herzhaft zu Leibe. Lassen Sie mich den etwas verschlungenen Gedankengang skizziren. Auf zwei einleitende Abschnitte über die Mythologie des Particularismus und die entsittlichende Wirkung der gegenwärtigen Lage folgt im dritten Abschnitt die Untersuchung, welche reale Vor-

aussetzungen ein Bundesstaat fordert. Dabei wird gleich am Eingange die österreichische Frage betrachtet. Der vierte Abschnitt fragt, ob der Bundesstaat in unsrer Geschichte begründet sei und verneint dies nach einer Vergleichung unsrer Geschichte mit der Entwicklung der anderen großen modernen Staatenbünde. Den fünften Abschnitt möchte ich überschreiben: Preußen — unsre Zukunft! In ihm ergiebt sich von selbst ein Excurs über die Frage, was wir von Italien zu lernen haben. Mein Bestreben war den halbverstandenen Vergleichungen Deutschlands mit der Schweiz und Nordamerica oder mit Italien durch ein ganz offenes Verfahren entgegenzutreten. Sie werden finden, daß ich ein radikaler Unitarier bin ... Ich weiß sehr wohl, alle diese Dinge liegen noch in weiter Ferne. Aber es geht nicht länger mit den gutmüthigen Illusionen, die noch Waitz in seiner Politik vorbringt[1]. Endlich einmal muß rund heraus gesagt werden, daß unsre Lage weit ernster, die Fäulniß der Kleinstaaterei weit unheilbarer ist als die gemüthlichen Leute denken. Die politische Literatur wenigstens soll ganz ehrlich sein und die große unitarische Bewegung vorbereiten helfen, die über kurz oder lang unser Vaterland ergreifen wird — wenn wir überhaupt eine Zukunft haben. Doch wie immer Sie über das Buch urtheilen werden — einen Vorzug hat es: nicht ohne Lachen kann ich unter der Vorrede den Namen Freiburg lesen[2]; es ist doch schön, daß das Gift der Ketzerei und des Preußenthums bis hierher vordringt. Wenn es nur gelesen wird! Hirzel und ich fühlen Beide, daß wir ein Wagniß unternommen haben. Solche Sammlungen, in England und Frankreich ganz gewöhnlich, werden Einem in Deutschland erst dann verziehen, wenn man im Grabe liegt.

Ich freue mich, daß mir das Buch einen Anlaß giebt, Ihnen wieder zu schreiben. Haben Sie Dank für Ihren letzten Brief. Ein Schreiben von Hrn Dr. Wehrenpfennig hat mir inzwischen abermals bewiesen, daß Sie den alten Streit vergessen und begraben wünschen. Ich werde Ihnen einen Essay über die Republik der Niederlande schicken — den letzten für lange Zeit — wenn Freytag sein Anrecht darauf aufgiebt ... Eine Correspondenz dagegen ist sehr schwer,

---

[1] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,586 f. [2] der aber mit dem Datum: 31. Okt. 1864, das unter dem Vorwort steht, sich nicht verträgt; in Wirklichkeit war Treitschke von seiner Pariser Reise, die er am 17. Okt. angetreten, erst am 2. Nov. nach Freiburg zurückgekehrt.

selbst wenn ich die keineswegs gesicherte Stellung unsrer Regierung mit vorsichtigem Stillschweigen übergehen wollte. Es ist nicht leicht, den Preußen einen Begriff zu geben von dem fanatischen, an Blödsinn grenzenden Hasse, der hier in allen Ständen gegen Preußen besteht. Die Sünden der Montgelas und Genossen[1] wirken fort bis zu dieser Stunde. Vor fünf Jahren der österreichische furor, heute die Schwärmerei für den Rheinbund[2] — das ist die öffentliche Meinung jener Deutschen, welche sich als die eigentlichen, die reinen Deutschen betrachten und dabei mit tugendhafter Entrüstung über den Berliner Hochmuth reden! ...

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Treitschke

418] An Alfred von Gutschmid.

Freiburg 16/11 64

Lieber Alfred,

— — — In einigen Tagen wirst Du und Busch von Hirzel in meinem Namen meine Aufsätze zugesandt erhalten ... Der Aufsatz über den Einheitsstaat ist meines Wissens der erste Versuch in Deutschland, das Glaubensbekenntniß der Unitarier in gebildeter Form auszusprechen und zu begründen ... Da ich außer meinem Vater keinen Menschen kenne, vor dem ich mich zu geniren brauchte, so hab ichs für meine Pflicht gehalten über diesen Cardinalpunkt von der Leber weg zu reden. Die Form ist leider ungeschickt. Ueber tausend Dinge, die sich für uns von selber verstehen, muß man sich breit auslassen: unser Publicum steckt noch zu tief in den rein-deutschen Phrasen ... Daß unser Schicksal sich endlich durch eine Eroberung rund und nett entscheiden wird, ist mir inmitten dieses scheußlichen süddeutschen Particularismus vollkommen klar geworden. In meinem Zimmer hängt jetzt das Bild Camphausens, die Schlacht von Hohenfriedberg: gleich im Vordergrunde ein gefangener sächsischer Grenadieroberst und ein paar silberner Pauken mit unsrem vaterländischen Wappen. O Alfred, wann werden diese gesegneten Tage wiederkehren? Doch was klage ich über den Particularismus der Süddeutschen? In diesem Capitel wirst Du in Deiner Neuen Heimath ebenso traurige Erfahrungen machen. Die dreizehnjährige Dänenherrschaft hat offen-

[1] Deutsche Geschichte 2,333 ff. [2] Vgl. Sybel 3,208. 243.

bar entsittlichend auf das wackre Land gewirkt, die Einen stumpf und freßlustig, die Andren gemein gemacht, Alle aber dem Vaterlande — d. h. dem Deutschthum sans phrase — entfremdet[1]. Ich schließe das aus den Zeitungen und aus meinen Gesprächen mit Einem Eurer besten Leute, Schleiden[2]. S. ist geistreich, welterfahren, liebenswürdig, aber ein Particularist vom reinsten Wasser. Wenn auf Preußen die Rede kommt, hört auch sein Geist auf, er wirft dann um sich mit den trivialsten Phrasen: man dürfe doch Preußens Macht nicht verstärken so lange Bismarck regiere — und was der knabenhaften Reden mehr sind. Grüße Busch herzlich; er wird mich entschuldigen, daß ich ihm nicht schreibe. Mein Buch giebt ja genugsam Rechenschaft von dem, was ich in der letzten Zeit gedacht. Schreibe mir recht ehrlich, ob Busch in seiner neuen Stellung etwas nützt. Ist dies der Fall, dann bin ich vollkommen einverstanden, daß er, alle Bedenken seiner Freunde mißachtend, nach Kiel gegangen ist. Aber ich fürchte, Euer Angestammter ist auch deutscher Kleinkönig und wird, einmal auf dem Throne, alle Untugenden dieser gemeingefährlichen . . . entfalten; und was soll dann unser Freund anfangen? Zum Diplomaten ist er doch zu ehrlich. —

Von Freiburg mag ich nichts sagen. Von schöner Gegend lebt man nicht . . . Ich sehne mich nach dem Norden. Dahin gehöre ich nach meinem ganzen Wesen, und dort wird auch unser Schicksal entschieden: der Süden ist nur schätzbares Material für die Eroberung . . . Ich . . . war kürzlich in Paris und der Normandie mit Oppenheim zusammen und mit Frantzius, der Busch herzlich grüßen läßt. Eine schöne und lehrreiche Reise, aber gefährlich für den Beutel und die Tugend. Stelle Dir vor: ich war unter diesen rothen Sündern der Tugendhafteste und der Reactionärste! Daß die Deutschen in Paris keine theologische Sittlichkeit lernen, finde ich in der Ordnung; traurig aber ist, daß im Auslande überall der Preußenhaß in der Luft zu liegen scheint. Wir werden, wenn einst die entscheidende Stunde kommt, nicht einmal auf die Sympathien der Fremden rechnen können. Gleichviel, das preußische Deutschland kommt doch zu Stande. —

---

[1] Mathy urteilte „beim Glase Bier“ etwas später: „Diese meerumschlungenen, ungedeelten Schmerzenskinder sind die größten Chikaneure der Welt. Da sitzen sie auf ihren alten Urkunden und lassen es auf einen Krieg zwischen Preußen und Österreich ankommen. Lieber mögen in Deutschland die Wölfe hausen, als daß sie etwas von ihren alten Scharteken nachließen.“ Hausrath, Zur Erinnerung an J. Jolly, S. 95. [2] Vgl. S. 297.

Leb wohl, lieber Alfred, und schreib mir, wie es mit Deinen Plänen steht, namentlich mit der Chronologie.

Dein

Heinrich T.

419] An den Vater.

Freiburg, 19/11 64.

— — — Nicht ohne einige Beklemmung, lieber Vater, schicke ich Dir hier das Buch. Du bist der einzige Mensch, dessen Widerspruch mich ernstlich traurig macht. Du weißt, wie ich denke, und ich kann Dir nicht genug danken, daß Du mir trotzdem immer gütig warst. Nun sollte das Buch daran eigentlich Nichts ändern; denn daß ein ehrlicher Mann seine Meinung auch ehrlich sagt, versteht sich von selbst. Aber ich weiß wohl, ein gedrucktes Wort nimmt sich anders aus als ein geschriebenes, und ich muß fürchten, das Buch werde Dich kränken. Außer den beiden Aufsätzen „Wangenheim“ und „Bundesstaat“ wirst Du zwar die Blätter ohne ernstliches Aergerniß lesen können. Mit diesen beiden aber, wenn Du sie lesen willst, wirst Du unzufrieden sein; und ich kann Dich nur bitten, zu glauben, daß Du in allen menschlichen Dingen immer einen gehorsamen Sohn an mir finden wirst. In Fragen der Ueberzeugung freilich kommen auch andere Pflichten in Betracht, und Du wirst wenigstens finden, daß ich Gründe, zahlreiche und durchdachte Gründe, für meine Meinung habe. Nach dem Ruhme, von den Gegnern unparteiisch genannt zu werden, trachte ich nicht; das hieße das Unmögliche verlangen. So lange die Erde steht ist ein Historiker in bewegter Zeit immer dann erst unparteiisch genannt worden, wenn er im Grabe lag, und ich erhebe nicht den Anspruch eine Ausnahme zu bilden. Jene blutlose Objectivität, die gar nicht sagt, auf welcher Seite der Darstellende mit seinem Herzen steht, ist das gerade Gegentheil des rechten historischen Sinnes. Alle großen Historiker haben ihre Parteistellung offen bekannt: Thucydides ist Athener, Tacitus Aristokrat. Es kommt nur darauf an, daß man den Sachverhalt so vollständig als man ihn kennt darstellt; das Urtheil bleibt dann Jedem, auch dem Verfasser, frei. Dies habe ich gethan so weit mein Wissen reichte. Ueberhaupt zeichnet sich die deutsche Geschichtschreibung durch einen sehr hohen Grad unbefangener Wahrheitsliebe aus, und ich will den Göttern danken, wenn etwas davon in mein Blut übergegangen ist. Von den

Franzosen gar nicht zu reden, die meistens kaum wissen was Wahrhaftigkeit ist — auch die englischen Historiker sind einseitiger als die unseren. Macaulay betrachtet die ganze Weltgeschichte als Whig, Hume als Tory. Solches kann man unsren namhaften Historikern nicht vorwerfen. Deine Anklagen gegen Häußer und Sybel sind, wie mir scheint, nicht richtig. Häußer verschweigt keineswegs was er weiß — er ist ein ganz ehrlicher Mann — sondern er weiß wirklich vieles Wichtige nicht. Seine Gelehrsamkeit ist durchaus nicht vollständig, er kennt von der Geschichte der Einzelstaaten bei Weitem nicht genug. Sybel dagegen wird von einem andren Vorwurfe getroffen. Er hat die Neigung philosophischer Köpfe, die Geschichte zu construiren, ganze Epochen kühn und nicht immer glücklich zu einem Ganzen zusammenzufassen; so geschieht es, daß er Bestrebungen, die erst im 18. und 19. Jahrhdt. auftauchten, dreist in das Mittelalter zurück verlegt. Das ist der Fehler seines Buchs über das Kaiserreich[1]; es enthält keine falsche Thatsache, kein absichtliches Verschweigen, aber viele falsche Urtheile, und dagegen habe ich mich selbst auf S. 537 f. der Aufsätze ausgesprochen[2]. Wirkliche Geschichtsverfälschung kommt neuerdings nur im österreichischen Lager vor. Wenn Herr Onno Klopp, den die Leipziger Zeitung preist, den Wallonen Tilly als einen deutschen Patrioten und einen Freund religiöser Freiheit rühmt, so hört allerdings Alles auf. Hr Klopp ist folgerichtig, wie seine Gesinnungsgenossen Hurter und Gfrörer, zum Katholicismus übergetreten. Ich aber will ein Deutscher bleiben und ein Protestant und werde nie den undeutschen, katholischen Despotismus des Hauses Oesterreich preisen. — Nochmals, lieber Vater, laß unser Verhältniß durch das Buch nicht getrübt werden. Herzliche Grüße dem lieben Hepp. —

Heinrich

* * *

420] An Franz Overbeck.

Freiburg 19/11 64.

Mein lieber Freund,

ein Brief, was man so nennt, kommt doch wohl nicht zu Stande. Ich sitze dabei, verschiedene gewogene und ungewogene Personen mit Begleitbriefen zu meinem Buche zu bombardiren und habe soeben das

[1] der gegen den Innsbrucker Professor Julius Ficker gerichteten Abhandlung (1862) „Die deutsche Nation und das Kaiserreich". [2] jetzt Bd. 2, S. 178 f.

schwierige Schreiben an meinen Vater abgethan. Dieses letztere wirst Du sicher mit Deinen guten Wünschen begleiten. Es wäre zu traurig, wenn auch noch ein Bruch mit meiner Familie erfolgte. Alles kommt darauf an, ob mein Vater seinem eigenen edlen und tapferen Gefühle überlassen bleibt. Dann wird er betrübt sein, aber Alles wird zwischen uns beim Alten bleiben; denn da er meine Ansichten kennt, so kann ihn doch nicht erbittern daß ich sie ausspreche. Wenn ihm jedoch die Schranzen in Dresden oder gar Serenissimus selber das Herz schwer machen — und diese . . . hat freilich Grund mich für einen halben Hochverräther zu halten — dann stehe ich für Nichts. Es wäre zu traurig. Hier empfinde ich recht, welch köstliches Ding es ist um ein paar Herzen, die uns ehrlich lieb haben. Ich muß mir den Gedanken, daß ich in der Ferne wenigstens solche Menschen besitze, oft in die Erinnerung rufen. Meine Lage hier ist wahrlich zu unnatürlich . . . Die ganze Stadt spricht von mir, jeder dritte Mensch grüßt mich, die Aula faßt die Zuhörer in meinem publicum nicht. Und doch lebe ich wie ein Einsiedler. Es sind eben Alles ganze oder halbe Gegner . . . Die Zuhörerschaft besteht nämlich zur vollen Hälfte aus Philistern. Das ist kein gesundes Wirken. Unter den nicht-theologischen Studenten glaube ich beliebt zu sein, so weit dies ihre Faulheit zuläßt; aber ich kenne Keinen, seit ein paar Norddeutsche uns verlassen haben. Nie ists geschehen, wie so oft in Leipzig, daß mich Einer nach einem zweifelhaften Punkte in meinem Vortrage gefragt hätte . . . Aber was hab' ich von Alledem? Ein Wirken, das vielleicht ganz langsam da und dort anfängt Früchte zu tragen, aber bei den Meisten auf den steinigen Boden verhärteten Parteihasses fällt. Und dazu außer Mangoldt kein Mensch, von dem ich etwas empfinge[1]. Ein paar freundliche ältere Damen, die ich aller Vierteljahre einmal sehe, sind noch die Besten. Gestern las ich in den Werken Napoleons III über seinen Oheim: „es ist ein kindlicher Irrthum, daß der große Mann Alles aus sich selber schöpfe.“ Wie wahr, und wie viel mehr gilt das von uns gewöhnlichen Sterblichen! Ich höre wenig, aber was ich höre haftet mir in der Seele; ein kurzes Gespräch mit Dir oder Freytag oder Gutschmid hat mich oft auf lange Tage reicher gemacht als dicke Bücher. Und nun dies Nest, wo Niemand mir etwas Gescheidtes oder Liebenswürdiges oder auch nur Pikantes sagt, wo ich nicht einmal,

[1] Doch heißt es kurz zuvor in diesem Briefe von demselben M., daß er „für Vieles was mir die Seele erwärmt, gar kein Herz hat.“

wie so oft in Leipzig, an Fremden aus der Ferne die Freude und die Dummheit, das lebendige Menschentreiben beobachten kann! Geben die Götter, daß ich mich durch Arbeit frei halte von diesem epidemischen Philisterthum, diesem flachen schoppenseligen Phlegma, das man im Süden Gemüthlichkeit nennt! — — —

Deine Schilderung der Docentenleiden hat mich fröhlich ergötzt. Meinen Glückwunsch zu dem guten Anfange! Das erste Semester geht freilich drauf, aber dann mußt Du Dich an das Schreiben machen. Wir wollen noch was Rechtes aus Dir herausschlagen. Nur um Himmelswillen keine Kleinigkeiten, keine Kritiken! Ich weiß davon zu erzählen, und die Warnung ist bei Dir wohl unnöthig .... Ueber mein Buch kann der Laie eher urtheilen[1], und mir ists lieb wenn Du mir ein Wort darüber sagst. (Ich denke, Du erhältst das opus gleichzeitig mit diesen Zeilen). Hier werde ich, außer von Mangoldt, keine Silbe — buchstäblich! — darüber hören, höchstens einmal eine ungeheure Dummheit, z. B. Sie sind doch aber zu preußisch! Also sag' mir, ob ich ein Recht hatte mich mit dem Ganzen herauszuwagen, ob ich in dem „Einheitsstaate" ungefähr den rechten Ton getroffen, ob Du meinst, dieser Stil sei für das große Publicum verständlich u. s. f. Ich will wissen, wie mein Buch auf unbefangene gescheidte Männer wirkt .... als Anhaltspunkt für meine deutsche Geschichte. Ich denke jetzt Tacitus und Thucydides zu lesen; bei edler Einfalt können wir Modernen nie genug in die Schule gehen. — Erhalte Dir frohen Muth und mir Dein treues Herz.

Dein

Treitschke

...

421] An Frau Louise Asverus.

Freiburg, 20/11. 64.

Gnädige Frau,

schon längst wollte ich Ihnen herzlich danken für die freundliche Aufnahme, die Sie meinem Schutzbefohlenen Overbeck erwiesen haben. Aber die Arbeiten ließen mich nicht dazu kommen, und ich dachte mir, daß mein Freund Ihre Freundlichkeit mehr sich selber als meiner

[1] als über Overbecks Habilitationsschrift, zu der Treitschke im August den Freund beglückwünscht hatte, besonders ihrer „preiswürdigen" achten These zustimmend: Theologiam disciplinas naturales impugnantem male feriatam esse.

Empfehlung verdankt. Er ist ein treuer, guter und gescheidter Mann wie ich Wenige kenne ...

Das Erscheinen meines neuen Buchs giebt mir die willkomm'ne Gelegenheit Ihnen zu schreiben — — — Das Eine wenigstens werden Sie aus diesen Blättern sehen, daß die Vaterlandsliebe für mich kein schönes Wort, sondern eine heilige Leidenschaft, ja das Einzige ist, was mir das Leben schön und reich erscheinen läßt. Das hat mich in Ihrem letzten Briefe so tief ergriffen, daß Sie für unser deutsches Leben ein so liebevolles Verständniß zeigen. Ich denke doch, wir Deutschen sind ein großes Volk, wir arbeiten soeben ehrlich daran, die Fehler abzulegen, welche ein vielhundertjähriges Unglück uns anerzogen hat. Es wird noch lange währen, bis etwas mehr Stolz, etwas mehr feurige Leidenschaft in den Adern unsres Volkes fließt. Aber unsre Söhne wenigstens werden noch erleben, daß unser Volk von fremden Nationen geachtet wird. —

Ich war kürzlich einige Wochen lang mit Frantzius in Paris. Es ist nicht erfreulich, ein großes und geistreiches Volk zu sehen, das bei so vielem Talent und Reichthum die Freiheit nicht kennt. Der deutsche Turnverein, den wir zusammen besuchten, ist der einzige halb-politische Verein in der ungeheuren Stadt, den die Polizei duldet[1]. Aber diese Centralisation der Cultur einer ganzen Nation, dies Zusammenströmen so vieler geistiger und wirthschaftlicher Kräfte an einer Stelle wirkt berauschend. Man ist zuerst wie geblendet und erkennt erst allmählich die Schattenseiten. —

---

[1] Hier hielt Treitschke damals einen Vortrag über ein ihm schon vertrautes Thema: Washington. Das von dem „Turnrat" und dem „Comité zur Leitung der geselligen Abende" (Vorsitzender Victor Benary) unterzeichnete Dankschreiben vom 24. Okt. 1864 ist in Treitschkes Nachlaß erhalten. Es gibt „die Versicherung, daß Ihre Rede unsere Herzen gewonnen, daß sie uns ein Sporn sein wird, zu streben für Gutes und Schönes, für Freiheit und Recht." Im August 1866 schreibt Oppenheim, damals Vizepräsident des Turnvereins neben Ludwig Simon als Präsidenten, Treitschke sei in diesem Kreise „noch in allgemeiner Erinnerung". Schon im April 1865 hatte ihn der Freund im Auftrage des Vereins gebeten, an einem allgemeinen deutschen Turnfest in Paris am Himmelfahrtstage von neuem mit einem Vortrage sich zu beteiligen: „Du bist hier jetzt selbstverständlich unter den Deutschen der Mann des Tages. Dr. Bamberger will an Dich schreiben oder hat es gethan. Dein Buch cursirt überall und erweckt das höchste Interesse." B. schrieb vielmehr 1866 gegen den ersten Teil von Treitschkes Bonapartismus eine Broschüre (vgl. Deutsche Kämpfe 2. A. S. 207 ff.), über deren Entstehung Oppenheims Briefe an Treitschke ebenfalls einige nähere Auskunft geben; von dem Turnverein ist in Bambergers „Erinnerungen" S. 528 f. die Rede.

Sie haben richtig vorausgesehn, gnädige Frau, daß es mir hier nicht gefallen würde ... In solcher Einsamkeit, umgeben von lauter Gegnern, wird man recht dankbar für jedes freundliche und gute Wort, das uns jemals gesagt ward.

Mit aufrichtiger Verehrung

H. v. Treitschke

422] An Robert von Mohl.

Freiburg 22/11. 64.

Hochgeehrter Herr Geheimer Rath,

... Mit zweifelhaften Erwartungen lasse ich die Sammlung, die Sie anbei erhalten, in die Welt hinausfliegen ... Mit Ausnahme der beiden ersten Aufsätze, die mir aus den Vorlesungen über preußische und englische Geschichte entstanden, bezieht sich Alles auf die neueste deutsche Geschichte, welche ich dereinst noch schreiben werde — wenn ich die Kraft besitze das unendlich mannigfaltige und spröde Material zu bewältigen. Namentlich ist mir noch völlig dunkel, wie man die Geschichte von 34 Staaten und dazu die Bewegung der Literatur und Volkswirthschaft übersichtlich darstellen soll. — Zu den rein-historischen Aufsätzen werden Sie Sich schwerlich principiell verwerfend verhalten. Ich glaube trotz meines ausgesprochenen Parteistandpunktes die Männer der Vergangenheit nicht ganz befangen zu beurtheilen. Ich rede über den alten Gagern milder als Pertz und Bernhardi, ich habe in dem Auff. über Wangenheim Ihre Belehrungen soweit benutzt als sie mich überzeugten; auch was ich über Dahlmann und die Kaiserpartei sage zeigt mindestens den guten Willen nach allen Seiten hin billig zu sein. Ungünstiger werden Sie über den Aufsatz „Bundesstaat und Einheitsstaat" urtheilen ... Je länger ich mich mit diesen Stoffen befaßte, desto unerträglicher ward mir die Welt von fables convenues, woraus die Theorie und Praxis unsres Bundesrechts besteht. Ich faßte den Entschluß, einmal ganz rücksichtslos diesen Dingen zu Leibe zu gehen ... Der liberale Particularismus wird in der nächsten Zukunft die herrschende Partei in Deutschland sein; ich halte ihn für den gefährlichsten Feind des Vaterlands, darum entschloß ich mich, grade jetzt nach meinen Kräften ihm entgegenzutreten und die unitarische Gesinnung unverhohlen auszusprechen. Die Bemerkungen am

Schlusse des Aufsatzes[1] sind nicht Winkelzüge; sondern ich bin wirklich nicht so vermessen über diese unendlich schwierigen Fragen etwas zu prophezeien; ich halte wirklich einen Bundesstaat von Monarchien nicht für absolut unmöglich. Aber ich glaube, unsre Nation erreicht in ihrem Einheitsstreben Nichts, gar Nichts, so lange sie den Entschluß nicht findet, Alles, schlechthin Alles an die Einheit zu setzen. Sie werden mich nicht für so thöricht halten, daß ich meinen sollte, diese Fragen ließen sich in 2 Jahren lösen. Ich weiß sehr wohl, noch durch lange Jahre werden wir unsre beste Kraft brauchen um die Einzelstaaten erträglich einzurichten. Aber die Theorie mindestens muß doch endlich beginnen, den furchtbaren Ernst der Einheitsfrage ehrlich zu betrachten. Daß ich dies versuchte, auf die Gefahr jeder Mißdeutung, werden Sie nicht tadeln, wenn Sie auch wahrscheinlich meine Meinung nicht theilen. Mein Patriotismus ist vielleicht etwas wärmer als in unserem Clima üblich; trotzdem glaube ich ruhig genug zu bleiben um die Gründe für und wider ernsthaft zu durchdenken ...

Mit aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebenster

Treitschke

423] An Joh. Gust. Droysen.

Freiburg 22/11 64.

Hochgeehrter Herr,

längst schon wollte ich Ihnen danken für die Zusendung ihrer Abhandlung über Pufendorf[2]. Arbeiten und eine Reise nach Paris hinderten mich daran. Jetzt giebt mir das Erscheinen meiner Aufsätze, die Ihnen hoffentlich bereits von Hrn Hirzel übersandt sind, willkommene Gelegenheit Ihnen zu schreiben ... Noch bin ich weit von der Anmaßung mich einen Historiker zu nennen ... Aber im Verlaufe der Zeit hoffe ich noch ein Historiker zu werden[3]. —

Daß die Sammlung Leser finde, liegt mir sehr am Herzen, vornehmlich wegen des Aufsatzes „Bundesstaat und Einheitsstaat". Sie werden finden, ich hätte aus dem reichen Materiale leicht eine gelehrte staatswissenschaftliche Monographie machen können. Ich zog die

[1] Histor. u. Polit. Aufsätze 2,235f.; in der ersten Ausgabe gleichlautend. Vgl. Deutsche Kämpfe 2. A. S. 30. [2] „Zur Kritik Pufendorfs" 1864. Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,203. [3] Ebenso an Häußer tags darauf und wieder an Sybel und Mommsen am 24. Nov.

populäre Form vor, denn mir lag daran, recht rücksichtslos der verächtlichsten aller deutschen Parteien, dem liberalen Particularismus, entgegenzutreten .... Wenn Sie nicht mitteninne leben in dieser Welt des Hasses, der Angst und des Neides gegen Preußen, so machen Sie Sich keinen Begriff von der Stimmung des Südens. Auch ausgezeichnete Männer werden davon angesteckt. Gervinus ist jetzt nach meinem Urtheile Particularist vom reinsten Wasser, er schwärmt für einen Bund der Mindermächtigen, der natürlich mit der Trias und dem Rheinbunde Nichts gemein haben soll u. s. w. Auch Schleiden, der seit einigen Wochen hier lebt, ist in Amerika von der antipreußischen Strömung, die im Auslande leider immer vorherrschen wird, ganz und gar ergriffen worden; er hält Beust für Deutschlands ersten Staatsmann und will den Preußen nicht einmal das Besatzungsrecht in Rendsburg zugestehen; sie sind einfach „Räuber". —

Ich werde Ihnen herzlich dankbar sein, wenn Sie mir einige Worte sagen wollen über den Eindruck, den die Sammlung auf Sie gemacht ... Sie werden rasch bemerken, daß ich in der deutschen Geschichte mehrfach bei Ihnen in die Schule gegangen bin. Mein Urtheil über die Kaiserpartei des Parlaments wird Ihnen hoffentlich nicht zu hart scheinen.

Halten Sie es für möglich, daß mir eine sehr bescheidene Benutzung des Berliner Archivs für die Zeit nach 1815, namentlich für die Gründung des Zollvereins, nicht für die inneren preußischen Verhältnisse, gestattet werde? Meine Geschichte des deutschen Bundes wird zwar sicher kein preußenfeindliches Buch werden; schon jetzt urtheile ich über die damalige Politik Preußens weit milder als unsere Liberalen pflegen. Aber in Berlin wird man jetzt meinen Liberalismus schwerlich ertragen können ... Mit aufrichtiger Verehrung

H. v. Treitschke

424] An die Schwester Johanna Baronin O'Byrn.

Freiburg 22/11 64.

Meine liebe Schwester,

... Der einzige Mensch, dessen Widerspruch[1] mich traurig macht, ist der Vater. Mit ihm ist die Verständigung schwer; denn in den vierzig Jahren, die zwischen seiner und meiner Geburt liegen hat sich

[1] gegen die Histor. u. Polit. Aufsätze

die Welt von Grund aus verwandelt, er ist in ganz anderen Begriffen aufgewachsen als ich. Laß mich ganz offen reden, meine liebe Johanna. Wenn der Vater seinem eigenen edlen Gefühle überlassen bleibt, so bin ich ohne Sorge ... Nur Eines fürchte ich, nach meinen Leipziger Erfahrungen: wenn das Buch auch in gewisse Dresdner Kreise dringen sollte, und Falkenstein und Langenn u. A., wie so oft schon, ihm Vorstellungen machen über seinen scheußlichen Sohn, dann wäre es möglich, daß er sich unglücklich fühlte. Dann bitte ich Dich — und ich denke, ich habe ein Recht zu dieser Bitte — daß Du das Deinige thust um ihn zu beruhigen. Es wäre nach meiner festen Ueberzeugung ein Unrecht, wenn sich wegen meiner Parteistellung unser häusliches Glück trübte; man ist noch kein verlorener Sohn, wenn man Ansichten bekennt, die dem gegenwärtigen sächsischen Ministerium nicht angenehm sind. Du weißt schwerlich, wie sehr mir ein klares, glückliches Verhältniß zu meiner Familie am Herzen liegt; nur rechne ich freilich dazu blos Vater, Geschwister und Schwager. In der fast vollständigen Einsamkeit, worin ich hier lebe, empfinde ich lebhaft den unendlichen Werth treuer Herzen, die Einem ehrlich zugethan sind — — —

Ueberhaupt wird die nächste Zeit schrecklich. Die deutsche Geschichte, die mir obliegt, ist ein ungeheures Werk. Noch begreife ich nicht, woher die Zeit dazu nehmen, und noch weniger, woher inmitten dieser geistigen Wüste die Frische und Fruchtbarkeit des Geistes. Du thust also, liebe Johanna, ein gutes Werk, wenn Du mir bald einmal schreibst. Jeder Brief ist mir eine Erquickung ...

Dein treuer Bruder

Heinrich

425] An Julius Klee.

Freiburg 23. 11. 64.

Sie haben schlecht Wort gehalten, lieber Herr Rector. Wenn Sie wüßten, wie sehr in meiner hiesigen Vereinsamung ein herzliches Wort von den Freunden in der Ferne mir wohlthut, so würden Sie sicher meinen nunmehr jährigen letzten Brief beantwortet haben ... Sollte mein Aufsatz über den Einheitsstaat Sie auch nicht ganz heilen von den Dresdner österreichischen Schwachheiten, so wird er Sie doch wenigstens mißtrauisch machen gegen den sächsischen allerhöchst con=

cessionirten Liberalismus. Es giebt auf der Welt nichts Erbärmlicheres als den liberalen Particularismus oder gar den liberalisirenden à la Beust ... Zu Königs Geburtstag werden Sie meinen Vater sehen. Dann bitte ich inständig: reden Sie mit ihm über das Buch. Er wird außer sich sein, die HH. Falkenstein und Genossen werden ihm das Herz wieder einmal schwer machen. Sie sind der einzige Fürsprecher, den ich bei ihm habe. Seien Sie es auch wirklich; ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich Ihnen dafür zu Dank verpflichtet bin. In alter Treue

Ihr

Treitschke.

426] An Sir Joseph Crowe[1].

Freiburg i/B. 23/11 64.

Sehr geehrter Herr,

— — — Sie werden hoffentlich anerkennen, daß ich für Ihre Nation die aufrichtige Bewunderung hege, die jeder Freund echter und maßvoller Freiheit hegen soll. Unter den vielen bitteren Erfahrungen, welche uns dies ernste Jahr gebracht hat, scheint mir eine der traurigsten die Entfremdung zwischen England und Deutschland. Ich finde es gerechtfertigt, daß meine Landsleute sich zur Wehr setzten gegen die, wie ich glaube, ungerechte Haltung Englands in der schleswig-holsteinischen Frage. Aber ich meine, man ist auch auf deutscher Seite in den Anschuldigungen oft zu weit gegangen. Gegenseitige Schmähungen sind nicht der Ton, in dem zwei große civilisirte Völker mit einander verkehren sollen ...

Ihre Landsleute pflegen unsren politischen Schriftstellern vorzuwerfen, sie sprächen allzu vorsichtig, man könne ihre wahre Meinung nur errathen. Ich hoffe, mich trifft dieser Vorwurf nicht. Bedenkliche Freunde sind in Sorge wegen meiner Offenherzigkeit; ich aber wünsche, daß diese Untugend bald ein Nationallaster werden möge ...

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr

Treitschke

---

[1] Der bekannte Kunstforscher und Diplomat Joseph Archer Crowe war 1860—72 englischer Generalkonsul in Leipzig und gehörte gleichzeitig mit Treitschke dem Kitzing an. Vgl. Freytag, Erinnerungen S. 337 f.

427] An Georg Waitz.

Freiburg 23/11. 64.

— — — Es ist mir aus doppeltem Grunde eine Pflicht, Ihnen, hochgeehrter Herr, das Buch zu senden. Der Aufsatz „Bundesstaat und Einheitsstaat“ enthält wo nicht eine Widerlegung, so doch eine Ergänzung Ihrer Abhandlung über Staatenbund und Bundesstaat. Sie haben, wie ich auch in dem Aufsatze zugebe, diese beiden Begriffe nach meinem Ermessen unwiderleglich fest gestellt. Aber die Frage, ob ein Bundesstaat auf die Dauer möglich sei in Föderationen von Monarchien, noch dazu von vielregierenden Monarchien und von Staaten, deren Macht sehr ungleich ist — diese Frage scheint mir nicht zur Genüge beleuchtet. Noch schwieriger ist das Bedenken, ob der Geist unsrer Geschichte auf den Bundesstaat hinweist. Ich weiß es wohl, die Betrachtung großer historischer Zeiträume in Bausch und Bogen ist unendlich gefährlich und verführerisch. Aber mein Kopf wollte sich nie beruhigen bei der landläufigen Vergleichung Deutschlands mit Nordamerica und der Schweiz. Ich fühlte, daß das Wesen dieser Staaten grundverschieden sei, und ging endlich daran ihre Geschichte sorgfältig zu vergleichen. Ich bin mir bewußt, dabei Nichts gesucht, sondern nur gefunden zu haben; oft war ich selbst überrascht über die Unfruchtbarkeit und innere Unwahrheit der föderalen Bestrebungen in Deutschland[1]. Ich mußte diese schwierigen Dinge leider weit kürzer darstellen als ich wünschte; denn mir lag daran zum großen Publicum zu reden . . . (Nur einen Abschnitt, die Verfassung der niederländischen Republik, werde ich nächstens in einer selbständigen Abhandlung betrachten, da die deutsche staatswissenschaftliche Literatur hierüber noch nichts Brauchbares gebracht hat.) Ich fühle, daß mein Patriotismus etwas wärmer ist als bei uns üblich, ich weiß, daß mein Glaube an Preußens Zukunft sehr lebhaft ist, weil ich ihn mir erarbeitet habe im Widerspruche mit meiner Erziehung und Umgebung. Darum bin ich mißtrauisch gegen meine Unbefangenheit. Ich habe nicht wie Sybel die Parteigegensätze der Gegenwart in das Mittelalter zurückgetragen, doch vielleicht bin ich, ohne es zu wissen, auf andere Weise in den Fehler die Geschichte zu construiren, verfallen. Sie verstehen, geehrtester Herr,

---

[1] Seiner inhaltlich, zum Teil auch wörtlich gleichen Erläuterung über diese Abhandlung in dem Briefe an Sybel tags darauf fügt Treitschke noch hinzu: „Wenn wir je eine Bundesstaatsverfassung erhalten, so werden wir sie sicher nicht lange behalten.“

soweit mein Urtheil reicht, unter den lebenden Historikern am Besten die schwere Kunst, auch solche historische Fragen objectiv zu betrachten, die mit unseren Parteileidenschaften nahe zusammenhängen. Deßhalb hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen das Buch zu schicken, das sich auf einen so schlüpfrigen Boden wagt.

Mit aufrichtiger Verehrung

H. v. Treitschke

428] An Ludwig Häußer.

Freiburg 23/11 64.

Hochgeehrter Herr,

— — — Ich halte den liberalen Particularismus für Deutschlands schlimmsten Feind und sehe in den jüngsten Beschlüssen des Nationalvereins, wenn er nicht noch zu beß'rer Einsicht zurückkehrt, geradezu die Selbstverbrennung der nationalen Partei, den Beginn einer neuen Aera sinn= und werthloser Phrasenschwelgerei[1]. Ich hielt es für Pflicht, diesem Unwesen durch ein offnes unitarisches Glaubensbekenntniß nach meinen Kräften entgegenzutreten. Sie werden schwerlich beistimmen, hochgeehrter Herr, aber Sie werden sicherlich erkennen, daß ich nüchtern genug bin weder ein alleinseligmachendes Ideal für die deutsche Verfassung aufzustellen noch an die Verwirklichung unsrer Einheit in den nächsten Jahren zu glauben. Ich halte den monarchischen Bundesstaat wirklich nicht für absolut undenkbar, aber für ungeheuer schwierig und gebrechlich; und ich weiß sehr wohl, daß wir in den nächsten Jahren bescheiden an der Fortbildung der Einzelstaaten arbeiten müssen, wie dies in meiner neuen Heimath so wacker geschieht[2]. Ich bin erzogen in der Luft des Dresdner Hofes, in Kreisen, deren einziger politischer Gedanke der Preußenhaß ist. Wenn ich also groß denke von Preußen, so ist diese Ueberzeugung mindestens durch selbständige Arbeit gewonnen[3].

Mit aufrichtiger Verehrung

H. v. Treitschke

---

[1] Vgl. H. Oncken, Bennigsen 1, 648 ff. [2] Vgl. S. 326 A. 2. [3] Auch an Bluntschli schrieb Treitschke noch an diesem Tage zu dem vom Verleger übersandten Exemplare der Aufsätze einen Begleitbrief, der den übrigen gleicher Bestimmung nichts wesentlich Neues hinzufügt. Treitschke erinnert daran, daß Bluntschli ihn eines Abends im Hause Hofmeisters bereits „als einen eifrigen und — wie ich leider hinzufügen muß — gelegentlich etwas aufbrausenden Unitarier" kennen gelernt habe.



429] An Gustava von Haselberg.

Freiburg 23/11 64.

... Niemand auf der Welt ist dem Buche gegenüber in einer unangenehmeren Lage als Sie; denn Sie kennen die meisten Aufsätze schon im ersten Entwurfe. Es wird Ihnen ergehen, wie wenn man ein Kind nach Jahren erwachsen wiederfindet: man braucht eine Weile den fremdartigen Eindruck zu überwinden. Gewachsen sind die Essays wirklich und hoffentlich nicht blos an leiblicher Länge ... Ihre unschuldigen Bemerkungen über das fortschreitende Preußen, das doch unmöglich von Deutschen gehaßt werden könne, machten mich lachen. So ist es leider, meine liebe Freundin. Mein Vater sieht in Preußen einfach den Feind, den Todfeind, und Millionen Süddeutscher denken ebenso ... Ach, diese Dinge sind grenzenlos traurig. Wer den Süden kennt, verzweifelt an einer friedlichen Lösung der deutschen Frage. Die Adler von Hohenfriedberg und Leuthen werden noch einmal fliegen müssen, und ich will dem Himmel danken, wenn ich diesen nothwendigen Bürgerkrieg noch erlebe. Inzwischen ist es mir eine Erleichterung, daß ich in dem Buche meine Ueberzeugung recht offen ausgesprochen habe — — —

Ich freute mich herzlich, Ihre Geschwister kennen zu lernen. Nur leider ist ein Stündchen gar nicht der Rede werth. Wann vollends werde ich Sie einmal sehen? — — — Ihre Ermahnung war doch recht hart. Was denken Sie von meinen Kräften? 1859 erschien mein letztes Buch, die Gesellschaftswissenschaft. Seitdem bin ich ein ordentlicher Docent geworden, und der Himmel weiß, das will gelernt sein. Dazu hab' ich eine Menge kleiner Aufsätze und dies dicke Buch geschrieben. Meinen Sie, daß man eine Tragödie so beiläufig aus dem Aermel schüttelt? Einige Verse sind mir in dieser Zeit zugeflogen, aber wenige; ich fühle, ich bin zu hart geworden für die lyrischen Stimmungen. Dagegen sind mir die Entwürfe und Anfänge von zwei Trauerspielen entstanden, bis ich endlich einsah, das könne so nicht fortgehn. Auch das fordert den ganzen Menschen. Die deutsche Geschichte ist zunächst das Nöthigste; ich bin gegen Hirzel verpflichtet und fühle, daß dies Buch in unsren politischen Kämpfen nützen kann. Nachher will ich zur Poesie zurückkehren, aber bitte, drängen Sie mich nicht, Sie wissen nicht, wie sehr das verwirrt und verstimmt. Wir müssen uns ertragen wie wir sind. So ertragen Sie 's auch, daß ich jetzt ein Buch geschrieben habe, das manchmal langweilig sein

mag, aber hoffentlich ein Recht hat zu existiren. — Ueber Freytag's Roman hab' ich noch kein Urtheil. Erst muß der dritte Band da sein, der hoffentlich mehr Handlung bringt als die zwei ersten. Geist, Liebenswürdigkeit, Laune ist in Fülle darin, auch manches echt Poetische, so der Charakter der Heldin Ilse. Aber die Genremalerei überwuchert oft recht, und das ist es nicht was wir brauchen. Ich hoffe, der letzte Band erzählt noch Einiges, was die Tiefen der Seele erschüttert. —

Meine Collegien drängen. So kann ich nur noch sagen, daß ich bis Mitte Octbr. an dem Buche saß und dann die Correcturen in Paris besorgte. Ich erzähle Ihnen noch von der Reise. Von Allem, was ich in diesen reichen Wochen sah, steht mir am Lebhaftesten vor der Seele die Cote de Grace. Vor ein paar Stunden noch in dem Pariser Getümmel, und nun plötzlich in der kleinen Schifferkirche auf der steilen Kreideklippe an der Seinemündung. Bilder von Seestürmen, wo die h. Mutter gerettet hat, an den Wänden; am Altar einige Schifferfrauen, die für ihre Männer auf der hohen See beten[1]. Tritt man hinaus, so erstaunt man über den prachtvollen Blick. Tief zu Füßen der Hafen von Honfleur. Weiter ins Land hinein der gewundene Lauf der Seine, Havre und Harfleur. Und nun die Ausschau über das Meer, bis zu dem fernen dunklen Streifen im Norden, der Küste von England. Ach, warum sind die Augenblicke so kurz, wo wir die Natur in ihrer Größe schauen dürfen?

Haben Sie tausend Dank für Ihren Brief. Sie wissen nicht, wie sehr mich ein Gruß aus der Ferne in meiner Einsamkeit erfreut. Mit herzlichem Gruß

Ihr

Treitschke

430] An Theodor Mommsen.

Freiburg 24/11 64.

Hochgeehrter Herr,

Hr Hirzel . . . schrieb mir vor einem Jahre, als Sie ihn in Leipzig besucht hatten, daß Sie einige Theilnahme für mein Wirken hegten[2]. Ich gestehe, diese Versicherung hat mich sehr glücklich ge-

[1] Von demselben Reiseerlebnis spricht Treitschke auch in Briefen an den Vater und an Hirzel. Diesem schreibt er, noch aus Paris am 30. Okt.: „Zu dem Schönsten was ich je gesehen, zähle ich die kleine Schifferkirche Notre Dame de Grace auf der steilen Kreideklippe bei Honfleur mit der weiten Ausschau auf die hohe See."
[2] Vgl. S. 296 A.

macht, und ich erlaube mir darauf hin, Ihnen das Buch zukommen zu lassen.

Sie wissen aus Erfahrung, die sächsische Luft ist ganz dazu angethan, Jeden, der kein Schwächling ist, mit Ekel gegen die Trümmer des Rheinbunds zu erfüllen[1]. Wer vollends wie ich die Gesinnungen des sächsischen Hofs aus der Nähe betrachten konnte, der muß wohl ein Unitarier werden. Die unselige Verwirrung der öffentlichen Meinung in der jüngsten Zeit ließ es mir wünschenswerth erscheinen, daß einmal die unitarische Ueberzeugung öffentlich bekannt werde. Von der Stimmung des Südens haben Sie im Norden keine Ahnung. Wenn diese Menschen nicht glücklicherweise zu phlegmatisch wären und den Schoppen allzusehr liebten, so könnte man bei dem, was hier sehr anständige Leute über Preußen sagen, auf die Vermuthung kommen, ein Conföderirter rede über die Yankees. Keine Frage, die politische Demoralisation in Süddeutschland ist sehr hoch gestiegen; erst unter der Zucht eines wirklichen Staats werden diese trotz alledem vortrefflichen Stämme wieder Deutsche werden im vollen Sinne des Worts. Unter solchen Umständen erschien mir das Zurückhalten der Meinung unrecht. Ohnedies ist die Theorie unsres Bundesrechts nicht minder unwahr als die Praxis, sie bedarf einer schonungslosen Kritik. Auch war ich meinen hiesigen ultramontanen Freunden eine kleine Gemüthserheiterung schuldig.

Ich freue mich, durch das Buch mit den kleinen Arbeiten abzuschließen, und gehe jetzt an die deutsche Geschichte seit 1815. Sie haben mich zur Eile auffordern lassen. Aber die Aufsätze werden Ihnen zeigen, daß ich mir die Aufgabe sehr schwer machen will und muß. Wir sind ein aufstrebendes Volk, trotz aller Bundes-Misèren. Davon aber giebt der Historiker keinen Begriff, wenn er die politische Geschichte allein darstellt. Er muß die geistige und wirthschaftliche Bewegung genau schildern. So aufgefaßt wird diese 34fach zersplitterte Geschichte, selbst wenn man den Ekel überwindet, sehr schwierig ...

[1] Mommsen, seit Herbst 1848 Professor an der Universität Leipzig, wurde im April 1851 zugleich mit Moriz Haupt und Otto Jahn vom sächs. Ministerium seines Amtes enthoben, weil er während des Dresdner Maiaufstandes „öffentliches Ärgernis gegeben und ein sehr schlechtes Beispiel für die akadem. Jugend aufgestellt" hätte. Alle drei waren als Mitglieder des Deutschen Vereins in Leipzig in jenen Tagen und zum Teil früher schon eifrig gewesen; ein alsbald unter der beustischen Reaktion gegen sie eingeleitetes Kriminalverfahren hatte jedoch mit Freispruch geendet. Mommsen ist auch der Autor des geflügelten Wortes von der Herrschaft des souveränen Unverstandes (s. Bd. 1, S. 38 A.). L. M. Hartmann, Th. Mommsen S. 43 ff.

Ich kann nur wiederholen, Ihr freundliches Urtheil ist mir eine große Freude und Ermuthigung gewesen.

Mit aufrichtiger Verehrung

H. v. Treitschke

431] An Heinrich Bachmann.

Freiburg, 25/11. 64.

Lieber alter Freund,

Dein Besuch war mir eine sehr große Freude. Ich fand Dich heiterer, als ich nach dem Tone mancher Briefe von Dir dachte, und jugendlicher als selbst in Bonn. Das ist ja die beste Artigkeit, die ich Deiner jungen Frau sagen kann. Ich bin eben dabei, mein neues Buch an alle Welt zu versenden, und ich hoffe, Du bist menschlich genug, in solcher Lage keinen langen Brief zu verlangen, sondern in dem Buche selber einen Brief zu sehen ... Du wirst finden, daß ich meine Ueberzeugung, wo nicht gut, so doch aufrichtig vertheidige — aufrichtiger vielleicht als sich für einen mittelstaatlichen Professor geziemt. Meine Pariser Reise ging noch herrlich von Statten. Put war röther und liebenswürdiger, auch liederlicher denn je. Wann wird der arme Junge endlich in eine feste Bahn einlenken? In den paar Wochen an der Seine lernt man ungeheuer viel. Alle Größe und alle Gemeinheit dieses trotz alledem glänzenden Volks tritt Einem unter die Augen. Die große Halbwahrheit des Bonapartismus, sein Januskopf ist mir dort erst verständlich geworden. Dies Paris ist ein praktischer Commentar zu den œuvres de Napoleon III. ...

Nochmals, ich glaube jetzt zu wissen, daß Du glücklich bist, und ich hoffe, Dein nächster Brief wird das abermals zeigen.

In alter Treue

Dein Treitschke

432] An Karl Mathy.

Freiburg 25/11 64.

Hochgeehrter Herr Staatsrath,

seit dem Vortrage über Washington[1] und der freundlichen Aufnahme, die ich damals in Ihrem Hause fand, habe ich Sie nicht wiedergesehen. Ueber jenen Vortrag ist, wie ich höre, in Carlsruhe viel geschimpft

[1] Vgl. S. 321 A. 1.

worden. Doch hoffe ich, die vernünftigen Leute urtheilen milder. Das wohlwollende, einfache, verständige Betragen des Großherzogs ist mir eine große Freude gewesen. Daß aber mein politisches Urtheil durch diese Gnade des Landesherrn nicht anders gefärbt worden ist, davon wird Ihnen das beifolgende Buch ein Zeugniß geben. Ich kann mir die Freude nicht versagen, Ihnen diese kleine Erinnerung an den Kitzing zu schicken. Vielleicht findet auch Ihre Frau Gemahlin Einiges in dem Bande was sie interessirt ... In der Arbeit über Dahlmann steht Manches, was ich Ihren mündlichen Mittheilungen verdanke. Der Aufsatz „Bundesstaat und Einheitsstaat" wird vielleicht viel Geschrei erregen. Er ist sehr aufrichtig und bietet fast auf jeder Zeile Stellen, welche, aus dem Zusammenhange gerissen und geschickt benutzt, mich als schwarzen Hochverräther erscheinen lassen[1] — — —

Sie haben inzwischen viel Unangenehmes erlebt[2]. Ich bin nicht Sachkenner, und ich wünschte, gewisse Herren, die dies noch weniger sind als ich, hätten sich demgemäß betragen. Mir waren die Vorgänge in der Kammer ein neuer Beleg zu der Meinung, die ich mir allmählich über Baden gebildet habe. Ich glaube, und Sie trauen mir wohl zu, daß ich Ihnen damit keine Artigkeit sagen will? — die Regierung steht sehr hoch über ihrem Volke. In diesem braven Volke herrscht leider noch sehr viel Apathie, Particularismus und Maulheldenthum, und unter den Liberalen sind viele unterthänige Leute, Wenige die recht fest auf eignen Füßen stehen ...

Freiburg, das so gar arm ist an interessanten Menschen, gefällt mir wenig; aber ich finde doch einige Muße. In Leipzig hätte ich das Buch nicht so schnell geschrieben. — Mit der Bitte, mich in Ihrem Hause angelegentlich zu empfehlen

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

433] An Friedrich von Weech.

Freiburg, 3/12 64.

Lieber Weech,

— — — Von R. Mohl erhielt ich einen köstlichen Brief, der zu meiner großen Ueberraschung unbedingte Zustimmung ausspricht zu

[1] Folgen Bemerkungen wesentlich gleichen Inhalts wie die entsprechenden in den anderen Begleitbriefen, und wie dort erscheint auch hier wieder „der particularistische Liberalismus" als der „schlimmste Feind des Vaterlands." [2] Vgl. S. 335 f.

meinen unitarischen Ketzereien. Und ich weiß, er sagt das nicht aus Artigkeit. Denn gleichzeitig geht er mit göttlicher Grobheit meinem Essay über Uhland zu Leibe: U. sei ein „ganz stupider Kerl" gewesen, wie konnte er sich sonst „unter diese Schweine auf der Linken" setzen[1]? Ich glaube nicht, daß je ein Diplomat einen so klassischen Brief geschrieben hat. Von dem Kieler Hofe hab' ich durch Busch und Gutschmid Nachricht. Man hält dort die Annexion für sehr möglich. Gutschmid, ein unbedingter Annexionist, baut vornehmlich auf die Verblendung der Dänen. Die fortwährenden Drohungen der Kopenhagener Blätter haben in Schleswig große Furcht erregt und die Gemüther der Annexion befreundet. In Holstein ist der Adel und ein Theil der reichen Bauern — Letztere aus materiellen Gründen — derselben Meinung. Ich gestehe, meine Hoffnungen fliegen nicht so hoch. Ich will zufrieden sein, wenn ein gutes bindendes Abkommen mit Berlin geschlossen wird. Dies aber ist unerläßlich. Denn daß der Herzog und Sammer Particularisten der schmählichsten Art sind, ist mir klar geworden, seit ich hier täglich mit Schleiden verkehre. Ein interessanter, liebenswürdiger Mann, aber in Preußenhaß und kleinstaatlichem Dünkel verhärtet — er schwärmt für den Bund der Mindermächtigen.

— Ueber mein akademisches Wirken urtheilen Sie sehr richtig. Ich weiß sehr wohl, daß ich in die leere Luft rede. Aber diese Freiburger Jahre müssen überstanden werden. Mit herzlichem Gruß

Ihr

Treitschke

434] An Robert von Mohl.

Freiburg 4/12 64.

Hochgeehrter Herr Geheimer Rath,

wenn ich Sie nochmals mit einer Zuschrift belästige und Ihnen herzlich danke für Ihren Brief, der mir so viel Belehrung und Ermuthigung gab, so hab' ich dabei nur die Absicht einen unerfreulichen Irrthum zu beseitigen. Ueber das Verhalten Dahlmanns nämlich in der Malmöer Waffenstillstandsdebatte denke ich genau so wie Sie selbst. Da hier der Schein und folglich die Mehrheit des Publicums auf Dahlmanns Seite ist, so habe ich — nach einer alterprobten rhetorischen Methode — Alles was zu Dahlmanns Gunsten spricht voran-

[1] Vgl. Mohl, Lebenserinnerungen 1, 193 f.

gestellt, um dann desto eindringlicher zu sagen, daß er nach meinem Urtheile ganz und gar Unrecht hatte. Ein Mißverständnis meiner höchst unzweideutigen Worte ist unmöglich; ich kann also nur annehmen, daß Sie, getäuscht durch die ersten Sätze, im Ärger über meine Thorheit einige Seiten überschlagen haben. Mir ist diese Angelegenheit ein rechter Prüfstein dafür, ob Einer nüchternes politisches Urtheil besitzt oder zu den phrasenseligen Kyffhäuserdeutschen gehört. Ich wünsche nicht, von Ihnen zu dieser Menschenklasse gezählt zu werden; darum bitte ich Sie, noch einmal einen Blick auf jene Seiten zu werfen und Sich zu überzeugen, daß mir die Rede, welche Sie damals in der Paulskirche hielten, aus der Seele gesprochen ist. —

Ihre Bemerkungen über Uhland haben mich sehr stutzig gemacht. Mir fehlt das Material um darüber zu entscheiden, aber ich fürchte fast, daß Sie Recht haben. Ueber alle anderen Männer, welche in den Aufsätzen besprochen werden, lagen mir Briefe, Selbstgeständnisse, Urtheile kundiger Zeitgenossen vor, über den schweigsamen Uhland nicht viel mehr als einige schlechte Biographien. So schloß ich von dem Dichter auf den Menschen, was ein arger Trugschluß bleibt, und, da der Edelmuth ja das Vorrecht unsrer Partei ist, so hielt ich mich verpflichtet über einen Gegner recht mild zu urtheilen. Hoffentlich gelange ich im Verlaufe meiner Arbeiten noch zu einem sicheren Urtheile über U.; inzwischen sollen mir Ihre Bemerkungen eine Warnung sein, keinen Essay zu schreiben ohne genügendes Material. —

Dagegen erlaube ich mir bei meiner Meinung über Wangenheim zu bleiben. Es war ein sehr natürlicher Gedanke, gewiß, einen Bund der ehrlich-constitutionellen Kleinstaaten zu versuchen. Aber wenn ich bedenke, daß damals die Fürsten von Baiern, Baden, Darmstadt mit vollen Segeln darauf lossteuerten ihre Verfassungen zu beseitigen, wenn ich mich erinnere, daß in den Mittelstaaten des Nordens noch rein-mecklenburgische Zustände herrschten: so begreife ich nicht, wie ein Bund so grundverschiedener Glieder möglich war[1]. —

Doch statt diese unwesentliche Differenz zu betonen, will ich Ihnen lieber meine große und freudige Ueberraschung darüber aussprechen, daß Sie mit meinen unitarischen Ketzereien im Ganzen übereinstimmen. Und mehr als eine allgemeine Uebereinstimmung mit ein-

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 3,486 f.

zelnen Vorbehalten ist ja nicht möglich in dieser schwierigsten von allen politischen Fragen. Wir sind mit allen unsren Sünden doch ein herrliches Volk. Ich kann von der Hoffnung nicht lassen, daß uns endlich auch einmal das Glück lächeln wird, das bisher alle andren Völker so unbillig bevorzugt hat. Nennen Sie das immerhin einen deutschen Trost — wenn ich ihn nicht hätte, böte mir das Leben in Deutschland keinen Reiz.

Mit aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebenster

Treitschke

435] An Wilhelm Wehrenpfennig[1].

Freiburg 14/12 64.

— — — Aber wofür halten Sie mich, geehrtester Herr, daß Sie mir die Annexion als eine „offene Frage" vorlegen — diese schönste und gerechteste That der deutschen Politik seit der Gründung des Zollvereins? Ich habe sie vor wenigen Wochen noch für unausführbar gehalten und folglich dagegen gesprochen, weil man den Particularismus nicht ohne Noth reizen muß. Jetzt zeigt sich ein Schimmer von Hoffnung — obgleich ich noch nicht begreife, wie man die Oestreicher wegmanoeuvriren kann: — und wir sollten den herrlichen Plan von der Hand weisen? Warum? Doch nicht aus Achtung vor dem Rechte des Augustenburgers, dieses Menschen, der soeben durch seine Kieler Zeitung erklären läßt: Der Danebrog, nicht das schwarzweiße Banner, ist die Flagge der Herzogthümer? Oder aus Achtung für die öffentliche Meinung in Schleswigholstein? An dieser öffentlichen Meinung werden wir noch Wunderdinge erleben. Die Schleswiger werden bereits vernünftig, sie hören täglich die Drohungen der Dänen, sie wissen, was die Rückkehr der Dänenherrschaft bedeutet; so werden sie aus Angst Patrioten. Auch in Holstein bildet sich langsam eine preußische Partei, und wenn das Glück der deutschen Sache günstig ist, so werden wir von dort bald den Ruf hören: „lieber preußisch als provisorisch!" Die Sache ist so klar, daß sogar hier in diesem

[1] Damals allein, seit 1867 jahrelang gemeinschaftlich mit Treitschke Herausgeber der Preuß. Jahrbb. „Zehn Jahre deutscher Kämpfe", die Sammlung der hier erschienenen tagespolitischen Schriften Treitschkes ist ihm gewidmet. 1877 in das preuß. Ministerium berufen, starb er 1900 als Wirkl. Geh. Oberregierungsrat. Er war 1829 in Blankenburg a. Harz geboren.

österreichischen Pfaffenneste viele Stimmen sagen, es handle sich darum das Eroberte für Deutschland zu sichern . . .

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Treitschke

436] An Friedrich von Weech.

Freiburg, 18/12 64.

Lieber Weech,

— — — Vielen Dank für Ihre freundlichen Worte über mein Buch. Sie haben mir, wie Mathy, Ihre Besorgnisse für mich mit einer Offenheit mitgetheilt, die ich Ihnen hoch anrechne. Aber ich finde keinen Grund zur Sorge. In den Kleinstaaten hatte ich, schon bevor das Buch erschien, gar keine Aussicht auf einen Wirkungskreis, wie ich ihn wünschen muß. Meine Hoffnung nach Preußen zu kommen ist durch das Buch weder verstärkt noch vermindert worden. Von Baden verlange ich Nichts als ein Asyl für die nächsten Jahre, und meine akademische Wirksamkeit, wie gering sie ist, reicht doch wohl hin mir diese Zufluchtsstelle zu verdienen. Noch weniger kann ich zugeben, daß meine Ketzereien die Bundesstaatspartei compromittiren. Wenn sie vielleicht einige Schwachköpfe abschrecken, so werden sie dafür den Kräftigeren willkommen sein. Vollends unbegreiflich ist mir, wie man in Jolly's Kreise (nach der Versicherung von R. Nokk) fürchten kann, mein Buch werde der Regierung schaden. Die Minister sind doch wahrlich nicht verantwortlich für die Meinung eines Professors, der noch dazu nicht von ihnen, sondern von der Facultät ins Land gerufen wurde! Sollte aber (was ich kaum glaube) das Buch von den Pfaffen als Werkzeug gegen Roggenbach gebraucht werden und diese Thorheit an höchster Stelle Anklang finden, so weiß ich was ich zu thun habe. Ich bin als Liberaler verpflichtet einer guten Regierung nicht zu schaden und würde im schlimmsten Falle meinen Abschied nehmen. Doch wie gesagt, ich halte das Alles für höchst unwahrscheinlich . . .

Mit herzlichem Gruß

Ihr Treitschke

437] An Salomon Hirzel.

Freiburg 20/12 64.

Hochgeehrter Herr,

— — — Uebrigens hat mir das Buch schon viele erfreuliche Briefe eingebracht. Springer, dem ich Nichts geschickt, schrieb mir dennoch und verschaffte mir so die Freude, ihm zu sagen, daß ich als Student sein stiller Verehrer aus der Ferne war und Viel von ihm gelernt habe[1]. Unser badischer Bundestagsgesandter entpuppte sich in seiner Antwort als ein radicaler Unitarier. Mathys Schreiben lautete so herzlich und edel wie sichs von unsrem Freunde erwarten ließ; nur spricht er die Sorge aus, das Buch könne meiner Zukunft schaden. So denken Viele, man spricht mir Viel von meiner Tollkühnheit. Ich aber meine, diese sogenannte Kühnheit sei recht wohlfeil . . . Die größte Freude brachte mir doch Freytags Brief, er hat mir wieder recht gezeigt, was ich an dem Kitzing verloren habe — — — Für Jordans Briefe will ich mich vorläufig dadurch dankbar beweisen, daß ich ihn dringend bitte, den unglückseligen Berliner Privatdocenten aus den Grünen Blättern herauszuwerfen[2]. Diese Faseleien über Colbert und Carey gehören in die Augsburger Zeitung, nicht für uns Preußen. Ein winziges Körnchen Wahrheit steckt darin, doch das ist längst besser gesagt. Ich würde schweigen, wenn es sich nicht um so ernste, praktisch wichtige Dinge handelte. Vor unsren Augen bildet sich der große westeuropäische Markt der Culturvölker. Unsre Staatspraxis bleibt verzagt in der Vorhalle stehen, und unsre gelehrten Blätter tifteln über Carey! Um die schwere Sünde wieder gut zu machen, müssen die Grenzboten nächstens über die Volkswirthschaft der Schweiz schreiben und zeigen, daß die Schweizer darum eine blühende Volkswirthschaft haben, weil ihr gesunder praktischer Takt ihnen sagt, daß hinter den verzwickten, übergeistreichen Reden dieses Yankees nichts Anderes steckt als die ganz gemeine Schutzzöllnerei des trägen, nach Staatshilfe schreienden Fabrikanten. Jordan wird mir hoffentlich nicht zürnen; ich habe mich wirklich geschämt, in den Grenzboten solches Zeug zu lesen, wie den Hymnus auf Careys Grundrententheorie. Fragen Sie mal Roscher

[1] Von Treitschkes Briefen an Springer ist leider bisher keiner zu beschaffen gewesen; ebenso von denen an Max Jordan. J., nach J. Schmidts Ausscheiden (1861) Miteigentümer der Grenzboten, vertrat damals Busch als Redakteur.
[2] Eugen Dühring, von dem die Grenzboten 1864, 4, 404 ff. einen Dg. gezeichneten Artikel über „Colberts Handelspolitik in ihren Beziehungen zur Gegenwart“ gebracht hatten.

oder gar Mathy! ... Zu meiner großen Freude las ich neulich eine außerordentlich lobende Recension von Overbeck's Habilitationsschrift[1]; nun ist er mit allen militärischen Ehren in die akademische Zunft eingeführt. Ich glaube, an dem kleinen Kerlchen erleben wir noch viel Freude. Gottlob, daß er mit einem klaren Kopfe und festen Charakter so milde Formen verbindet; das allein macht es ihm möglich, mit seinen Ansichten in der theologischen Facultät zu bleiben; so kann er vielleicht unter den künftigen Seelsorgern einen ganz kleinen vernünftigen Kern bilden helfen ...

Verbringen Sie das Fest recht froh! Ich empfinde in diesem Augenblicke einiges Heimweh, denn soeben schickte ich meine Weihnachtskiste nach Hause. Ich freue mich darauf, wie meine Schwester von Laura Hummel entzückt sein wird.

Mit den schönsten Grüßen

Ihr

Treitschke

Aegidi ist natürlich nicht mehr bei der Allg. Ztg. Also wird wohl Wuttke dort seinen Laich absetzen.

438] An Wilhelm Hofmeister[2].

Freiburg, 20/12 64.

Verehrter Freund,

... Gegen Neujahr will ich nach Carlsruhe gehen um mich in dem Archive vorläufig zu orientiren — wenn anders die Regierung ihren Segen dazu giebt. Dies aber ist keineswegs sicher. Mathy freilich hat mir auf meinen unitarischen Streich so herzlich und edel geantwortet wie ichs erwartete. Doch die andren Carlsruher Politiker sind von meinem Buche ebenso wenig erbaut wie Bluntschli, der mir zur Erwiederung einige Rheinbundsphantasien schickte — — — Was Sie über den süddeutschen Philister sagen ist mir aus der Seele gesprochen. Glänzende Ausnahmen giebt es, z. B. den Amtmann Frey,

---

[1] Literar. Centralblatt 1864, Sp. 1193 ff. „Vorliegende Habilitationsschrift ist eine so vorzügliche Leistung, daß man die Universität Jena zu der neuen in dem Verfasser ihr zugewachsenen Lehrkraft nur aufrichtig beglückwünschen kann"; so beginnt die Besprechung.

[2] Hervorragender Botaniker, (1824—77); seit 1863 Prof. erst in Heidelberg, dann in Tübingen. (Allg. D. Biogr. 12,644 ff.) Als Mitglied des Kitzing, in seiner Vaterstadt war er zuerst Treitschke näher gekommen, der ihm seit der gemeinsamen Heidelberger Zeit in herzlicher Freundschaft zugetan blieb.

der kürzlich von hier nach Heidelberg versetzt ward[1]. Er ist mir in kurzer Zeit sehr lieb geworden. Wenn Sie ihn irgendwo sehen, versäumen Sie ja nicht ihn kennen zu lernen. — Gutschmid schilderte mir neulich den holsteinischen Particularismus in den grellsten Farben. Er hat nur zu sehr Recht. Und unser Busch hilft in seiner unglückseligen Diplomatenstellung die Annexion verhindern! Ich werde mich freuen — verzeihen Sie mirs — wenn unser Freund enttäuscht Kiel wieder verlassen muß; denn hier handelt es sich um unser Land, um die Frage, wie das Eroberte für Deutschland zu sichern sei. Einen neuen Kläffer in der Meute der Preußenfeinde brauchen wir nicht. —

Von Herzen der Ihrige

Treitschke

439] An Gustav Freytag.

Freiburg 27/12 64.

Hochgeehrter Herr,

— — — daß Sie so gut von mir denken, macht mich glücklich, und wirklich ergriffen hat mich was Sie über meinen Vater sagen. Es ist hart, am eigenen Leibe zu erfahren, wie rasch die Welt sich dreht. Mein Vater ist aufgewachsen in der Stammesfeindschaft der alten Zeit, die wir Jüngeren kaum noch begreifen. Ihm ist zu Muthe, wie mir, wenn mein Sohn unter die Franzosen oder Dänen ginge; er sieht in Preußen einfach den Feind, den Todfeind, und die Götter wissen, daß die jüngsten Sünden hüben und drüben diese Bitterkeit nur vermehren konnten. Der alte Bruderhaß brennt wieder auf; bei manchen Äußerungen sehr verständiger Männer ist mir's, als hörte ich das Geschlecht des dreißigjährigen Kriegs reden, und ich fühle lebhaft nach, was ein alter Herr empfinden muß, der die Theilung Sachsens mit erlebt hat. In Schleswigholstein ist es zuletzt so weit gekommen, daß Preußen und Sachsen Feldwachen und Vedetten gegen einander aufstellten. Kurz, die Zeitverhältnisse konnten nicht ungünstiger sein für die Stimmung meines Vaters, und er gesteht, daß ihn seit dem Tode meiner Mutter Nichts so schmerzlich berührt habe wie mein Buch[2]. Trotzdem ist er so freundlich und nachsichtig gegen mich gewesen, daß ich ihm nicht genug dafür danken kann. Sie wünschen ihm etwas Liebes zu erweisen, und ich freue mich des, aber ich weiß Nichts zu sagen. Meine Geschwister und ich sind

[1] Später Ministerialdirektor in Karlsruhe. (Dove.) [2] Vgl. o. Bd. 1, S. 5.

immer in höchster Verlegenheit, wenn wir denselben Wunsch hegen. Der Vater gehört noch zu jenem Geschlechte spartanischer, vollkommen bedürfnißloser Menschen, das in den Freiheitskriegen groß ward und sich selber härter behandelt als wir Jungen es jemals thun. Kleine Aufmerksamkeiten schlagen bei solchen Naturen nicht an. Freundlich und natürlich mit dem Vater zu verkehren, das ist für uns das einzige Mittel ihm Freude zu machen. Ich hoffe, Sie treffen noch einmal persönlich mit ihm zusammen. Das würde ihm lieb sein; seiner ersten Begegnung mit Ihnen im Wartesaale zu Dresden erinnert er sich noch immer mit Freude. —

Hirzel wird Ihnen meinen Vorschlag für die Redaction der Grenzboten mitgetheilt haben. Ich halte Wilbrandt für vorzüglich geeignet, für die beste Erwerbung, die augenblicklich möglich wäre ... Namentlich seine ästhetischen Kritiken in der Südd. Ztg. waren oft musterhaft, und Sie haben mir selbst geklagt, wie sehr den Grünen Blättern eine Kräftigung nach dieser Seite hin noth thut[1]. Was ihm im Verkehre mit Heyse und Brater von überästhetischen und preußenfeindlichen Schwachheiten[2] angeflogen ist, sitzt nicht tief und wird von Ihnen bald ausgetrieben werden. Persönlich hab' ich ihn nur ein- oder zweimal gesehen. Er gefiel mir sehr. Bei Allen, die ihn näher kennen, gilt er als brav und gescheidt, von guter Laune und so viel Beweglichkeit als zum journalistischen Handwerk gehört ... Wenn Sie es wünschen, übernehme ich gern die erste Anfrage. Alles unter der Voraussetzung, daß Busch unwiderruflich zurückgetreten ist. Dieser Freund und sein Treiben wird mir leider sehr problematisch. Ich begreife nicht dies Dilettiren in einer Laufbahn, darin er doch nie ein Meister wird. Und sollte er gar die heilsame Annexion verhindern helfen, so mag er es vor dem Teufel verantworten — vor mir nicht. Er inspirirt die schlesw.-holst. Presse, und sie bringt Artikel wie den berühmten: „Der Danebrog ist die Flagge der Herzogthümer!" Ich meine, Preußen hat genug gethan für die Lande, es soll endlich an sich selber denken, die verbissene, verbitterte, unklare öffentliche Meinung getrost vor den Kopf stoßen und mit dem Eroberten so verfahren, daß es für Deutschland nicht wieder verloren geht. Räthselhaft ist mir nur, wie

---

[1] An Hirzel schreibt Treitschke von dem „tüchtigen politischen" neben dem „verwahrlosten ästhetischen Theil" des Blattes. [2] von „Braters Kyffhäuser-Gedanken" spricht der Brief an Hirzel vom 20. Dez.

man die Oesterreicher ohne unsinnige Versprechungen los werden will — — —

Das Papier erlaubt nicht mehr, etwas über Ihren dritten Band zu sagen. „Harmlos", wahrhaftig, ist er nicht. Um so besser! Es thut wohl, daß die Handlung gegen das Ende wieder rascher vorwärts geht; und die Scene, wie Ilse (nach der Meinung schwacher Seelen) so gar unweiblich ihr Hausrecht vertheidigt, scheint mir entzückend wahr und schön. Wer hat Ihnen zu Ihrem Erbprinzen Modell gestanden? Gewiß Niemand, und doch ist die Figur lebendig bis in den kleinsten Zug und ganz neu in unserer Literatur.

Grüßen Sie den Kitzing und kommen Sie ja.

Aufrichtig der Ihrige

Treitschke.

440] An den Vater.

Freiburg 31/12 64.

... Vor Allem danke ich Dir aus vollem Herzen, lieber Vater, für die gütige Weise, wie Du das Buch aufgenommen hast; ich weiß, daß Dir diese Güte nicht leicht ward, um so dankbarer bin ich dafür. Inzwischen sind auch pünktlich am heiligen Abend Eure reichen Geschenke eingelaufen und haben große Freude ins Haus gebracht ... Mit den Ferien ist es doch anders gekommen als ich dachte. Ich habe noch sehr Viel hier zu schreiben, auch sind ein paar Tage im Archive nur wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Also ziehe ichs vor, erst zu Ostern auf längere Zeit in das Carlsruher Archiv zu gehen. Die Erlaubniß ist mir mit der größten Liberalität zugesichert. Interessant wird die Ausbeute jedenfalls, wenn auch nicht erfreulich. So fand Weech kürzlich im Archive einen eigenhändigen Brief Metternichs, worin dieser den Großherzog Ludwig von Baden bittet, er möge den Mörder Kotzebue's, Sand, foltern lassen! Weech ist jetzt an der Carlsruher Bibliothek angestellt und wird vielleicht bald in die Diplomatie eintreten. Sein Fortgang ist mir sehr unangenehm, da er mein bester Umgang war, und bringt die Facultät in große Verlegenheit: jetzt muß man um jeden Preis einen katholischen Historiker haben. Das aber ist unendlich schwer, denn merkwürdigerweise kommt auf je 10 namhafte protestantische Gelehrte kaum ein katholischer, und von den wenigen Tüchtigen hat natürlich Keiner Lust, sich in den hiesigen wüthenden confessionellen Streit hinein zu setzen. Von

diesem religiösen Haß und der Spionage, die damit zusammenhängt, habt Ihr Glücklichen im Norden keine Ahnung. Ich muß mich in meiner eignen Wohnung mit lauten Gesprächen sehr in Acht nehmen, da außer meiner Wirthin, einer sehr guten und duldsamen Katholikin, nur fanatische Ultramontane im Hause wohnen. —

Mit dem Absatze meines Buchs geht es gut. Die Presse fängt bereits an lebhaft für und wider zu schreiben, und der Streit wird voraussichtlich bald noch lebhafter werden. Dem Großherzoge hab' ich das Buch, nach der Sitte aller badischen Professoren, geschickt, obgleich ich wußte, daß er mit Vielem darin nicht einverstanden sein würde. Mir schien dieser offne Weg anständiger und klüger, und die Erwartung hat nicht getrogen. Er hat das Buch gelesen, wie ich sicher weiß, und mir dennoch eine sehr liebenswürdige Antwort geschickt. Er ist in der That ein vortrefflicher Mann, der jeder ehrlichen Ueberzeugung ihr Recht läßt. Es freut mich recht, daß Ihr Hrn v. Bodmann so freundlich aufgenommen habt[1]. Ich verkehre manchmal im Hause seiner Eltern; seine Mutter, eine Engländerin, ist eine vortreffliche Frau, und seine Schwester hat sich in den Jahren, wo sie Hofdame war, eine Bildung erworben, die unter den Freiburger Damen unerhört ist . . . Sehr begierig bin ich, wie dem Hepp der Roman gefällt. Das Buch ist geistreicher als Soll und Haben; als Kunstwerk steht es nicht so hoch . . . Den heutigen Abend werde ich allein über meinen Büchern verbringen. Feiert Ihr ihn froher und seid versichert, daß Dir und Euch meine besten Wünsche in das neue Jahr folgen.

Dein treuer Sohn

Heinrich

441] An den Vater.

Freiburg 2/2 65.

Mein lieber Vater,

. . . In den Freiburger Gesellschaften fange ich an mich einzugewöhnen. Einige liebenswürdige Menschen sind doch darunter, und man kommt mir überall sehr herzlich entgegen. Ist die Verlegenheit

[1] Ferdinand v. Bodman, ein jüngerer Bruder der zukünftigen Frau v. Tr. Ihre von Treitschke in hoher Verehrung gehaltene Mutter, geborene Shone, ist erst 1891 gestorben. Emma von Bodman, am 10. Jan. 1836 geb., war mehrere Jahre Dame der Fürstin zu Fürstenberg, Gemahlin des Fürsten Karl Egon III. (1820—92), und blieb dann, nach deren vorzeitigem Tode (1861), noch mit dem Fürsten und seiner Tochter Prinzessin Amalie dauernd in den freundlichsten Beziehungen.

des ersten Bekanntwerdens überstanden, so verständige ich mich auch mit Damen recht gut. Nur mit den Ultramontanen, die ich Gottlob nur selten zu Gesicht bekomme, wird es mir schwer artig zu sein. Ich bin nicht schmiegsam genug, um denen eine freundliche Miene zu zeigen, die mich hinter dem Rücken mit den gemeinsten Schimpfworten bewerfen; doch ist es mir vielleicht gesund, daß ich hier lernen muß, auch mit solchen Leuten auf eine Stunde leidlich zu verkehren. Eine große Freude brachte mir neulich Freytags Besuch. Leider blieb er nur einen Tag, und die ästhetischen Frauenzimmer legten ihn alsbald unter Verschluß, so daß ich nur wenig von ihm hatte. Unter diesen Damen ist die merkwürdigste Frau v. Hillern, die Tochter der Birchpfeiffer, früher Schauspielerin, und jetzt an einen hiesigen Kammerherrn verheirathet, jung aber häßlich. Die Unterhaltung mit ihr ist mir immer eine wahre Freude — außer an dem Tage, wo sie Freytag belagerte. — Ich habe kaum je eine geistreichere Frau gesehen — merkwürdig genug für die Tochter einer so trivialen Mutter — und ich bin begierig auf das Erstlingskind ihrer Muse oder Muße, einen Roman, für den Freytags beichtväterlicher Rath eingeholt ward[1]. Euer Urtheil über Freytags Buch hat mich überrascht. Auch ich finde den Caesarenwahnsinn und die Zigeunerin nicht ganz glücklich erfunden. Aber dafür sind der Oberhofmeister und die jungen Prinzen und Prinzessinnen herrliche Figuren, durch und durch lebendig und mit goldner Laune geschildert. Die Hofgeschichte scheint mir geistreich und von höchster Wahrheit, während ich von der Hummel-Hahnerei Manches wegwünschte. Freytag ist eben der geborne Genremaler, der bei komischen Scenen leicht behaglich in die Breite geht und fast läppisch werden kann. Das Schönste an dem Buche bleibt doch der Geist des Dichters selber, der aus so manchem tiefen Worte schön und ehrlich redet. Man soll freilich, sagt der ästhetische Codex, bei einem Romane nicht an die Person des Dichters denken. Die verlorne Handschrift wird, trotz der ästhetischen Regeln, den meisten Lesern darum lieb sein, weil sie das Bild widerspiegelt von einem edlen und geistvollen Manne, der groß denkt von den Menschen und von seinem Volke. Den schlimmsten Fehler des Buchs kennt Freytag selbst sehr gut. Er schrieb mir: ich habe den Stoff einer kleinen Novelle zu einem Romane ausgesponnen. So ist es. In einem Romane will

---

[1] „Doppelleben", 1865 erschienen.

man sehen, wie ein Mensch wird; und das Werden eines Gelehrten ist für einen Dichter ein sehr lohnender Stoff: es währt eine gute Weile, bis die jugendliche Lust an dem Genusse der Welt sich der Zucht der Arbeit fügt. Aber ich denke, man soll einem reichen Geiste, der uns erfreut und erhebt, nicht vorrechnen, was er hätte darstellen sollen, sondern bescheiden fragen, ob das schön sei was er wirklich dargestellt hat. Und dann, denke ich, bleibt das Buch eine schöne und liebenswürdige Dichtung, nicht blos für mich, der ich vielleicht parteiisch urtheile ... Werner ist kein Porträt, aber es stecken sichtlich Züge in ihm von Freytags Freunden Haupt, Jahn und Mommsen. Hummel und Hahn sind die beiden Hut- und Strohhändler Haugk und Hennigke auf der Rosenthalstraße in Leipzig, so sprechend ähnlich, daß Freytag sich gelegentlich auf eine Tracht Grobheiten von Herrn Haugk gefaßt machen kann — — — Herzliche Grüße nach Dresden und dem Felsen.

Heinrich

442] An Salomon Hirzel.

Freiburg 11/2 65

Hochgeehrter Herr,

... Soeben lese ich in der Elberfelder Ztg[1] eine psychologische Analyse meiner schwarzen Seele: die Freiburger Luft, sagt Hr Lammers mitleidig, macht die Menschen entweder ultramontan, oder in Ermangelung freundlichen Zuspruchs gemäßigter Freunde werden sie bissig und annexionistisch. Ferner werden Sie aus der Nummer der Nationalzeitung, die Sie mir kürzlich schickten, ersehen haben, daß mir jeder Sinn für den Humor gänzlich abgeht und meine puritanische Sittenstrenge mich leicht zu weit führt auf dem Pfade weltverachtender Tugend[2]. Aus all diesen betrübenden Betrachtungen deutscher Kritiker muß Ihnen klar werden, daß mein Gemüthszustand gegenwärtig der schwärzeste ist und ein Brief meines milden väterlichen

[1] 1864—66 von Lammers geleitet. [2] die reichlich lobende, auch mancherlei gut bemerkende und doch Treitschkes wesentliche Begabung, besonders seinen politischen Scharfblick noch nicht erkennende Besprechung (von Karl Frenzel, 2. Febr.) beginnt mit der Erinnerung an die Rede auf die Leipziger Schlacht („mit der Heinrich von Treitschke das Fest in edelster Weise beschloß, so eindringlich, wahr und mächtig waren die Gedanken, so gehalten und pathetisch ihr Ausdruck") und sagt von den Aufsätzen: „Jeder Scherz, jeder Blitz des Humors fehlt, das Genrebild, das in den Essays von Th. Carlyle einen so breiten Raum einnimmt, hat hier keine Stelle".

Freundes in Leipzig mir sehr wohl thun würde. Ich bitte Sie herzlich darum. —

Freytags Besuch war eine große Freude — wenn ich ihn nur mehr hätte sprechen können ... Eines mindestens war mir erfreulich an dem Enthusiasmus unsrer ästhetischen Damenwelt: die Verlorene Handschrift hat unter den Frauen tief und gut gewirkt. Ich habe von Colleginnen manches feine und verständige Wort darüber gehört; sie fühlen doch, daß der Dichter den deutschen Professorinnen manches Herzensgeheimniß abgelauscht hat. Ich denke, das muß Freytag freuen und dafür entschädigen, daß es auch seine Unbequemlichkeiten hat ein berühmter Mann zu sein. — Bald nachher war ein andrer großer Mann bei mir, Wilh. Jordan. Ich danke für diese beleidigende Eitelkeit, diese schäbige Eleganz; an dem ist Nichts, es thut mir leid um sein großes Formtalent — — — Häußer hatte, obgleich er meine Meinung kannte, sich eine kleine Perfidie nicht versagen können und die einzige Stelle meines Buchs, welche ich bis jetzt ernstlich bereue, zum Besten des Augustenburgers verwerthet. Ich konnte das natürlich nicht dulden und schrieb eine ganz persönlich gehaltene Erwiderung[1]. Diese hat Ihrem Herrn Schwager so gefallen, daß er sie besonders abdrucken ließ. Jetzt fallen die gesinnungstüchtigen Leute darüber her. Wir sind und bleiben doch das politisch unfähigste Volk Europa's. Eine Puppe der Partei zur rechten Zeit mit einem Fußtritte zu beseitigen — zu diesem heilsamen Jesuitismus können sich die Liberalen nicht entschließen. Der wahrscheinlichste Ausgang ist leider dieser: ein souveräner Mittelstaat an der Eider, der nicht leben und nicht sterben kann und uns in zehn Jahren zu einem neuen dänischen Kriege nöthigt; dazu ein paar unwesentliche Rechte für Preußen. Ich freue mich, daß ich unschuldig bin an der Verblendung unsrer Liberalen; auf ihr Haupt fällt ein guter Theil der Schuld, wenn die Dinge so traurig sich wenden sollten. In diesem Augenblicke ist übrigens die Annexion Gottlob noch nicht aufgegeben, wie Wehrenpfennig mir feierlich aus bester Quelle versichert ... Vergessen Sie ja nicht mir zu sagen, wie es mit Busch steht — — —

Nehmen Sie für Sich und die Freunde herzliche Grüße von Ihrem

Treitschke

---

[1] „Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage. Eine Erwiderung". Preuß. Jahrbb. Februarheft 1865 (Zehn Jahre deutscher Kämpfe, 2. A. S. 8—26).

443] An Frau Louise Brockhaus[1].

Freiburg, 11/2 65.

— — — Sie hatten es nicht nöthig, gnädige Frau, so gar bescheiden von Ihren Bemerkungen über mein Buch zu sprechen. Solche freundliche, ermunternde Worte aus dem Munde von Laien sind einem Schriftsteller lehrreicher als die sogenannten Lehren der Kritik ... Nur ein Wort hätten Sie nicht brauchen sollen: „Verehrung“ verdiene ich nicht und kann sie nicht gebrauchen. Ich bin wahrhaftig zu jung dazu und erlebe noch alltäglich Augenblicke, wo ich mir selber sehr wenig ehrwürdig erscheine. Erhalten Sie mir nur Ihre gute Meinung, glauben Sie blos die Hälfte der schlechten Streiche, die man mir nachzusagen pflegt; und wenn ich im nächsten Monat nach Dresden komme um meinem kleinen Neffen meine Hochachtung auszusprechen, so erlauben Sie mir, mich wieder einmal an der frohen und guten Weise Ihres Hauses zu erfreuen.

Das Heft, das ich Ihnen neulich schickte, war im Grunde nur ein Wort in eigner Sache. Ich konnte doch nicht dulden, daß Häusser meinen Namen zum Besten des Augustenburgers mißbraucht. Jetzt werde ich natürlich in allen Zeitungen schwer getadelt. So sind die Deutschen! Mit schönen Reden schwärmen sie wohl für Deutschlands Einheit. Gilt es aber, das Glück bei der Locke zu fassen und ein schönes Grenzland für Preußen zu gewinnen, dann schrecken sie zurück.

Ich verbleibe, gnädige Frau, mit aufrichtiger Verehrung,

Ihr ergebenster

Treitschke

444] An Gustav Freytag.

Freiburg 13/2 65.

Hochgeehrter Herr,

— — — Soeben erhalte ich einen Brief von Busch, der mir wieder des Schreibers gute Tage vor die Augen führt. Er gesteht, daß mein neuester Aufsatz die preußische Gesinnung, die sich längst ihn ihm geregt, wieder gänzlich aufgeweckt hat: er ist Annexionist und wird in kürzester Zeit Holstein verlassen. Der Brief macht mir einen sehr guten Eindruck, und ich glaube nicht, daß mich die Autoren-Eitelkeit besticht. Ueber seine Zukunft sagt er einfach, die nächste

---

[1] in Dresden. Verheiratet mit Friedrich B., ältestem Sohne von Friedrich Arnold, seit 1850 aus dem Geschäft geschieden, das er bis dahin gemeinsam mit seinem Bruder Heinrich geleitet hatte.

Zeit wenigstens sei ihm ganz unklar. Mir aber ist klar, daß Busch wieder in das Redactionszimmer der Grünen Blätter gehört. Ich weiß nicht — — — ob er sich in der That so thöricht und unzuverlässig betragen hat, daß Sie nicht wieder mit ihm anknüpfen können. Ich bitte Sie nur reiflich zu prüfen, ob man es nicht wieder mit ihm versuchen kann: er zählt zu den Menschen, die lange jung bleiben und auch im Schwabenalter noch dumme Streiche machen ...

Dies meine ganz unmaßgebliche Meinung ... Eine andere Bitte dagegen lege ich Ihnen ernstlich an's Herz. Wird es nicht endlich Zeit, daß die Grenzboten die Annexion für die heilsamste Lösung der brennenden Frage erklären? Die Preuß. Jahrbb. haben bereits Farbe bekannt. Bei dieser Frage muß sichs zeigen, ob Einer ein guter Preuße oder ein Parteifanatiker ist. Die Wirksamkeit der Presse ist freilich = 0, aber für eine gute Sache zu streiten ist auch etwas werth. Stellen Sie Sich nur lebhaft den neuen Kleinstaat vor. Begreifen Sie, wie er existiren soll? — Nehmen Sie herzliche Grüße, mein verehrter Freund, von Ihrem

Treitschke.

445] An Moritz Busch.

Freiburg 13/2 65.

Lieber Freund!

Einen Brief, wie der Deinige, muß man gleich beantworten, wenn auch nur mit zwei Zeilen. Habe herzlichen Dank dafür; Du hast mir eine Last von der Seele gewälzt. Ich sah Dich mit Schmerz auf einem aussichtslosen Wege und blieb dabei ohne jede aufklärende Nachricht[1] ... Mein Aufsatz wird von den preuß. Abgeordneten viel gelesen, und das Wuthgeschrei der Presse — Biedermann, Lammers, Bernstein[2] voran — bestärkt mich in der Ueberzeugung, daß ich meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gethan. — Was Du jetzt thun willst, ist Dir ungewiß? Mir nicht, lieber Freund. Dein Name steht noch auf den grünen Blättern, dahin gehörst Du, obgleich Du

---

[1] Zur Beurteilung des damaligen Moritz Busch ist vor allem zu beachten, was Freytag von seinem einstigen Redakteur in den „Erinnerungen" S. 244 sagt (vgl. auch Schiemann S. 207). Der obige Brief Treitschkes ist sein vierter in der erhaltenen Korrespondenz; die drei vorhergehenden, aus dem Jahre 1863, tragen noch die Anrede: Geehrtester Herr. [2] Aaron Bernstein (1812—1884), sehr rühriger Schriftsteller besonders auf politischem und naturwissenschaftlichem Gebiet, versorgte vor allem die Volkszeitung in Berlin.

sie böswillig verlassen hast ... Die Mißhelligkeiten mit den Leipziger Freunden werden sich heben lassen. Was an mir ist sie zu beseitigen, habe ich soeben in einem Briefe an Freytag gethan. Bevor Du das meerumschlungene Oesterreich verläßt, mußt Du noch eine gute That thun und es durchsetzen, daß Gutschmid die Professur von Junghans, ich die von Gutschmid erhalte[1]; dann wäre die edle Historie preiswürdig vertreten. — Alfred bitte ich dringend um einen Brief. Ich glaube es verdient zu haben, und er weiß jetzt, daß ich seine Epistеln gewissenhaft benutze und — bestehle ... Grüße Alfred und, wenn Du nach Hause schreibst, Deine liebe Frau. Dir aber will ich noch 'mal im Geiste die Hand schütteln.

Dein

T.

Ueber meine faktischen Irrthümer bin ich bereits durch kritische Schulmeister belehrt; von dem, worauf Alles ankommt, sagen die Leute natürlich Nichts.

446] An Georg Reimer[2].

Freiburg 14/2 65.

Hochgeehrter Herr!

... Ich merke allmählich, daß das Schriftchen einiges Aufsehen erregt. Es ist doch etwas werth, wenn man dem Gesinnungsterrorismus offen entgegentritt, der heute wie im Sommer 1859 den deutschen Philister beherrscht. Die schlechten Blätter schimpfen, die beß'ren tadeln in einem Tone, der deutlich die stille Zustimmung verräth[3]. Offner Beifall dagegen ist mir noch nicht vorgekommen. Nur die Grenzboten hoffe ich noch zum ehrlichen Bekenntniß ihrer annexionistischen Herzensmeinung zu bewegen; und eine große Freude ward mir gestern, als M. Busch mir schrieb, er sei durch das Heft bekehrt, er verlasse den Herzog und das augustenburgische Preßbureau. Aber ich fürchte sehr, die Berliner Kammer wird eine ungeheure Thorheit begehen: die Herren auf der Linken sind ja zuerst Parteimänner, dann erst Preußen. Die schl.-h. Frage wird ein rechter Prüfstein für

[1] Wilhelm Junghans, 1862 als Nachfolger von K. W. Nitzsch nach Kiel berufen, war am 27. Januar, noch nicht einunddreißigjährig, gestorben. [2] G. A. Reimers Sohn (1804—1885), Verleger der Preußischen Jahrbücher und der „Zehn Jahre Deutscher Kämpfe" Treitschkes. [3] „Der Ton der besseren Blätter (Köln. und Nat. Ztg.) zeigt mir, daß die gute Sache im Stillen viele Anhänger hat. Dasselbe sagen mir viele Privatbriefe" (an Weech 13. Febr.).

die guten Preußen und die Kyffhäuser-Phrasenhelden. — Es ist stark, daß ich in einem Briefe, der eine Bitte enthält, noch ein Sündenbekenntniß aussprechen muß. Mein Essay über die Niederlande kann nämlich ... leider erst im März fertig werden ... eine sehr schwierige Arbeit; ich entdecke täglich neue Lücken meines Wissens, die oftmals durch aus der Ferne verschriebene Bücher ausgefüllt werden müssen. —

Sie waren, geehrtester Herr, wie ich von Ihren Verwandten erfuhr, vor zwei Jahren sehr erzürnt auf mich. Ich hoffe, jetzt sind Sie wieder ausgesöhnt und gestehen mir das Recht zu, mich zu Ihrer Partei zu zählen.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenster

Treitschke

Soeben erhalte ich endlich das Februarheft. Danken Sie dem trefflichen Redacteur herzlich für die pol. Correspondenz.

447] An den Vater.

Freiburg 19/2 65.

Mein lieber Vater,

als ich Dir zuletzt schrieb, war der beifolgende Aufsatz mir nicht zur Hand. Das Ganze ist, wie Du sehen wirst, eine durch Häußer provocirte persönliche Erklärung. Das Heft erregte aber solches Aufsehen, daß der Verleger der Preuß. Jahrbb. einen besonderen Abdruck, jetzt bereits zum zweiten Male, veranstaltete. Ich halte mich daher, da Du vermuthlich schon davon gehört hast, für verpflichtet, Dir die Blätter zu schicken, obgleich ich fürchte, daß sie Dir keine erfreuliche Lectüre sein werden. Aus der Masse leidenschaftlicher Zustimmungen und Entgegnungen habe ich bisher nur eine thatsächliche Berichtigung geschöpft: die Stimmung in Nordschleswig ist etwas anders als ich dachte. Die Nordschleswiger sind nämlich allerdings leider in ihrer Mehrzahl dänisch gesinnt, aber fast noch mehr als den Preußen hassen sie den Augustenburger. So wenigstens wird mir aus Schleswigholstein geschrieben, und zu dieser Berichtigung eines thatsächlichen Irrthums meine ich verpflichtet zu sein. Jeder Betrachtung über die Sache selbst enthalte ich mich, unsrer Verabredung gemäß. Ich bitte Dich nur, diesen Blättern dieselbe freundliche Duldung zu schenken wie meinem jüngsten Buche. — Mit Spannung sehe ich Eurem nächsten Briefe entgegen. Wenn es Euch recht ist und Nichts in den Weg kommt,

gehe ich im März nach Sachsen ... Ich hoffe Dir dann zu zeigen, daß ich trotz der politischen Meinungsverschiedenheit noch Dein guter Sohn bin und mit jedem Jahre, das ich älter werde, immer mehr den reichen Segen würdigen lerne, den ich meinen Eltern verdanke.

Mit herzlichen Grüßen an Alle auf dem Felsen und im Thale

Heinrich

448] An Franz Overbeck.

Freiburg 21/2 65.

Mein lieber alter Freund,

... In den ersten Tagen des März, etwa am 8., denke ich mit Unterbrechungen nach Sachsen zu reisen und vornehmlich in Leipzig einige Tage zu bleiben. Ich lechze, wie der gejagte Hirsch nach dem Bache, nach einem herzhaften Gespräche mit gescheidten Freunden. Der Verkehr mit Freytag und Hirzel soll mir wohlthun, und Dich am Allerwenigsten, mein lieber Junge, möchte ich dort entbehren. Komm' nur herüber, sobald ich von Heidelberg oder Erlangen aus Dir einen Wink zugehen lasse. Wir wohnen dann wieder in Stadt Dresden — — — Meine jüngste literarische Schandthat hat mich rasch zu einem der bestverleumdeten Menschen in Deutschland gemacht. Ich aber habe das frohe Bewußtsein erfüllter Pflicht und die Freude viele brave Leute, auch Busch, bekehrt zu haben: Busch hat vor einigen Tagen den Dienst des Herzogs verlassen. Ich schrieb an Freytag um diesen mit dem verlorenen Sohne zu versöhnen und erhalte soeben gute Antwort: im nächsten Quartale wird der Stromer Moritz wieder da sein wo er hin gehört, in dem Redactionszimmer der Grünen Blätter. Du entsinnst Dich, wie oft wir von dem Heerdencharakter der modernen Menschen gesprochen haben. Ich weiß jetzt davon zu erzählen: mindestens die Hälfte der denkenden Deutschen ist für die Annexion, aber die entgegengesetzte Parole ist einmal ausgegeben, und wagt Einer mit der Sprache herauszugehen, so schreit Alles Zeter. Die Aussichten sind trübe genug. Zwar an irgendwelchen Widerstand in S-H ist gar nicht zu denken; darüber sind alle Kenner des Landes einig. Aber wird Preußen den Muth haben mit Oesterreich zu brechen? Ich bezweifle es. Dazu diese unfähige Kammer, die in solcher Lage an Militär- und Marinebudget streichen will[1]!! Und

[1] „Was sagen Sie zu den Manchestermännern in der preuß. Kammer? In einem Augenblicke, da wir die Herzogthümer behaupten sollen, sagen diese Herren, die Armeekosten seien ‚Spesen' vom Unternehmergewinne des Volks!" (an Hirzel 2. April 65).

eine Regierung, mit der man nicht verhandeln kann, weil sie kein Vertrauen verdient und für den schlimmsten Fall noch das Herrenhaus in petto behält! Verzagen wir nicht: dies Preußen ist trotz Alledem ein aufstrebender Staat, und jetzt endlich scheint ihm auch das Glück wieder zu lächeln. Indessen wollen wir unsre Schuldigkeit thun und auf die Gefahr hin, für Söldlinge Bismarcks zu gelten — diesen phrasendreschenden Kyffhäuserdeutschen immer wieder zeigen, daß wir die Einheit über Alles setzen müssen, wenn anders aus dem Vaterlande noch etwas werden soll. Den siebenmal ausgewaschenen Glacéhandschuh Biedermann muß ich leider Gottes morgen in den Grenzboten abfertigen[1], da er sein Geschwätz in einer Leipziger Zeitung abgelagert hat ... Das ist ein mißlich Ding, denn der Mann meint es ja gut; ich darf also meinem Humor nicht die Zügel schießen lassen und muß mich stellen, als ob ich für diese Salbaderei Achtung empfände. — Freytag besuchte mich neulich hier, froh und tüchtig wie je. Jener Artikel in den Grenzboten[2] war von ihm; ich hätte auch etwas weniger Lob für mich und etwas mehr Eingehen in die Sache gewünscht ... Leb wohl. Verdirb uns nicht die große Freude. Dein Lob im Centralblatt hab' ich mit Freude gelesen.

Dein

T.

. . .

449] An Salomon Hirzel.

Freiburg 6/3 65.

Hochgeehrter Herr,

ich danke vielmals für die Zusendung der Gottschall'schen Recension. Ich habe daraus die Moral gezogen, daß es doch eine unverzeihliche Sünde ist mit Freytag befreundet zu sein; sonst hat es weiter keinen Zweck. — Der gezähmte Anti-Biedermann ist mir zugekommen[3]. Eigentlich ist's ein starkes Stück, daß ein unterzeichneter Aufsatz so zugerichtet wird. Einige Streichungen mochten heilsam sein; aber

[1] Zehn Jahre deutscher Kämpfe 2. A. S. 27 ff. [2] 1865, Heft 1; über die Histor. u. Polit. Aufsätze. [3] Das Manuskript für die Grenzboten an Hirzel sendend, hatte Treitschke am 22. Febr. geschrieben: „Sie werden finden, daß ich das Männchen erschrecklich glimpflich behandelt habe. Er ist ja leider anständig und gehört halb und halb zu unsrer Partei. So mußte ich gewaltsam Bosheit und Laune im Zaume halten. Das ist wider meine Natur, und der Aufsatz taugt daher recht wenig."

die Bemerkung, daß gegenwärtig ein ähnlicher Gesinnungsterrorismus besteht wie i. J. 1859, hätte stehen bleiben sollen. — Doch lassen wir das. Die ganze Geschichte ist mir gründlich unangenehm; an B. sind keine Lorbeeren zu holen. — Der Zweck dieser Zeilen ist nur die Ankündigung meiner Ankunft. Ich hoffe auf ein paar frohe Tage in Leipzig. Der kleine Overbeck kommt mit, und den bekehrten Legationsrath finde ich auch vor — — — Ich freue mich sehr auf ein gutes Gespräch. Immer so wie hier alle Gedanken aus den eigenen Fingern saugen taugt Nichts; man wird dabei dumm oder eitel.

Mit den schönsten Grüßen

Ihr

Treitschke

450] An Friedrich Zarncke.

Königstein 20/3 65.

Lieber Freund,

... Ich habe mir mit der Besprechung des Caesar eine arge Last aufgebürdet und bedarf sehr freundlicher Unterstützung. Zwar über die neuesten französischen Zustände bin ich leidlich unterrichtet, aber meine Detailkenntniß der römischen Bürgerkriege ist schwach, fast ebenso schwach wie die Gelehrsamkeit Napoleons III, dessen Buch auch die bescheidensten Erwartungen enttäuscht[1]. Mein Trost ist, daß ich in erster Linie nur über den Bonapartismus reden soll, und daß die Arbeit eine fast unvermeidliche Consequenz meiner unitarischen Sünden ist: man muß doch dem Philister zeigen, daß wir deutschen Unitarier mit dem Bonapartismus Nichts gemein haben. — Die letzten Tage in Leipzig werden mir immer eine liebe Erinnerung bleiben: ich wurde von allen Seiten mit Freundlichkeit überschüttet ... Nur die politische Stimmung unsrer Verschwörung behagte mir wenig[2]. Ich bin nicht so unbillig zu verkennen, daß die deutschen Dinge erstaunlich rasch und unerwartet sich gewendet haben

[1] An Klee, von dem er sich für diese Arbeit über Napoleons Jules César, die ihm „ganz unerwartet aufgeladen wurde", den ersten Band von Rankes Französischer Geschichte und Sybels Geschichte des Revolutionszeitalters erbittet, schreibt Treitschke am 29. März: „es ist nicht leicht den rechten Ton zu treffen wenn man ein schlechtes Buch von einem außerordentlichen Manne besprechen soll; und es ist noch schwerer, mit raschen Strichen zwei so verwickelte Epochen wie die Zeit Caesar's und Napoleon's III. zu vergleichen. Nun ich die altrömischen Dinge wieder vornehme, schäme ich mich recht, daß man leider gezwungen ist zu schreiben, während man noch so Viel zu lernen hat." [2] Vgl. an Freytag 16. 3. 65, Dove S. 52f.

und nicht Jedermann diesem Wechsel folgen kann. Aber es thut mir wehe, daß wir Liberalen die Entscheidung der großen Frage im Norden ganz und gar den Gegnern überlassen. Vor lauter Erwägungen kommen wir zu keinem Entschlusse, wenn wir nicht gar in doktrinärer Verblendung das Gute hindern. Ich bin in Sorge vor der schl-holst. Debatte in der preußischen Kammer. Die Herren lassen sichs nicht nehmen, das Paradepferd des Volkswillens zu reiten — als ob eine große Nation einer Provinz das unbedingte Selbstbestimmungsrecht gestatten dürfte! —

Ich habe mich herzlich gefreut, Sie so wohl und muthig zu finden.

Treulich

der Ihrige

Treitschke

451] An August Weismann.

Königstein 23/3 65.

Lieber Freund,

ich will meinen aufrichtigen Dank für die Freundlichkeit, die ich in Ihrem Hause fand, wenigstens dadurch bethätigen, daß ich Wort halte. Ob Ihnen Mill's Schrift gefallen wird, ist freilich zweifelhaft[1]. Ich bin etwas enttäuscht; für den Politiker ist nicht Viel daraus zu lernen. Die Ideen Bentham's habe ich noch nirgends mit so viel Geist und Klarheit ausgeführt gefunden; einzelne Abschnitte, wie die Betrachtung über das Gewissen, sind vortrefflich. Aber bekehrt hat mich Mill nicht. Ich finde, die ersten Sätze Benthams sind eine petitio principii, was auch Mill halbwegs zugesteht. Faßt man den Begriff „Glück" so ungeheuer weit, so löst sich der Streit zwischen Utilitariern und Idealisten schließlich in ein bloßes Wortgefecht auf. So lange mir die Schüler Benthams ihre obersten Sätze nicht beweisen, halte ich mich an den kategorischen Imperativ; auch er ist unbewiesen, doch er gewährt mir mehr Beruhigung. Die letzte Schwäche der Moral Mill's scheint mir nahe verwandt mit dem Grundfehler seiner Politik: wie er nicht im Stande ist, den Staat als eine objective Ordnung, ein Vermögen der Menschheit zu begreifen[2], sondern in ihm nur ein Mittel für die Zwecke des Einzelnen sieht, so ist auch Mill's Moral individualistisch. Es ist falsch, in der Sittenlehre auszugehen von dem

---

[1] Utilitarianism, 1863 erschienen; s. Histor. u. Polit. Aufsätze 3,5. Deutsche Geschichte 4,22 f. [2] Vgl. Deutsche Geschichte 4,469.

Einzelnen, statt von der menschlichen Gattung und ihren Entwicklungsgesetzen. — Wenn Sie Mill kennen und lieben wollen, müssen Sie sein Buch über die Freiheit lesen; dies halte ich für weit bedeutender als das gegenwärtige. —

Ich sitze hier eingeschneit bei 11° Kälte und versuche mir durch Arbeit die Zeit zu vertreiben, u. A. durch Napoleon's Caesar. Wenn Sie die Weisheit aus Beckers Weltgeschichte vergessen haben und nicht mehr wissen, daß Athen eine schöne Stadt war mit einem Hafen Namens Piräus 2c., so rathe ich Ihnen das Machwerk dieses gekrönten Schulmeisters zu lesen. — Sorgen Sie, daß Sie mit gesunden Augen wieder nach Freiburg kommen, und empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater.

Aufrichtig der Ihrige

Treitschke

452] An die Schwester Johanna Baronin O'Byrn.

Königstein 1/4 65.

Meine liebe Schwester,

. . . Bei diesem Wetter (soeben schneit es wieder, langsam, langsam, höchst gemüthlich, der Schnee weiß, daß er sich Zeit nehmen kann) — bei solchem Wetter wär' es unrecht, wenn Papa und Hep ohne dringende Noth die Festung verließen[1]. Da also aus der vollzähligen Familienvereinigung leider doch Nichts wird, so verschiebe auch ich den Besuch in Dresden auf beß're Zeiten. Uebrigens wär' es wünschenswerth, daß einmal ein recht ehrlicher Mann die fables convenues über den deutschen „Frühling" durch schneidende Kritik zerstörte. Deutschland hat zwei Jahreszeiten, neun Monate Winter mit Catarrh und Grippe, drei Monate Sommer mit Mücken und Cholera. Erst wenn diese unbestreitbare Wahrheit in allen Schulbüchern zu lesen steht, dürfen wir uns rühmen unser Clima zu kennen. Caesar und Tacitus mit ihren entsetzlichen Nebel- Schnee- und Regen-Schilderungen kannten Deutschland jedenfalls besser als die modernen Sänger des Wonnemonds oder gar der Märzveilchen. Doch nach dieser offenbar zeitgemäßen meteorologischen Betrachtung laß mich endlich zu dem Thema meines Briefs kommen und Dir, liebes Hänschen, meinen herzlichen Glückwunsch sagen. Du wirst es mir angesehen haben, wie sehr ich mich Deiner und Deines Mutterglücks freute. Möge Dir

[1] Zur Teilnahme am Geburtstagsfest (2. April) der Schwester.

Dein Georg auch künftig die gleiche Freude bereiten, wie jetzt, wo er Deine Kaffekannen mißhandelt. —

... Hier oben geht das Leben in der Dir wohlbekannten stillen Weise fort. Ich habe sehr viel zu thun an einer Arbeit über Caesar und die beiden Napoleons. Glücklicherweise giebt mir das Gelegenheit, das genialste Geschichtswerk des 19. Jahrhunderts, Mommsen's römische Geschichte, abermals zu lesen[1]. Die Zeit vergeht etwas eintönig; selbst spazieren gehen kann man nur bis zum Horn. Vater und Hep sind recht heiter. Josephe fühlt sich in diesem stillen Dasein merkwürdig wohl, und ich will ihr nur wünschen, daß das gute Kind sich später in andre Lebenslagen mit gleicher Leichtigkeit finden mag. Grüße Johannes und Georg herzlich, sage Deinem Schwiegervater meinen ehrfurchtsvollen Glückwunsch und glaube, daß es mir unendlich leid thut Dich morgen nicht selber zu sehen.

Dein treuer Bruder

Heinrich.

453] An Theodor Mommsen.

Königstein 16/4 65.

Hochgeehrter Herr,

Hr Hirzel schreibt mir zwar, daß Sie jetzt in Leipzig sind oder kürzlich dort waren; doch will ich meine Antwort auf Ihre freundlichen Zeilen nicht länger aufschieben. Ich danke Ihnen herzlich für die römische Geschichte und für die Annexionsschrift. Die letztere kann ich unmöglich blos als ein persönliches Rechtfertigungsschreiben ansehen. Wenigstens wünsche ich nicht, daß sie im Publicum also aufgefaßt werde. Sie soll uns noch gute Dienste in den Herzogthümern thun; es ward hohe Zeit, daß ein geborener Schleswiger von Ihrem Ansehen seine Stimme erhob[2]. Mit einiger Beschämung erkenne ich,

---

[1] Mit denselben Worten spricht Treitschke tags darauf auch Hirzel seine Bewunderung des Mommsenschen Werkes aus. „Was mein wackrer Lehrer Köchly und viele Andre dagegen geschrieben, ist doch recht schwächlich." [2] Die Annexion Schleswig-Holsteins. Berlin 1865 (Vorwort vom 4. April). Die Flugschrift berührt sich mannigfach mit Treitschkes „Lösung der schleswigholsteinischen Frage", von der Mommsen ihrem Verfasser am 8. April schreibt, daß sie ihn „tief ergriffen" habe: „Es war ein Glück, daß Sie zur rechten Zeit das Gewicht einer ganzen und vollen Ueberzeugung in diese Debatte hineinwarfen; besonders in den Herzogthümern hat das entschieden gewirkt." Mommsen selber spricht sehr lebendig und wirksam als Preuße, der „unser preußisches Selbstgefühl" und sein „gutes Recht" gegenüber dem

wie viel praktischer, umsichtiger und bescheidener als ich Sie geredet haben. Zu meiner Entschuldigung muß ich daran erinnern, daß ich im Januar schrieb. Hunderte unsrer Parteigenossen waren damals im Stillen Annexionisten, und doch wagte die liberale Presse nicht den Gedanken auszusprechen. In solcher Lage schien es mir geboten, recht von der Leber weg, recht rücksichtslos zu sprechen. Daß die rasch hingeworfnen Blätter solches Aufsehen erregen würden, ahnte ich nicht im Mindesten; sonst hätte ich leicht einige grobe Fehler vermeiden können. Gebe der Himmel, daß der von Ihnen vorgeschlagene Weg wirklich eingeschlagen werde. Das ist sicherlich der beste Ausweg, nur sehe ich leider hüben und drüben nicht den rechten Willen dazu.

Blos in zwei Punkten bin ich nicht Ihrer Meinung. Unsre deutschen Dinge sind so lächerlich verworren, sie machen jede Voraussicht zu Schanden; man soll darum auch Nichts verschwören. Ich halte für möglich, daß die Vergrößerung Preußens uns dem Ziele der deutschen Einheit näher bringt. Es ist denkbar — so lächerlich es heute klingen mag — daß in 10 Jahren die Preußen von den Hessen ins

süddeutschen Partikularismus entschieden wie Treitschke vertritt (vgl. o. S. 173); er nennt es auch ganz natürlich, „daß ein großer Theil der Preußen die Zukunft Deutschlands in der Ausdehnung des preußischen Einheitsstaats sieht“. Er findet zwar die Formen zu tadeln, in denen diese Überzeugung fast durchgängig sich äußert; „aber die Grundlage, aus der alles dieses in Preußen entspringt, ist doch das noblesse oblige; und daß dieses in Preußen vom Schloß bis zur Hütte von allen Edlen der Nation empfunden wird, das ist doch die Hoffnung Deutschlands.“ Trotzdem aber, und obgleich er wie Treitschke durch die Ereignisse aus einem Anhänger des Erbprinzen Friedrich zu einem Gegner gewandelt ist, will er die „gewaltsame Annexion“ Schleswig-Holsteins durch Preußen „um keinen Preis“. „In dieser Weise wird die deutsche Frage nicht gelöst ... nicht den Weg der Reunion darf sie gehen, den der Reichsdeputationshauptschluß und der Rheinbund schimpflichen Andenkens ihr vorgezeichnet haben ... sondern nur den Weg, den der Zollverein und in umfassenderer Weise das frankfurter Parlament gewiesen, einer großen für alle gemeinsamen, nach Möglichkeit die Selbständigkeit der einzelnen Landschaften schonenden, aber wo dies nicht möglich ist, unerbittlich durchgreifenden Generalmediatisirung“. Im vorliegenden Falle empfiehlt M., von den holsteinischen und schleswigschen Ständen Vertrauensmänner wählen zu lassen, „die bei der Ordnung der künftigen Verhältnisse der Elbherzogthümer zu Preußen (ihrer notwendigen ‚partiellen Annexion‘) die Interessen des Landes nach Möglichkeit vertreten.“ Die wünschenswerteste Lösung aber wäre ihm, dem „geborenen Schleswig-Holsteiner“, der freiwillige Eintritt der Herzogtümer in den preußischen Staat. — Daß er „die Schrift und einen vortrefflichen Begleitbrief von M. mit großer Freude und — mit einiger Beschämung gelesen“ habe, schreibt Tr. auch Hirzel (18. April). „Wie sehr unverschämt mein eignes Schriftchen war, ist mir erst an Mommsens bescheidenem Tone klar geworden Erzählen Sie dies Geständniß aber nicht an Hrn Biedermann.“

Land gerufen werden um eine unverbesserliche Dynastie zu beseitigen[1]. In diesem Falle müßten wir doch wie heute mit Preußen gehen und die Annexion als einen Fortschritt zur Einheit begrüßen. Völlig gelöst wird die deutsche Frage auf diesem Wege freilich nicht. — Mein zweiter Widerspruch bezieht sich auf die gewaltsame Einverleibung. Gewiß, sie wäre ein schweres Unglück, Niemand darf sie wünschen. Aber wenn ich mir den permanenten Kriegszustand zwischen dem Kieler und dem Berliner Hofe vorstelle und die unselige Lage Ihrer Heimath in dieser Zwitterstellung und die Gewißheit, daß diese Halbheit schließlich doch zur Annexion führen muß, so halte ich die sofortige Einverleibung für das geringere Uebel. — In allem Uebrigen ist mir Ihre Schrift aus der Seele geschrieben. Sie haben Sich reichen Anspruch auf den Dank der Patrioten erworben; ich hoffe, die Wirkung in den Herzogthümern soll nicht ausbleiben. —

Die sittliche Entrüstung, womit mich die Gesinnungstüchtigen neuerdings zu überschütten lieben, hat wenigstens das Gute gehabt, mich auf die Mängel meiner Schriften aufmerksam zu machen. Zum Herbst soll eine neue Auflage der Aufsätze erscheinen. Darin werde ich Manches schärfer ausführen und auch die Staatenbünde des Alterthums in die Betrachtung hineinziehen. Was Hegemonie ist und was die Abtretung der Militärgewalt bedeutet, läßt sich an diesen Beispielen erläutern. —

Sie haben mich zur Besprechung des Lebens Cäsars vorgeschlagen. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Denn obwohl ich ungern daran ging, so sehe ich doch ein, die Arbeit ist nöthig. Unitarier und Vertheidiger der Annexion stehen einmal selbst bei verständigen Leuten in dem Verdachte bonapartistischer Gesinnung. Da ist es heilsam, über das moderne sogenannte Caesarenthum zu sprechen und zu zeigen, daß wir trotz Alledem Liberale sind und bleiben[2]...

Mein alter Lehrer Klee läßt Sie herzlich grüßen. Sie aber, hochgeehrter Herr, erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen. Mit aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebenster

Treitschke

---

[1] Histor. u. Polit. Aufs. 2,216 (seit 2. A.). [2] Vgl. Mommsen, Römische Geschichte 3,477f. und dagegen Bamberger in der S. 355 A. erwähnten Broschüre.

454] An den Vater.

Freiburg 1/5 65.

Heute vor 8 Tagen bin ich wieder eingetroffen, mein lieber Vater, und obwohl ich gewöhnlich vor dem ersten Briefe längere Zeit verstreichen ließ, so drängt es mich doch diesmal, Euch herzlich zu danken für all' Eure Freundlichkeit. Mir ist, als hätte ich Dich in den letzten 4 Jahren nicht wieder so munter und den Hep niemals heiterer und liebevoller gesehen. — Meine Reise lief vortrefflich ab — — — diesmal fand ich leider, daß ich den Frühling ganz versäumt. Bei Euch sah ich noch nicht die ersten Veilchen, und hier blühende Kastanien und Hollunder ... Das Erste was ich hier vorfand war die verrathene Ueberraschung, die Hep's Neugierde so sehr reizte — ein schöne große goldene Standuhr, weit prächtiger als die Eure. Ich darf das Geschenk unbeschämt annehmen, nachdem ich 3 Semester lang unentgeltlich öffentliche Vorlesungen gehalten. Am Meisten freut mich, daß unter den Gebern meines Wissens kein einziger Parteigenosse, dagegen viele ausgesprochne politische Gegner sich befinden. Es freut mich doch, daß in diesen Kreisen noch Unbefangenheit genug herrscht, um das ehrliche Streben nach historischer Wahrheit auch bei dem Gegner anzuerkennen. Meine Collegen und die Studenten sind — was ich sehr taktvoll finde — gar nicht zur Betheiligung aufgefordert worden; die Sache geht aus von einigen älteren Herren vom Gericht, vom breisgauer Adel ꝛc. — Um Dir eine Dir peinliche Erwähnung zu ersparen, stehe hier die Notiz, daß Hirzel mir die Nummer der Leipz. Ztg. zugeschickt hat, welche mich mit so viel Artigkeit behandelt. Ich müßte Dein Sohn nicht sein, wenn ich diese Weise der Polemik einer Erwiderung würdigen wollte. Inzwischen wird der Druck der zweiten Auflage meines Buchs in einigen Wochen beginnen; diese und hoffentlich bald die deutsche Geschichte wird ja wohl zeigen, ob ich wirklich aus der Reihe der Historiker ausgeschieden bin. — Mit den Collegien sieht es diesmal bös aus. Nur zehn neue Studenten sind immatriculirt. Dies trifft Niemanden härter als mich, da es hauptsächlich die Füchse sind, welche historische Collegien hören ... Indeß haben meine Vorlesungen begonnen[1], und an andrer Arbeit ist Ueberfluß. Die große Lockung des herrlichen Freiburger Frühlings muß ich ge-

[1] Treitschke las in diesem Semester „Geschichte Deutschlands vom westphäl. Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen" viermal wöchentlich von 4—5 Uhr und „Geschichte und Politik des deutschen Zollvereins" zweimal wöchentlich.

waltsam von mir weisen — — — Grüß die Geschwister und den Kronprinzen in Dresden herzlich.

Dein treuer Sohn

Heinrich

455] An Moritz Busch.

Freiburg 1/5 65.

Lieber Kleiner,

... Ich bin wieder in meiner gewöhnlichen Stimmung wenn ich Freiburg aufs Neue betrete. Ich empfinde abermals bitter, wie arm hier das Leben ist und wie sehr mir täglicher Umgang mit Freunden wohlthun würde. Bei hiesigem Studio bin ich in Ungnade — als Annexionist und weil ich offen meine Meinung über die sündliche Freiburger Faulheit gesagt habe[1]. Noch ists zweifelhaft, ob ich meine Collegien zu Stande bringe. — Von Hirzel hab' ich bereits ein Lebenszeichen erhalten: Die jüngste Artigkeit der Leipziger Muhme. Nun, ich armer Aal bin schon von geschickteren und handfesteren Köchen gespießt worden, ohne daß mein zähes Leben darunter litt. Leid thut mir nur, daß dies die einzige Kritik seines annexionistischen Sohnes ist, die meinem Vater zu Gesicht kommt ... Weißt Du, was Bismarcks jüngster Schachzug bedeutet? Und hältst Du für möglich, daß ein meerumschlungener Landtag durch eine endlose Kostenrechnung zur Vernunft gebracht wird[2]? Den Freunden in L. tausend Dank für all' ihre Freundlichkeit. Von Dir aber erwarte ich mit Bestimmtheit, daß Du Deinem nächsten Briefe Deine Photographie einlegst.

Dein

Treitschke

456] An Salomon Hirzel.

Freiburg 7/5 65.

Hochgeehrter Herr,

ich habe nicht die rechte Stunde zum Briefschreiben gewählt; im Augenblicke ist meine Stimmung nicht rosig, und — was Sie wohl ebenso

[1] „Mehr als einmal habe er seinen schwänzenden Zuhörern schreiben müssen, ob sie überhaupt beabsichtigten, das Kolleg noch weiter zu hören, sonst könne er seine Zeit besser gebrauchen"; so erzählt Hausrath von Treitschke nach dessen mündlicher Mitteilung. (Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke, S. 5.) [2] Sybel 4,108 ff. 81 ff.

wenig wie ich für möglich gehalten hätten — die Hanswürste der Leipziger Ztg. sind es, welche mir nach so vielen heiteren endlich eine bittere Stunde bereitet haben. Jenes Artikelchen, das Sie mir neulich schickten, hat auf dem Königstein seine Wirkung gethan und meinen Vater leider aus seiner wohlwollenden Zurückhaltung ganz und gar herausgetrieben. In einem Briefe, den ich eben empfange, unterschreibt er wörtlich das Urtheil des Leipziger Kritikers und — was sind das doch für verworrene Zeiten, wo der Sohn vom Vater ein Jesuit genannt wird weil er an Herrn Sammers Lügen nicht glauben kann! Vielleicht ist es nicht recht, einem Dritten — freilich einem alten bewährten Freunde — solche häusliche Geschichten zu erzählen. Aber dieser Vorfall ist der einzige in dieser unendlichen Annexionsschreierei, der mir wirklich zu Herzen gegangen ist; und bevor ich Ihnen davon gesprochen, brächte ich doch keinen leidlichen Brief zu Stande.

Ihnen und den Freunden muß ich noch tausendmal danken für die Freundlichkeit in Leipzig. Ihre Verführungskünste, die mich noch einen halben Tag länger zurückhielten, hatten zur Folge, daß ich den Rechberg am Frühmorgen nach einer schlechten Nachtfahrt bestieg. Droben war es sehr hübsch. Schwaben gefiel mir diesmal besser als in meinem Tübinger Semester, das mir durch die Eingeborenen und ihren Haß gegen die herzlosen Gecken aus Norddeutschland verbittert ward. Noch besser behagte mir's am Nachmittage in Eßlingen. In meinem verbismarckten Herzen erwachten wieder alte Kyffhäuserträume, als ich den ehrwürdigen einköpfigen Kaiseradler und die staufischen Löwen am Thore sah. Auf dem Rothenberge ist wenigstens schöne Aussicht. Die griechische Kapelle aber, worin der alte Wilhelm seine Katharina Paulowna und schließlich sich selber begraben hat, giebt Allerhand zu denken. Wenn eine Prinzessin aus unsrer großen Stuterei nach Rußland heirathet, so tritt sie zu dem orientalischen Fetischdienste über und läßt sich vertaufen. Läßt sich eine russische Großfürstin zu Einem unserer Angestammten herab, so bleibt sie griechisch, und ihr protestantischer Mann wird in der griechischen Kapelle begraben und dreht sich nicht im Grabe herum, wenn der Pope über ihm allsonntäglich seine Possen aufführt. Das ist so deutscher Fürstenstolz! Unsre katholischen Dynastien zeigen in diesem Punkte doch etwas mehr Selbstachtung ... Das Semester ist unerhört schlecht, wie die alten Hofräthe sagen; wir haben keine Füchse. Ich bin in der

Facultät immer noch der Glücklichste. Was man mir Anfangs sagte, auch der Studio habe mich als einen Verräther geächtet, hat sich nicht bestätigt. — Sehr schlimm aber steht es mit meinem Umgang. Weismann, der Zoolog, ein grund-geistreicher Mensch, im letzten Semester mein bester Trost, wird durch Krankheit daheim gehalten ... In drei Wochen will ich auch die Arbeiten in Carlsruhe anfangen. Dort werde ich leider traurige Gesichter sehen. Denken Sie: mein alter Freund Rokk (ein prächtiger Mensch, der rechte Süddeutsche im guten Sinne, vielleicht ein badischer Minister der Zukunft) hat vorgestern auch seine zweite Frau verloren, fast am selben Tage wie vor drei Jahren die erste. Ein Wittwer von 32 Jahren mit zwei Kindern von zwei Frauen — das ist grausam! ...

Von den vaterländischen Dingen zu reden fällt mir heute schwer. Die Verblendung in Berlin scheint unheilbar, und die Verwirrung im Innern wirkt lähmend auf die Schleswig-Holsteinische Sache hinüber. Ich fürchte, wir bekommen eine schlecht ausgeführte halbe Annexion, und dann werden erst 10 Jahre des widerlichsten Zankes vergehen müssen, bis die ganze Verschlingung nachkommt und alle Welt gesteht, daß wir Recht hatten. Die Nation war nie verblendeter ... Schlagen Sie 'mal in meinem Wangenheim die Geschichte des preußisch-anhaltischen Zollkrieges nach. Genau wie heute! Der gesammte Liberalismus in Flammen für das Selbstbestimmungsrecht von Köthen, wo Fürst und Volk einig waren in einer souveränen, dem engeren Vaterlande sehr ersprießlichen, Schmuggelpolitik[1] — — —

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Treitschke

457] An Friedrich von Weech.

Fbg, 15/5 65.

...

Lieber Weech,

— — — Soeben erhalte ich Busch's neueste Scheußlichkeit, die in Persönlichkeiten das Mögliche leistet[2]. Bf. ist übrigens schon längst in den Sammer'schen Blättern entlarvt und gebrandmarkt. Dies neueste Verbrechen hat bewirkt, daß Schwerin, Simson, Saucken und Kathen an Wehrenpfennig geschrieben haben: sie wollten öffentlich ihren

[1] Histor. u. Polit. Aufsätze 1,239ff. Deutsche Geschichte 3,32f. 39ff. [2] „Die Zukunft Schleswig-Holsteins", Preuß. Jahrbb. 1865. Maiheft, S. 542–69.

Abscheu gegen die Annexionslust der Jahrbb. aussprechen. W. hofft mit Duncker's Hilfe die Männer der neuen Aera von diesem abermaligen Selbstmordsversuche zurückzuhalten. Gott erhalte den König! Mit der Thronbesteigung des Kronprinzen erleben wir gewiß ein Zurückweichen des Starken, während jetzt das Standhalten mindestens möglich bleibt. So weit ist unser Liberalismus herunter! Einen kleinen Trost fand ich in der heutigen Kölnischen Ztg; da singt der alte Rhein selber zum Jubelfeste[1]: „ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein." —

Ich beneide Sie oft um das Leben in Carlsruhe. Mein Freiburger Klagelied will ich nicht von Neuem singen. So viel ist klar: ich passe nicht zu diesen Menschen, ich stoße überall an und finde mich nicht in dies kleinstädtische Wesen. Eben sagt mir Mangoldt, daß ***'s sich tödtlich von mir beleidigt glauben. Wie, wo, warum? ist mir ganz räthselhaft. Und die gehören noch zu den Besten, zu denen, die ich mit aller, meiner barbarischen Natur möglichen, Artigkeit behandelt habe! Was soll man da von den Hofräthen für angewandte Mathematik rc. erwarten? . . .

Herzlich Ihr

Treitschke

458] An Hans Blum.

Freiburg 20/5 65

Geehrter Herr,

— — — daß Herr Duncker[2] für eine erbärmliche Sache auch erbärmliche Gründe vorbringt, ist ganz in der Ordnung. Er hat ganz Recht: eine veränderte Parteistellung in Preußen wird allerdings die Folge der Annexion sein; und Gott gebe, daß ich den Tag noch erlebe, wo die Larve des Patriotismus den schlechten Deutschen vom Gesicht gerissen wird, die mit allen Mitteln gewissenloser Demagogie die Macht ihres preußischen und deutschen Vaterlands zu untergraben trachten. —

Seit gestern beginne ich an dem Letzten zu zweifeln, was dem Augustenburger zur Seite steht, an dem positiven Rechte. Heffter, Einer der wenigen braven Männer unter den preußischen Kronsyndiken, versichert in seinem Gutachten[3], das Geld, womit der alte Augustenburger sein Erbfolgerecht sich abkaufen ließ, sei mit Zustimmung

[1] am fünfzigsten Jahrestage der Vereinigung der Rheinlande mit Preußen. [2] Max Dunckers demokratischer Bruder Franz. [3] Sybel 4,139 ff.

aller Familienglieder zu einem Fideicommisse des herzoglichen Hauses verwendet worden. Wie der Erbprinz sich nachher noch rechtlich und sittlich befugt halten konnte sein Erbrecht zu behaupten, mag Gott und Herr Sammer wissen. Bestätigt sich diese Thatsache, so muß die liberale Presse, wenn sie noch einen Funken von Wahrheitsliebe besitzt, den Augustenburger fallen lassen. Freilich, ob dies Minimum von Ehrlichkeit bei den particularistischen Liberalen vorhanden ist, scheint mir sehr zweifelhaft seit sie mit den Herren Beust, Schmerling, Pfordten auf so vertrautem Fuße stehen[1] ...

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Treitschke

459] An den Vater.

Freiburg 22/5 65.

Mein lieber Vater,

... Bevor ich weiter schreibe, muß ich mich erst mit dem Theile Deines Briefs abfinden, der mir — offen gestanden — sehr weh gethan hat. Ich möchte doch nicht, lieber Vater, daß dieser Ton zwischen uns aufkäme. Ich enthalte mich grundsätzlich über die politische Frage zu sprechen; nur Deine Vorwürfe gegen mein persönliches Verhalten kann ich nicht unerwidert lassen; denn mir scheint, Du warst nicht ganz ruhig, als Du sie niederschriebst. Du tadelst mich, daß ich unberufen geredet, aber Du vergißest, daß ich in der allerpersönlichsten Weise zum Reden aufgefordert war. Häußer hatte mich öffentlich als eine Autorität für die Sache des Augustenburgers genannt. Wie konnte ich als ehrlicher Mann dazu schweigen? Was würdest Du denn thun, wenn man sich öffentlich auf Dich als einen Anhänger Bismarck's beriefe? Und ich meine noch heute, ich war um so mehr verpflichtet zu reden, weil die Ueberzeugung, die ich hegte, unpopulär war und ist. — Du wirfst mir vor, daß ich die Schriften der Gegner nicht lese. Das ist ein Irrthum. Alle die Broschüren von Fricke, Schrader rc. habe ich gelesen und besitze sie zum Theil selber; nur freilich lese ich solche Sachen im Originale, weil ich als alter Publi-

[1] Auch an Nokk schreibt Treitschke an demselben Tage von diesem Eindruck des Hefftersehen Gutachtens auf ihn. Hier heißt es außerdem: „An der Annexion sollte Rudolf doch ja nicht vor der Zeit verzweifeln. Wir werden in dieser Sache noch manchen Wechsel von Furcht und Hoffnung durchmachen und schließlich doch Recht behalten.“

cist sehr gut weiß, wie wenig man sich auf die sogenannten Auszüge in den Zeitungen verlassen kann. — Du tadelst, daß ich als Parteimann, nicht als Historiker, gesprochen. Mir scheint, das ist kein Tadel. Als Historiker kann man doch nur über die Geschichte, über das Vergangene reden. Fragen der Zukunft, wie die vorliegende, betrachten wir Alle, bewußt oder unbewußt, als Parteileute. Du und ich, die Leipziger und andre Zeitungen, wir Alle sind in solchen Fragen Partei und wir sind verpflichtet dem Gegner Achtung zu zollen, wenn er aus ehrlicher Ueberzeugung, nicht aus Nebenrücksichten, seine Partei vertritt. Für oder wider meine Befähigung zum Historiker folgt also aus meiner kleinen Schrift rein gar Nichts. — Endlich reicht es doch nicht aus, eine große politische Frage mit Kraftworten wie Jesuitismus und Niederträchtigkeit abzuthun[1]. Wir behaupten einfach: das positive Recht sei in diesem Falle unvereinbar mit den Lebensinteressen des Vaterlands, man müsse es also aufheben und den Berechtigten entschädigen. Diese Ansicht mag irrig sein, unsittlich ist sie nicht. Jeder historische Fortschritt vollzieht sich auf diese Weise; jede deutsche Verfassung, auch die sächsische, ist dadurch entstanden, daß man das gemeinschädlich gewordene positive Recht aufhob. — Ob mir die kleine Schrift geschadet hat, vermag ich natürlich nicht zu beurtheilen. Das aber weiß ich, daß sie mir auch unter den Gegnern einige Freunde erworben hat. Doch darauf kommt Nichts an. In solchen Fällen hat man allein zu fragen, ob man seine Pflicht gethan hat, und dieses Bewußtsein habe ich . . . Dich aber, lieber Vater, möchte ich herzlich bitten, die politische Meinungsverschiedenheit, die leider zwischen uns besteht, nicht noch mehr zu verschärfen. Es frommt niemals, politische Meinungen, die man für unrichtig hält, gleich als unsittlich zu verdammen. Daß ich nicht eitel bin, solltest Du doch wissen; Du darfst mir also auch zutrauen,

[1] Der Vater schreibt am 5. Mai, er habe, nachdem er „Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage“ gelesen, zu seiner Tochter Josephe gesagt: „Heinrich ist Jesuit geworden; ihm heiligt der nach meiner Ansicht höchst verwerfliche und verderbliche Zweck die Mittel.“ Und er findet es „gradezu — niederträchtig“, die Welt glauben machen zu wollen, es sei in Schleswig-Holstein der Wunsch nach Verpreußung vorherrschend. „Bist Du stolz darauf, mit den Herren Mommsen und Sybel zusammengenannt zu werden, nun wohl, so sei es, nimm aber auch dasselbe Urtheil hin, welches jetzt von Rechtswegen über diese vom früher laut anerkannten Rechte Abtrünnigen gefällt wird. — Ich habe Dir bei Deinem Hiersein nicht merken lassen, welchen Kummer mir Dein unberufenes Auftreten gemacht; jetzt mußte er einmal zum Ausbruche kommen. Und dennoch sei Alles vergeben und vergessen.“

daß ich nicht berauscht bin von dem Beifallklatschen meiner Partei, das überdies keineswegs ungetheilt war. Ich hoffe, in dem Vorstehenden ist Nichts was Dich kränkt; ich mußte Dir doch sagen, daß ich mir in dieser Sache sittlich Nichts vorzuwerfen weiß[1] — — —

Rechte Noth habe ich mit der Arbeit über den Bonapartismus: mir widerfuhr dabei, was mir seit Langem nicht mehr zugestoßen, ich mußte die ganze Schreiberei wieder umwerfen. Aber wie viel Augen und Ohren mag die Napoleonische Polizei haben? Ein Bekannter schickt mir neulich eine französische Zeitung, worin die Nachricht: „die Preuß. Jahrbb. werden nächstens einen Artikel von T. u. s. w. bringen. S. M. der Kaiser hat Herrn Conti beauftragt, ihm das betr. Heft der Jahrbb. sogleich nach dem Erscheinen zu schicken". Ich bezweifle, ob der mir gänzlich unbekannte Herr Conti diesem Auftrage nachkommen wird; sein Herr wird schwerlich Freude an dem Aufsatze haben. — Wir haben hier einen herrlichen Frühling; die Versuchung hinauszuwandern ist recht groß . . . Indeß muß ich lernen zu verzichten; ich begnüge mich fast täglich auf den Schloßberg zu steigen, etwas Lieblicheres findet man doch nicht so leicht — — — Ich grüße Euch Alle herzlich und hoffe bald auf gute Nachrichten.

Heinrich

460] An Moritz Busch.

Freiburg i. B. 13/6 65.

Lieber Freund,

. . . Herzlichen Dank für Deine Briefe und für die letzten literarischen Sünden in den grünen und den blauen Blättern[2]. Deine transalbingischen Bomben müssen Jeden überzeugen, der nicht blind sein will, aber das will ja leider das souveräne Volk. Für den großen Haufen, der ohnedies mißtrauisch und verstimmt ist, sind die Artikel etwas zu boshaft und persönlich gehalten, das ist ihr einziger Fehler. — Mit Wollust las ich den duftenden Rautenkranz, den Du dem Dresdener Angestammten gewunden. Er kam zur rechten Zeit, denn in Sachsen wird der Veitstanz nachgerade chronisch. Die neuesten Familienfeste haben wieder alle die schmutzige Hefe der Rheinbundszeit aufgerührt[3]. Von meinem Vater erhielt ich leider

[1] Dieser Satz ist in der Handschrift nachträglich noch eingefügt. [2] Grenzboten und Preuß. Jahrbb.; dort (1865, Bd. 2, S. 156 ff.) von B. auch eine Anzeige der Mommsenschen Annexionsschrift. [3] Am 25. Mai war dem Prinzen Georg sein

gestern einen — nicht discutirbaren Brief; Hirzels freundlicher Staatsstreich hat nur kurz gewirkt, das Fest in Pillnitz, wo auch Mangoldts Vater prangte, hat den localpatriotischen Ingrimm wieder aufgestachelt, und die große Posse des Dresdner Sängerfestes, woran ich nicht ohne Ekel denken mag, wird ein Uebriges thun. Wir aber, lieber Busch, wollen den Kopf hochhalten und noch eine gute Weile die Verräther und Reactionäre bleiben. Zuletzt behalten wir Recht. Der moralische Bankrott der Abgeordneten ist vollständig; sie hat Bismarck nicht mehr zu fürchten. Der Unsinn ist so kindisch, daß sogar einzelne Stocksüddeutsche sich über die Marinedebatte entsetzen[1]. Die Masse hier und im übrigen Oestreich jubelt natürlich dem biedren Virchow zu, und er ist stolz darauf. O diese L . . . ohne Vaterland! Es soll mir eine Freude sein, nach diesem verösterreicherten Volke endlich wieder Deutsche zu sehen. Der 10. August paßt mir vortrefflich, etwa 2—4 Tage vorher hören meine Collegien auf. Ich komme sicher, wenn ich's irgend möglich machen kann[2]. Eine Schweizreise, woran ich gedacht, muß natürlich dem Patriotismus nachstehen, und Geld wird auch noch geschafft werden. Schreib mir aber jedenfalls, worüber berathen werden soll ꝛc. Ich mag in diesen erlauchten Kreis nicht ohne vorheriges Nachdenken treten. Nach der Arbeit eine kleine Spritze in die Herzogthümer zu den Stätten Deines Ruhms — — — Hast Du in der Kreuzzeitung das Brüllen des Hallischen Löwen über die Verlorene Handschrift vernommen? Ich meine, das muß Freytag unter allen Kritiken am Meisten erfreut haben. Leo schimpft natürlich über Freytags Heidenthum, aber nur pflichtschuldigst; im Uebrigen

erster Sohn, der zukünftige Thronerbe, Friedrich August geboren worden; am 7. Juni wurde „das Andenken der Rückkehr Friedrich August des Gerechten" vom König durch ein Festmahl in Pillnitz gefeiert. Treitschkes Vater, der an dieser wie an der Geburtstagsfeier im Schlosse, 28. Mai, teilgenommen, schildert in seinem Briefe vom 9. Juni die „für mich und ganz Sachsen erhebenden Ereignisse" und wiederholt anschließend sein verdammendes Urteil über „Die Lösung der schleswig-holsteinischen Frage"; er müsse einmal die Art und Weise, wie durch die Vorfechter des preuß. Staates „vorgespiegelt wird, er habe ein Recht für sich, unsittlich nennen. Und darum eben thut es mir so weh, daß mein Sohn unter diesen ist."

[1] Vgl. H. Kohl, Die politischen Reden des Fürsten Bismarck 2,345—76.

[2] nach Hamburg „zu einer intimen Versammlung der preußischen Partei (sans phrase)", der Partei der Preuß. Jahrbb., über deren Schwäche sich Niemand täuschen könne. Um so nötiger sei es, daß die kleine Schar zusammenhalte (an Weech 24. 6.). Besonders auf die Beteiligung ihrer Anhänger in Schleswig-Holstein war gerechnet. Die Zusammenkunft fand indessen nicht statt; sie schien, Anfang August, politisch nicht mehr ratsam.

ist die lautere Poësie dieses Buchs doch selbst bis in Leo's Herz gedrungen. Das solltest auch Du Dir merken, denn gegen diesen Roman wie gegen Freytag überhaupt bist Du nicht ganz gerecht. — Ich hoffe, Du schreibst, wenn es wieder so gute Neuigkeiten giebt wie die von Keudell; jedenfalls schicke mir das Programm des Verschwörungsconventes.

Dein

Treitschke

461] An Wilhelm Nokk.

Fbg 21/6 65.

Lieber Wilhelm,

. . . Daß ich Ludwigs Dramen augenblicklich nicht habe, solltest Du eigentlich wissen. Du warst ja dabei, als ich sie Deiner Schwägerin versprach. Dies Versprechen hab' ich vor einigen Tagen erfüllt. Nun schau' zu, ob Du sie Fräulein Emma[1] abjagen kannst. Ich gebe großmüthig meinen Segen dazu, obgleich ich das Buch hier in F. noch nicht 3 Tage lang im Hause gehabt . . . Soeben las ich für meine neue Auflage Uhlands Briefe, von seiner Frau als Mscpt. herausgegeben. Ich sehe daraus, daß mein Urtheil über U. als Menschen richtig und Mohl's harte Worte unbegreiflich ungerecht sind. — Ueber die preuß. Abgeordneten denke ich wie Du. Es ist eine großartige Selbstverbrennung. Vergeblich versuchte ich, diese Wahrheit dem dicken Schädel meines Tischnachbars Goll einzutrichtern. Ich räche mich alltäglich durch höchst aufrichtige Bemerkungen über die Freiburger Ztg und verzehre also mein Brod mit dem wohlthuenden Gefühle, daß ich meinem Nachbarn den Appetit verderbe . . .

Auf Wiedersehn in 8 Tagen.

Dein

T.

462] An Salomon Hirzel.

Freiburg 24/6 65.

Hochgeehrter Herr,

— — — Dem Milton steht hoffentlich in einigen Tagen noch ein Zusatz bevor. Schon vor'm Jahre wollte ich untersuchen, ob das Paradise lost wirklich dem Adamus exul des Hugo Grotius nachgebildet ist, wie die Holländer versichern und viele Deutsche und Engländer

[1] von Bodman.

gedankenlos nachschreiben. Ich konnte in Deutschland das Buch nicht erlangen, jetzt hab' ich mich nach Leyden gewendet und denke im Klaren zu sein noch bevor der Druck so weit ist. So viel Mühe um 6 Zeilen, quel bruit etc. Leider versteh' ich mich nicht auf das Klappern, das auch zum gelehrten Handwerke gehört. Wäre ich ein Professor wie er sein soll, so sagte ich in einer Note der Bibliothek in Leyden feierlichst meinen Dank; dann wüßte doch ein verehrliches Publicum, wie sauer ich mir's werden ließ[1]. —

Für heute Nichts weiter. Unsre öffentliche Meinung wird immer blödsinniger, in Preußen sündigen die Könige und die Achäer um die Wette, und mir ist manchmal, als gingen wir einem 48er Rausche entgegen: wenigstens ist der Radicalismus seit Jahren nie frecher gewesen. Gott gebe, daß wir in den nächsten Jahren vor jeder Revolution bewahrt bleiben. Unter Hunderttausenden weiß ja kaum Einer, was er will; Deutschland war nie weniger vorbereitet für eine heilsame Reform.

In einigen Tagen hoffe ich Sie zu sehen. Bis dahin die schönsten Grüße.

Ihr

Treitschke

463] An den Vater.

Freiburg 5/7 65.

Mein lieber Vater,

— — — Ich ging um Pfingsten nach Breisach und auf den Kaiserstuhl, und da die Vogesen gar zu verlockend über den Rhein winkten, so schloß sich ein improvisirter Ausflug in das Elsaß daran. Das Land ist doch herrlich, fast noch schöner als unser Ufer. Den patriotischen Groll wurde ich leider nicht los, so gut ich auch weiß, daß das geschehene Dinge sind, die sich nicht wieder ändern lassen. Das Land verwälscht zusehends. Das Deutsche herrscht zwar vor, ist aber für den gemeinen Mann blos Dialekt. Reines Hochdeutsch versteht er kaum; wer seinen Jargon nicht redet, thut am Besten fran=

[1] Um diesen Adamus exul zu erlangen schrieb Treitschke am selben Tage an Weech und hatte er schon am 22. nach Göttingen an Frensdorff geschrieben und ihm zugleich ein Exemplar der 2. Auflage der Aufsätze angekündigt, „die durch einige annexionistische Prachtstellen verschönert werden wird." Er fügt hinzu: „Hoffentlich bist Du noch immer ein guter Preuße und nicht angesteckt von dem particularistischen Wahnwitz, daran man heute den echten Liberalen erkennt."

zösisch zu sprechen. Und ich fürchte, die Verwälschung wird rasch vorwärts gehen. Die Frauen, die in solchen Dingen wichtiger sind als die Männer, treiben's am Schlimmsten. Ich weiß von Elsassern, daß die Frauen fast nur französische Bücher lesen, und auch mir fiel es auf, wie oft die Frau französisch sprach, während der Mann noch dem Deutschen treu blieb. Die Hoffnungen des deutschen Wesens ruhen auf dem Protestantismus — den läßt sich der Elsasser nicht nehmen — und auf den gebildeten und gelehrten Kreisen Straßburgs. Aber mehr als ein Bastardvolk werden sie nicht, wir müssen zufrieden sein, wenn sie zwischen französischer und deutscher Cultur die Vermittlerrolle spielen und nur nicht gänzlich sich uns entfremden. Im Thale von Rappoltsweiler hab' ich mich doch in die Seele unsrer Vorfahren hinein geschämt[1]. Das ist ein so herrliches Stück deutscher Gebirgsromantik wie man es nur im Harz oder Schwarzwald finden mag. In schönen Kegeln steigt der rothe Sandsteinfels aus dem Buchenwald hervor, oben hängen kühn drei Burgen übereinander. Auf Hohenrappoltstein hat Jahrhundertelang ein köstliches Leben voll deutscher Laune gespielt: der Graf war König der Pfeifer und Sänger und fahrenden Leute des heiligen Reichs. Alljährlich hielt dort das lustige Volk seinen Landtag. Von solcher ernster Fröhlichkeit versteht der Franzose Nichts. Jetzt heißt der Ort Ribeauvillé, und auf dem Markte prangt ein Denkmal zu Ehren der verdienten Gewerbtreibender Stadt. Da liest man die Namen: Muller, Jacques; Meyer, Etienne ꝛc.[2] — Eine Schrift aus diesen verwälschten Landen, die jetzt in Paris in tausenden von Expl. gelesen wird, hat mir neulich recht gezeigt, wie wir zu diesen Nachbarn stehn. Das Buch heißt: un conscrit de 1813, ist ein historischer Roman in der Manier der Mühlbach, nur etwas besser, und erzählt die Geschichte eines Elsasser Rekruten. Alles athmet französischen Patriotismus und Haß gegen die Preußen. Merkwürdig und, da das Buch so ungeheuer gelesen wird, ein nicht unwichtiges Symptom der heutigen Stimmung jenseits des Rheins ist aber die Friedensliebe dieses Romans. Trotz alles Polterns mit der gloire wird Napoleon für seinen Ehrgeiz hart getadelt. Die Wellen des empire fangen doch bereits zu ebben an. Mir fällt das grade ein, da ich die Schrift kürzlich aus Paris er-

[1] Hier regten sich ihm — so hatte Treitschke am 13. Juni an Busch geschrieben — „Wiedereroberungsgedanken, als ob es gar keine Realpolitik gäbe." Vgl. Bd. 1, S. 180. [2] Vgl. Deutsche Kämpfe 2. A. S. 315.

hielt. — Mein Ausflug war übrigens ganz kurz. Ich sah nur die Strecke von Colmar bis Schlettstadt und kam bei der Limburg am Kaiserstuhl über den Rhein zurück. Es ist doch hübsch, so viel Schönes grade vor der Thür zu haben, und sollte ich wieder nach dem Norden verschlagen werden, so werde ich trotz Alledem manchmal mit Sehnsucht an diese gesegneten Rheinlande denken. — Doch das liegt noch in weiter Ferne. Vorderhand geht man damit um, mich hier noch fester zu ketten. Ich bin in der Facultät zum Ordinarius vorgeschlagen. Ob das Ministerium jetzt schon darauf eingeht, ist zweifelhaft. Denn das Budget der Universität ist in diesem Jahre ohnedies sehr hoch, und es handelt sich um die Beförderung von drei gleichzeitig berufenen Extraordinarien, deren Keiner eine Zurücksetzung verdient. Also sind wir Drei darauf gefaßt noch ein Jahr warten zu müssen. Mir ist bei der Sache der Eintritt in die Facultät als stimmberechtigtes Mitglied vorderhand wichtiger als die geringe Gehaltserhöhung. Namentlich auswärts macht es einen guten Eindruck, wenn man rasch Ordinarius wird. Natürlich rühre ich keine Hand darum und warte ab. — An der neuen Auflage drucken wir weiter. Sie macht leider mehr Arbeit als ich gedacht. Viele Bücher sind inzwischen erschienen, und allerhand übersehene Punkte wollen erledigt sein. Solche Zusätze von wenigen Zeilen sind verwünscht zeitraubend. Man kommt dabei oft in die Lage des Professors in der Verlorenen Handschrift. Um ein Buch des Grotius, das ich für einen Zusatz zu dem Milton brauche, mußte ich an 8 Bibliotheken schreiben; die achte hatte es endlich, und ich kann zehn Zeilen daraus machen[1] ... Nach Carlsruhe gehe ich übermorgen ... Ungeheuer Viel ist noch aus diesen Urkunden zu lernen. So hat jetzt Aegidi die Aktenstücke über die Anfänge des Zollvereins herausgegeben. Man sieht daraus, daß in Berlin schon 1818 die Absicht fest stand, das preußische Zollgesetz durch Verträge mit den Nachbarn über ganz Deutschland auszudehnen. Daß

[1] Aus Halle hatte Treitschke tags zuvor den Adamus exul erhalten. An Heinrich Hirzel, dem er das am 6. Juli mitteilt, schreibt er über den Inhalt: „Das gelehrte Werk ist, wie die Schleswigholsteiner sagen, ausgezeichnet aber ekelhaft; und ich gestehe, daß ich schon genußreichere Stunden verlebt habe, als den gestrigen Vormittag, wo ich ungläubiges Weltkind die Unterhaltung der Eva mit der Schlange bewältigen mußte." In den Briefen an die Hirzel Vater und Sohn (in Abwesenheit des Vaters) werden vom 18. Juni ab auch die anderen für die 2. Auflage der Aufsätze nötig gewordenen Änderungen und Zusätze im einzelnen erörtert. Auch sie zeigen, wie Treitschke mit exemplarischer Sorgfalt an seinem Buche weiterarbeitete.

dies später geschah ist bekannt; aber Niemand wußte bisher, daß der Plan schon so alt ist und so beharrlich festgehalten wurde[1] . . .

Mit tausend Grüßen an Alle.

Heinrich

464] An Salomon Hirzel.

Freiburg 21/7 65.

Hochgeehrter Herr,

. . . In Carlsruhe war ich schon mehrmals[2], sehr freundlich von Roggenbach aufgenommen. Ich habe dort schon Viel gelernt und sehe, daß ich noch weit mehr finden kann. Die Aenderungen im Wangenheim sind zumeist Folge der Carlsruher Studien. Uebrigens ist die Residenz im Sommer unbeschreiblich scheußlich; man wird nicht einmal durch den schönen Freiburger Abendwind getröstet — — — Das Bremer Schützenfest ist ganz so gerathen wie ich's dachte: ungeheure Sauferei und ungeheuer niederträchtiger Particularismus. Die Süddeutschen führen bei solchen Gelegenheiten immer das große Wort, und wie soll eine trunkene Masse der lieblichen Phrase „Selbstbestimmungsrecht der Stämme“ widerstehen? Man muß noch das Dresdner Fest[3] abwarten, das noch weit widriger wird. Dann wär' es an der Zeit, einmal ein Wort in den Grünen Blättern zu sagen. Solche Feste, zur unrechten Stunde gehalten, bringen unser unglückliches Volk noch um den letzten Rest seines politischen Menschenverstands. —

Ihr

Treitschke

. . . Vielen Dank für den . . . Baudissin[4]. Ich hätte nicht gedacht, daß Molière sich deutsch so gut ausnähme; das Liedchen vom roi Henri im Misanthrope ist ein kleines Meisterstück des alten Wolf.

465] An Salomon Hirzel.

Freiburg 30/7 65.

Hochgeehrter Herr,

ich komme diesen Augenblick wieder einmal von Carlsruhe zurück und beeile mich, Ihnen noch zwei kleine Zusätze zum Wangenheim zu

---

[1] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 4,638 ff. [2] Früher hatte Tr. einmal daran gedacht, im Sommer alle Collegien „auf 3 Tage zusammenzulegen und je 3 Tage wöchentlich im Carlsruher Archive zuzubringen“ (an den Vater 20. 12. 64). [3] Das Sängerfest, 22. bis 26. Juli. [4] Molière's Lustspiele übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. 1. Bd. Leipzig, S. Hirzel. 1865.

schicken aus dem Schatzkästlein des Archivs. Die Fahrten bei dieser Gluth und die Actenleserei in dem von früh bis Abends sonnigen Bureau sind nicht gerade erbaulich, auch giebt es viel unnütze Arbeit. Doch zuletzt findet man immer etwas Brauchbares; ich hoffe Viel von den Ferien — — — Aus Berlin hat Wehrenpfennig gute Nachrichten. Nach den Gasteiner Tagen will Bismarck sein Entweder—oder sprechen. Der Himmel gebe seinen reichsten Segen dazu! Denn was man auch a priori über die Annexion denken mag — ein Rückzug Preußens jetzt, nach Allem was geschehen, wäre ein grenzenloses Unglück. Wir brauchen eine vollendete Thatsache, denn die Nation ist krank bis ins Mark: das haben Beusts jüngste Triumphe in Dresden wieder gezeigt ...

Vergessen Sie mich nicht ganz. Mit den schönsten Grüßen

Ihr

Treitschke

466] An Moritz Busch.

Fbg 1/8 65.

Lieber Freund,

... Für heute bitte ich Dich nur, in der übernächsten Nr. der Gr. Blätter 3 Seiten mir offen zu lassen. Nach der unglücklichen Freytag'schen Arbeit, die mich wahrhaft betäubt hat[1], scheint es mir nothwendig, in einigen kurzen Sätzen, ganz unpersönlich unsere Hauptmeinungen zusammenzufassen: daß wir unbedingt und treuer denn je an den preußischen Forderungen festhalten müssen; die Kölner Vorgänge haben daran Nichts geändert. Dazu noch einige eindringliche aber parlamentarische Worte über den Landesverrath des Hrn Frese. Alles in Form einer oberrheinischen Correspondenz und mit der Chiffre H. v. T., weil Versteckenspielen schädlich und volle Unterzeichnung bei einem so kleinen Artikel lächerlich wäre ... Für die äußerste Ruhe und Schicklichkeit stehe ich ein, da es mir sauer genug wird, gegen Freytag zu schreiben. Uebrigens soll der Aufsatz auch äußerlich nicht als direkte Polemik gegen F. erscheinen[2].

Dein

Treitschke

[1] „Politische Correspondenz", Grenzboten 1865, No. 31 (3,193 ff.). [2] Nicht in dieser Form und in den Grenzboten, sondern ausführlicher im Oktoberheft der Preuß. Jahrbb. („Die Parteien und die Herzogthümer", Deutsche Kämpfe S. 33 ff.) wurde

467] An Salomon Hirzel.

Freiburg, 7/8 65.

Hochgeehrter Herr,

diesen Augenblick habe ich 130 Seiten mit Verbesserungen an Sie abgehn lassen. Von dieser Seite her ist also mein Gewissen vorläufig gesichert, und ich könnte getrost südwärts ziehn, wenn ich nicht noch eine alte Schuld an Bluntschli's Wörterbuch abtragen müßte. Abscheuliche Arbeit, dieser Artikel Stein! Ein so schöner Stoff, und man darf doch Nichts daraus machen. Nun, ich hoffe in 3 Tagen über den Berg zu sein. Dann kommt Busch, und ist das Wetter leidlich, so denke ich ihn mit nach Zürich zu nehmen und dann allein oder mit einem alten Freunde weiter in die Berge zu steigen. Alle meine Glieder, nicht am Wenigsten die Augen, sind der Bücher recht satt. Ich sehne mich recht nach den Alpen ... Von Frau Uhland habe ich übrigens Nichts erhalten. Ich finde auch ganz natürlich, daß sie mir ein wenig grollt; ihr Mann würde es nicht anders machen. Es wird noch eine gute Weile dauern, bis die Preußen in Schwaben als Deutsche gelten. —

Wie sehr mich Freytags Correspondenz betrübt hat, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Schon daß unsre Meinungen so weit aus einander gehen, ist mir leid genug; noch mehr beklage ich die Parteilichkeit seines Urtheils — ich finde keinen andren Ausdruck. Er hat nur Augen für Bismarck's Sünden, nicht für die Schändlichkeiten in Kiel, wovon mir Gutschmid soeben wieder traurige Proben schreibt, nicht für den Landesverrath der Herren Frese und Genossen. Wahrhaftig, die Mahnung, daß wir Liberale sind, war niemals weniger an der Zeit. Unsre Leute zeigen Parteigesinnung im Ueberfluß. Diese Parteiverbissenheit soll man nicht ermuthigen, sondern fort und fort die Freunde erinnern, daß wir Preußen sind und das Vaterland nicht über der Partei vergessen dürfen. Gutschmid's boshafter Anti-Forchhammer macht den

---

von Treitschke „der nationale Standpunkt", wie er ihn auffaßte, auch Freytag gegenüber vertreten. — „Die Kölner Vorgänge", die die öffentliche Meinung damals erbitterten (D. K. S. 53), waren das Verbot einer auf den 22. u. 23. Juli nach Köln berufenen politischen Festversammlung der liberalen Mitglieder des Abgeordnetenhauses und das hartnäckige Bemühen des Festkomitees, Polizeipräsident und Oberbürgermeister zum Trotz die Versammlung zu ermöglichen. — Von dem aus Holstein durch den preuß. Zivilkommissar v. Zedlitz ausgewiesenen Abgeordneten Julius Freese — in weiteren Kreisen als Übersetzer der Goethebiographie von Lewes bekannt geworden — spricht Treitschke D. K. S. 52.

Schaden nicht wieder gut[1]. Es thut noth, daß der nationale Standpunkt einmal wieder unpersönlich und anständig vertreten wird . . .

Hier und in Carlsruhe berathen die hochmögenden Herren, ob man Lexer und mich zu Ordinarien machen soll. Man hat kein Geld, also wird wohl Nichts draus werden . . . schicken Sie ein schwyzerisches Stoßgebet für mich gen Himmel, daß Ihre schönen Berge mich gnädig aufnehmen . . . Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Treitschke

468] An den Vater.

Freiburg 9/8 65.

Mein lieber Vater,

. . . Bei dem fortwährenden Hin- und Herrutschen zwischen hier und Carlsruhe kommt man gar nicht zur Besinnung. Ich erobere mir meine Detailkenntniß der deutschen Bundesdiplomatie recht eigentlich im Schweiße meines Angesichts . . . Aber ich habe schon Vieles in den alten Acten gelernt, ich sehe, daß ich noch weit mehr lernen kann, und Abends nach der Arbeit finde ich in C. einen angenehmen geselligen Verkehr, wie ihn Freiburg nicht bietet. Die beiden Rokks, Weech, der Maler Lessing — und nächstens kehren auch Mathy und Prof. Baumgarten zurück. Kurz, ich hoffe auf lehrreiche und angenehme Ferien — — — Lottchen Birch-Pfeiffer hab' ich mehrmals genossen. Sie ist jetzt hier bei ihrer Tochter Fr. v. Hillern, und erscheint persönlich weit gescheidter und angenehmer als man nach ihren schauerlichen Werken denken sollte. Sehr determinirt, natürlich, etwas literarischer Dragoner, aber witzig und gutmüthig. Dabei die eingefleischteste Berlinerin, die mir je vorgekommen. „In Schwaben bin ich geboren, in Baiern bin ich verzogen, aber in Berlin bin ich Mensch geworden". Mir verbot die Bescheidenheit, gegen das letzte Drittel des Satzes naheliegende Bedenken zu erheben — — — Viele herzliche Grüße an Alle . . .

Dein treuer Sohn

Heinrich

[1] „Peter Forchhammer hat gesprochen" (vgl. Deutsche Kämpfe S. 34), Grenzboten 1865 No. 32 (3,228 ff.)

469] An Salomon Hirzel.

Freiburg 30/8 65.

Hochgeehrter Herr,

— — — Von Zürich und dem wunderlichen Emigrantenkreise dort wird Ihnen Busch erzählt haben. Nachdem mich Bursian einen Tag lang angebrüllt, fürchtete ich mich nicht mehr vor dem Stier von Uri und wagte mich die Gotthardtstraße hinauf[1]. Das Schönste von Allem bleibt doch der Genfer See. Ueberhaupt kann ich Ihnen nicht genug sagen, wie sehr mir Land und Leute in Ihrer Heimath gefallen ... Uebrigens machte ich wieder die unerfreuliche Erfahrung, daß man nirgendwo gröber ist als in Deutschland. Wie artig ist auch der deutsche, geschweige denn der französische Schweizer im Vergleich mit uns[2]! Von Genf aus ging ich auf 2 Tage nach Lyon, freute mich der schönen Stadt und ihres gewaltigen Wachsthums ... Die Verwirrung und Zerrüttung aller Parteien, namentlich der unseren, ist zu traurig. Auch an Freytag will ich deßhalb noch schreiben[3]. Mir hat in tiefster Seele weh gethan, daß er die Wirkung seiner Worte so wenig berechnet hat. Wie konnte ein Mann wie er etwas schreiben, worüber alle Rheinbündler und schlechten Kerle in Jubel ausbrachen? Seine Prophezeiung[4] ist bereits zu Nichte geworden. Die Gasteiner Uebereinkunft halte ich für einen großen Sieg Bismarck's. Bleibt Preußen nur fest, so kommt die Annexion zu Stande. —

Grüßen Sie die Freunde herzlich und erfreuen Sie mich in Carlsruhe bald mit einigen Zeilen. Mit den schönsten Grüßen

Ihr

Treitschke

---

[1] „Bursian ... war herzlich und sprach verständig über die schwierige Stellung eines deutschen Professors in der Schweiz. Wenig gefiel mir aber die Gesellschaft von Flüchtlingen, worin er verkehrt — lauter abstracte Radicale" (an Zarncke 29. Aug.).
[2] Dieselbe Beobachtung, „daß wir Deutschen in der Form gröber sind als unsre Nachbarn alle" teilt Treitschke dem Vater mit (9. Sept.). „In diesem Punkte haben wir noch Viel zu lernen". [3] Dieser, leider verlorene, Brief wird am 16. Sept. (an Hirzel) als „kürzlich" geschrieben erwähnt. „Es ist so schwer, in solchen delikaten Fällen brieflich den rechten Ton zu treffen; mündlich mißversteht man sich viel seltner. Ich fürchte sehr, F. beleidigt zu haben und bin wirklich in Sorge."
[4] daß Preußen nunmehr „entweder in der ungünstigsten Lage mit dem Mitbesitzer in offenen Kampf treten, oder sich in ruhmloser Weise resigniren" müsse.

470] An Frau Louise Asverus.

Freiburg 30/8 65.

Gnädige Frau,

... Daß mein Buch auch bei edlen Frauen Eingang gefunden hat, war mir eine große und unerwartete Freude. Es ist nicht wahr, daß die Politik eine trockene und den Frauen fremde Wissenschaft sei. Sie hat eine rein-menschliche Seite und kann so wahr und rein begeistern wie die Kunst[1]. Nur ist es sehr schwer, diesen humanen Inhalt politischer Fragen aufzudecken, und ich freue mich, aus ihrem Briefe zu sehen, daß mir dies nicht ganz mißlungen ist. Ihr Urtheil ist freilich gar zu nachsichtig, gnädige Frau ... In einiger Zeit denke ich Ihnen eine Abhandlung über den Bonapartismus zu schicken, und ich hoffe dann von Ihnen zu erfahren, ob es mir gelungen ist den Charakter des französischen Volks ein wenig zu verstehen. In den Zuständen des heutigen Frankreichs ist Vieles, was uns Deutsche abstößt. Trotzdem habe ich niemals an der Lebenskraft und der großen Zukunft dieses Volks gezweifelt, und mein jüngster Aufenthalt in Lyon hat mich aufs Neue in diesem guten Glauben bestärkt — — —

Sie sind voll Lobes über Overbeck. Ich freue mich daran. Er ist Einer der besten Menschen, die mir je vorgekommen, zum Vertrauten wie geschaffen, von einer bei Männern seltenen Herzensgüte und doch fest und entschieden ... Nehmen Sie nochmals tausend Dank, gnädige Frau, für Ihren Brief. Mit aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebener

Treitschke

471] An den Vater.

Carlsruhe 9/9 65.
Adr., auf jeden Brief zu setzen:
Kasernenstraße 8.

Mein lieber Vater,

... Dein letzter Brief ... war so gütig wie keiner seit langer Zeit. Besonders that mir wohl, daß der unglückliche Hader, der jetzt unser Vaterland zerreißt, wenigstens in diesen Brief nicht hineinspielte ... Heute ist endlich der letzte Bogenstoß nach Leipzig abge-

[1] Vgl. Histor. und Polit. Aufsätze 3,40f.

gangen, nur noch ein kleines Restchen bleibt übrig[1]. Da ist denn mein erstes Geschäft die Säumniß gut zu machen und Dir herzlich zu danken für Dein letztes Schreiben. — Ich habe eine schöne reiche Reise hinter mir; mit solchen Erinnerungen im Kopfe und mit wiedergenesenen Augen kann man schon die Archivstrapazen ertragen[2]. Ich war 15 Tage unterwegs ... Wir fingen mit Zürich an[3], und das schweizerische Athen machte mir denselben Eindruck, den ich dort zu Lande noch jedesmal gehabt: es ist ein höchst ehrenwerthes Leben, aber Alles klein und von echt demokratischer Mittelmäßigkeit. Wenn man die Schweiz kennt, so begreift man den kleinlichen, oftmals neidischen Widerwillen unsrer Radikalen gegen allen Glanz und alle wirkliche geistige Größe. Denkt an das gelesenste Demokratenblatt, die Gartenlaube — dieses Invalidenhaus aller deutschen Mittelmäßigkeiten. Dort sahen wir auch Uebungen der eidgenössischen Truppen. Alles recht brav und ehrenwerth; aber auch der Laie erräth, daß man mit 60,000 M. deutscher Truppen die 120,000 Eidgenossen wenigstens aus der ebnen Schweiz herauswerfen kann. Desto besser gefiel mir die Umgegend. Kein andrer Schweizer See ist von so gleichmäßiger Anmuth und Lieblichkeit. Selbst der Genfer See, der viel glänzendere Partien hat, ist doch stellenweise reizloser. Das Hochgebirg sieht man bei Zürich freilich nur aus der Ferne. Am Abend führte uns Bursian in eine Gesellschaft deutscher Flüchtlinge, die mir wenig behagte. Auf Semper hatte ich mich gefreut; ich stelle seine Bauwerke sehr hoch[4] und hatte noch am Morgen das Polytechnicum bewundert — einen mächtigen Bau, dem man nur leider anmerkt, daß der schöne Plan des Meisters durch die Sparsamkeit der Eidgenossen verkümmert

[1] An Hirzel schrieb Treitschke am selben Tage aus Karlsruhe: „Gleichzeitig mit diesem Briefe geht der Rest des „Bundesstaats" an Sie ab ... Nun bleibt nur noch das Endchen über die Freiheit ... Gottlob, daß ich über den Berg bin. Bei Tag im Archiv und Abends bei der 2. Auflage — das ist kein Genuß ... Mathy sah ich vorgestern. Er war sehr heiter und sehr gut gesinnt: ‚Bismarck gefällt mir täglich besser'. Nur auf Freund Busch — ‚den höheren Bollmann' — war er leider schlecht zu sprechen." [2] Treitschke hatte, wie öfter schon, seine Augen durch die übermäßige Arbeit stark angegriffen: „bald nach Ostern befiel mich ein Augenübel, das den ganzen Sommer über währte, unbedeutend zwar, doch langweilig genug um mir alle Arbeiten außer den unvermeidlichen Archivstudien und Colleg-Mühen zu verbieten" (an Zarncke am 29. Aug.). [3] Begleiter Treitschkes waren anfangs Busch („als alter gewerbsmäßiger Reisender ein ausgezeichneter Reisegefährte"), dann ein zufällig getroffener alter Bekannter, ein Leipziger Jurist Landgraff, zuletzt ein Graf Solms-Laubach, den Treitschke in Freiburg kennen gelernt. [4] Vgl. Deutsche Geschichte 4,152. 5,408.

worden. Semper's Person enttäuschte mich sehr. Kein Mensch sieht ihm den großen Künstler an. Der rechte abstracte Radicale, der alle Dinge zwischen Himmel und Erde in die Paragraphen seines Hegel'schen Systems hineinpfercht und mit unglaublicher Suffisance redet. — Nachher zogen wir auf den Rigi ... Dann die Gotthardsstraße hinauf über den Rhonegletscher zu dem schönsten Punkte des oberen Wallis, nach Zermatt. Dieser Gletscher war der erste, den ich betreten habe; er füllt wohl 6 Stunden weit ein steil abfallendes Thal, und es ist schön zu sehen, wie die junge Rhone aus seinen blauen Eisthoren hervorbricht. Das Alles ist Nichts gegen Zermatt. Oben auf dem Gorner Grat, dem Matterhorn und dem Mt. Rosa gegenüber, hoch über jeder menschlichen Wohnung, steht man in einem weiten Kreise von Eisbergen, und wer wie ich an einem wolkenlosen Tage hinaufkommt, hat vielleicht das erhabenste Landschaftsbild der Alpen gesehen. An das Matterhorn hab' ich mich natürlich nicht gewagt. Man braucht diese riesige Spitze, die 4000′ hoch fast senkrecht aus 10,000′ hohen Vorbergen hinausragt, nur zu sehen, und man muß es frevelhaft finden, wenn Leute aus reinem Uebermuthe, ohne jeden ernsthaften Zweck, ihre Glieder daran setzen. Ich begnügte mich mit dem Hörnli daneben — — — Nun hatte ich vorläufig genug vom Hochgebirge; diese grandiose Erhabenheit bleibt Einem auf die Dauer doch fremdartig und wirkt oft fast niederdrückend. Nach den Strapazen der letzten Tage war denn eine kurze Zeit behaglichen Umherschlenderns am Genfer See eine schöne Abwechslung. Der See hat in der Mitte einige unbedeutende Stellen; dafür sind die östliche und die westliche Ecke unvergleichlich, nach meinem Gefühle die beiden Stellen der Schweiz, wo dem Wandrer am Wohlsten wird, wo ihm das Herz aufgeht. Die östliche Ecke zwischen Vevey und der Rhonemündung ist mit aller Ueppigkeit des Südens gesegnet; die alte Sehnsucht nach Italien wurde mir wieder rege; und über den Rebenhügeln und Kastanienwäldern ragen hoch empor die schneeigen Spitzen der Dent du Midi. Langzähnige Misses, alle mit dem Prisoner of Chillon bewaffnet, fehlen nirgends; im Hotel Byron haben wir sie zur Genüge genossen. In seiner Art ebenso schön ist der andre Winkel des See's: Genf ist die einzige der Schweizerstädte, die Pracht und großartiges Wesen zeigt. Freilich fühlt man schon sehr die Nähe Frankreichs; die Hälfte der Stadt ist von eingewanderten katholischen Franzosen bewohnt. Synagogen, Frei-

maurertempel, katholische und englische Kirchen, Spielhöllen u. dgl. — das Alles ist unter der Herrschaft einer sittenlosen aber rasch vorwärtsschreitenden Demokratie binnen weniger Jahre dicht nebeneinander entstanden. Ich habe noch keine so weltbürgerliche Stadt gesehen. Von diesen etwas problematischen Zuständen des heutigen Genf erholte ich mich in der Bibliothek. Da sah ich mit Erbauung die Bilder der Helden des streitbaren Protestantismus: Calvin und Knox, Marot und Coligny. Herrliche Köpfe, hart und finster. Ohne sie wären wir heute allzumal wieder Papisten. Zuletzt noch ein Ausflug nach dem nahen Lyon, den Lauf der Rhone entlang, die ich nun von ihrer Quelle an verfolgt hatte, durch den Credo-Tunnel und die Jurathäler in die burgundische Ebne. Lyon liegt prachtvoll, die eine Hälfte an der Rhone und auf der schmalen Landzunge zwischen Rhone und Saone, die andre terrassenförmig aufsteigend an den Höhen des rechten Saoneufers. Ueber dem Ganzen Notre Dame de Fourvières, Frankreichs größter Wallfahrtsort mit dem mächtigen goldnen Madonnenbilde auf der Kuppel. Der Charakter der Stadt ist ganz südlich: überall flache Dächer, höchst ungenirtes Straßenleben, an allen Ecken schreiende Hökerinnen mit Melonen, Orangen und Feigen. Die Straßenbauten des Kaisers, die vielgescholtnen, sind hier unzweifelhaft nützlich gewesen: man sieht deutlich, daß vor wenigen Jahren noch die Stadt fast erstickte, daß diese 300,000 Menschen Luft und Licht brauchten. Wohl an dreißig Brücken, jede wenigstens halb so lang wie die Dresdner, spannen sich über die beiden Flüsse und es ist hübsch, das graue reißende Gletscherwasser der Rhone mit den langsamen dunkelgrünen Wellen der Saone zusammenfließen zu sehn. Von Kunstwerken sieht man ein paar gute alte Kirchen, einige sehr schlechte und anspruchsvolle Bildsäulen von Napoleon, Ludwig XIV u. A. und eine treffliche Gallerie mit dem einzigen Dürer'schen Bilde, das sich nach Frankreich verirrt hat. Die Stadt ist reine Geschäftsstadt; Massen von Arbeitern strömen Abends über die rue impériale, und in dem faubourg Croix-Rousse sieht man höhlenartige Wohnungen wie in den Hamburger Twieten. Neben dem Geschäft spielt eine große Rolle die Bigotterie, die wir so in Deutschland Gottlob nicht kennen. Der Anblick der zahllosen Votivbilder in Fourvières ist nicht erfreulich, und mit dem zehnten Theile ihrer Jesuiten würde die Stadt sich vermuthlich besser befinden. Gefreut hat mich, zum ersten Male in Frankreich etwas zu finden, was wie Provincialstolz aussieht; die Phrase

lautet freilich immer noch bescheiden genug: la seconde ville de la France. Ich muß abbrechen. Genug, es waren gute und lehrreiche 14 Tage — — — Anbei schicke ich den Aufsatz über den Bonapartismus Nr. 1. Mit Ausnahme einiger Worte über deutsche Zustände wirst Du wohl keinen Anstoß daran nehmen oder doch das Bestreben nach historischer Gerechtigkeit anerkennen — — —

Seid Alle tausendmal gegrüßt.

Heinrich

472] An Robert von Mohl[1].

Carlsruhe, 27. September 65.

Hochgeehrter Herr Geheimer Rath,

Sie sind meinen früheren Arbeiten immer mit nachsichtiger Theilnahme gefolgt; vielleicht lesen sie auch den beifolgenden Aufsatz mit einigem Interesse. Ich wurde um eine Kritik der Geschichte Caesars gebeten; dabei regten sich mir allerhand Ideeen über den Bonapartismus, die ich einst in meinen Vorlesungen über Politik und französische Geschichte dem theilnahmlosen Freiburger Studentenpublikum vorgetragen. Der Aufsatz will einfach ein ruhiges unparteiisches Urtheil abgeben. Da der alte Napoleon wirklich zwei Gesichter hat, ein despotisches und ein revolutionäres, so ist es ungeheuer schwer, in der Darstellung die entscheidenden Gesichtspunkte hervortreten zu lassen. Ich will wünschen, daß es mir gelungen ist, diese Klippe leidlich zu umgehen und über ein tausendmal behandeltes Thema doch etwas Neues zu sagen . . . Ueber das zweite Kaiserreich urtheile ich, wie Sie schon aus den vorliegenden Blättern errathen werden, weit milder — soweit eben ein Urtheil schon möglich ist. Die Fortsetzung wird noch eine Weile auf sich warten lassen, denn augenblicklich nehmen mich die Vorarbeiten zu meiner deutschen Bundesgeschichte gänzlich in Anspruch. Ich sitze täglich über den alten Acten des Ministeriums des Auswärtigen, und kann oft den Ekel und die Langeweile kaum bewältigen[2]. Eine rechte Erquickung sind mir die Gesandtschaftsberichte Ihres Vorgängers Blittersdorff. Auch eines der vielen großen Talente,

---

[1] Nach dem Druck in Bd. 112 der Preuß. Jahrbb., vgl. o. Bd. 1, 2. Aufl. S. 483 A.;) das Original ist jetzt verloren. [2] „Von übermorgen an", schreibt Tr. an Hirzel am 16. Sept., „esse ich um 6 Uhr zu Mittag, um immer in Einem Ritt meine Akten zu durchfliegen. Mit vollem Magen die Wiener Protokolle v. J. 1834 lesen — das geht wirklich über menschliche Kräfte."

die in unserer deutschen Kleinwirthschaft verloren sind! Seine Beobachtungsgabe ist erstaunlich; um so seltsamer, wie oft sein scharfes Urtheil durch Parteifanatismus getrübt wird[1].

Von meinen annexionistischen Brandschriften, die mir einen so bösen Leumund eingebracht, habe ich Ihnen Nichts geschickt. Ich wollte nicht, allzu unbescheiden, Sie zu einer Meinungsäußerung über einen noch schwebenden Fall veranlassen, die man einem Gesandten nicht wohl zumuthen kann. Uebrigens bestärkt mich jeder neue Monat in meiner Meinung. Die Talentlosigkeit und der moralische Bankrott des Nationalvereins tritt zu schrecklich hervor: was ist das wieder für ein Lalenbürgerstreich, der Abgeordnetentag zu dieser Stunde[2]. Auf der andern Seite ist der Augustenburger durch das unverantwortliche Treiben seiner Kieler Regierung gründlich unmöglich geworden. So wird uns Deutschen, weil wir freiwillig den Particularismus nicht aufgeben, der ganze Jammer der Annexionspolitik zu Theil. Ich beklage das herzlich, aber die Bismarck'sche Politik ist immer noch besser als die Fortdauer der Zersplitterung.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebener

H. von Treitschke

473] An Salomon Hirzel.

Carlsruhe 30/9 56[3].

Hochgeehrter Herr,

ich kehre grade heim aus meinem traurigen Aktenstalle und finde einen herrlichen Brief von Freytag vor[4]. Ach, er hat Recht, schrecklich Recht in allem was er über die Unsittlichkeit der preußischen Politik sagt. Aber wo ist sie denn, die deutsche Redlichkeit und Treue, unter den Mächtigen des Augenblicks? ... Die deutsche Politik wird noch eine gute Weile ein unreinliches Handwerk bleiben. Wir haben nur zu wählen zwischen mehreren Uebeln, und ich denk' es vor meinem Gewissen zu verantworten, daß ich Bismarck für das kleinere Uebel halte ...

Tagaus tagein hocke ich über den Acten ... Die Bundesmisère spottet jeder Schilderung. Heute las ich einen Actenfascikel von 32 Nummern Correspondenz zwischen Petersburg, Berlin, Stuttgart,

---

1 Vgl. S. 258 A. 2. 2 Am 1. Okt. in Frankfurt a./M. Deutsche Kämpfe, S. 47 ff. 3 lies 65. 4 Dove S. 54—64.

Warschau, Frankfurt, Carlsruhe, Mainz, Heidelberg — über einen Studenten, der endlich glücklich entwischte! Prachtvoll ist der Nachweis der Mainzer Demagogen-Commission über die Gemeinschädlichkeit des Turnens: das Turnen bringt das Blut in rascheren Umlauf, Menschen mit solchem Blute sehnen sich naturgemäß nach einem Gegenstande des Ringens — und wer kann dieser Gegenstand anders sein als die von Gott eingesetzte Obrigkeit[1]?

... Anbei die Vorrede[2] ... Bei einem Vorwort zerbricht man sich immer den Kopf über das was man nicht sagen soll. —

Mit Roggenbach hatte ich kürzlich ein langes Gespräch. Er geht aus einem Grunde, der natürlich nicht in die amtliche Zeitung kommen darf. Er sieht die unheilbare Unfruchtbarkeit der kleinstaatlichen auswärtigen Politik ein und will sich für beßre Zeiten und einen größeren Wirkungskreis aufsparen. Für seine Person hat er unzweifelhaft Recht. Dem Lande kann sein Abgang schaden. Er behält noch das Ohr des Fürsten, aber Minister ist er nicht mehr, und Mathy steht jetzt als der einzige Politiker unter lauter Fachmännern, die unsren Freund vorkommenden Falls mit großer Gemüthsruhe im Stich lassen würden. Bis auf Weiteres steht Mathy noch fest, aber es ist vorauszusehn, daß die Pfaffen und die radikalen Schwätzer nunmehr gegen ihn alle Minen springen lassen werden.

Mathys haben mich mit Freundlichkeiten überschüttet ... In Baden verbrachten wir einen schönen Nachmittag in der Villa von Frau Grunelius. Deren Schwiegersohn, ein Franzose Lachard, übersetzt jetzt meinen Bonapartismus mit einigen Lücken in usum delphini ...

Mit den schönsten Grüßen

Ihr

Treitschke

474] An Gustav Freytag.

Carlsruhe 1/10 65.

— — — Nun ich hoffen kann Sie selbst zu sprechen, darf ich mich kurz fassen in der Erwiederung auf Ihren Brief. Ihre Worte haben mich wahrhaft ergriffen; bis auf Weniges unterschreibe ich Alles was Sie über die unseligen preußischen Zustände sagen. Aber schauen Sie auch auf die andre Seite! Dort steht die Meute der Rheinbündler und der elende Prätendent, den ich aus tiefster Seele verachte. Er

[1] Deutsche Geschichte 3,344. [2] auch bei Dove S. 69.

hat nicht nur den edlen Entschluß nicht gefunden, den Deutschland von ihm verlangen darf, er hat auch durch eine gewissenlose demagogische Wühlerei sein Land nach Kräften zerrüttet. Daneben dies Oesterreich, dessen heillose Zustände wieder einmal schrecklich an den Tag treten, endlich die weiland nationale Partei, heute ganz versunken in den Sumpf der Phrasen und Schimpfreden. Betrachte ich diese Parteien, so scheint mir der sittliche Werth hüben wie drüben der gleiche; namentlich die phrasenhafte Verlogenheit unseres Durchschnittsliberalismus erfüllt mich mit tiefem Ekel. Ach, wir werden lange zu arbeiten haben, bis wir wieder reden dürfen von deutscher Treue! Muß ich nun wählen zwischen solchen Parteien, so wähle ich Bismarcks Seite; denn er kämpft für Preußens Macht, für unsre legitime Stellung an Nord- und Ostsee. Ich würde eher mit einem Ministerium Gerlach gehen, als daß ich wie Hr. Frehse zum Landesverräther würde und mit den Feinden Preußens Verschwörungen anzettelte gegen unsren Staat. Ein Bewunderer Bismarck's bin und werde ich nicht, obwohl ich — nach Roggenbach's sicherlich nicht allzugünstigen Erzählungen — ihn und seinen Keudell höher achte als Sie zu thun scheinen. Seine auswärtige Politik halte ich für Pflicht zu unterstützen; sie operirt mit theilweis verwerflichen Mitteln, aber wenn sie mißglückt, so haben wir ein zweites Olmütz, den Triumph aller Feinde des Vaterlands. In diesem Sinne bitte ich Sie den Jahrbücher-Aufsatz zu verstehen, den ich Ihnen in einigen Tagen schicken werde. Ihre Hoffnung, ein liberales preußisches Regiment vermöge in 10 Jahren Deutschland zu einigen, kann ich leider nicht theilen. Ich habe sechs Jahre meines Lebens im Süden verlebt und hier die traurige Ueberzeugung erlangt: auch wenn ein Cabinet von lauter Steins und Humboldts in Berlin herrschte, würde der Haß und Neid der Süddeutschen gegen Preußen sich nicht mindern ...

Eben las ich den ersten Act eines neuen Drama's: Brutus und Collatinus von Lindner. Dies Erstlingswerk hat hier auf der Bühne sehr gefallen. Im ersten Acte ist eine vortreffliche Schlußscene. Man fühlt oft den Anfänger heraus, aber die Handlung packt und spannt. Ich bin begierig weiter zu lesen. Es wäre doch herrlich, wenn wir in dem Rudolstädter Lehrer einen Dramatiker gefunden hätten[1]!

---

[1] Über Albert Lindner (1831—88), dem der für dieses Drama verliehene Schillerpreis (1866) verhängnisvoll wurde, s. Allg. D. Biogr. 51,735.

Ich werde mich beeilen, Mathy die gute Kunde mitzutheilen. Bitten Sie Ihre Frau Gemahlin, daß sie sich uns zu Lieb' einige Tage allein behilft. Auf Wiedersehen

Ihr treu ergebner

Treitschke.

475] An Rudolf Haym.

Carlsruhe 1/10 65.

Hochgeehrter Herr,

ich habe soeben die zweite Auflage meiner Aufsätze vollendet. Solche Arbeit stimmt bescheiden — denn nach so kurzer Zeit fand ich schon Manches zu ändern: — sie erinnert mich auch an eine Pflicht der Dankbarkeit, die ich längst abgetragen hätte, wären mir nicht die letzten Monate in einem angenehmen Wechsel von Augenleiden und angestrengter Arbeit vergangen. Ihre Kritik[1] und die von Wehrenpfennig[2] waren die einzigen, die mich wirklich belehrten. Haben Sie herzlichen Dank dafür. In dem, was Sie über meinen rhetorischen Stil sagen, war sehr viel Wahres. Ich habe mir das Buch darauf hin angesehn und bemühe mich jetzt ruhiger zu schreiben: der Essay über den Bonapartismus ist hoffentlich mehr geschrieben als gesprochen. Ganz ablegen lassen sich solche Eigenheiten freilich nicht: ich müßte denn meine ganze Weise zu sein und zu denken über Bord werfen. Vollends in der schriftlichen Debatte über eine brennende Frage kann ich gar nicht anders denken denn als Redner. Ich höre mich selbst sprechen dabei, und weil es so ist, so mag ichs auch nicht ändern. — Nur einen Tadel kann ich Ihnen nicht zugeben. Ich finde den Aufsatz: Bundesstaat und Einheitsstaat — eher zu kurz als zu breit. Wenn Andere die Breite rügen, so redet einfach der unsterbliche politische Dilettantismus der Deutschen, der nicht einmal im Gedanken sich ernstlich mit einer politischen Frage befassen mag. Wenn Sie es thun, so redet der hochgebildete Patriot, dem die Märchen des Particularismus abgethane Dinge sind. Aber ich habe nicht allein für Männer Ihrer Bildung geschrieben, sondern auch für die Tausende, die in der Traumwelt des Particularismus leben und weben. Um mich mit diesen zu verständigen, mußte ich mich erst durch das Gestrüpp landläufiger Vorurtheile und Fabeln hindurchschlagen. Der

1 Preuß. Jahrbb. Jan. 1865, S. 102ff. 2 ebenda Märzheft, S. 325ff. über „Bundesstaat u. Einheitsstaat".

Erfolg hat mir bewiesen, daß grade die einleitenden Abschnitte auf den Durchschnitt der Leser am stärksten gewirkt haben. — Nochmals, ich danke Ihnen aufrichtig für die wohlwollende und belehrende Besprechung. Sie haben sicher selbst erfahren, wie selten ein Schriftsteller wirklich verstanden wird und wie groß die Freude ist, wenn er einsichtiges Verständniß findet. —

Wir haben schrecklich schnell gelebt in diesen zwei Jahren. Alle Parteien gehen aus den Fugen. Mir gereicht zur Freude und Beruhigung, daß mich meine Ueberzeugung auf Ihre Seite führt. Ich lebe des Glaubens, daß wir es sind, die den gesunden Kern der Ideen des alten Liberalismus, der Einheitspartei am treuesten bewahren. Ich bin nicht ein Bewunderer Bismarcks geworden; die demoralisirenden Wirkungen seiner Politik liegen ja vor Aller Augen. Aber wenn ich die Gegner musł're . . . so ist mir die Wahl nicht zweifelhaft. Ich habe soeben einen Artikel über den Verfall der sog. nationalen Partei in die Jahrbb. geschrieben[1]. Heftig genug mag der Aufsatz sein, aber hoffentlich gerecht und frei von den boshaften Persönlichkeiten, wodurch Busch leider unsrer Sache geschadet hat[2] . . .

Mit herzlichen Grüßen

Ihr aufrichtig ergebner

. . . Treitschke

476] An Frau Louise Brockhaus.

Carlsruhe 1/10 65.

Gnädige Frau,

. . . Die kleine Arbeit, die ich Ihnen heute schicke, würde leider bei Herrn Brockhaus, dem eifrigen Napoleons-Verehrer, wenn er sie noch lesen könnte[3], wenig Gnade finden. Ich habe versucht ganz unbefangen zu schreiben. Aber der größte Mann des Jahrhunderts bleibt in meinen Augen doch eine unreine, eine abstoßende Größe, und jeder

[1] „über den moralischen Bankrott des Nationalvereins" (an Hirzel 30. Sept.) An denselben, 18. Okt.: „Ich freue mich, daß Ihnen der Brandartikel gefällt. Ich war selber erstaunt, wie gemäßigt er ausgefallen ist. Dem souveränen Unverstande ließen sich noch ganz andere Wahrheiten sagen. — Der schlechte Witz über die dareingeworfene Krone wird leider bereits nachgedruckt. Wenn er nur nicht bis auf den Königstein gelangt! Das wäre traurig." Dieser schlechte Witz (Deutsche Kämpfe S. 57. 63. 44) zielt auf die Äußerung Beusts in einer offiziellen Festrede an Königs Geburtstag 1864 (11. Dez.), zur Wahrung der Ehre Deutschlands und Sachsens werde König Johann bereit sein, selbst seine Krone darein zu werfen. [2] Vgl. Deutsche Kämpfe S. 40. [3] Friedrich B. war im August gestorben.

Vergleich mit der lauteren Hoheit Caesars scheint mir eine Blasphemie... Die Arbeit war für mich eine Art Ehrensache. Wir, die wir nicht auf die Schlagworte der schreienden Demokratie schwören und an Preußen auch unter einer schlechten Regierung nicht verzweifeln, gelten bei den Wortführern des Tages als Anbeter der rohen Gewalt. Da war mir willkommen, einmal zu zeigen, wie wir den Despotismus beurtheilen. — Der zweite Theil wird noch einige Monate auf sich warten lassen. —

Ein schöner Brief von Freytag hat mich soeben tief ergriffen. Mein armer Freund mit seinem edlen reizbaren Wesen kann sich gar nicht zurechtfinden in der unwahren ränkesüchtigen Politik des Grafen Bismarck. Ich gestehe, ich bin von gröberem Stoff. Ich unterschreibe Alles, was Freytag über die Unredlichkeit der preußischen Staatskunst sagt. Aber wenn ich auf die Gegenseite blicke und dort die rheinbündlerischen Intriguanten des Dresdner und des Münchner Hofes sehe und die gewissenlosen Demagogen, die im Auftrage des Augustenburgers ein braves Volk verderben, und die geistlosen, in Phrasen schwelgenden Biedermänner des Nationalvereins[1] — dann gestehe ich: neben solchen Feinden erscheint mir die Bismarck'sche Politik nicht blos verständig, sondern auch sittlich. Sie will was uns noth thut, sie will einen Schritt vorwärts thun nach dem hohen Ziele der deutschen Einheit, und wer ein Mann ist soll dazu helfen. Die großen Worte „Recht und Selbstbestimmung" zu mißbrauchen war von jeher die Kunst der Schlechten. Mögen sie uns immerhin gewissenlos und thöricht schelten: die gute Sache wird siegen, die Erben Friedrichs des Großen werden in Schleswigholstein regieren und binnen Kurzem wird die Nation sich ihrer heutigen Thorheit schämen. Ich bedarf oft aller Selbstbeherrschung um an diesem Volke nicht zu verzweifeln. Welch ein Schauspiel geben wir der Welt! Welch ein Hader, Haß und Neid und welcher Ueberfluß von Phrasen ist in Deutschland aufgewuchert! —

Den September und Oktober verbringe ich hier im Archiv über alten Acten. Eine harte Probe für mich, dem Geduld und stiller Fleiß nicht reichlich zugemessen sind. Doch lerne ich viel dabei, auch finde ich Abends immer noch eine gute Stunde unter verständigen liebenswürdigen Menschen, woran Carlsruhe reich ist. Wenn die lichte Herbstsonne gar zu verführerisch in mein Archiv scheint, so muß

[1] Auch an Hirzel tags zuvor schreibt Treitschke in diesem Zusammenhang von den „Nationalvereinlern", daß ihr „Phrasenschwall nachgerade der bewußten Lüge ähnlich sieht wie ein Ei dem andern."

ich mich trösten mit der Erinnerung an die köstlichen Tage am Genfer See. O wer einmal einen Monat lang alltäglich bei der Kirche von Montreux schauen und träumen könnte! ...[1]

477] **An die Schwester Johanna Baronin O'Byrn.**

Carlsruhe 8/10 65.

Meine liebe Schwester,

— — — lehrreich sind diese Archiv-Arbeiten. Die Welt nimmt sich ganz anders aus, wenn man sie von Oben, von dem Standpunkte der Regierungen betrachtet. Man legt dabei manches liberale Parteivorurtheil ab und gelangt zu billigerem, conservativerem Urtheile[2]. Namentlich freut mich, daß Preußens Politik selbst in den öden Jahren 1815—40 weit tüchtiger war als ich glaubte. Alle Diplomaten, deren Briefe ich bisher gelesen — und sie sind meistens eifrige Oesterreicher — reden mit großer Achtung von den preußischen Staatsmännern. Höchst ehrenwerth ist Preußens Verhalten bei der Gründung des Zollvereins; um so unbegreiflicher stechen davon ab die kindischen Demagogenverfolgungen. Da bin ich, zum ersten Male seit langer Zeit in einem Briefe nach Haus, auf das politische Gebiet gerathen. Dem Vater gegenüber — darüber sei unbesorgt — hab' ich mirs zur Regel gemacht, nie über Politik zu sprechen. Glaube mir, liebe Johanna, ich habe den Vater in jüngster Zeit oft aus voller Seele bedauert. Eine neue Ordnung der Dinge tritt ins Leben, die alten Formen zerbrechen, und die junge Welt, die sich gestaltet, erscheint noch sehr häßlich und gewaltsam — selbst für mich, der ich an Preußens Zukunft glaube. Ich kann einem alten Herrn nicht verargen, wenn er nur den Zerfall der bisherigen Ordnung und nicht die Keime einer kräftigeren Gestaltung Deutschlands sehen will. Es thut mir weh den Vater bekümmert zu sehen und ich würde für Unrecht halten, wenn ich auf einzelne Äußerungen gereizter Stimmung, die ich manchmal in seinen Briefen lese, erwidern wollte ... Ordinarius werde ich ... in dem nächsten Jahre nicht; das hat einen sehr harmlosen Grund. Man will die Schullehrergehalte verbessern; darum ist in allen andren Etats die größte Sparsamkeit vorgeschrieben und keine Rede von Beförderungen, die nicht unumgänglich nöthig sind. Ich gönn' es den armen Schulmeistern von Herzen ... gestern Nachmittag war ich in Heidelberg

[1] Der Brief ist nicht vollständig erhalten. [2] Vgl. Deutsche Geschichte 3,697 f. u. Politik 1,144.

und freute mich beim schönsten Wetter der lieben Stadt und der guten alten Erinnerungen. Ich sah auch Köchly, der schon ganz grau geworden; seine feurige Lebhaftigkeit ist ihm geblieben, er kennt mich noch sehr gut. — Neulich besuchte mich eine hübsche junge Dame, die in Fbg — Doctor werden will. Das giebt denn gewaltigen Lärm unter den akademischen Zöpfen. Ich meine: wenn man jeden dummen Jungen zum Doctor macht, warum müssen es grade Jungen sein? Wenn die Dame das Examen besteht, so sehe ich kein Bedenken. Ich denke auch, die Sache wird werden; Mangoldt's, des Decan's, Name wird in allen Zeitungen prangen — zu seiner nicht geringen Befriedigung — und die Welt wird sich wundern, was für vorurtheilsfreie Leute in unserer Facultät sitzen ... Nimm nochmals Dank für Brief und Sendung und grüße Alle herzlich.

Dein treuer Bruder

Heinrich

478] An Johann Kaspar Bluntschli.

Carlsruhe 18/10 65.

Hochgeehrter Herr,

— — — Es ist mir sehr schmerzlich, daß meine Auffassung der gegenwärtigen Sachlage von der Ihrigen und der des Hrn Dr. Brater so weit abweicht. Ich vertheidige die auswärtige Politik einer Regierung, deren innere Verwaltung ich verwerfe. Sie werden mir daher gern glauben, daß ich nur mit peinlichen Empfindungen mein Lob von der Kreuzzeitung singen höre[1]. Ich lebe der Hoffnung, daß über kurz oder lang die süddeutschen Liberalen erkennen werden, wie gröblich sie sich heute täuschen über die Stimmung im gesammten Norden und über den durchaus undeutschen, unfreien Charakter der Agitation in den Herzogthümern. Dann, nach glücklich vollzogener Annexion, hoffe ich wieder die Freude und die Ehre zu haben, mich mit Ihnen in demselben Lager zusammenzufinden.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebenster

Treitschke

[1] Die Kreuzzeitung vom 14. 10. 65 gibt aus dem letzten Jahrbücher-Artikel von „Dr. Treitschke" „einige interessante Auszüge" und schließt dann: „Herr Treitschke in seinem vorstehenden Aufsatze unterscheidet sich allerdings sehr wesentlich von dem unverständigen Gros der Liberalen, die als doctrinäre Fanatiker völlig den Sinn verloren haben für eine gesunde Beurtheilung der Realitäten."

479] An die Schwester Josephe.

Carlsruhe 22/10 65.

Lieber Hep,

ich gäbe viel darum, wenn ich jetzt auf dem Königstein sein und Dich als glückliche Braut sehen könnte. Nimm meine herzlichsten brüderlichen Glückwünsche für Dich und Deinen Bräutigam[1] — — — Nun bin ich sehr begierig auf weitere Nachrichten. Ich finde es sehr in der Ordnung, daß Du vorgestern Beß'res zu thun hattest als an Deinen Bruder zu schreiben. In nicht zu langer Zeit wirst Du's aber hoffentlich über das Herz bringen, mir Einiges zu erzählen. Ich weiß noch nicht einmal, wie mein künftiger Schwager heißt, auch nicht, wann Du Deine joyeuse entrée in die Leipziger Ebene zu halten denkst — — — Der Vater schreibt, Du habest Dir Vorwürfe gemacht. Ich meine, Du hast keinen Grund dazu. Du hast Deine Pflichten gegen den Vater in den letzten Jahren so treu erfüllt, daß wir Geschwister Dir nicht genug dafür danken können. Wenn nun doch einmal die Stunde kommt, wo die Tochter sich aus dem väterlichen Hause losreißt, so ist das nur der Lauf der Welt, wenn auch sehr hart für den armen Vater ...

Eine rechte Erquickung ist mir jetzt Freytags Anwesenheit[2]. Er erscheint munterer und liebenswürdiger denn je, er hat in diesem Sommer eine neue Auflage seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit vollendet, wie auch ich vorgestern den letzten Correcturbogen meiner zweiten Auflage abgefertigt habe. —

Ich muß Dir nochmals sagen, lieber Hep, wie sehr ich mich Deines Glückes freue. Mit den besten Grüßen an Vater und Geschwister

Dein treuer Bruder

Heinrich

480] An den Vater.

Carlsruhe 27/10 65.

Mein lieber Vater,

... Ein Brief wie Dein letzter will sogleich beantwortet sein. Ich habe daraus wieder recht gesehen, wie Deine Gedanken ganz Deinen Kindern gelten. Habe vielen Dank dafür. Die Verlobung ist nach

[1] Josephe von Treitschke hatte sich mit Anton von Carlowitz, „seines Zeichens Rittmeister a. D. und Landjunker“ (an Gustava v. H. 4. 12. 65) verlobt. [2] als Gast im Mathyschen Hause; vgl. S. 419 u. Dove S. 64.

Allem, was Du schreibst, ein großes Glück, für das wir nicht dankbar genug sein können. Nur ein Aber ist dabei: was Du nun anfangen sollst, mein lieber Vater. Die ganze Schwere des Verlustes, den wir durch den Tod der Mutter erlitten, tritt mir dabei wieder lebendig vor die Seele. Ich habe schon an meinen lieben Hep geschrieben, daß ich mir kein Urtheil anmaße. Aber ich glaube, wenn Du einmal den schweren Entschluß, die Armee zu verlassen, gefaßt hast, so wirst Du Dich in Dresden ungleich wohler fühlen ... Inzwischen freue ich mich herzlich der Verlobung. Ich denke, Hep soll eine glückliche Frau werden, sie hat es um uns Alle verdient. —

Mein hiesiger Aufenthalt geht in 4 Tagen zu Ende. Er war fruchtbar und lehrreich, nur brauche ich zu Weihnachten abermals 3 Wochen angestrengter Arbeit um die hiesigen Quellen zu erschöpfen. Wenn ich dann die Osterferien in Berlin verbringen könnte (und daß mir das dortige Archiv geöffnet wird, ist sehr wahrscheinlich), so hätte ich für die Geschichte der Bundes- und Handelspolitik die nöthige aktenmäßige Grundlage gewonnen. Dann bleibt freilich noch die Geschichte der Einzelstaaten und des literarischen und socialen Lebens. Es ist in der That eine heillose Arbeit. Namentlich das letzte Thema — die socialen Zustände — ist noch nirgends gründlich behandelt, und doch liegt der größte Fortschritt des deutschen Lebens in den letzten 50 Jahren darin, daß wir aus einem Volke von Kleinbürgern und halbfreien Bauern allmählich eine Nation geworden sind mit freiem Grundbesitz und einem, wenn auch noch viel zu bescheidenen, Antheil am Welthandel[1]. Ich weiß schon eine Menge neuer Thatsachen und Gedanken, ich beginne zu ahnen, daß das Buch gut werden kann. Aber das Wann? ist mir noch dunkel. Jedenfalls werden die nächsten Jahre arbeitsreich, ich muß die Ferienzeit auf das Äußerste beschränken — — — Nach der Rückkehr nach Fbg. soll zunächst die Nr. 2 des Bonapartismus abgethan werden — eine schwierige aber genußreiche Arbeit. Ich werde abermals wie in jedem Winter ein öffentliches Colleg lesen, nicht über die englische Revolution, wie ich angekündigt hatte, sondern über die Zeit von 1806—15[2] ... Ich verlasse Carlsruhe sehr ungern. Im Verkehre mit den beiden Rokk's und im Hause Mathy's, der mich mit Güte überhäuft, hab' ich hier anregende

---

[1] Vgl. die Rede auf die Leipziger Schlacht, Deutsche Kämpfe S. 1f. [2] Privatim las Treitschke in diesem Semester fünfstündig von 4—5 Uhr über Politik und allgemeines Staatsrecht.

frohe Stunden verlebt, wie das Freiburger gesellige Leben sie niemals bietet. Namentlich so lange Freytag bei Mathys wohnte, gab es schöne Abende ...

Dein treuer Sohn

Heinrich

481] An Moritz Busch.

Freiburg 5/11 65.

Lieber Freund,

Hirzel wird Dir vermuthlich ein Grenzboten-Exemplar meiner neuen Auflage gegeben haben ... Am stärksten sind die Aenderungen im „Einheitsstaate“, wo viel neue Literatur benutzt und (im 5. Abschnitte) unser annexionistisches Programm scharf ausgesprochen ist[1]. Auf S. 108—110 findest Du mich in der ungewohnten Rolle des Bibliophilen[2] ... eine Stelle empfehle ich Deiner Aufmerksamkeit: S. 582 f. über die Mainlinie. Die Mainlinie ist das große Gespenst, womit die Biedermänner und Beuste den Philister ins Bockshorn jagen. Ich habe versucht in aller Kürze dies Schreckbild zu beleuchten, und vielleicht wäre es, um der Sache willen, gut, wenn diese Stelle in den Grenzboten abgedruckt würde[3]. Wenigstens entsinne ich mich nicht, daß ein Blatt unsrer Partei über diesen Punkt sich schon bestimmt und ohne Confusion geäußert hätte ... Mein Carlsruher Aufenthalt war mühselig aber lehrreich; Freytags Besuch und der häufige Verkehr mit Mathy bildeten schöne Ruhepunkte. Diese Gespräche mit Mathy geben mir Anlaß zu einer Bitte — dem eigentlichen Thema dieses Briefs. Ich denke, wir kennen einander und brauchen keine einleitenden Floskeln zu machen. Ich bitte Dich dringend, den bittren und galligen Ton etwas zu mäßigen, der sich neuerdings manchmal in den Grenzboten hören läßt, z. B. in dem Redactionszusatz über den Abgeordnetentag und in einigen S–H-Artikeln. Ich weiß, wie schwer

[1] 2. Aufl. S. 580 ff., jetzt Bd. 2, S. 214 ff. Diese Seiten antworten zum Teil auf Mommsens Ausführungen S. 12 f. seiner Flugschrift (vgl. o. S. 391 A.), wo auch das Bild von der Höhle des Polyphem sich findet. [2] jetzt Bd. 1, S. 42 f.; über Adamus exul. [3] jetzt 2,215 ff. Auf diese seine prophetische Forderung zunächst eines nur norddeutschen Bundes, unbesorgt um die Mainlinie, konnte der Politiker Treitschke allerdings stolz sein. Busch, der die im Briefe hier folgende Vorhaltung des verehrten Freundes ganz gefügig aufnahm und Besserung versprach („Wenn zwei Leute wie Du und Mathy dran arbeiten, muß der Giftzahn wohl heraus“), kam auch dem Wunsche auf Abdruck der bezeichneten Stelle in den Grenzboten nach in dem Artikel „Das Gespenst der Mainlinie“ (1865, 4, 815 ff.).

es einem braven Kerle ankommt über die Stupidität der Vereinler ruhig zu sprechen. Man mag derb reden — und der Himmel weiß es, derb genug habe auch ich geschrieben. Nur der Hohn und die persönliche Bitterkeit haben ihre Grenzen. Das fordert die Politik, denn ein Theil der Nationalvereinler muß von uns noch gewonnen, überredet werden. Ein Theil der Leute besteht aus unsren Parteigenossen, die wir von einer augenblicklichen Verirrung heilen wollen. Darum habe ich, so sauer es mir wurde, in meinen Aufsätzen gewisse unglaubliche Schmutzgeschichten vom 36r-Ausschusse[1] verschwiegen um die Herren nicht zu sehr zu reizen. Der Edelmuth ist einmal das Privilegium der Gothaer. Gänzlich darf man sich von solchen Parteitraditionen nicht lossagen — sonst verliert man seinen Leserkreis. Mit Freytag habe ich über diesen Punkt nicht gesprochen, aber Mathy, Weech, Nokk, alle Drei durch und durch Annexionisten, erhoben dies Bedenken, und ich konnte leider nicht unbedingt widersprechen. Dazu kommt die unglückliche Meinungsverschiedenheit mit Freytag (er ist leider ganz unbelehrbar, ich habe ihn nur einmal heftig gesehen: neulich als wir uns über den Augustenburgischen Schwindel zankten). Diese Differenz hat Dich bisher verhindert, von Redactionswegen so sachgemäß und unverhohlen, als Du es sicher wünschtest, für die Annexion zu schreiben. Du hast statt dessen Dich mit Correspondenzen über Personen u. dgl. begnügen müssen, während Freytag objectiv und mit gewohntem Edelmuthe seine trostlose Augustenburgerei trieb[2]. Das ist nicht gut. Denn der nicht eingeweihte Leser folgert daraus: in den Grenzboten sind zwei Parteien, die Edlen augustenburgerisch, die Unedlen sind annexionistisch. Wenn ich Dir das persönlich sagen könnte, würdest Du mich gewiß nicht mißverstehen. In der Sache finde ich Deine Haltung eher zu vorsichtig, als zu schroff; nur in der Form hast Du Dich neuerdings manchmal vergriffen. Beweis dafür: Mathys Bedenken, der doch sicher nicht zu den Leisetretern gehört. Ich bitte Dich dringend, sieh Dir 'mal die letzten Nummern der Grünen darauf hin an. Es geht oft über menschliche Kräfte, gegen solche Feinde anständig zu sein, und doch muß es geschehen — — —

Herzlich Dein

Treitschke.

---

[1] Sybel 3,195. [2] Doch bedauerte die Redaktion, d. h. Busch, in einer Anm. zu Freytags o. S. 407 A. 1 genanntem Artikel, „sich nur theilweise zu den darin über Schleswig-Holstein geäußerten Ansichten und Erwartungen bekennen zu können."

482] An Eduard Brockhaus [1].

Freiburg i. B. 11/11 65.

Geehrter Herr Doctor,

... Ich habe die Absicht, ein Ex. von der neuen Auflage meiner Aufsätze an David Strauß zu schicken [2]. Einem mir persönlich Unbekannten mich zu nähern, widerspricht sehr meinen Neigungen. Doch da ich Strauß so aufrichtig verehre wie wenige Menschen und ihm, ohne daß er's weiß, einen guten Theil meiner philosophischen Bildung schulde, so will ich ihm gegenüber meine Abneigung überwinden, nur kenne ich nicht seinen gegenwärtigen Aufenthalt, denn auf die Zeitungsnotiz, daß er jetzt in Darmstadt wohne, kann ich mich nicht verlassen ... Auf mein ruchloses Haupt hat der Liberalismus in den letzten Monaten die volle Schale seiner sittlichen Entrüstung ausgegossen. Trotzdem hoffe ich, Sie und Ihr Haus bewahren mir noch das alte Wohlwollen. Ich wenigstens glaube noch immer ein Liberaler zu sein, obgleich ich die legitimistische Schwärmerei für den Angestammten von Dolzig [3] nicht theilen kann.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

483] An Wilhelm Nokk.

Fbg 12/11 65.

Lieber Wilhelm,

... Von der neuen Auflage versende ich nur sehr wenig Ex. Doch kann ichs nicht über das Herz bringen Dich leer ausgehen zu lassen, Du bist ja der treue Begleiter meiner Arbeiten von Anbeginn gewesen — — —

---

1 Ältester, 1829 geborener Sohn von Heinrich B., 1854 von diesem als Teilhaber aufgenommen. Verfasser der Biographie seines Großvaters Friedrich Arnold. 2 Treitschkes Begleitbrief (20. Nov.) zu dieser Sendung scheint verloren; Straußens Antwort ist gedruckt in den „Mittheilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin“ 1901, S. 196 ff. Sie ist durchaus zustimmend und warm anerkennend: „In Ihrem Werk finde ich das so unschätzbar, daß sich in demselben mit der unerbittlichen Logik des politischen Gedankens die Wärme des patriotischen Gefühls in so seltener und musterhafter Weise verbindet“. Ein späteres, Strauß selber ebenso wie Treitschke bezeichnendes, Urteil aus dem J. 1873 in den „Ausgew. Briefen“, S. 549. Zu dem Wandel von Treitschkes Stellung zu Strauß vgl. noch Histor. u. Polit. Aufsätze 4,572 f. u. Deutsche Geschichte 4,488 ff.; s. auch oben S. 7 A. 3 Dorf bei Sommerfeld in der Lausitz mit augustenburgischem Herrenhaus; als von hier („Schloß Dolzig“) ausgegangen bezeichnet sich die S. 296 erwähnte Proklamation.

Die Freiburger Luft will mir noch immer nicht zusagen. Gestern ein Besuch bei Bodmanns — das war so ziemlich das einzige herzerfreuende Gespräch in dieser ganzen Zeit.

Zu Weihnachten komme ich jedenfalls zur Residenz, bevor mir die Thüre ganz zugeschlagen wird[1]. Die Stunde drängt, die Reaction ist im raschen Anzuge. In der großen brennenden Frage steht augenblicklich Alles still; doch hoffe ich: wir erleben bald ein neues Provisorium — Preußen übernimmt die Verwaltung beider Herzogthümer, natürlich nur provisorisch und im Auftrage des theueren Condominus.

Schreib mir bald 2 Zeilen.

Dein

Treitschke

484] An Wilko Graf Wintzingerode.

Freiburg i. B. 12/11 65.

Geehrter Herr Graf,

vor wenigen Tagen erst habe ich Ihren Brief bei meiner Rückkehr nach Freiburg vorgefunden. Ich danke Ihnen aufrichtig dafür. Die Weise, wie Sie mir entgegentreten, ist ehrenvoll für mich und, erlauben Sie mir es zu sagen, auch für Sie, denn nur sehr wenige Menschen würden in Ihrem Falle so offen und ohne Empfindlichkeit handeln. Seien Sie versichert, daß ich Alles thun werde was in meiner Macht steht um Ihr Vorhaben zu befördern. Geschichte der neuesten Zeit zu schreiben ist eine peinliche Aufgabe, nicht am wenigsten darum weil man gezwungen ist heilige und natürliche Empfindungen Lebender zu verletzen. Eine Tochter Wangenheim's, eine sehr ehrenwerthe Dame, hat sich durch mein Urtheil über ihren Vater leider ebenfalls schwer gekränkt gefühlt — — —[2]

[1] Roggenbachs Nachfolger in der Leitung des bad. ausw. Ministeriums, Frhr. v. „Edelsheim fing gleich damit an, mir den Gebrauch der Acten von 1830—40 nur unter Bedingungen zu gestatten. Glücklicherweise hatte ich das Beste schon in Sicherheit gebracht. Sie sehen an diesem kleinen Zuge: wir gehen langsam der ganz gemeinen bureaukratischen Misère entgegen, der badische Musterstaatsdünkel hat ein Ende" (an Hirzel 5. Nov.). Am 7. Dez. an Frensdorff heißt es: „In unsrem Ländchen geht nach Roggenbachs Rücktritte Alles besser als man Anfangs fürchten mußte. Aber Edelsheim würzburgert tapfer, und eine verschämte Reaction ist keineswegs unmöglich." [2] Treitschke gibt ausführlicher die Quellen und Gewährsmänner an für sein ungünstiges Urteil (in den ersten beiden Auflagen der Aufsätze) über den Vater des Briefempfängers.

Ich habe Ihnen dies Alles, geehrter Herr Graf, unumwunden mitgetheilt, auf die Gefahr hin die Empfindungen des Sohnes schwer zu verletzen. Trotz dieses bösen Scheines halte ich für sehr möglich, daß das allgemein angenommene Urtheil der neueren Geschichtswerke über den Grafen W. falsch ist . . . Um den Dingen auf den Grund zu kommen, wäre das Studium der Stuttgarter Archiv-Acten sehr wünschenswerth. Doch dazu ist wenig Aussicht, König Wilhelm ist ja erst vor 2 Jahren gestorben. Mir wenigstens werden sicherlich die Thore des schwäbischen Archivs verschlossen bleiben. So sind wir denn vorderhand auf die in Ihren Händen befindlichen Papiere angewiesen, und Sie würden durch deren Bearbeitung nicht nur die Pflicht des Sohnes erfüllen, sondern auch Sich ein Verdienst um unsre Wissenschaft erwerben . . . Wenn ich Ihnen dabei behilflich sein kann, sei es durch Revision Ihrer Arbeit, sei es durch Einführung derselben in einer Zeitschrift, sei es endlich dadurch, daß Sie mir selbst die Bearbeitung anvertrauen wollen, so bin ich zu alledem gleich gern bereit[1]. Es ist eine selbstverständliche Pflicht für den Historiker, ein ungerechtes Urtheil, das er wider seinen Willen ausgesprochen hat, zurückzunehmen. Ich sammle seit mehreren Jahren für eine Geschichte Deutschlands von 1815—1850. Ich weiß, daß diese unendlich ermüdende und doch unentbehrliche Arbeit nicht gelingen kann ohne zahlreiche Mittheilungen von zeitgenössischen Aufzeichnungen. Jede Kunde solcher Art verpflichtet mich zu lebhaftem Dank . . .

Wenn Sie es wünschen, schicke ich Ihnen auch eine Abschrift meiner Carlsruher Excerpte, soweit sie sich auf den Grafen W. beziehen. Wangenheims Werke sind eine abscheuliche Lectüre, unerträglich breit und formlos. Man muß jede Seite genau ansehen, oft steckt eine wichtige Mittheilung in einer Anmerkung, wo man sie am wenigsten erwartet.

Verzeihen Sie die Länge dieses Briefs; eine Antwort ist immer ausführlicher als die Anfrage. Wenn Sie Hrn Hofrath Waitz sehen

---

[1] Bereits am 28. Jan. ist Treitschke in der Lage, sein Versprechen zu erfüllen. Er macht auf Grund des von dem Grafen eingesandten Manuskripts seiner Arbeit (für die er Hirzel als Verleger empfiehlt) redaktionelle Vorschläge, kritische Einwendungen, gibt Rektifikationen oder erläuternde Ergänzungen zu Einzelheiten und Hinweise auf weitere noch wünschenswerte Ergänzungen. Der Brief schließt mit der Nachschrift: „Es wird mir zur Freude gereichen, Ihre Schrift, sobald sie erschienen ist, in den preuß. Jahrbb. zu besprechen und dabei auf die sog. großen Tage der Mittelstaaten näher einzugehen.“ (Histor. u. Polit. Aufsätze 4,136 ff.).

sollten, so bitte ich sehr, ihm von dieser meiner Antwort zu sprechen. Ich denke leider über eine brennende Tagesfrage sehr anders als er. Ich halte für recht und heilsam, daß die Herzogthümer preußisch werden, und bei der grenzenlosen Erbitterung der Parteien muß ich fürchten, daß Hofrath Waitz jetzt sehr ungünstig über mich urtheilt. Mir aber liegt viel an seiner Achtung; er soll mindestens erfahren, daß ich mich bestrebe meine Pflicht als unparteiischer Historiker zu erfüllen.

Ich habe die Ehre mich zu unterzeichnen, Herr Graf,

Ihr ergebener

Treitschke

485] **An Gustav Freytag.**

Freiburg 13/11 65.

In diesen Tagen werden Sie, mein verehrter Freund, die neue Auflage der Aufsätze erhalten haben. Das Buch, das Ihnen gehört, soll Ihnen aber nicht ohne einige begleitende Worte zukommen. Die guten Stunden Ihres Carlsruher Aufenthalts sind mir noch in frischer Erinnerung, darum wird mir recht schwer, mich wieder einmal und wieder vergeblich an den geistigen Dunstkreis der Freiburger Luft zu gewöhnen. Schon nach einem Jahre am eigenen Werke Vieles ändern zu müssen, das stimmt recht bescheiden. Aber Sie wissen ja, manche Schwächen erkennt ein Autor erst wenn er sie gedruckt sieht. Außerdem konnte ich für den Wangenheim einige Früchte meiner Archivstudien verwerthen, und wenn „der Einheitsstaat“ manche Aenderungen erlitten hat, so mag ich das nicht erst vertheidigen. Wer in den letzten 12 Monaten in der Politik nichts gelernt hat, dem ist nicht zu helfen. Ueberwältigend war für mich die Wahrnehmung, wie unmittelbar unser politisches Elend auf den Charakter der Nation einwirkt. Ich rede nicht mehr von deutscher Wahrhaftigkeit. Der Himmel gebe, daß wir sie dereinst wiederfinden, heut' ist sie in Phrasen erstickt. Ernsthaftes Arbeiten für die politische Reform ist wirklich ein sittliches Apostelamt. Sie sollten unsre süddeutschen Zustände kennen. Mir graut vor solcher Zuchtlosigkeit, solchem Maulheldenthume, und doch kann ich nicht aufhören zu hoffen, denn dieselben Menschen, die in der großen Politik so phrasenhaft und lügnerisch handeln, sind in ihrem Hause und Berufe, in Kreis und Gemeinde verständige, redliche, praktische Männer. Schauen Sie mal

diesen Nationalverein! Hat es je in einer großen Nation eine solche Mißgeburt gegeben? Der Verein geht grundsätzlich darauf aus, immer neue, möglichst nichtssagende Formeln zu finden, um Leute, deren Meinungen himmelweit auseinanderliegen, scheinbar unter einen Hut zu bringen. Ebenso grundsätzlich sucht er nach Programmen, deren absolute Undurchführbarkeit jedem Menschen mit gesunden Sinnen einleuchten muß. Ob wohl Einer in dem Vereine wirklich heute an die Reichsverfassung glaubt? Und dies knabenhafte Treiben wird von einer ernsthaften Nation als hochwichtig angesehen, von den Regierungen als staatsgefährlich verfolgt! Auf der andren Seite, wo man mehr Realismus besitzt, vermisse ich zumeist schmerzlich reine Hände, sittlichen Ernst. Wie sehr ist sogar Busch heruntergekommen! Ich habe ihm kürzlich ernsthafte Vorstellungen gemacht über den ordinären Ton seiner Artikel. Er hat mir zu meiner Freude in einem sehr braven Briefe Besserung versprochen. Ich hoffe, er soll Wort halten, und ich würde es nur menschlich finden, wenn er sich schämte Ihnen von diesem Briefwechsel etwas zu sagen. Im Ganzen finde ich den sittlichen und politischen Zustand der Nation niederschlagend, wie seit Langem nicht. Darum soll wer heute noch ein wenig Verstand und Hoffnung in sich fühlt unmittelbar und bald auf die öffentliche Meinung einzuwirken suchen. Solche Erwägungen haben mich auf den Einfall gebracht, ob ich nicht vor der deutschen Geschichte einen zweiten und letzten Band Essays herausgeben sollte. Mehreres liegt ganz oder halbfertig da, das Hauptstück des Bandes würde ein langer Essay über Cavour. Da ließe sich den Willenlosen und Phantastischen zeigen was geniale Realpolitik ist. Wenn ich nächsten Spätsommer einige Wochen nach Oberitalien gehe, so kann der Band in reichlich einem Jahre fertig sein; ich glaube, ich könnte in der nächsten Zeit nichts Nützlicheres schreiben. Meine deutsche Geschichte würde darunter nicht leiden; zu Ostern und zu Weihnachten setze ich meine Archivstudien in Carlsruhe und hoffentlich auch in Berlin fort, und daß die unendlich schwere Arbeit des nonum prematur bedarf ist mir längst klar. Nur zweierlei ist bedenklich. Zunächst Hirzel, aber er wird einsehen, daß Lieferungsverträge dieser Art nicht buchstäblich zu verstehen sind. Sodann meine Carriere, denn für diese nützt mir ein Band Essays gar nichts. Aber der Patriot in mir ist tausendmal stärker als der Professor, und mit den rechten Zunftgelehrten werde ich ohnehin nie auf guten Fuß gelangen. Noch

habe ich nichts beschlossen. Darum bitte ich, sagen Sie Hirzel augenblicklich nichts davon. Lasse ich den Plan fallen, so will ich Hirzel nicht ohne Noth beunruhigen. Beginne ich die Sache, so soll unser alter Freund sie zuerst durch mich selbst erfahren — — —

Unser Musterstaat steuert langsam in den Hafen der Reaktion. Heute würzburgern wir, übers Jahr sind wir auch im Innern reaktionär. Der Edelsheim taugt gar nichts. Mathy steht ironisch lächelnd zur Seite, er ist über die Kleinstaaterei heraus, er zuerst hat vorausgesagt, daß man heutzutage einen Kleinstaat nicht parlamentarisch regieren kann. Der Sturz unsres Freundes ist nur eine Frage der Zeit, er wird vermuthlich durch die seltene Unfähigkeit unsrer Kammern beschleunigt werden. Natürlich werden die gesinnungstüchtigen Leute in der nächsten Session die Minister so lange durch naseweise Interpellationen quälen, bis die Liberalen gehen und die dauerhaften Bureaukraten bleiben. Das nennt man dann einen Triumph des parlamentarischen Princips. —

Seit langer Zeit las ich neulich wieder einen Roman: Meißner's Schwarzgelb. Poesie ist wenig darin, aber M. erzählt besser als die meisten Deutschen, und die k. k. Zustände sind zum Theil gut geschildert. Namentlich die echte k. k. Mischung von Gemüthlichkeit und Bestialität ist in einigen Figuren prachtvoll veranschaulicht.

Erfreuen Sie mich bald mit einigen Zeilen . . . In treuer Ergebenheit

Ihr

Treitschke.

486] An Reinhold Pauli.

Freiburg i. B. 14/11 65.

Hochgeehrter Herr,

einem persönlich Unbekannten mich ohne Noth zu nähern ist nicht meine Weise; doch den Fach- und Parteigenossen werden Sie hoffentlich nicht der Zudringlichkeit zeihen, wenn er Sie bittet, das beifolgende Buch als ein kleines Zeichen seiner Hochachtung anzunehmen — — — Ihr neuestes Werk[1] habe ich mit großem Genuß und Nutzen, aber auch nicht ohne Neid gelesen. Das Verdienst, den besten Band der Staatengeschichte geschrieben zu haben, wird Ihnen nicht geschmälert,

[1] den ersten Band der wie Treitschkes Deutsche zu Hirzels „Staatengeschichte der neuesten Zeit" gehörenden Englischen Geschichte.

wenn ich Sie beneide um den großartigen und einheitlichen Schauplatz, auf dem Ihre Darstellung sich bewegt. Mir ist unter allen Mitarbeitern das unerfreulichste Loos gefallen. Ich muß einen ganz anderen Weg einschlagen als meine Genossen, ich darf mich nicht binden an den Namen „Staatengeschichte", sondern ich muß zeigen, wie wir trotz der Bundespolitik im socialen und geistigen Leben ein anderes, gesünderes Volk geworden sind . . .

Der preußische Gesandte Graf Flemming suchte mich vor einiger Zeit in Carlsruhe auf, blos um mir Artigkeiten zu sagen und zu erzählen, daß Herr v. Bismarck sich sehr über meine schleswigholsteinischen Ketzereien gefreut habe. Ich denke nun, durch Flemmings Vermittlung mich an Bismarck zu wenden, aber meine Hoffnung ist gering, obgleich alle gesinnungstüchtigen Leute meine intimen Beziehungen zu dem Premier kennen . . . Leider habe ich in Berlin gar keine Verbindungen; jener wunderliche Besuch, bei dem nichts herauskam als einige artige Redensarten ist mein einziger Anknüpfungspunkt. Ich wäre Ihnen also, geehrtester Herr, sehr dankbar, wenn Sie mir einen Rath geben wollten. Herr Hirzel hat mir erzählt, mit welchem Humor man Ihre Arbeiten in Berlin gefördert hat[1]. Sie werden mir sicher sagen können, wie ich am wahrscheinlichsten den Zutritt zu den Actenbergen erlange. Seien Sie im Voraus meines aufrichtigen Dankes dafür versichert.

Bursian, der sich mit Wärme Ihrer erinnert, sah ich im August in Zürich. Die Nachbarschaft des Stieres von Uri ist der Anmuth seiner Sitten nicht gefährlich gewesen, er war noch ganz der Alte.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Treitschke

---

[1] Am 6. Dez. schreibt Treitschke dem Vater: „Prof. Pauli . . . erhielt letzte Ostern den beinah unbeschränkten Zutritt zu den auf England bezüglichen Acten des Berliner Ministeriums bis zum Jahre 1860. Das ist weit mehr als irgend ein deutscher Minister jemals gestattet hat. Für Forschungen zur deutschen Geschichte kann ich natürlich eine so unbeschränkte Erlaubniß weder erbitten noch erwarten. Aber auch ein Nein wird mir schwerlich gesagt werden. Denn Kleinlichkeit gehört nicht zu Bismarcks Sünden, und wenn ich ihm der Wahrheit gemäß sage, daß ich in Carlsruhe fast ausschließlich österreichische Quellen benutzt habe, so wird er es wohl für zweckmäßig halten, mich auch in preußischen Quellen lesen zu lassen."

487] An die Schwester Josephe.

Freiburg 23/11 65.

Meine liebe Schwester,

Du wirst durch Johanna erfahren haben, daß ich nun doch nicht kommen kann. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr mich das betrübt. Ich hatte so bestimmt darauf gerechnet, nun machen die Amtspflichten Alles zu Schanden. Am 2. Novbr. habe ich angefangen, am 20. Decbr. beginnen schon wieder die Weihnachtsferien. Da ist doch wohl klar, daß man in dieser kurzen Zeit die Collegien allenfalls vertauschen, aber nicht ausfallen lassen darf; und das Vertauschen war leider, wider Erwarten, unmöglich[1]. So kann ich nicht kommen und bedaure das dreifach, weil ich Deinen Bräutigam noch gar nicht kenne. Indeß sind mir Dein Brief und die Schreiben von beiden OByrns eine rechte Herzensfreude gewesen. In Deinem Briefe redet aus jeder Zeile ein so inniges Glück und Vertrauen, und da Du nichts sagen kannst was Du nicht empfindest, so bin ich vollkommen beruhigt und bedurfte nicht erst der Versicherungen aus Dresden, die mir gleichfalls erzählen, in welchem schönen Verhältniß Du zu Carlowitz stehst. Möge dies Glück dauern, meine liebe Josephe . . .

Wie ich Dir oft erzählt, sind hier nur zwei Familien, bei denen ich mich vollkommen wohl fühle, Bodmanns und Woringens. Nun hat Frau von Woringen in aller Stille anonym das beifolgende Album herausgegeben; sie hat die Sprüche gesammelt und die schönen Zeichnungen dazu gemacht. Ich hatte wohl manchmal ein hübsches Blatt von ihr gesehen, aber nicht gewußt, daß sie eine wirkliche Künstlerin in ihrem kleinen Kreise ist[2]. Als ich neulich von Deiner Verlobung erzählte, war ihre uralte Mutter, Frau Schleiden, auf den Gedanken gekommen, mir das Album für Dich zu geben. Den Brief der alten liebenswürdigen Dame lege ich bei. Du siehst daraus, wie einfach und herzlich Alles gemeint ist. Von dem Album selbst bin ich ganz entzückt. Die Verse sind sinnig gewählt (an ein paar Stellen findest Du auch etwas von Deinem Bruder), und die Zeichnungen, namentlich die farbigen, vortrefflich. Mein Urtheil ist sicher unbefangen, denn ich bin eigentlich kein Freund von Albums. Besonders gefällt mir, wie anspruchslos und weiblich-bescheiden das Ganze auf-

[1] Den wahren Hinderungsgrund s. Brief 488. [2] Sie war in Düsseldorf Adolf Schrödters Schülerin gewesen.

tritt. Auch trifft es sich glücklich, daß Du selbst an solchen Arabesken Freude findest. Kurz, ich hoffe, das schöne Buch soll Dir gefallen, und es wäre mir sehr lieb, wenn Du Deinem nächsten Briefe an mich ein paar Zeilen an Frau von Woringen beilegtest. Da Mutter und Tochter das Album gemeinsam schenken, so geht die Tochter, als die Künstlerin, vor. Die paar Zeilen brauchen Dich durchaus nicht zu geniren. Beide Damen sind sehr gebildet, aber ganz einfach, ohne eine Ader vom Blaustrumpfe, von jener ehrlichen und anspruchslosen protestantischen Frömmigkeit, die ich durch meine Schwestern kenne ... Ich habe in dem Woringenschen Hause schon viele gute Stunden verlebt, die mir in der Oede unseres geselligen Lebens ein rechtes Labsal waren. Ich verehre die beiden Damen aufrichtig ... und diese neue Liebenswürdigkeit hat sie mir besonders werth gemacht. — Lebe wohl, liebster Hep, grüße den Vater und Carlowitz und die Geschwister herzlich.

Dein treuer Bruder

Heinrich

488] An Salomon Hirzel.

Freiburg 28/11 65.

Hochgeehrter Herr,

aus meiner Reise zur Hochzeit wird Nichts, Dank dem glatten Herrn, dessen lächelndes Conterfei Sie mir neulich schickten[1]. Bevor über diese kindische Depesche einiges Gras gewachsen ist kann ich nicht nach Hause reisen. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid mir das thut. Man hat eigentlich nicht viel von einer Hochzeit, wenn man nicht selber der Held ist; aber bei solcher Gelegenheit zu fehlen ist doch unbrüderlich. Zum Ueberfluß schreibt mir soeben mein Schwager OByrn, der die allerhöchsten vapeurs aus erster Quelle kennt, daß diese elenden Schranzen meinen Vater die Sünden seines Sohnes durch kleine Nadelstiche entgelten lassen; und der Vater hängt mit dem Herzen an seinem Königshause, er nimmt solche Erbärmlichkeiten ernsthafter als sie's verdienen. — Sie wissen, ich zog nach Freiburg wesentlich aus Rücksicht für meinen Vater, um der Beusterei aus dem Wege zu gehn. Trotzdem ziehe ich auch aus der Ferne die sächsische Regierung wie mit magnetischer Kraft an, wir caramboliren fortwährend mit einander. Ich werde natürlich künftighin, soweit das angeht,

[1] Graf Beust; s. Schiemann S. 242. Deutsche Kämpfe 2. A. S. 60 ff.

jede unnöthige Berührung vaterländischer Zustände vermeiden. Die Antwort auf Beust's Depesche kann ich aber nicht unterdrücken. Das Decbr.=Heft der Jahrbücher ist sogut wie gedruckt, und ich will die Kleinigkeit auch nicht zurückziehn. Die wenigen unbefangenen Leute in Sachsen sollen daraus ersehen, daß ich keineswegs gesonnen bin mein Vaterland zum Frühstück zu verspeisen, sondern mich vorläufig damit begnüge die Dresdner Großmannssucht zu bekämpfen. Ueber Beust habe ich mit heiterer und höflicher Bosheit gesprochen; diese Stimmung kommt Einem ja immer sobald über dies Männchen geredet wird. Hoffentlich lassen mich die Leute dann eine Weile ungeschoren, und ich kann zu Ostern in Dresden mit dem Vater ein paar friedliche Tage verleben.

Dann werde ich auch mit Ihnen und Freytag, dessen Brief mich sehr erfreut hat, eine kurze Zeit verbringen. Der größte Theil der Osterferien soll aber, wenn die Sterne günstig sind, in Berlin zugebracht werden. Pauli schrieb mir neulich sehr liebenswürdig und rieth mir, mich direkt an Bismarck zu wenden. In einigen Tagen will ich das thun, und ganz hoffnungslos bin ich nicht . . . Für die nächsten Herbstferien hab' ich dann noch ein letztes Forschungsproject. Die italienische Regierung ist in solchen Dingen die liberalste von allen, u. die Piemontesen hatten von jeher ausgezeichnete Diplomaten. Da ich ohnedies im nächsten Herbst ein paar Wochen in Oberitalien zubringen will, so werde ich versuchen, ob ich durch die Carlsruher italienische Gesandtschaft Zutritt erlange zu den Berliner Gesandtschaftsberichten des Florentiner Archivs . . .

Dieser italienische Plan (den mir Baumgarten, in Folge eigener Erfahrungen, eingegeben hat) führt mich auf eine Bitte, die mir in den letzten Wochen langsam gereift ist. Was meinen Sie, wenn ich Ihnen im Verlaufe des nächsten Jahres einen zweiten und unwiderruflich letzten Band Aufsätze schriebe? Erholen Sie sich von dem ersten Schrecken und dann lassen Sie uns betrachten, ob der Gedanke wirklich so furchtbar ist. Das Nützlichste, was ich jetzt schreiben könnte, wäre unzweifelhaft ein Essay über Cavour, nicht allzu lang, aber sachkundig und wirksam. Wir besitzen in deutscher Sprache noch nichts einigermaßen Würdiges über den gewaltigen Mann, und doch lernen wir nach alter deutscher Unart leichter von den Fremden als aus unsrer eignen Geschichte. Eine Darstellung dieses Mannes könnte, wirksamer als jede allgemeine Erörterung, unsrem Publicum zeigen,

was geniale Realpolitik ist. Auf den Augenblick soll der Aufsatz nicht berechnet sein. Erschiene er selbst in einem Zeitpunkte, wo unser Publicum den Cavour'schen Ideen noch mehr entfremdet wäre als heute: das thäte wenig Schaden. Es wäre doch endlich eine deutsche Darstellung vorhanden, woraus unsre Landsleute über die größte nationale Bewegung des Jahrhunderts etwas lernen könnten; denn die italienischen Bücher werden ja schändlicherweise bei uns gar nicht beachtet. Dieser Cavour-Einfall kam mir neulich im Gespräche mit Mathy, er wurde von unsrem Freunde mit Eifer aufgegriffen und hat mich seitdem beständig gequält. Der Band sollte folgende 5, meist größere, Stücke enthalten (Die beiden Hauptstücke II und V müssen natürlich ganz neu sein): I. Die Republik der Niederlande. II Der Philosoph von Sanssouci. III Drei deutsche Dramatiker: H. v. Kleist, O. Ludwig, F. Hebbel. IV. Der Bonapartismus, in zwei Capiteln. V. Cavour. Nr. I und V sind im Grunde nur concrete Ausführungen der Arbeit über den Einheitsstaat. Ueber die Gedanken des alten Fritz ist nach meiner Meinung noch lange nicht genug gesagt; das Beste unzweifelhaft von Freytag, aber über seine Auffassung vom Staate, über seine Eigenthümlichkeit als Staatsmann und politischer Denker ist noch tausenderlei zu bemerken. — Das Beste an dem Plane ist, daß mir die Ausführung verhältnißmäßig wenig Zeit kosten wird — und dies wird Sie hoffentlich beruhigen. Für die 3 Dichter braucht es nur einer Umarbeitung. Der Bonapartismus ist doch einmal begonnen und muß vollendet werden. Für die Niederlande liegt eine Masse von Excerpten da, und sie sind leider so ungeschickt gemacht, mit so vielen Abkürzungen u. dgl., daß ich sie bald benutzen muß, will ich sie nicht verlieren. Ueber den alten Fritz habe ich von früherher viel vorgearbeitet, und wenn ich zu Ostern in Berlin bin, so kann ich die hier nicht aufzutreibenden Hilfsmittel in den Abendstunden nach dem Schlusse des Archivs benutzen. So bleibt als große Arbeit nur der Cavour, und auch diese Mühe läßt sich abkürzen, da ich ohnedies nach Florenz will und dort die Parlamentsberichte u. dgl. lesen kann. Alles in Allem würde die deutsche Geschichte durch diesen 2. Band etwa um ½ Jahr verzögert werden. Der Band würde freilich erst in reichlich einem Jahre fertig, aber ich würde in dieser Zeit fortwährend für die deutsche Geschichte sammeln u. zu Weihnachten und Ostern in den Archiven arbeiten. Das ist mein Vorschlag. Ich trage ihn vor als eine Bitte, denn ich weiß

wohl, daß Ihnen viel an der deutschen Geschichte liegt. Aber bedenken Sie auch, daß dieser Band, durch seinen letzten Abschnitt mindestens, Einiges der guten Sache nützen kann. Der Absatz würde nicht schlechter sein als beim ersten Bande; mindestens wäre keine direkte Ruchlosigkeit darin, wie der Einheitsstaat; auch unschuldige Menschen könnten das Buch in die Hand nehmen. Welche Freude Sie mir persönlich durch das Eingehen auf den Vorschlag bereiten würden, brauche ich kaum zu sagen. Ich übernahm die deutsche Geschichte zu einer Zeit, da ich noch gar nicht ahnte, was dazu gehörte. Seitdem ist mir die Arbeit ernste Herzenssache geblieben. Ich habe viel Lehrgeld dabei gezahlt, ich mußte erst allmählich begreifen, was Politik ist; fast jede Zeile, die ich in den letzten Jahren schrieb, hängt irgendwie mit diesem Plane zusammen. Auch dieser 2te Band würde der deutschen Geschichte zu gute kommen. Das Werk soll gut werden, ich kann diesen verzwicktesten aller Stoffe nicht eher behandeln, als bis meine politische Bildung noch einige Fortschritte gemacht hat. Auch liegt mir viel daran, mit den kleinen Arbeiten endlich für immer abzuschließen und in nicht allzulanger Zeit wieder etwas drucken zu lassen — denn die deutsche Geschichte geht beim besten Willen nicht so schnell vorwärts. Mein Hauptgrund bleibt immer: ich glaube zunächst nicht Nützlicheres schreiben zu können als den Cavour. — Ich wiederhole, ich habe meine alte[n] Verpflichtungen gegen Sie ernstlich im Auge und trage Ihnen den Plan nur als eine Bitte vor. —

Mit herzlichen Grüßen an Sie und die Freunde

Ihr

Treitschke

489] An die Schwester Josephe.

Freiburg 29/11 65.

Meine liebe Herzensschwester,

der Vorabend Deines Hochzeitstages soll Dir nicht ohne brüderliche Grüße von mir vergehen . . . Die ganze Zeit seit wir uns kennen geht an meiner Seele vorüber, von den Tagen an, da Du ein kleiner possierlicher Schelm warst, bis zuletzt, da Du dem Vater sein Haus besorgtest. Ich wüßte nicht, welche Tage ich aus dieser ganzen Reihe hinwegwünschen sollte. Wenn sich je auf Augenblicke der Frieden trübte, so war immer ich schuld daran. Dir hatte ich immer nur

zu danken für Deine Schwesterliebe und Herzlichkeit. — Mit Deiner Hochzeit geht mir einer meiner liebsten Wünsche in Erfüllung. Ich habe immer geahnt, wie reich Du den Mann Deiner Liebe beglücken würdest. Und daß ich mich hierin nicht getäuscht, das haben mir Deine letzten glücklichen Briefe gezeigt. Du wirst eine glückliche Frau werden und eine treue Mutter, und der Segen unsres edlen Vaters und unsrer verklärten Mutter wird mit Dir sein. — Verzeihe mir, liebe Schwester, daß ich Dich ein einziges Mal, ganz gegen unsren guten Brauch, ins Gesicht lobe; die Erinnerung an die alten Tage wurde mir so lebendig. — Auch Deinem Anton sage ich meinen brüderlichen Glückwunsch. Mit einem Manne, den Du so innig liebst, werde ich gewiß, sobald ich ihn erst kenne, in ein ebenso gutes Verhältniß treten wie mit Johannes. Du aber, liebe Josephe, erhalte auch in dem neuen Hause Deinen Geschwistern ein wenig von der alten Liebe, und wenn ich im Frühjahr die Hausfrau von Falkenhain aufsuche, so laß mich eine gütige Schwester und einen freundlichen Schwager finden.

Tausend herzliche Grüße und Glückwünsche für das Brautpaar von

Deinem treuen Bruder

Heinrich

. . .

490] An Gustava von Haselberg.

Freiburg 4/12 65.

Meine liebe verehrte Freundin,

. . . Das wundert mich nicht, daß wir in der großen Frage des Augenblicks verschiedener Meinung sind. Ich muß einmal recht ungalant sein und sagen: Ihre Briefe haben mir wieder gezeigt, wie schwer es auch geistreichen Frauen fällt politisch zu denken. Sie meinen mich abzufertigen mit der Versicherung, Sie hätten in Ihrem Hause auf Ihre eigne Art glücklich werden wollen. Darauf kann ich nur erwidern: hier ist nicht von der Familie die Rede, sondern vom Vaterlande. Wenn einem Vater der ungerathene Sohn entläuft, so mag der Alte ihn laufen lassen ohne an seiner Ehre Schaden zu nehmen. Wenn aber die Aachener morgen französisch werden wollen, so müssen wir sie auf den Kopf schlagen und sie zwingen deutsch zu bleiben. Und wenn die Schleswigholsteiner ihre Pflicht gegen Deutsch-

land nicht erfüllen, so müssen wir sie gleichfalls zwingen. Sie sagen: „erst Freiheit, dann Patriotismus" — und sehen nicht, daß Sie damit jedem Schurken das Recht geben Sich von seinem Vaterlande loszureißen — und sehen nicht, daß dieser Satz alle Logik auf den Kopf stellt, denn er bedeutet: erst staatliche Rechte, dann erst ein Staat. — Gleich den meisten Frauen begreifen Sie nicht, daß öffentliche und private Sittlichkeit zwar durch dieselben Gesetze geregelt werden, aber trotzdem (oder richtiger: ebendeßhalb) in grundverschiedenen Formen erscheinen. Der Staatsmann verwaltet Gut und Blut seiner Mitbürger; darum ist in der Politik der Egoismus die höchste Tugend, die vollständige Selbstverleugnung. Darum kennt die Politik weder Dankbarkeit noch Großmuth, denn auf andrer Leute Kosten darf Niemand edelmüthig sein.

Doch ich mag Ihnen keinen staatswissenschaftlichen Kathedervortrag halten[1]. Was mir in Ihren letzten Briefen weh that ist etwas Reinmenschliches. Wozu schreibt man denn Briefe, wenn nicht um dem Freunde den Muth zu heben und den Glauben an das Göttliche zu stärken? Nun gar den Frauen ward das schöne Vorrecht, daß sie von der kleinen Erbärmlichkeit des politischen Kampfes weniger unmittelbar berührt werden als wir und darum den Freund bewahren können vor Verbitterung und Verstimmung. Solcher Sinn hat mir Ihre Briefe so lieb gemacht, ich freute mich immer, wie rein sich die Welt in Ihrem Auge spiegelt. Jetzt scheinen leider auch Sie ergriffen von der vergifteten Stimmung, die unsren deutschen Charakter bis zum Unkenntlichen zu entstellen droht. Ich habe mich ausschimpfen lassen durch das ganze Wörterbuch hindurch vom Dummkopf bis zum Verräther, und doch keinen Augenblick Hoffnung und Vertrauen verloren. Sie aber, die Sie dem Handel nur zuschauen, sind verzagt und verstimmt. Ich streite dafür, daß die Lebensinteressen unsres Vaterlandes im Norden gewahrt werden — und Sie erwidern gelassen: Deutschland wird doch niemals einig! Als ob es nicht Pflicht jedes muthigen Menschen wäre, diese gelassene Verzweiflung, die uns zum Spott aller Nationen macht, zu bekämpfen. Ich mahne, die Parteiverbitterung des Augenblicks nicht höher zu stellen als das Vaterland — und Sie erwidern, als preußischer Professor würde ich heute vielleicht gemaßregelt! Als ob ich das nicht wüßte, als ob ich nicht das Unglück der preußischen Zustände alltäg-

[1] Vgl. Politik 1,100 f.

lich schmerzlich empfände! — Und grade so springen Sie mit mir um auch in Dingen, die keine Parteifragen sind. Ueber den Bonapartismus sagen Sie nur das Eine: ich sei ein Aristokrat und hasse Napoleon als einen Parvenü. Ein Blick in den Aufsatz kann Ihnen zeigen, daß Sie mir Unrecht thun. Ich spreche mit [einer] ungetheilten Bewunderung von dem Emporkömmling Caesar und von Cromwell, der die plumpen Formen des Parvenü's noch weit weniger als Bonaparte verleugnen konnte. Was ich an Napoleon hasse ist der Mangel an sittlicher Würde, der ihn im Glück zum Prahler, im Unglück zum Feigling machte. Diese innere Vornehmheit stellt Caesar und Cromwell so hoch. — Und solcher Stellen könnte ich noch einige Dutzend anführen. Sie scheinen von der wunderlichen Voraussetzung auszugehn, daß ich eitel sei und von Gott und aller Welt verzogen werde. Denken Sie doch an meine Lage, die Sie ja kennen. Ich lebe hier unter lauter Gegnern, meine Familie ist unglücklich über mich, der Presse diene ich als Prügelknabe, und nur selten einmal erhalte ich von einem fernen Freunde einen Zuruf, der mich ermuthigt. Sie haben wahrlich keine Ursache mich noch bescheidener zu machen als ich hier werde. Schelten Sie mich so viel Sie wollen. Ich brauche kein Lob und werde Ihnen danken für jedes Wort, das mir nachweist, ich sei irgendwie meinen sittlichen Grundsätzen untreu geworden. Nur versuchen Sie nicht mich herunterzuziehen in die Misère der epidemischen Verbitterung, die man heute öffentliche Meinung nennt. Alles was gut ist in mir, ringt danach sich über diesem Sumpfe emporzuhalten. — Von Allem was Sie zum Besten des Augustenburgers sagen gefällt mir nur Eines: Ihr Betonen des Rechts. Das ist doch mindestens ein Grundsatz, obwohl ich ihn nicht gelten lasse. Das Recht verwandelt sich und wächst so gut wie Sprache, Staat und Sitte und alles Menschliche. Wollen Sie das positive Recht zum einzigen Leiter des Völkerlebens, so huldigen Sie nur Heinrich V von Frankreich und stellen Sie das Kurfürstenthum Brandenburg wieder her. — Da ich Ihnen heute leider in gar nichts Recht geben kann, so muß ich auch noch den Stil der Schl-H-Aufsätze vertheidigen. Sie finden in dem Buche Ruhe, in den Aufsätzen Leidenschaft. Ruhig überlegt sind beide, der Unterschied ist allein: das Buch ist langsam, die Aufsätze sehr schnell niedergeschrieben. Sie sagen, mich wollten Sie nur im Feierkleide sehen. Aber diese Forderung ist unberechtigt einem politischen Schriftsteller gegenüber. Solche auf den Augenblick berechnete

Arbeiten entstehen entweder im Augenblicke oder gar nicht. Aus dem beiliegenden Buche werden Sie übrigens sehen, daß ich diese Annexionsgeschichten auch lakonischer behandeln kann[1]; vielleicht erscheint Ihnen die Sache in solcher Form weniger ruchlos. Dem Beust hab' ich freilich mit aller erdenklichen Bosheit geantwortet: mir ist nichts verächtlicher als das Buhlen dieses Reactionärs um die Gunst des Haufens. —

Doch genug, mehr als genug des Streitens. Ich bin sehr offenherzig gewesen, vielleicht zu sehr. Das ist das Widrige an Briefen, daß man gar nicht ahnen kann, wie sie verstanden werden. Ich hoffe Sie trotz alledem nicht gekränkt zu haben. Tadeln Sie mich noch hundertmal mehr als Sie gethan; aber die Weise, wie Sie's diesmal anfingen, war nicht die rechte. —

Es ist fast 2 Uhr Nachts — — —

Leben Sie wohl, meine liebe verehrte Freundin. Mein nächster Brief soll besser sein als dieser, aber seien Sie nachsichtig gegen meine Unpünktlichkeit. Meine „Berühmtheit“, von der Sie so viel reden, hat mir bisher nur eine Masse unnützer zudringlicher Briefe eingebracht, die in der Regel rasch beantwortet werden müssen. Darunter läßt man dann die Freunde leiden.

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

491] An Ludwig Reyscher.

Freiburg 9/12 65.

Hochgeehrter Herr,

... Es ist mir eine wahre Freude gewesen, aus dem Munde eines so competenten Urtheilers zu erfahren, daß ich doch ein annähernd richtiges Charakterbild von Ihrem Schwiegervater gezeichnet habe[2]. Ich werde Dahlmann immer als meinen Lehrer verehren; er

---

[1] Histor. u. Polit. Aufsätze 2,214 ff. Vgl. o. S. 426 A. 1. [2] L. Reyscher, 1831—51 Prof. der Rechtswissenschaft (Germanist) in Tübingen, dann als konsultierender Advokat zunächst in Stuttgart und bald darauf bis zu seinem Tode in Cannstatt lebend, war in zweiter Ehe mit Dahlmanns Tochter Dorothea verheiratet. Dieser schätzte ihn besonders seit 1839 als Verfasser des Tübinger Fakultätsgutachtens über das Recht der Steuerverweigerung in Hannover nach dem Staatsstreich König Ernst Augusts, in Dahlmanns Augen „ein Meisterstück“, von Treitschke (Deutsche Geschichte 4,671) kühler betrachtet. Auch um das Zustandekommen der ersten, 1846 in Frankfurt tagenden Germanistenversammlung (D. G. 5,686) machte sich vorzüglich Reyscher verdient. Er gehörte 1859 zu den Gründern des Nationalvereins und

zählte zu den seltenen Männern, die auch auf persönlich Fernstehende tief und nachhaltig einwirken. Ihre Berichtigungen sind mir sehr willkommen gewesen; ich habe sie, soweit sie mich überzeugen konnten, soeben für die zweite Auflage benutzt. Confessionelle Härte habe ich Dahlmann nicht nachsagen wollen; aus seinen Werken redet ja überall der Geist echter Duldung. Ihre Bemerkungen haben mich veranlaßt die betr. Stellen meines Buchs wieder anzusehen, ich fand, daß sie allerdings eine Mißdeutung zulassen und habe Einiges daran geändert. Auch daß Dahlmanns Alter so sehr ernst nicht war, habe ich jetzt nach Ihren Winken gesagt. Ich gab in der ersten Auflage den Eindruck wieder, den der strenge alte Herr auf uns Studenten zu Anfang der fünfziger Jahre machte ... Die Erzählung von M. Gagern's Berufung[1] habe ich von Mathy, und zwar als ganz zuverlässig, erfahren. Ich finde nichts Auffälliges daran, denn Dahlmann konnte nicht wünschen, die ultramontane Partei an der Bonner Hochschule noch zu verstärken.

Dagegen kann ich leider Ihrem Urtheile über die Malmöer Debatte nicht beistimmen. Ich würdige vollkommen die patriotischen Beweggründe Dahlmanns, und ich denke, das ist in meinem Buche zur Genüge ausgesprochen. Ich bin zu meiner Ansicht nur mit Widerstreben gelangt und ich würde vermuthlich als Parlamentsmitglied in derselben Stimmung gewesen sein, wie R. v. Mohl, der mir kürzlich schrieb, wohl niemals habe er seine Pflicht mit schwererem Herzen gethan als bei der Billigung jenes Waffenstillstands. Durchschlagend scheint mir doch, daß ein Parlament keine unausführbaren Beschlüsse fassen darf. Verwarf man den Waffenstillstand, so wurde er trotzdem durchgeführt und das deutsche Verfassungswerk scheiterte unrettbar, während man anderen Falls doch noch die Möglichkeit behielt sich mit der Krone Preußen über die Verfassung zu verständigen.

Auch mein Urtheil über die Annexion kann ich nicht ändern. Wenn Preußen, wie ich hoffe, bald die Verwaltung beider Herzogthümer erhält und damit die Augustenburgische Nebenregierung ein Ende findet, so werden die Holsteiner — langsam, nach deutscher

---

den ersten Mitgliedern seines leitenden Zwölferausschusses und, schon bald ein Siebziger, konnte er noch mit Treitschke zusammen im ersten deutschen Reichstage sitzen. Nach einem Jahre aber zwang ihn Kränklichkeit zur Aufgabe seines Mandats; 1880 ist er gestorben. [1] Histor. u. Polit. Aufs. 1,431 f., deren Glaubwürdigkeit R. bezweifelt hatte.

Weise, aber gründlich — sich zu der Einsicht bekehren, daß unsrem zerrissenen Vaterlande mit einer neuen Dynastie nicht gedient ist. Ich weiß, daß sehr viele vortreffliche Männer auf der Gegenseite stehen und daß Preußen seine gute Sache nicht immer durch lautere Mittel fördert. Eben deßhalb hab' ich für Pflicht gehalten, mit einem ehrlichen Namen offen dafür aufzutreten, daß uns der Unsegen eines neuen Hofs — und welches Hofs! — erspart bleibe.

Verzeihen Sie, hochgeehrter Herr, diesen hartnäckigen Widerspruch. Sie sagen selbst: in der Politik giebt es keine Pietät. Ihre Schrift[1] habe ich mit großem Interesse gelesen, und obwohl ich mir kein Urtheil anmaßen darf, so scheint mir doch, daß Sie vollständig Recht haben. Mir ist das Auftreten des Göttinger Staatsraths in dieser wie in anderen Fragen räthselhaft.

Mit aufrichtiger Verehrung

Treitschke

492] An Graf Bismarck.

Freiburg im Breisgau, 10. Dec. 65.

Hochgeehrter Herr Ministerpräsident,

Ew. Excellenz bitte ich um die Erlaubniß, in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit Ihnen ein Gesuch vorzutragen.

Ich habe für die bei S. Hirzel in Leipzig erscheinende Staatengeschichte der neuesten Zeit die Geschichte Deutschlands von 1815—50 übernommen. Herr v. Roggenbach gestattete mir, obgleich ich nicht zu seinen unbedingten Gesinnungsgenossen gehöre, mit großer Liberalität die Benutzung der älteren Acten seines Ministeriums, und diese Studien, die ich in den Weihnachtstagen abzuschließen denke, haben mir reiche Belehrung gewährt. Aber die Carlsruher Acten geben nur ein unvollständiges und sehr einseitiges Bild der deutschen Politik. Denn mit Ausnahme der badischen Geschäftsträger in Berlin, welche meist sehr rasch lernten, sich auf den Standpunkt des preußischen Staats zu stellen, sind alle Diplomaten, deren Arbeiten ich kennen gelernt habe, entschiedene Anhänger der oesterreichischen Politik. Namentlich der Bedeutendste von Allen, der Freiherr v. Blittersdorff, dessen Be-

[1] die R. zugleich mit dem hier von Tr. beantworteten Briefe (vom 28. 4. 65) geschickt hatte: „Der Rechtsstreit über das Eigenthum der Domänen des Herzogthums Sachsen-Meiningen". Leipzig, Hirzel. 1865; besonders gegen H. A. Zachariä gerichtet. Vgl. o. S. 75 u. Frensdorff a. a. O. S. 624.

richte sich durch feine Beobachtung und scharfes Urtheil auszeichnen, zeigt überall erbitterte Feindschaft gegen Preußen. Im Ganzen habe ich in Carlsruhe nur von den Bestrebungen der oesterreichischen Partei einen klaren Begriff erhalten, und es ist meine Pflicht als Historiker, jetzt auch die andere Partei zu hören und die preußische Politik aus echten Quellen kennen zu lernen.

Die Archive der kleinen deutschen Höfe sind mir unzweifelhaft verschlossen. Die einzigen Regierungen, von denen ich in dieser Hinsicht etwas hoffen kann, sind die Cabinette von Berlin und Florenz. Nun hat mir Hr Professor Pauli in Tübingen, der für Hirzel's Staatengeschichte die englische Geschichte schreibt, vertraulich mitgetheilt, mit welchem Wohlwollen Ew. Excellenz ihm die Benutzung der englischen Acten Ihres Ministeriums erlaubt haben. Dies ermuthigt mich zu einer, allerdings weit anspruchsvolleren, Bitte.

Preußens innere Zustände fallen nicht in den Bereich meiner Aufgabe, sie sollen von einem anderen Verfasser in einem anderen Theile der Staatengeschichte besprochen werden. Mein Buch hat nur die gesammtdeutsche Politik und die Wandlungen des geistigen und wirthschaftlichen Lebens der Nation zu behandeln. Auch die Geschichte der Jahre 1848—50 kommt vorerst nicht in Betracht; denn der dritte Band meines Buchs, der diese Bewegungsjahre schildern soll, liegt noch in weiter Ferne. Die Punkte, worüber ich zunächst der Belehrung bedarf, sind folgende drei:

1.) Ich wünsche über die Bundesreformpläne, womit König Friedrich Wilhelm IV sich in den Jahren 1840—48 trug, mehr zu erfahren, als was der General Radowitz darüber veröffentlicht hat.

2.) Daß der Zollverein eine Schöpfung Preußens ist, habe ich bereits aus den Carlsruher Acten gelernt; aber ich bedarf noch weiterer Forschungen, um von der preußischen Handelspolitik seit dem Zollgesetze von 1818 ein treues Bild zu geben.

3) Ich wünsche die Berichte der preußischen Bundestagsgesandten aus der Zeit vor 1848 zu lesen.

Ich weiß nicht, ob die auf diese drei Stoffe sich beziehenden Acten in dem geheimen Staatsarchive oder in der Registratur des auswärtigen Amtes aufbewahrt werden; jedenfalls unterliegen sie der Verfügung Ew. Excellenz. Ich richte also an Ew. Excellenz die Bitte, mir die Benutzung dieser Actenstücke (unter den Beschränkungen, die Sie für nöthig halten) zu gestatten. Wird mein Gesuch gewährt, so denke

ich im März nach Berlin zu kommen und dort einige Wochen lang zu arbeiten. —

Ich bin liberal, und mein Geschichtswerk wird natürlich den Stempel dieser Gesinnung tragen. Aber ich glaube bewiesen zu haben, daß ich bestrebt bin mich von den Vorurtheilen meiner Partei frei zu halten, und daß mir der preußische Staat und das Recht seiner Selbsterhaltung höher steht als das Parteiinteresse. Ueberdies habe ich an mir selbst erfahren, daß jeder Unbefangene durch die Betrachtung der Details der Regierungsgeschäfte und ihrer Schwierigkeiten unwillkürlich zu einem billigen, gemäßigten Urtheile über die Regierenden veranlaßt wird.

Meine Bitte setzt einen hohen Grad von Vertrauen voraus. Ein Ihnen persönlich Unbekannter hat darauf keinen Anspruch, und versprechen kann ich nur das Eine, daß ich in meinem Buche die Wahrheit sagen werde, wie sie sich mir nach den Quellen ergiebt, und die Berliner Acten nicht tendenziös zum Nachtheile Preußens mißbrauchen werde. Doch diese Versicherung ist hoffentlich unnöthig; denn nach dem Besuche, den Herr Graf v. Flemming mir im letzten Frühjahr abstattete, muß ich annehmen, daß Ew. Excellenz von meiner schriftstellerischen Thätigkeit gehört haben und mich nicht zu den Feinden Preußens zählen.

So viel ich sehe, hat unter sämmtlichen deutschen Regierungen Preußen am wenigsten Ursache, die Vergangenheit seiner Bundespolitik in Dunkel zu hüllen. Denn — was auch in Berlin gesündigt worden ist — alle dauerhaften, realen Ergebnisse unserer nationalen Politik in den jüngsten 50 Jahren sind Preußens Werk. Fast jedes unbekannte preußische Actenstück, das ich in Carlsruhe gefunden, hat mich von Neuem in der Ueberzeugung bestärkt, daß die landläufigen Urtheile über die Bundespolitik der beiden letzten preußischen Könige falsch sind. Jene Meinungen haben sich gebildet in den Tagen der Herrschaft der Rotteck-Welckerschen Ideen, da man Liberalismus und Preußenhaß für gleichbedeutend hielt.

Hirzel's Staatengeschichte wird sehr viel gelesen. Es scheint mir daher nicht ganz gleichgiltig, ob die den deutschen Bund betreffenden Bände derselben auf Grund authentischer Actenstücke abgefaßt sind und dazu beitragen können eine Welt überlieferter Vorurtheile zu bekämpfen.

Nach Alledem bitte ich Ew. Excellenz zu entscheiden, ob die Gewährung meines Gesuchs möglich ist. Mich persönlich würden Sie durch die Unterstützung eines Werkes, das mich seit Jahren beschäftigt und auch fernerhin jahrelang festhalten wird, zu großem und aufrichtigem Danke verpflichten[1].

Ich habe die Ehre zu verharren

Ew. Excellenz

verehrungsvoll ergebener

H. v. Treitschke

493] An die Schwester Johanna Baronin O'Byrn.

Freiburg 17/12 65.

Meine liebe Schwester,

. . . Mit den paar Seiten, die ich neulich an Johannes schickte, hab' ich meine Revanche an Beust genommen, und Ihr werdet das menschlich finden. Jetzt denke ich, wie ich Deinem Manne versprochen, jedes Rencontre mit dem sächsischen Minister sorgfältig zu vermeiden. Ich habe genug zu thun mit meinem Buche, und da die öffentliche Meinung in einem Umschwunge begriffen ist und täglich mehr Menschen sich mit dem Gedanken, daß die Herzogthümer preußisch werden, versöhnen, so habe ich keine Veranlassung mehr über das Thema zu schreiben. Meine beiden letzten Zusendungen an Johannes soll der Vater nur dann lesen, wenn er es ausdrücklich verlangt: ich will kein Versteckenspiel vor ihm treiben, aber auch ihn nicht ohne Noth kränken. — Am zweiten Weihnachtsfeiertage[2] gehe ich nach Carlsruhe . . . Ich hoffe dann mit den Carlsruher Acten fertig zu werden und muß nun abwarten, ob ich die Erlaubniß erhalte, zu Ostern im Berliner Archive zu arbeiten. Ich habe deßhalb vor 8 Tagen an Bismarck geschrieben — sehr gradezu, ohne alle Artigkeit. Er soll nicht glauben, daß ich seine persönliche Gunst suche, und mir scheint, einen Mann von so großem Uebermuthe überredet man am leichtesten, wenn man

[1] Bismarck gewährte das Gesuch bereits am 15. Dez. in einem eigenhändigen (in Faksimile hier beigegebenen) Briefe, der in Form und Inhalt drastisch bestätigt, was Treitschke über den preußischen Ministerpräsidenten dem Vater am 6. Dez. geschrieben hatte; s. S. 434 Anm. Daß ihm indessen die dort ausgesprochene Hoffnung so ganz fest doch nicht blieb, scheint der Schluß eines Briefes an Nokk (eben am 15.) zu verraten: „An Bismarck schrieb ich vor einigen Tagen. Gebe der Himmel, daß er mir antwortet, wenn er grade dinirt hat!" [2] bis zum 6. Januar.

Berlin 16 Aug. 1856

Ew. Hochwohlgeboren

gefälliges Schreiben vom 10. d. habe
ich zu erhalten die Ehre gehabt, und er-
widere ergebenst, daß ich kein Bedenken
trage die Benutzung der Akten des Aus-
wärtigen Ministeriums in dem von
Ihnen gewünschten Umfange zu gestat-
ten. Die einzige Beschränkung die ich auch
den auf solche bezüglichen Vorschriften
daran knüpfen muß, besteht in dem

Verlangen des Einsatz der von Ihnen
zu machenden Gewinste. Ein Kopfrech-
geboren wollen auch denselben aber
nicht die Aussicht entnehmen, daß ich
nur die Frucht Ihrer Arbeiten auf
diesem Wege nachträglich verkümmert
werden würde. Denn wenn Sie auch
die Schlüsse unseres damaligen Politik
nicht so wie früher werden wie ich
wünschen möchte, so glaube ich doch
nicht, daß Sie den Briefwechsel; [illegible]
haben eine genügliche Rücksicht die Ver-

gangenheit seiner Bündnispolitik in Stücke
zu „schlagen" zurückzunehmen Bismarckianer zu-
bringen suchten. Jedenfalls habe ich keinen
Glauben an die Bedeutung von [illegible]-
[illegible] welche älter sind als die Be-
theiligung der *gegenwärtig* die Politik lei-
tenden Personen an den Staatsgeschäften,
und bin überzeugt daß auch die *schwersten*
Seiten unserer Vergangenheit unter ihren
vortheilhaften Leitern nicht schwerer erscheinen
werden, als der nüchterne Durchschnitt deut-
scher bürgerlicher Menschlichkeit. Das möchte

ist Ihre Berechnung, daß nach den genauen Einblick in die Geschäfte der Maschinen Fabriken entnommenen Lasten welche bei uns überwunden werden muß, bevor ein Bruchtheil der Kraft frei wird und zur nützlichen Verwendung gelangt.

In der Hoffnung daß ich im März die Ehre haben werde Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ergebenster

Bismarck

mit einigem Selbstgefühle spricht ... Nun zur Erklärung meiner kleinen Geschenke — — — Für Johannes ist Scheffels Aventiure. Außer einigen phantastischen schrullenhaften Sachen enthält das Buch mehrere herrliche Lieder, wie das vom Heini von Steyer. Der Autor ist ein echter Dichter — — — Zu guter Letzt noch meine herzlichsten Wünsche zu dem Feste. Ich werde den Abend vermuthlich etwas ungemüthlich ... zubringen. Manchmal hab' ich die Empfindung, als sollte ich mir selbst ein Haus gründen. Was man die Freuden des Junggesellenlebens nennt ist mir längst zum Ekel. Schließlich sehe ich doch ein, daß ich nicht zu meiner Bequemlichkeit auf der Welt bin, sondern zum Schaffen. Und da ich niemals lernen werde schnell zu schreiben und in den nächsten Jahren wegen meiner Arbeiten überall herum reisen muß, so werde ich wohl auf häusliche Freuden verzichten müssen. Von den Untugenden alter garçons denk' ich mich schon frei zu halten. — Grüße die ganze Familie herzlich von

Deinem treuen Bruder

Heinrich

494] An Heinrich von Sybel.

Freiburg i. B. 21/12 65.

Hochgeehrter Herr,

... ich bin hoffentlich entschuldigt, wenn ich Ihnen so spät erst meinen großen Dank sage für die freudige Ueberraschung, die Sie mir durch Ihr schönes Geschenk bereitet haben[1] ... Da ich jetzt eine kleine Arbeit über den Bonapartismus unter der Feder habe, so habe ich in der letzten Zeit oft und mit immer neuer Freude und Belehrung in Ihrem Buche gelesen. Wie schade, daß Ihre Darstellung die Franzosen noch so wenig überzeugt hat. Freilich, die napoleonische Legende ist endlich von einem Theile der Demokratie aufgegeben; der eitle 89r-Cultus dauert. Und im Grunde ist gleichgiltig, wie das goldne Kalb heißt; Götzendienst ist das Eine wie das Andre. Barni's Buch über Thiers ist dafür recht lehrreich: er giebt sich ersichtlich Mühe unbefangen zu sein und fällt doch immer wieder in die alten Märchen zurück — — — B[ismarck] hat mir ... einen Brief geschrieben, der seinem Verstande Ehre macht. Ich werde also die preußische Bundespolitik von 1815—48 aus den Quellen studiren, nachdem ich in Carlsruhe die schmutzige

[1] 1865 erschien der 1. Band von Sybels „Revolutionszeit" in 3. Auflage.

Wäsche der Metternichschen Partei kennen gelernt. Wenn man Beides combinirt, muß eine treue Darstellung der Bundestagsmisère möglich sein[1]; leider wird noch eine lange Zeit darüber hingehn. —

In aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebener

Treitschke

496] An Salomon Hirzel.

Freiburg 22/12 65.

Hochgeehrter Herr,

— — — Für die deutsche Geschichte hab' ich eine vortreffliche Nachricht erhalten. Ich schrieb an Bismarck ganz einfach, ja fast unhöflich, aus Furcht vor Mißdeutung. Darauf hat er mir einen vortrefflichen Brief geschrieben, ein kleines Meisterstück von Takt und Geist — — — Mein Vater nimmt leider erst zu Ende April den Abschied, ich treffe ihn also noch auf der Festung. Ob ich lange dort bleiben werde, weiß der Himmel. Sein letzter Brief war wieder ganz trostlos. Alle diese Dinge sind zum Verzweifeln, und ich kann nichts dazu thun. Diese Schranzen in Dresden haben ja nie eine Zeile von mir gelesen, sie werden's auch nicht thun. Alles ist eitel Lüge und Zwischenträgerei, und wenn der Vater erst in Dresden lebt, so wird die Sache nur noch schlimmer, und sollte ich auch nie mehr ein Wort über Beust schreiben — — — Danken Sie Freytag herzlich für seinen schönen Brief[2]; ich schreibe ihm sobald ich irgend kann ... Der Buschmann fängt zu meiner Freude sichtlich an, sehr anständig zu werden. Wie sah er denn zu Ihrem Doctorschmauße in der weißen Halsbinde aus?[3]

Gegen M. Duncker spielt jetzt eine recht augustenburgische Intrigue. Er ist der einzige Annexionist in der Umgebung des Kronprinzen; darum muß ihn Sammer wegbeißen und läßt ihn als Spion Bismarcks denunciren.[4] Ich mußte neulich selbst in alten

[1] Vgl. Deutsche Geschichte 3, V. [2] Dove, S. 75 ff. [3] „Sonntag großer gelehrter Fraß bei unserm Doctor Hirzelius — Doctorschmaus, zu dem ich (gedruckt eingeladen) zum ersten Mal in weißer Cravatte erscheinen werde. Lache nicht, 's ist feierlich gemeint." (W. an Tr. 8. 11.) Hirzel, der unvergeßliche Förderer der älteren Goetheforschung, war zum Gedächtnis der Immatrikulation Goethes vor hundert Jahren in Leipzig von der philos. Fakultät zum Dr. h. c. promoviert worden. [4] Auch hier tat sich Freese (o. S. 407 Anm. 2) besonders hervor; s. Haym, Duncker, S. 367 f. 351.

Schl.-Holsteinischen Blättern nachsuchen, damit wir dem Urheber der Infamie auf die Spur kommen ...

Mit vielen Grüßen an die Freunde

Ihr

Treitschke

496] An den Vater.

Carlsruhe 31/12 65.
Hotel Große.

Mein lieber Vater,

— — — Zu Ostern denke ich Euch jedenfalls zu sehen, leider nur auf ganz kurze Zeit. Meine Anfrage an Graf Bismarck hat nämlich eine sehr günstige Antwort nach sich gezogen. Er erlaubt mir Alles, was ich zu lesen verlangt hatte, zu benutzen, zeigt sich also in diesem Punkte weit liberaler als selbst Hr. v. Roggenbach[1]. B's Antwort ist nicht nur geistreich und freundlich, sie hat mich auch beruhigt über ein ernstes Bedenken. Ich fürchtete nämlich, man werde in Berlin versuchen, mich bei dieser Gelegenheit für die ministerielle Partei zu gewinnen, und dies hätte mich, da ich schlechterdings nicht darauf eingehen könnte, in eine schiefe Stellung gebracht. Der Brief des Ministers hat mich dieses Bedenkens enthoben ... Wenn ich gesund bin und tüchtig arbeiten kann, so verspreche ich mir viel von dem Aufenthalte in Berlin. Alte und neue Bekannte finde ich genug, und ich gehöre nun einmal zu den Menschen, denen in einer großen Stadt das Leben dreimal so reich erscheint als in einem kleinen Neste ... Hepps Brief an Frau v. Woringen ist richtig besorgt und mit dem befohlenen mündlichen Commentar begleitet worden. Es sind wirklich gute liebenswürdige Menschen, die alte Frau Schleiden eine ganz herrliche Erscheinung aus der guten alten Zeit; sie hat um's Jahr 1810 in Dresden gelebt und weiß viel von Tieck's romantischem Kreise zu erzählen. —

Meine Collegien machen mir, zum ersten Male seit ich in Freiburg bin, ein wenig Freude. Ich habe diesmal ziemlich fleißige Zuhörer — eine in Freiburg so unerhörte Erscheinung, daß sie sich schwerlich wiederholen wird. Von einigen meiner Vorlesungen sehe ich all-

[1] Auch in den nächsten Briefen an Overbeck (1. Jan.) und an Gustava v. H. (26. Jan.) rühmt Treitschke Bismarcks Verhalten, spricht von „unerhörter", von „einer in Deutschland beispiellosen Liberalität, mit der er ihm „die alten Akten seines Departements unbedingt zur Einsicht geöffnet" habe.

mählich, daß sie mit der Zeit, wenn ich noch mehr über das Thema geforscht haben werde, wirklich gut werden können. Doch dazu braucht man einen anderen Boden. Die Existenz unter diesen verkümmerten Professoren und Studenten ist doch gar zu unnatürlich. Die Pause, deren ich bedurfte um mich zu schriftstellerischen Arbeiten zu sammeln, ist nahezu verstrichen; ich sehne mich herzlich fort in gesundere Verhältnisse, in einen fruchtbareren Wirkungskreis[1] ...

Dein treuer Sohn

Heinrich

497] An Franz Overbeck.

Carlsruhe, 1/1 66.

Mein lieber Freund,

... Es geht nun schon in das dritte Jahr, seit ich aufgehört habe mit Dir täglich zu verkehren; aber noch immer vermisse ich den gewohnten Leipziger Umgang. Um so fleißiger sollte ich den schriftlichen Verkehr pflegen; doch das geht beim besten Willen nicht an ... Darum sei barmherzig, lieber Junge, laß diese hingesudelten Zeilen für einen Brief gelten und schreibe mir bald. Unter den Hunderten, die nur zählen und nicht sind, bleiben Einem nur wenige ganze Menschen übrig, und jedes Lebenszeichen von Einem aus dieser Minderzahl ist mir in der Freiburger Oede ein rechtes Labsal. — Alles in Allem darf ich dem Schicksal doch nicht grollen, das mich nach Freiburg verschlagen hat. Ich habe dort endlich einige Muße gefunden um mich zur literarischen Arbeit zu sammeln, ich habe allerhand von der Welt gesehen ... und wenn das Exil in dem Pfaffenneste bald ein Ende nimmt, so muß ich immerhin zufrieden sein, daß ich den Ultramontanismus in seiner ganzen ... Unsittlichkeit aus der Nähe betrachtet habe. Am besten ist doch die politische Belehrung, die mir geworden ist, seit meine Schriften mich mit den

---

[1] Noch am 1. März klagt ein Brief an Weech über Freiburg: „Ich brauche hier oft all' meinen Leichtsinn und meine gute Laune um nicht in unmännliche Verbitterung zu versinken. Mein ganzes Wesen widerstrebt der Schopenhauerschen Junggesellenphilosophie und der thörichten Lehre von dem Glück des einsamen Weisen. Meihe Lebensweisheit lautet, daß wir armen Creaturen ein wenig Glück brauchen um sittlich und glücklich zu leben. Wer nicht in seiner Umgebung einige Theilnahme und Freundschaft findet und nicht dann und wann die Einseitigkeit seines eignen Kopfes durch die lebendigen Worte anderer Menschen ermäßigen kann, der führt kein gesundes Dasein. Und der Himmel weiß, wie blut wenig von diesen bescheidenen Lebensgütern ich hier finde."

Parteien in unmittelbare Berührung gebracht haben. Traurig genug freilich war diese Belehrung. Ich habe früher den Stand der politischen Bildung und Thatkraft unter den Deutschen unendlich überschätzt. Jetzt erst sehe ich, der Weg zu einem geachteten Staatsleben ist tausendmal weiter als ich noch vor 3 Jahren meinte. Neben so vieler Lust an den Pflichten des Gemeindelebens hat die ungeheure Mehrheit selbst der Gebildeten für die eigentliche Politik gar keinen Sinn. Selbst der rohe patriotische Instinkt ist kaum im Keime vorhanden. Bei welchem anderen Volke wäre eine solche Partei möglich, wie die sogenannte liberale in Preußen, die jeder Niederlage des eigenen Staats zujubelt? Und unter dem kleinen Haufen der Denkenden fehlt zumeist Wille und Leidenschaft. Sie reden von den Leiden des Vaterlandes mit derselben verzweifelten Ruhe wie der Todkranke, der langsam ein Glied nach dem andren absterben fühlt und gelassen das Fortschreiten der Auflösung beobachtet. Ach, die Politik und immer wieder die Politik wird, solange wir Beide leben, den Mittelpunkt unsrer nationalen Arbeit bilden müssen. Mich läßt sie nicht wieder los, und da die parlamentarische Thätigkeit mir verschlossen bleiben wird, so bleibe ich auf die Feder angewiesen. Meine deutsche Geschichte kommt sicher noch zu Stande, aber nicht bald ... Kummer, auch persönlichen, haben mir diese politischen Dinge genug bereitet, den schlimmsten im Hause meines Vaters ... Lieber Junge, diese Briefschreiberei ist ein elendes Handwerk; eben wollte ich ordentlich anfangen und schon ist meine Zeit zu Ende. Sei versichert, daß Deine Nachrichten mich herzlich erbaut haben. Ich freue mich Deiner akademischen Erfolge und unserer Waffenbrüderschaft im Hirzelschen Verlage. — Grüße den Kitzing vielmals, auch Frau Luise Brockhaus (in Dresden), wenn Du sie siehst. Sie hat mir kürzlich einen prächtigen Brief geschrieben. Sei glücklich in diesem jungen Jahre und verwende Deinen theologischen Einfluß auf den Himmel dazu, um meine baldige Erlösung aus Freiburg zu erbitten. Die Vernunftgründe, die ich vorhin Dir und mir zur Beruhigung auseinandersetzte, reichen bald nicht mehr aus. Ich sehne mich nach dem protestantischen Norden.

Treu Dein

Treitschke

498] An den Vater.

Freiburg 23/1 66.

Mein lieber Vater,

... Ich danke Dir für die guten Nachrichten; besonders hat mich gefreut, daß Du an dem Buche Gefallen findest[1]. Für einen Civilisten ists nicht leicht, ein passendes Geschenk für Dich zu finden; doch wußte ich, daß Du den Prinzen Bernhard gekannt hast. — Am 12. Jan. ist in Frankfurt der Vortrag über Mirabeau glücklich abgelaufen. Ich hatte keinen leichten Stand, denn da Frankfurt das gelobte Land des Apfelwein-Radicalismus und des neuerdings mit diesem eng verbundenen Cantönligeistes ist, so wußte ich, daß ich zu einem voreingenommenen Publicum sprach. Zudem mußte ich sehr lange sprechen; unter $1^1/_2$ Stunden läßt sich ein so verwickeltes Thema nicht abthun. Trotzdem ging Alles vortrefflich, und es freute mich um der Sache willen, daß alle Frankfurter Blätter, die sonst nach Kräften auf mich schimpfen, in diesem Falle nur Lob hatten. So viel Unbefangenheit hätte ich in diesen Tagen der Verbitterung kaum erwartet. Zu lernen ist natürlich nichts aus der Kritik der Journale. Von Werth war mir nur die Zufriedenheit eines competenten Richters, unsres Bundestagsgesandten Mohl. Diesen meinen alten Gönner, den ich seit meiner Studentenzeit nicht gesehen, suchte ich natürlich auf und freute mich an seiner originellen Tüchtigkeit. Er ist ein merkwürdiges Gemisch von diplomatischer Feinheit und urschwäbischer Grobheit, in Allem was er sagt gescheidt und eigenthümlich; er zählt zu den Männern, die ich trotz mancher Meinungsverschiedenheit am Aufrichtigsten hochachte. — Uebrigens wäre ich froh, wenn ich reich genug wäre auf solche Vorträge zu verzichten. Ich wirke immer nur durch den Inhalt meiner Worte. Die äußeren Mittel eines Pracht- und Schauredners besitze oder beachte ich nicht; ich bin zu unruhig, und Alles was einer schauspielerischen Vorbereitung ähnlich sieht, widersteht meiner Natur. Hätte ich gesunde Sinne, so würde ich nach einigen Jahren wohl in einem Parlamente mit Freude und auch mit Erfolg sprechen; doch diese Laufbahn ist mir verschlossen[2] ...

[1] Starklof, „Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach, Königl. niederländ. General der Infanterie." 1. Bd. Gotha. 1865. Treitschkes Vater fand hier mit Genugtuung S. 78ff. seinen Aufsatz über die Sachsen in der Schlacht bei Wagram (s. o. Bd. 1, S. 3) „ehrenvoll erwähnt und als Quelle benutzt".
[2] An Nokk, 15. Dez., hatte Tr. seinen Wunsch bestimmter ausgesprochen: „Ach, ie satt bin ich dieser rhetorischen Kunschtstücke! In dem preußischen Parlamente

Glücklicherweise fiel der Frankfurter Vortrag an den Wochenschluß. Ich konnte also ohne Collegversäumniß noch einen Tag länger bleiben, und diesen Tag mußte ich als meine nachträglichen Weihnachtsferien ansehn. Ich fuhr mit einem alten Bekannten nach Wiesbaden ... Die Spielhölle war geschlossen; 2 Monate im Jahre hat der Pächter Muße, den goldnen Raub mit dem Landesvater zu verrechnen. Trotzdem war die Saison noch in voller Blüthe. Dies bunte Treiben, die freundliche Gegend und die schönen Neubauten machten uns viel Freude. Die berühmte griechische Kapelle ist in der That so schön als der scheußliche russische Styl mit seinen zwiebelförmigen goldenen Kuppeln dies erlaubt. — Seitdem bin ich hier geblieben und habe u. A. viel gelernt aus Cavour's Reden. Ein schneidenderer Gegensatz zu der hochpathetischen, schwungvollen Weise Mirabeau's läßt sich nicht denken. Durchweg eine souveräne Klarheit, eine geniale Nüchternheit, dann und wann ein feiner Sarkasmus — und doch dieselbe packende, überwältigende Wirkung wie bei dem Franzosen. Seit langer Zeit hat mich nichts so gewaltig gefesselt; dieses durchaus praktische Genie ist zwar himmelweit verschieden von den großen Dichtern und Denkern, die uns Deutschen so vertraut sind; aber er steht in seiner Weise den Räthseln der Welt ebenso groß und geschlossen gegenüber wie Goethe oder Kant[1]. Ganz neu war mir an dem vielverleumdeten sogenannten Feinde der Kirche der tiefreligiöse Zug des Gemüths, der beinah schwärmerische Glaube an die Zukunft des Katholicismus, der namentlich aus einigen vertrauten Briefen hervortritt — — —

Jetzt nimmt mich außer den Arbeiten auch unsere kurze Gesellschaftssaison in Anspruch, und ich finde keinen Grund zu leugnen, daß die Weiber ein angenehmes Geschlecht sind. Mit vielen herzlichen Grüßen an Alle

Heinrich

499] An Joh. Gust. Droysen.

Freiburg 25. Jan. 66.

Hochgeehrter Herr,

... Der neue Band[2] wird wie alle seine Vorgänger an mir einen aufmerksamen und gelehrigen Leser finden. Die gewöhnliche Behand-

würde ich gern und nach einigen Jahren des Lernens auch mit Nutzen sprechen; aber der Dämon in meinen Ohren macht alle solche Pläne zu Schanden." [1] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 2,246. [2] der von Droysen an Treitschke geschickte aber ihm noch nicht zu Händen gekommene neueste Band der „Geschichte der preuß. Politik".

lung unserer Geschichte ist trotz der Fortschritte der kritischen Forschung doch noch sehr geistlos und, vor Allem, ganz unpolitisch. Ich erkenne mehr und mehr, daß das politische Talent ein von allen anderen menschlichen Gaben specifisch verschiedenes und leider unter hunderttausend Deutschen kaum Einem eigen ist. Ihr Werk macht endlich einmal Ernst, bitteren Ernst mit der Politik, es zwingt zum politischen Denken. Darin liegt seine Kraft und Bedeutung, aber auch leider der Grund seiner noch viel zu geringen Verbreitung. — Sie sind sehr freigebig mit dem Lobe meiner letzten Aufsätze[1]. Ich kann diesen Arbeiten nur das eine Verdienst zugestehen, daß sie endlich einmal heraussagten, was eine kleine Minderheit im Stillen meinte. Für diese denkende Minderheit sind jene Blätter nicht ohne Werth gewesen; an den Wortführern der Parteien gingen sie spurlos vorüber. Die Einverleibung muß erst vollzogen sein — und sie wird geschehen, denn die Dinge sind mächtiger als die Personen — und eine Masse von Schmähungen und Verketzerungen muß noch vergeudet werden, bevor die Liberalen uns verzeihen werden, daß wir so lange gegen sie Recht hatten. Ich kann es gar nicht aussagen, wie Vieles und Schweres ich in diesen zwei Jahren gelernt habe. Alle Fehler, die ich je in der Politik begangen, stammen daher, daß ich gar nicht ahnte, wie arm an Geist, Muth und Fleiß die große Masse unserer Liberalen ist. Jetzt bin ich darüber belehrt, meine Erwartungen sind etwas bescheidener, aber das Ziel der preußisch-deutschen Politik ist mir nur um so klarer geworden — — —

Indem ich Ihnen nochmals aufrichtig danke verbleibe ich

Ihr verehrungsvoll ergebner

Treitschke

500] An Gustava von Haselberg.

Freiburg 26/1 66.

Meine liebe, verehrte Freundin,

ich freue mich Ihnen ein glückliches Neujahr zuzurufen, und Sie werden den Gruß hoffentlich freundlich aufnehmen, obgleich ich durch eigene Schuld gezwungen bin den Brief mit langen Erklärungen zu beginnen. Die Menschen verstehen einander nicht, sagt Goethe einmal. Das

[1] Schon längst — schreibt Droysen am 12. Dez. 1865 — habe er Treitschke danken wollen für die Aufsätze, „mit denen Sie in die derzeitige Confusion der Gemüther über die schleswigholsteinische, d. h. deutsche Frage einiges Licht gebracht.“

Wort gilt am meisten von Briefen. Ich habe mich, heftig und rücksichtslos wie ich leider bin, vertheidigt in einer Sache, die mir eine ernste Herzenssache ist und Ihnen, wie mir schien, gar zu lustig vorkam. Sie haben aus meiner Antwort sehr viel mehr herausgelesen: daß ich niedrig denke von Ihrem Verstande — und allerhand Anderes, was Sie mir nicht zutrauen sollten. Ich denke, jetzt, nach 8 Wochen, müssen wir Beide über unsren Irrthum im Klaren sein. Haben Sie tausend Dank für Ihren letzten Brief, der mir wieder recht gezeigt hat wie gut Sie sind. Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie gekränkt habe, und glauben Sie, daß ich noch immer derselbe bin wie in Leipzig. Nur habe ich seitdem Vieles und viel Trauriges gelernt; ich weiß jetzt, daß wir Deutschen von einem ehrenwerthen Staatsleben weiter entfernt ... sind als ich jemals glaubte. Diese Enttäuschung mag in meinem letzten Briefe in einigen grellen Tönen wiederklingen. Noch täglich erschrecke ich über die unendliche Macht der Phrase in Deutschland; dieser Vorwurf trifft Sie natürlich nicht, kann Sie gar nicht treffen. Nicht minder unheimlich ist mir die Parteiverbitterung so Vieler, die sie ganz blind macht für die großen Interessen des Vaterlandes. Weil Preußen ein schlechtes Ministerium hat, dürfen wir darum wünschen, daß unser Land von den Fremden gedemüthigt werde — denn was ist Oesterreich Anderes als ein Fremder? — und alle Rheinbündler triumphiren? Wie man so denken und dabei noch den Alleinbesitz des Patriotismus für sich beanspruchen kann, ist mir räthselhaft. So viel Verstand und Beweglichkeit verlange ich selbst von so flachen Köpfen wie Frese und Genossen, daß sie eine von Grund aus geänderte Situation rasch verstehen und einsehen: es handelt sich im Norden längst nicht mehr um den Triumph Bismarcks, sondern es droht für Preußen eine Niederlage, schimpflicher als Bronzell, die den Staat für Jahrzehnte lähmen müßte. Es giebt wohl Ausnahmefälle, da der Einzelne durch schweres Unrecht ein Recht erlangen mag sein Vaterland zu verlassen — obgleich solche Fälle vielleicht nur aller Jahrhunderte einmal eintreten[1]. Für ein ganzes Volk kann ein solcher Fall sich nie ereignen. Eine schlechte Regierung ist ja immer zum guten Theile durch die Schuld der Nation selbst hervorgerufen; wir hätten das Min. Bismarck nicht, wenn unser Bürgerthum bereits so viel Muth, Verstand und Reichthum besäße, als zu einem

---

[1] Politik 1,112.

freien Staatsleben nöthig ist. Ich finde es sehr menschlich, daß Sie über dem täglich fühlbaren Drucke eines kleinlichen und unwahren Regimentes auf Augenblicke die Interessen vergaßen, die allen Parteien gemeinsam sind; leid that es mir doch, und unter diesem Eindrucke hab' ich geschrieben.

Doch genug davon. Ich habe leider oftmals meine liebsten Freunde durch mein aufbrausendes Wesen gekränkt; aber ich weiß auch, daß die bittere Empfindung nie länger als ganz kurze Zeit anhielt und beim ersten Wiedersehen verflogen war. Nehmen Sie an, meine liebe Freundin, daß wir uns inzwischen gesprochen hätten, und versöhnen Sie Sich mit Ihrem ungezogenen Freunde ...

Bevor diese unabsehbaren Archivforschungen im Laufe der nächsten Jahre zum Abschlusse kommen, soll noch ein zweiter Band Aufsätze erscheinen — darunter eine Arbeit über Cavour, denn der wunderbare Mann ist ein wahres Rattengift gegen alles Schwächliche und Verschwommene des deutschen Charakters ... Alle diese Pläne machen mir den Kopf recht schwer. Ich fühle lebhaft, wie wenig ich bisher geleistet und wie viel unablässiger Fleiß nöthig ist um aus meinem Kopfe einigen Nutzen für die Welt zu ziehen; darum darf ich an häusliches Glück noch auf lange hinaus, vielleicht für immer, nicht denken, obgleich das Freiburger Leben solche Gedanken sehr nahe legt ...

Ihr aufrichtig ergebner

Treitschke

501] An Gustav Freytag.

Freiburg 28/1 66.

... Sie wissen sicher durch Hirzel, warum ich im Decbr die Reise nach Sachsen aufgeben mußte. Die Erbitterung in den Hofkreisen muß doch sehr stark sein; namentlich Falkenstein thut mit auserlesener Gemeinheit das Seine um meinen Vater immer wieder aufzuregen. Er hat so seine biedere Art, das große Talent zu beklagen, das in frivolem Parteitreiben zu Grunde geht. Ich werde künftig alle unnöthigen Reizungen vermeiden; freilich der Anti-Beust war mir abgedrungen, und ohne Spott läßt sich über diese gespreizten Eunuchen doch nicht schreiben. Zu Ostern hoffe ich den Vater ruhiger zu finden. Inzwischen freue ich mich der glückseligen Briefe meiner Schwester; denn ich weiß, daß das nicht die landesüblichen Redens-

arten junger Frauen sind; sie war immer ein enfant terrible wie ihr Bruder. —

Auch über Bismarcks Brief wird Ihnen Hirzel gesprochen haben ... ich glaube nunmehr sicher, daß man mich in Berlin mit Zumuthungen irgend einer Art verschonen wird — und daß ich dort keinen Schritt wegen meiner Zukunft thun werde, versteht sich von selbst. Wenn der Aufenthalt in Berlin ohne mein Zuthun meine Berufung nach Preußen bewirkt, so hätte ich nichts dagegen. Hier bin und bleibe ich in falscher Stellung. Die große Mehrzahl der Collegen dankte Gott den unbequemen Preußen los zu werden. Mir kann das gleichgiltig sein, denn ich habe in Freiburg nie etwas anderes gesucht als ein Asyl für ein paar Jahre ...

Ich habe mich nun doch entschlossen, zuerst den zweiten Band Essays abzuthun. Der Stoff für die deutsche Geschichte ist massenhaft, er wächst von Tag zu Tag, es ist nicht möglich in kurzer Zeit ein gutes Buch darüber zu schreiben. Soeben liegt auf meinem Schreibtische ein durch meine Arbeit über Wangenheim hervorgerufenes Mscpt. von dem Grafen Wintzingerode im Eichsfeld, dem Sohne des würtemb. Ministers, voll kostbarer Enthüllungen. Denken Sie, das schamloseste Rheinbundsprogramm, das je geschrieben ward, das „Mscpt aus Süddeutschland" ist verfaßt von Wilhelm von Württemberg! Mein Urtheil über die Mittelstaatenpolitik war bisher viel zu gutmüthig. Es liegt über der gesammten Bundesgeschichte noch ein dicker Nebel Rotteck-Welckerscher Phrasen. Diese Welt von fables convenues zu zerstören erfordert Zeit, und auch mein politischer Horizont muß inzwischen freier und weiter werden. Nun weiß ich nichts was das politische Urtheil so bildet, wie die Betrachtung der italienischen und bonapartistischen Dinge. Cavour's Reden erschließen mir eine Welt neuer Ideen. Ich behaupte, nie gab es eine offenere Politik als jene des vielgescholtene[n] Machiavellisten; zehn Jahre lang erzählt er täglich im Parlamente, all sein Thun habe nur den Zweck die Oesterreicher zu verjagen. Noch merkwürdiger ist der tief-religiöse Zug in diesem scharfen Geiste; er hegt einen felsenfesten Glauben an den civilisatorischen Beruf des Katholicismus; das steht einem Italiener wohl an, so fremd es uns Deutschen erscheint. — Kurz, ich werde aus diesen Arbeiten reichen Gewinn ziehen ohne allzugroßen Kraftaufwand; denn eine kleine italienische Reise hatte ich ohnedies vor solange ich noch im Süden lebe. Hirzel ist sehr liebenswürdig auf meinen Vorschlag eingegangen. Die

deutsche Geschichte soll ganz sicher noch geschrieben werden, doch es ist nicht heilsam, allzulange ganz stumm zu bleiben — — —

In der Weihnachtszeit hab' ich meine Carlsruher Studien beendet. Mathys waren wieder die Güte selbst gegen mich. Die Politik in der Residenz steht augenblicklich besser als man fürchten mußte. M. hofft, es werde gelingen, diesen bornirten Würzburger Edelsheim herauszubeißen. Edelsheim ist glücklicherweise in den inneren Fragen ein doktrinärer Radicaler; das reizt den Widerspruch der Collegen, die über auswärtige Politik gar nichts denken, und wird dem unfähigen Menschen hoffentlich den Hals brechen. Unsre Demokratie hat das lächerliche Zerrbild einer badischen Fortschrittspartei geschaffen; auch dies kommt den besseren Elementen der Regierung zu gute, denn nun bildet sich endlich eine compacte ministerielle Partei. —

Von Römer hatte ich gestern einen Brief. Seine Leute haben meinen letzten Aufsatz nachgedruckt und überall im Lande verbreitet. Er spricht ruhig und einsichtig, er glaubt an eine zwar langsame aber unfehlbare Umstimmung der Gemüther[1]. Auch ich finde die Lage hoffnungsvoll. Hinter einer so marklosen Phrasendrescherei, wie die neueste Metziade in Altona, kann gar kein entschlossener Wille stehen[2]. Unterdessen bricht der getreue Alliirte täglich den Gasteiner Vertrag. Er bereitet uns einen casus belli nach dem andren vor. Ich hoffe bald die Stunde zu erleben, da wir ihn zur Rechenschaft ziehen. — Ich habe der Wiener Gemeinheit viel zugetraut, aber die Prostitution der fürstlichen ... in Paris übertrifft meine Erwartungen. Napoleons Thronrede ist eine treffliche Antwort; er ist trotz alledem ein Staatsmann und erkennt in jenem würdelosen Buhlen ein Zeichen der Schwäche[3]. —

---

[1] Über August Römer (geb. 1821 in Schleswig, in Altona 1885 als Landgerichtsdirektor gest.) s. Busch in den Preuß. Jbb. Bd. 15 (1865) S. 429 f. und, aus viel näherer Kenntnis noch, Christoph v. Tiedemann, Aus sieben Jahrzehnten, 1. Bd., bes. S. 248 ff. In den 6 von ihm in Treitschkes Nachlaß erhaltenen Briefen zeigt er sich als unbedingten preußischdeutschen Unitarier, mehr fordernd als selbst Treitschke, und festesten Anhänger des preußischen Königtums der Hohenzollern, „das uns vom Westphälischen zum Versailler Frieden geleitet hat" (14. 3. 71). Treitschkes Briefe an ihn scheinen leider verloren. [2] Der großen schleswig-holsteinischen Volksversammlung in Altona am 23. Jan. 1866, welche die Einberufung der Stände verlangte (Sybel 4,266), brachte der Rechtsanwalt Metz aus Darmstadt, zum 36er Ausschuß gehörig und auch Ausschußmitglied des Nationalvereins (s. Oncken, Bennigsen 1,463 f.), „den Gruß Süddeutschlands". [3] Vgl. Histor. u. Polit. Auff. 3,412. Friedjung, Kampf um die Vorherrschaft 1⁷,318.

Viele Grüße an Hirzel und Busch. Der Ton der Grenzboten hat sich zu meiner Freude sichtlich gehoben. Danken Sie Jordan sehr für seine schöne kleine Arbeit über die Salzburger[1] ...

Meine Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin.

Ihr treuer

Treitschke

502] An Salomon Hirzel.

Freiburg 11/2 66.

Hochgeehrter Herr,

an verhärteten Verbrechern hat man beobachtet, daß sie dann und wann einmal das Bedürfniß nach einer ungewöhnlich edlen That empfinden, gleich als wollten sie die Wagschalen der göttlichen Gerechtigkeit mit einem jähen Ruck wieder ins Gleichgewicht bringen. Ich kenne mich selbst zu wenig, um zu wissen, ob in meiner Brust ähnliche selbstische Berechnungen sich regen: — genug, beim Herannahen des 13. Febr.[2] fühle ich mich angeregt feurige Kohlen auf Ihrem Haupte zu sammeln. Ihr letzter Brief ist vom 2. Decbr. Seitdem habe ich Ihnen eine lange Weihnachtsepistel und neulich auch an Freytag geschrieben ... Kurzum, lassen Sie bald etwas von Sich hören, obgleich ich hoffe Sie in 3 Wochen in Leipzig zu sehen. Ich werde die Ferien so früh als möglich, etwa am 3. März, beginnen und sie sehr lange, bis Ende April, ausdehnen. Mir liegt aus vielen Gründen daran, dies eine Mal mit den Berliner Acten aufzuräumen, vornehmlich aus einem moralischen Grunde. So lange ich die Berliner Excerpte noch nicht sicher in meinem Pulte habe, kann ich nicht offen gegen Bismarck auftreten, muß also schweigen, da ich die Kunst Nichts zu sagen nicht verstehe. Ein solches Verhältniß ist für kurze Zeit erträglich; dauernd darf es nicht werden, denn man kann nicht wissen, ob die Verblendung dieser Menschen uns nicht binnen Kurzem das Reden zur Pflicht macht. Schon über den Beschluß des Obertribunals hätte ich gern etwas in die Pr. Jahrbb. geschrieben[3]. Im

[1] Grenzboten 1865, 4,1001 ff. [2] Hirzels Geburtstag. [3] Der Straffenat des preuß. Obertribunals hatte am 29. Jan. die von den Gerichten erster und zweiter Instanz abgelehnte Verfolgung der beiden Abgeordneten Twesten und Frentzel wegen im Hause gehaltener Reden beschlossen. An der Debatte über einen Antrag Hoverbeck, der diese Entscheidung für eine Verfassungsverletzung zu erklären aufforderte, beteiligte sich auch Bismarck (10. Febr.). Der Antrag wurde mit 263 gegen 35 Stimmen angenommen.

Laufe des Sommers findet sich sicher einmal die Gelegenheit zu zeigen, welche tiefe Kluft uns in allen inneren Fragen von dem talentvollen Sophisten trennt, dessen auswärtige Politik wir unterstützen müssen. Die Kammerverhandlungen bieten wieder ein klägliches Bild: Sophisterei und Verbitterung auf beiden Seiten, freilich zehnmal mehr auf Seiten der Regierung, dazu in den Reihen der Opposition jene trostlose Armuth an Talenten, die mir fast das Unheimlichste ist an dem ganzen Trauerspiele. Was wird mein armes Preußen noch leiden müssen! Nur um Schleswigholstein ist mir nicht bang. Hier baue ich felsenfest auf die Vernunft, die in den Dingen liegt[1]. Binnen Kurzem, denk' ich, erleben wir eine zweite Auflage von Gastein — wieder einen kleinen, aber bedeutsamen Schritt vorwärts, den natürlich die Liberalen wieder als eine Niederlage Bismarck's angreifen werden. — Neulich besuchte mich Roggenbach. Er war sehr niedergeschlagen, und wir begegneten uns in der Ansicht, daß die öffentliche Meinung seit Jahren nicht so verderbt und unverständig gewesen ist. Man spricht so viel von deutscher Zähigkeit; unser jähes Wechseln zwischen Aufregung und Stumpfheit entspricht diesem Ruhme wenig. Jetzt herrscht wieder allgemeine Gleichgiltigkeit, das Geschrei der Presse kann keinen Denkenden täuschen. Die Nation wird Jahre brauchen bis sie wieder in der Stimmung ist irgend etwas zu wollen. — Die Zerrüttung unseres Liberalismus, die in dem Preisausschreiben des alten Welcker sich so heiter wiederspiegelt, hat mich auf den Gedanken gebracht, ob ich nicht statt des alten Fritz ein anderes, mehr mit der deutschen Bundesgeschichte zusammenhängendes Thema in meinen zweiten Band aufnehmen soll, nämlich eine kleine Geschichte und Kritik des deutschen Liberalismus — — —

Der Brief sieht gar nicht aus wie ein Geburtstagsbrief. Dies unglückliche Deutschland drängt sich in alle meine Gedanken. Ich glaube, ich komme mein Lebtag nicht zum Heirathen, weil mich die deutschen Dinge fort und fort beschäftigen. Aber zu einem herzlichen Glückwunsch für Sie findet sich doch noch Raum in meinem Kopfe. —

---

[1] Am 1. März, wieder an Hirzel: „Die Nachrichten vom Berliner Landtage waren traurig. Dagegen steht es gut mit Schleswigholstein. Ich fange an mich für die walachischen Schweinehirten zu begeistern. Welch ein glorreiches Volk, das so zur rechten Stunde seinen Fürsten zum Teufel jagt!" Am 23. Febr. hatten die Rumänen ihren Fürsten Cusa abgesetzt, an dessen Stelle sie dann im April Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen wählten.

Ich habe mich schon daran gewöhnt, daß die wenigen tüchtigen Leute, auf die man hier angewiesen ist, Einer nach dem Andren uns verlassen: so früher Frey und Weech, so jetzt Bücheler. *** ist kein Ersatz; dieser gute geistlose Junge hat für mich vorwiegend ein ethnographisches Interesse als Urbild des Deutsch-Oesterreichers. Es sind doch spaßige Kerle, diese deutschen Brüder: so gutmüthig, fromm und fleißig und doch so dämlich-höflich auf den eignen Vortheil bedacht . . .

Mit herzlichem Glückwunsch und vielen Grüßen an die Freunde

Ihr

Treitschke

503] An den Vater.

Freiburg 2/3 66.

Mein lieber Vater,

— — — Auf der Reise hab' ich in Carlsruhe leider noch einen Vortrag zu überstehen[1]. Das ließ sich nicht ausschlagen, soll aber der letzte sein für längere Zeit. Ich bin dieser Zeitverschwendung und des faden Zeitungsapplauses gründlich satt.

Den Schluß meines Briefes habt Ihr mißverstanden, wie ich schon an Johanna schrieb; ich hatte mir nichts weiter dabei gedacht. Ich möchte Dir wohl gern die Freude bereiten, einen Stammhalter auf Deinen Knieen zu wiegen. Wenn ich manchmal schrieb, ich hätte keine Zeit zum Heirathen, so war das natürlich nur schlechter Witz. Ich weiß sehr wohl, daß Glück im Herzen die sicherste Grundlage ist für ein tüchtiges Wirken. Aber ohne leidenschaftliche Liebe heirathe ich nicht. Um auf Freiersfüßen zu gehen bin ich zu stolz und zu beschäftigt, und allenfalls traue ich mir Frische genug zu, um auch unverheirathet nicht das zu werden was man einen alten Junggesellen nennt. Kurz, das Alles ist reine Glückssache. — Für das laufende Jahr habe ich ganz andere Pläne. Ich will im Herbst jedenfalls nach Oberitalien gehn, meines Buches wegen und um etwas von der Welt zu sehen. Darum wird dies Jahr kostspielig. Hirzel überraschte mich zwar neulich durch die Nachricht, daß eine neue Auflage der Aufsätze sicher bevorstehe — ein bei einem Buche dieser Art ganz unerhörtes Glück — aber den Zeitpunkt, wann diese dritte Auflage nöthig würde, konnte er noch nicht genau angeben. Ich werde also wahrscheinlich in Sachsen Alles was ich haben kann baar eincassiren.

[1] Vor dem Großherzog, über Wilhelm III. von England.

Einigermaßen ergötzlich sind solche Verleger-Geschäftsbriefe. Ich merke daraus, daß ich anfange eine recht schätzbare Acquisition für die Firma S. Hirzel zu werden.

Nochmals, lieber Vater, wenn Du wünschest, daß ich lieber am 12. März zu Dir komme, so bitte ich um einige Zeilen nach Leipzig. Inzwischen nimm die besten Wünsche von Deinem treuen Sohne

Heinrich

. . .

504] An Salomon Hirzel.

Berlin 25/3 66.
Neustädtische Kirchstraße 3.

Hochgeehrter Herr,

ich muß Ihnen und Freytag doch noch tausendmal danken für alle Ihre Güte in Leipzig, und Ihnen mittheilen, wo ich zu finden bin[1] ... Meine Wohnung benutze ich freilich nur an den wenigen Abendstunden, wo mir Muße bleibt mich mit dem Sperling deutscher Nation zu beschäftigen. Bei Tag sitze ich mit Baumgarten zusammen in einem königlichen Prunkgemache dicht neben dem Sitzungssaale des Gesammtministeriums. Ueberhaupt können wir Beide die Freundlichkeit, womit man uns behandelt, nicht genug loben. Nur ist hier das Geschäft natürlich weit umständlicher als in Carlsruhe. Ich brauchte mehrere Tage um zwischen dem Archive und verschiedenen Registraturen hin und herzulaufen. So ein Kleinstaat ist doch gemüthlicher, da liegen alle Staatsgeheimnisse säuberlich in 2 Schränken beisammen. Gottlob, daß ich jetzt wenigstens angefangen habe. In einigen Tagen wird Aegidi als Dritter im Bunde erscheinen. — Bismarck hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht, persönlich; politisch einen desto schlechteren. Er sprach viel von seinen Bundesreformplänen, so daß ich mich vor Erstaunen über diese phantastischen Tollheiten kaum fassen konnte. An dem schl-holsteinischen Handel, verfahren wie er ist, verzweifle ich darum doch nicht. Ueber den Krieg sprach Bismarck sehr gemäßigt und vernünftig; er wünscht ihn nicht, glaubt ihn aber im Nothfalle durchsetzen zu können und sieht vollkommen ein,

[1] Nach seinem Brief vom 14. März an den Vater beabsichtigte Treitschke am Donnerstag Abend auf dem Königstein einzutreffen und Sonntag, den 18. nach Berlin abzureisen, nachdem von Freitag Nachmittag ab alle vier Geschwister noch einmal auf der Festung mit dem Vater zusammen gewesen wären.

daß die Annexion nach Allem was geschehen eine Ehrensache für Preußen geworden ist[1]. Ich will mich nicht in Kannegießereien verlieren, aber ich halte für wahrscheinlich, daß der Handel durch verschiedene neue Gasteiner Verträge noch eine Weile weiter geschleppt wird. Immerhin besser als ein Zurückweichen Preußens und die Einsetzung des Prätendenten! — Max Duncker, Julian und viele alte und neue Bekannte hab' ich schon gesprochen. Berlin gefällt mir mehr denn je; man hat hier auf Schritt und Tritt das Gefühl einer großen Zukunft. Wer nur mit gesunden Sinnen 100 Jahr alt werden und das Preußen der Zukunft sehen könnte! Mit vielen Grüßen an die Freunde

Ihr

Treitschke

505] An den Vater.

Berlin, 8/4 66.

Mein lieber Vater,

. . . Mit meinem hiesigen Aufenthalte hab' ich allen Grund zufrieden zu sein. Mir ists immer eine Freude in einer wirklichen Großstadt zu leben, nun gar in einer, die so gewaltig aufblüht wie Berlin. Von einer so ungeheuren Umwandlung, wie sie hier in den letzten 10 Jahren, seit ich die Stadt nicht sah, vorgegangen, hatte ich noch keinen Begriff. Die Prachtbauten der jüngsten Zeit, das Rathhaus, die Börse und — was naturgemäß dazu gehört — die Synagoge zeigen handgreiflich, wie sehr der Charakter der Stadt sich verändert hat, wie stark, im Guten und im Bösen, das Bürgerthum heranwächst. Und da dies Wachsthum nicht erkünstelt ist, sondern einfach aus der Freizügigkeit und der natürlichen Anziehungskraft großer Städte hervorgeht[2], so wird es auch vermuthlich anhalten und in 2 Jahrzehnten eine Million Menschen hier zusammenleben. Erfreulicher ist mir, daß ich hier endlich wieder schöne Kunstwerke sehe:

---

[1] Zu der kleinen Tischgesellschaft, mit der Treitschke in Berlin mittags sich zusammenfand, zählte auch, damals Privatdozent, der Staatsrechtslehrer, spätere Kurator von Marburg und Göttingen Ernst v. Meier. In einer wahrscheinlich 1896 niedergeschriebenen Einleitung zu den von Treitschke empfangenen Briefen (die außer J. Schmidt noch Dilthey, Erdmannsdörffer, Jürgen Bona Meyer und auch Baumgarten als zu demselben Kreise gehörig nennt) erinnert er sich der Äußerung Bismarcks zu Treitschke: „ich begreife gar nicht, daß ein Mann wie Sie sich mit der Darstellung dieser Epoche befassen will“. [2] Berlin hatte damals etwa 650 000 Einwohner.

in Freiburg hatte ich ja fast verlernt was Kunst ist. Leider fehlt mir die Muße diesen Dingen ernstlich nachzugehen; doch zu einem Gange durch die Straßen an den Rauch'schen Bildwerken vorbei findet sich immer Gelegenheit. Das Beste aber bleiben, wie immer, die Menschen. Es wird mir manchmal fast zu viel der Freundlichkeit, womit ich überhäuft werde. Zu den vielen Berliner Gelehrten kommt während der Ferien noch eine Menge auswärtiger hinzu, kurz, ich empfinde seit langer Zeit zum ersten Male wieder, was ein geistig angeregtes Leben ist. In der Regel beschränke ich das gesellige Leben auf den Mittagstisch und die späten Abendstunden. Die hier üblichen späten Stunden kommen meinen Arbeiten zu gute. Des Stoffs finde ich überviel, und um nur einigermaßen das Wichtigste zu lernen habe ich in Freiburg um einen 14tägigen Urlaub nachgesucht, so daß ich also noch ziemlich 4 Wochen vor mir habe. Zu meiner großen Beruhigung arbeiten außer mir noch drei andre Gelehrte in den Archivacten der neuesten Zeit; ich habe also keinen Grund mich besonders verpflichtet zu fühlen; Bismarck ist in diesem Punkte wirklich verständig und vorurtheilsfrei. Unter diesen meinen Genossen ist auch Hr v. Bernhardi, der Verfasser des Lebens des Generals Toll, der jetzt für seine Geschichte Rußlands und der europäischen Politik seit 1815 sammelt, ein geistreicher Mann von ziemlich starkem, aber berechtigtem Selbstgefühle, der überall herum war und Gott und alle Welt kennt . . .

Je tiefer ich übrigens in meinen Stoff eindringe, desto mehr erschrecke ich vor der Kühnheit des Unternehmens, diese wirrenreiche Geschichte von 30 Staaten darzustellen. Doch das ist Menschenloos. Wenn die Verfasser die Schwierigkeiten ihres Beginnens immer voraus wüßten, so würde manches gute Werk nicht geschrieben sein. Bleibe ich gesund und gelingt es mir, in der Oede des Freiburger Lebens den Kopf oben zu halten, so wird das Buch noch zu Stande kommen. — Mein Aufenthalt in der Heimath war diesmal leider nur kurz, aber ich habe mich herzlich an Josephens Glück gefreut, und auch für Dich, mein lieber Vater, hoffe ich auf einen guten Sommer, wenn der Abschied einmal überstanden ist. Viele Grüße nach Dresden und Falkenhain, und bitte, schreibt mir einmal so lange ich noch hier bin.

Dein treuer Sohn

Heinrich

506] An Salomon Hirzel.

Berlin 26/4 66.

Hochgeehrter Herr,

... Noch liegt ein Berg von zwanzig dicken Actenbänden aus Wien vor mir und will binnen 8 Tagen abgetragen sein! Da läßt sich an's Briefschreiben kaum denken, und auch meine Visiten erfolgen, zu Frau Dunckers Kummer, sehr spärlich. Alles in Allem danke ich diesen Wochen viel Freude und Belehrung. Von unsrer neuesten Abenteurerpolitik bin ich freilich wenig erbaut[1]. Ich denke, man wird diesen Sommer über sehr viel Staub aufwirbeln und im Herbst ebenda stehen wo wir vor 14 Tagen waren — nämlich an der Schwelle eines Krieges mit Oesterreich. Daß in Wien ein an Wahnsinn grenzender Dünkel gegen Preußen herrscht, ist so ziemlich die einzige positive Nachricht, die ich Ihnen mittheilen kann. Im Uebrigen weiß im Grunde Niemand was von der Situation, am Wenigsten ich, den bis vorgestern die großen Herren ungeschoren ließen. Vorgestern kam Bernhardi zu mir um mich zu Roon einzuladen. Ich merkte rasch, daß man meine Feder für die Bundesreform brauchen möchte; ich werde mir das Vergnügen gönnen hinzugehn, aber fangen lasse ich mich nicht[2]...

Den offnen Brief über die Pflichten des Fortschrittsmannes, den Freytag großentheils an meine Adresse gerichtet hat, sah ich erst kürzlich[3]. Ich habe Freytag viel zu lieb um mich mit ihm zu zanken und will nur sagen, daß ich mich durch das Prädicat „feurig" nicht abfertigen lasse. Ich glaube in dieser Sache ruhiger, leidenschaftsloser zu sein als Freytag. Der Unwille über Bismarcks innere Politik, den ich vollkommen theile, verführt mich nicht dazu, die dauernden Interessen unsres Staats zu vergessen. Ich habe in diesen Wochen eine große Zahl von Schleswigholsteinern gesprochen, Männer von jeder Richtung, und bin durch alle Nachrichten, die ich empfing, nur noch mehr in der Ueberzeugung bestärkt worden, daß die Annexion die einzig heilsame Lösung des Handels ist. Ein Nebeneinander von preußischer und augustenburgischer Herrschaft wäre nur eine neue eiternde Wunde am deutschen Leibe. Wir haben des Giftes und Haders wahrlich schon genug. —

Am 7 Mai läuft mein Urlaub ab. Ich komme also am Freitag

[1] Sybel 4,323 ff., Deutsche Kämpfe S. 77 ff. Am 9. April hatte Bismarck am Bundestage die Berufung eines deutschen Parlaments, in direkten Wahlen und nach allgemeinem Stimmrecht gewählt, beantragen lassen. [2] Vgl. Aus dem Leben Th. v. Bernhardis 6,291 ff. [3] Grenzboten 1866, 1,401 ff. (Freytag, Werke 15,262 ff.).

oder Samstag über 8 Tage auf wenige Stunden nach Leipzig ... Ich muß mit Ihnen dort eine Conferenz halten ... Mir ist längst klar und hier zur vollkommenen Gewißheit geworden, daß Biedermann für die Staatengeschichte einen ganz verkehrten Plan entworfen hat. Die preußische und die deutsche Geschichte müssen schlechterdings ein Werk sein. Eines ohne das Andere ist wie das bekannte Lichtenbergische Messer. Die preußischen Verhältnisse sind gradezu der Schlüssel zu Allem was in Deutschland geschah. Daß der Zollverein entstand — und grade in solcher Weise entstand, läßt sich nur aus der preußischen Zoll- und Steuergeschichte erklären, wie ich in den letzten Wochen gelernt habe. Nun gar in den 40er Jahren treten die Bundesreformprojecte Friedrich Wilhelms IV und der Beginn des preuß. Verfassungskampfes in den Vordergrund des deutschen Lebens. Und so weiter ins Unendliche. Mit Oesterreich steht es anders; das ist wirklich eine Welt für sich, die nur durch einige lose Fäden mit uns verknüpft ist. Kurz, wenn ich eine leidliche deutsche Geschichte schreiben soll, so muß ich die preußische mit dazu haben. Das ist eine arge Erschwerung der Arbeit für mich — denn die schmucklose und doch so bedeutsame Verwaltungsgeschichte unter Fr. Wilh. III erfordert ein eigenes Studium und wiederholten Aufenthalt in Preußen — aber der einzige Weg ein gutes Buch zu schreiben. Sie werden erschrecken, daß dies Schmerzenskind Ihrer Firma Ihnen neue Sorgen bereitet. Doch nach einiger Erwägung werden Sie mir sicher Recht geben, ja gestehen müssen, daß wir Beide gradezu unsrem politischen Glaubensbekenntniße Hohn sprechen würden, wenn wir Preußen, auch nur wissenschaftlich, aus Deutschland herauswerfen wollten ... Bitte, bedenken Sie die Sache, daß wir in Leipzig rasch ins Reine kommen. —

In der Frühstücksstunde lese ich hier einige schauerliche holländische Bücher für den 2. Band Aufsätze. —

Auf Wiedersehen. Mit vielen Grüßen an Freytag

Ihr

Treitschke

507] An den Vater.

Berlin 28/4 66.

Mein lieber Vater,

... Ich werde hier durch Arbeiten, Besuche, Gesellschaften dermaßen in Anspruch genommen, daß es selbst für meinen starken

Körper fast zu viel wird. Ich würde Dir auch heute noch nicht schreiben, wenn ich nicht ein Zeichen meiner Theilnahme geben wollte zu dem Tage, an dem Du die Festung verlassen wirst. Es mag wohl ein schwerer Tag für Dich werden; die 7 Jahre, die Du auf der Festung verlebtest, sind für uns Alle ungewöhnlich reich an traurigen und frohen Erinnerungen, und leicht mag es Dir nicht sein, das Kleid auszuziehen, das Du so lange und mit so vieler Auszeichnung getragen hast. Aber ich hoffe, ist der Abschied einmal überstanden, so wirst Du Dich in Dresden wohler befinden als während der letzten Monate auf der Festung. Sehr leid ist mir, daß ich Euch dieses Jahr nur so kurze Zeit gesehen habe, und ob Du im jetzigen Sommer die Rheinreise wirst unternehmen können, ist leider auch recht zweifelhaft. Ich traue dem Frieden gar nicht, ich halte für wahrscheinlich, daß nach einigen schwülen und beklemmenden Monaten endlich im Herbst das Gewitter sich entladet, und in so unfriedlicher Zeit wirst Du nicht reisen wollen . . . Im Ganzen bin ich von diesen Berliner Wochen überaus befriedigt . . . Von dem Frühling habe ich freilich nicht viel gesehen. Nur am Mittwoch, am Bettage, war ich mit Teschendorff in den Potsdamer Gärten und Schlössern, unter der Leitung eines sehr kundigen Führers, Prof. Cauer, eines der besten Kenner der fridericianischen Zeit. Mir hat die Landschaft und die Fülle schöner Kunstwerke sehr gefallen, am Meisten doch die Welt großer Erinnerungen, die dort vor uns aufsteigt, von dem Jagdschlosse des großen Kurfürsten an bis zu dem Mausoleum der Königin Louise. Friedrich d. Gr. lernte ich dort von einer mir ganz neuen Seite kennen: als prachtliebenden Herrscher. Besonders charakteristisch für den Alten ist die Kuppel des neuen Palais; da stehen die Erzgestalten der 3 Grazien (die Pompadour, Maria Theresia und Elisabeth von Rußland) und — halten die preußische Krone[1]. —

Wenn Du nach Falkenhain schreibst, so bitte ich, sage meine herzlichsten Grüße, und sei Du selber, lieber Vater, meiner treuen Theilnahme an dem Tage Deines Abschieds versichert.

Dein treuer Sohn

Heinrich

[1] Vgl. Deutsche Kämpfe 2. A. S. 67. (25. Mai 1866.)

508] An Hermann Baumgarten[1].

Fbg 17/5 66.

. . . Haben Sie Dank für Ihre lehrreichen Briefe. Ueber die selige Reichsverfassung wollen wir uns nicht streiten. Sie ist das einzige Mittel um den Schrei-Liberalismus zu gewinnen, und lange leben wird sie doch nicht wieder. Die Fortschrittler sind nicht Preußen, die Attractionskraft dieses Staats wird sich trotz Alledem, wenn der Bundesstaat einmal besteht, geltend machen. Doch das liegt in weiter Ferne. Für den Augenblick müssen wir sorgen, daß die Verblendung dieses Friedens- und Fortschrittsgesindels uns nicht in eine Niederlage stürzt . . . Ich denke am 2. Pfingstfeiertage rechtzeitig mit meinem Aufsatze[2] auf dem Platze zu sein. Wenn nur Worte in solchem Augenblicke nicht gar so machtlos wären! — Ich finde es entsetzlich, daß dieser große Augenblick die Nation in einem solchen Zustande politischer und sittlicher Verwahrlosung trifft. Aber hoffen müssen wir und handeln, so weit dies uns armen Federfuchsern erlaubt ist . . .

Ihr

T.

509] An Hermann Baumgarten.

Freiburg 29/5 66.

Ich war zu beschäftigt in den letzten Tagen, um Ihnen sogleich danken zu können für Ihre treffliche Schrift, lieber Freund[3]. Sie ist

---

[1] Über Treitschkes Verhältnis zu Baumgarten (damals Professor am Polytechnikum in Karlsruhe) hat mit sorgfältig abwägendem Urteil gehandelt ihrer beider Schüler Erich Marcks in der Einleitung zu den „Historischen und politischen Aufsätzen und Reden" Baumgartens. 1894. Die alte Gemeinschaft wurde für Treitschke vernichtet durch den aufs bitterste von ihm empfundenen Angriff Baumgartens auf den zweiten Band der Deutschen Geschichte. [2] „Der Krieg und die Bundesreform." Deutsche Kämpfe 2. A. S. 67 ff. Am 5. Mai hatte die Mobilmachung in Preußen begonnen; am 8. schrieb Treitschke an Baumgarten: „Die Liberalen in den norddeutschen Kleinstaaten lassen sich vielleicht noch zur Besinnung bringen; unter den preußischen wird das preußische Blut sich gewiß von selber regen, sobald die Kanonen donnern." Am 13. (an denselben) lehnte er ab, auf Julian Schmidts Wunsch eine Broschüre über die Wahlen zu schreiben: „die alten Parteigegensätze können und werden nicht binnen 4 Wochen verschwinden. Eine Partei von unserer Richtung, wenn sie sich überhaupt bilden läßt, wird im nächsten Landtage nur schwach vertreten sein. Wir müssen abermals auf eine fortschrittliche Mehrheit gefaßt sein und danach trachten, diesen Leuten, unter Schonung einiger Vorurtheile, den Ernst der Lage und unserer Pflichten klar zu machen. Dies will ich in den Jahrbb. thun." [3] „Partei oder Vaterland. Ein Wort an die norddeutschen Liberalen." Frankfurt a. M. 16 S. (anonym).

so gut als ein Druckbogen nur sein kann in dieser verwickelten Lage, die man in vielen Bänden besprechen könnte. Mein eignes opus, jetzt glücklich unter der Presse, wird Ihnen, wie mir selber, nur wenig gefallen. Der sanfte Ton steht mir schlecht an; es ist gegen meine Natur, diesen feigen Wortkrämern nicht die Wahrheit zu sagen. Sie hatten es besser: den kleinstaatlichen Liberalen, die von den preuß. Zuständen nicht unmittelbar berührt werden, kann man rund und nett die Alternative stellen: Preußen oder Oesterreich? Den Preußen dürfen wir nicht zumuthen, die trostlose heimische Wirthschaft gänzlich zu vergessen. Das machte meine Aufgabe so verwickelt ...

Manchmal regt sich mir die Sorge, es möchte doch noch zu einem faulen Frieden kommen. Welch eine Aussicht, wenn die Nation immer tiefer in den Sumpf sänke! Eben jetzt beginnt langsam eine glückliche Umstimmung, sogar hier in diesem gottverlassenen Neste, aber wir brauchen einen Krieg um endlich den Leuten den Staar zu stechen.

Springer gab mir heute eine erbauliche Schilderung von dem „Deutschthum" s. v. v. in Oesterreich. Grüßen Sie Weech vielmals.

Ihr

Treitschke

...

510] An Salomon Hirzel.

Freiburg 30/5 66.

Hochgeehrter Herr,

ich muß doch endlich ein Lebenszeichen von mir geben, wenn auch nur mit wenigen Worten. Die Zeit ist nicht angethan zu einer harmlosen Correspondenz, und was ich über die Bedrängniß unsres Landes denke habe ich soeben in den Preuß. Jahrbb. ausgesprochen. Sie werden mich kaum wieder erkennen in dem Aufsatze. Ich mußte diplomatisiren, durfte nach oben wie nach unten nicht meine volle Meinung sagen, wenn die Arbeit ein Geringes wirken, zur Versöhnung der erbitterten Parteien beitragen sollte[1] ... Von Busch hatte ich

[1] Der Druck dieses Artikels über den Krieg und die Bundesreform wurde, wie Treitschke an G. Reimer am 7. Juni schreibt, von J. Schmidt eigenmächtig sistiert; er sei daher in dem erst an diesem Tage ausgegebenen Heft nicht mehr zur rechten Zeit erschienen: „heute ist durch Oesterreichs neueste Schritte die Lage ganz verändert. Stichhaltigen Grund hatte Julian durchaus nicht. Wir richten uns ja zu Grunde in den Augen aller verfassungstreuen Männer, wenn wir gar keine Forderungen an die Regierung stellen. Der Ernst des Augenblicks stellt seine Gebote an

neulich einen vortrefflichen Brief. Sein Rücktritt von den Grenzboten macht ihm Ehre[1]; die grünen Blätter waren durch ihre Kunst sich selber ins Gesicht zu schlagen, zuletzt gradezu lächerlich geworden. Freytags vorletzter Artikel[2] hat mich wahrhaft erschreckt. Wie kann ein geistvoller Mann in solchem Augenblicke an weiter nichts denken als an die Art, wie König Wilhelm sich Vortrag halten läßt! In seiner letzten Nr. lenkt F. zu meiner unbeschreiblichen Freude wieder ein[3]. Sein preußisches Blut regt sich endlich, und kommt es zum Kriege, so werden wir unsren Freund sicherlich nicht im Lager des Feindes sehen ... Die beifolgenden stenographischen Berichte werden Ihnen zeigen, daß es sogar in Baden noch einzelne vernünftige Männer giebt; unsre erste Kammer taugt freilich zehnmal mehr als die zweite. — Die Schrift von Bamberger gegen mich ist anständiger, aber auch weit schwächer als ich vermuthete. Er spricht zumeist gegen Dinge, die ich noch gar nicht gesagt habe und auch nicht sagen werde; er hätte die folgenden Artikel abwarten sollen. —

Das Büchlein von Wintzingerode kommt soeben heraus; ich werde nun in den Pr. Jahrbb. kurz und drastisch die großen Tage mittelstaatlicher Politik schildern — eine zeitgemäße Arbeit, da dies kleine Nachtgevögel jetzt wieder eine Rolle spielt. — Karl Mendelssohn schickte mir neulich seinen Kapodistrias mit einem gescheidten Briefe. Ich glaube, an dem haben Sie eine gute Acquisition gemacht[4] ...

---

beide Theile; ich erschiene in meinen eignen Augen verächtlich, wenn ich heute durch Dick und Dünn gehen wollte mit einer Regierung, die selbst in höchster Landesnoth das Landesrecht nicht herstellt." Inhaltlich dasselbe sagt Treitschke in dem ersten Briefe an J. Schmidt (17. Juni): „jedes Plädoyer für Bism. erscheint wirkungslos, wenn man nicht auch die Schattenseiten seiner Politik hervorhebt."

[1] Busch schied im Juni 1866 endgültig von Freytag und den Grenzboten, trat in preußische Dienste und wirkte zunächst im okkupierten Hannover auf die Presse. (Dove.) Daß sein Scheiden „nicht ganz freiwillig" war, sagt Freytag Mitte Juni in einem Briefe an Treitschke. „Es waren drei Kanonenschüsse nöthig. Und ein Hauptgrund war seine Ungeeignetheit zum Redacteur."

[2] Grenzboten 1866, 2,316ff.

[3] ebenda 321ff.

[4] Karl M.-B., Felix Mendelssohn-Bartholdys ältester Sohn, 1838 geb. (Allg. D. Biogr. 55,558ff.), ging unter dem starken Eindruck der Vorlesungen Häußers in Heidelberg vom juristischen Studium zur Geschichte über und veröffentlichte 1864 über den Grafen Kapodistrias eine Monographie. Sie war ihm aus seiner Beteiligung an der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" erwachsen, zu der ihn Gervinus für die griechischen Abschnitte, wie Baumgarten für die spanischen, als Hilfsarbeiter gewonnen hatte. Und auf diesem Wege, wiederum ebenso wie Baumgarten, kam er auch unter die Verfasser der Hirzelschen „Staatengeschichte der neuesten Zeit". Aber nur zwei Bände seiner „Geschichte Griechenlands" (bis 1835 reichend) konnte er vollenden; 1874 hatte ihn in voller Schaffens-

Mein letzter Aufenthalt in Leipzig hat mich, offen gestanden, sehr niedergeschlagen. Wo in aller Welt giebt es noch ein Volk, das sich mit so schafsmäßiger Geduld von einem niederträchtigen Minister in einen wahnsinnigen Krieg hereinziehen läßt? —

Ich hoffe bald auf gute Nachrichten. Mit herzlichem Gruß

Ihr

Treitschke

Springer gab mir gestern eine drastische Schilderung, wie deutsches Bruder unsriges im Stillen über Schwob verfluchtiges denkt[1].

511] An den Vater.

Freiburg 30/5 66.

Mein lieber Vater,

Josephe hat mir, ohne es zu wollen, einen schlechten Dienst erwiesen, als sie, sehr gegen meine Absicht, meinen letzten Brief an Dich schickte[2]. Die Meinungsverschiedenheit besteht leider einmal, aber ich habe mir vor einem Jahre vorgenommen, sie vor Dir nie mehr zur Sprache zu bringen; ich habe diesen Vorsatz bisher getreulich gehalten, und es thut mir weh, daß Du ohne mein Verschulden durch jenen Brief einen peinlichen Augenblick gehabt hast. Dies Verhältniß ist wahrlich nicht das kleinste der Leiden, die mir wie jedem Deutschen diese schwere Zeit auferlegt. Durch meine Schuld soll eine Entfremdung nicht erfolgen, mein lieber Vater. In Allem was nicht das öffentliche Leben angeht wirst Du an mir immer einen gehorsamen ehrerbietigen Sohn finden; ich kann Dir für Alles was ich Dir schulde niemals genug danken. Uebrigens glaube ich, daß Du zu schwarz siehst. Ich habe in jenen 6 Wochen in Berlin doch Einiges von den Plänen der leitenden Kreise kennen gelernt und bin überzeugt, daß man dort an eine Eroberung Sachsens nie im Traume gedacht hat — — — Die Pfingstferien hab' ich am Schreibtische versessen. Vielleicht entschädige ich mich morgen am Frohnleichnamstage durch eine Fahrt nach Mühlhausen, dessen cité ouvrière jeder Publicist kennen muß[3] . . . Nehmt

kraft unheilbare geistige Erkrankung niedergeworfen. In Brugg i. d. Schweiz ist er 1897 gestorben. [1] Vgl. hierzu Freytag a. a. O. auf S. 324 ff. u. Deutsche Kämpfe S. 74 f. [2] Vgl. Schiemann, S. 249 f. [3] Treitschke selber zumal für seinen Bonapartismus, wie er gleichzeitig an Hirzel schreibt. Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 3,336 f. Deutsche Kämpfe 312 f.

Alle meine herzlichsten Grüße, und glaube mir, mein lieber Vater, ich werde das Meinige thun um auch in dieser bewegten Zeit zu meiner Familie wie bisher zu stehen.

Dein treuer Sohn

Heinrich

512] An Karl Mendelssohn-Bartholdy.

Freiburg 30/5 66

Geehrter Herr College,

. . . Ich huldige noch der heutzutage ziemlich altmodischen Gewohnheit, ein Buch zu lesen bevor ich darüber rede; darum komme ich erst heute dazu, Ihnen herzlich zu danken für Ihr schönes Geschenk. Ich habe viel aus dem Buche gelernt, auch über nicht „griechische" Verhältnisse, und mich besonders gefreut über Ihr Geschick aufzuweisen was die Thatsachen bedeuten. Die Gedankenlosigkeit, die Gleichgiltigkeit gegen den Ideengehalt der Geschichte ist die allgemeine Schwäche der jungen Historiker von heute, auch der begabteren. Ich athme immer auf, wenn ich Einen finde, der, wie Sie, sich frei hält von dieser epidemischen Krankheit. Ihr Urtheil über Ihren Helden scheint mir durchaus gerecht, für jeden Unbefangenen überzeugend. Nur über einzelne Wendungen der europäischen Politik würde ich milder sprechen, obwohl ich gern zugebe, daß die orientalische Frage, nächst der deutschen Bundesgeschichte, das traurigste Armuthszeugniß für die Befähigung unserer Diplomatie bildet und zu radicalen Urtheilen unwillkürlich herausfordert. Die Zustände der Balkanhalbinsel sind offenbar noch nicht reif für eine endgiltige Ordnung; kein Wunder, daß die Aerzte des kranken Mannes lauter Flickwerk zu Stande brachten.

Sie sprechen sehr nachsichtig über meine Aufsätze[1]. Das Buch hat wenigstens das Verdienst, daß es in einer Epoche der Phrasen und nebelhaften Gefühlspolitik den Versuch machte, an den Verstand und die kräftige Leidenschaft zu appelliren . . . Ich habe von Hirzel zu meiner Freude gehört, daß er auch Sie für seine Staatengeschichte

[1] „Fichte, Wangenheim, Byron, Dahlmann", hatte M.-B. geschrieben, „sind besonders meine Lieblinge und ich lese sie immer wieder mit neuer Spannung durch. Auch die beiden letzten habe ich mit dem lebhaftesten Interesse gelesen und Ihnen im Stillen dafür gedankt, daß Sie die brennenden Fragen des Tages so scharf und klar hingestellt haben, obwohl mein eigner Standpunkt nicht der des Einheitsstaats ist."

gewonnen hat. Ich fürchte, Sie werden mit Ihrem Werke schneller zu Stande kommen als ich. Eine schwierigere Aufgabe als eine wirklich gute Geschichte Deutschlands seit 1815 läßt sich kaum denken; dafür giebt die entsetzliche Verwirrung des gegenwärtigen Moments abermals ein Zeugniß. Warum mußte dieser nothwendige Krieg unter so ungünstigen Verhältnißen, bei solcher Stumpfheit der Nation über uns kommen! In dem nächsten Heft der Preuß. Jahrbb. finden Sie einen Aufsatz von mir über die Lage. Er verlangt wohlwollende Leser. Ich durfte weder nach oben noch nach unten meine ganze Meinung sagen; denn jetzt gilt es die streitenden Parteien in Preußen zu versöhnen, damit nur nicht das schwarzgelbe Nachtgevögel über Deutschland hereinbricht! Mehr noch als den Krieg fürchte ich einen faulen Frieden. Mir graut vor der Versumpfung, in welche ein leicht verzweifelndes Volk dann versinken würde!

Ist Häußer noch zu sprechen, so sagen Sie ihm meine herzlichen Grüße. Ich kann mich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, daß wir diesen Mann verlieren sollen[1]. — In der Hoffnung Sie bald persönlich kennen zu lernen

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke.

513] **An Graf Bismarck.**

Freiburg i. B. 7/6 66.

Hochzuverehrender Herr Graf!

Ew Excellenz haben mir die Ehre erwiesen, anfragen zu lassen, ob ich jetzt nach Berlin kommen könne. Ich halte für schicklich, der vorläufigen eiligen Antwort, welche ich dem Herrn Grafen v. Flemming gab[2], einige Zeilen hinzuzufügen, und ich bitte Ew. Excellenz, es nicht

---

[1] Häußer war unheilbar herzleidend. [2] In dieser Antwort an den preuß. Gesandten in Karlsruhe (vom 4. Juni, abschriftlich im Geh. Staatsarchiv in Berlin) heißt es: „Die große Mehrzahl der Deutschen ist in erster Linie liberal und nur nebenbei national gesinnt. Darum werden ohne ein verändertes System im Innern, die tüchtigsten Bundesreformpläne der K. Reg. in der Nation jene thätige Unterstützung nicht finden, deren sie doch bedürfen . . . Kommt es zum Kriege, zu einer deutschen Politik im großen Stile, so treten diese Bedenken natürlich in den Hintergrund; in erster Reihe steht dann die Pflicht, Preußens gerechte Sache mit dem Schwerte und der Feder gegen Oest. und die kleinen Neider zu verfechten. Ich würde mich glücklich schätzen, an dieser Arbeit einen bescheidenen Antheil zu nehmen; nur bitte ich Ew. Excellenz nicht zu vergessen, daß meine Un:

für anmaßend zu halten, wenn ich bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen über die politische Lage nicht unterdrücken kann.

Die formellen Bedenken, welche meiner Reise nach Berlin im Wege stehen, sind nicht unüberwindlich. Gewänne ich wirklich die Ueberzeugung, daß meine Anwesenheit in Berlin nicht ganz unnütz sei, so würde ich mich verpflichtet halten, meine Professur, selbst auf etwas tumultuarische Weise, niederzulegen.

Anders steht es mit einem grundsätzlichen Bedenken. Ich habe aus dem Gange, den die k. Regierung bisher genommen hat, nicht die Hoffnung schöpfen können, daß ich ihr meine Dienste widmen dürfe, und ich kann bis jetzt nicht die feste Zuversicht auf das Gelingen der deutschen Bundesreform gewinnen. Wie mir die Lage erscheint, und ob meine Ansichten mit denen der k. Regierung einigermaßen verträglich sind, das werden Ew. Excellenz am einfachsten aus einem Artikel der Preußischen Jahrbb. ersehen, der Ihnen gleichzeitig zukommen wird[1]. Aufgabe des Aufsatzes war, einige noch nicht unheilbar verblendete Liberale für eine Versöhnung mit der Regierung zu gewinnen; daher mußte ich schonend über die Fortschrittspartei sprechen und die grenzenlose Verachtung verbergen, welche ich gegen diese Parteifanatiker hege. Im Uebrigen enthält der Aufsatz genau meine Meinung. Mir erscheint die unbedingte Anerkennung des Budgetrechts der Abgeordneten als eine unabweisliche Nothwendigkeit; keine Kunst der Welt wird je einen preußischen Landtag zu Stande bringen, der auf dieses Recht verzichtet.

Gestatten mir Ew. Excellenz die Bemerkung, daß diese Rechts- und Freiheitsfrage sehr leicht zu einer Machtfrage für Preußen werden kann. Ueber die nichtswürdigen Gesinnungen mehrerer süddeutscher Höfe wird das Berliner Cabinet im Klaren sein. Was diese Höfe abhält mit fliegenden Fahnen in das k. k. Lager überzugehen, ist nur die dem Kleinstaate angeborene Thatenscheu und die Ungewißheit über die Stimmung des eigenen Volks, das heute noch schwankt zwischen

---

abhängigkeit mein bestes Gut ist und ich nicht daran denken darf sie aufzugeben." Seinen Brief an Nokk (12. Juni) über dieses Anerbieten Bismarcks schließt Treitschke mit den Worten: „Du siehst, man hätte mir im Nu den Kappzaum über den Kopf geworfen."

[1] Ebenfalls am 7. Juni bittet Treitschke G. Reimer: „für den Fall daß Wehrenpfennig Ihnen meinen Wunsch nicht mitgetheilt haben sollte ... einen Abzug meines Aufsatzes an Bismarck zu schicken." Dieser Sonderdruck ist den Akten des Geh. Staatsarchivs, die Treitschkes beide Briefe aufbewahren, ebenfalls eingeheftet.

seinem Preußenhasse und seiner nebelhaften Sehnsucht nach dem Parlamente. Fällt nun — was ich nicht glaube, aber auch nicht für unmöglich halte — die erste Schlacht ungünstig für uns aus, und ist dann der Conflict in Preußen noch nicht beigelegt, so wird die Bosheit der kleinen Höfe, des rothen Radicalismus und der starken österreichischen Partei im Süden voraussichtlich mächtiger sein als alle Gegenbestrebungen wohlmeinender Patrioten, und der Süden sich an Oesterreich anschließen.

Ich finde es entsetzlich, daß der bedeutendste Minister des Auswärtigen, den Preußen seit Jahrzehnten besaß, zugleich der bestgehaßte Mann in Deutschland ist. Ich finde es noch trauriger, daß die tüchtigsten Bundesreformgedanken, welche je eine preuß. Regierung vorgelegt hat, in der Nation mit so schmachvoller Kälte aufgenommen werden. Aber dieser Fanatismus der liberalen Parteigesinnung besteht, er ist eine Macht, mit der man rechnen muß. Die Herstellung des Budgetrechts und die fortreißende Kraft des Krieges — das sind nach meinem Ermessen die einzigen Mittel, die verirrte öffentliche Meinung wieder zur Besinnung zu bringen. Selbst nach einem Siege unsrer Waffen wird, wenn der Conflict im Innern nicht beigelegt ist, das unüberwindliche Mißtrauen der Liberalen den Bundesreformplänen die größten Schwierigkeiten bereiten. Ew. Excellenz sind unsrem Lande durch die Gnade des Himmels fast wunderbar erhalten worden. Möchte es Ihnen auch gelingen den Frieden im Innern herzustellen, der für das Gelingen Ihrer groß gedachten nationalen Pläne nothwendig ist.

So lange ich außerhalb Preußens lebe, ist meine publicistische Aufgabe leicht. Sobald ich mit der k. Regierung in irgend eine Beziehung träte, müßte ich auch an meinem Theile die Verantwortung für ihre innere Politik übernehmen; und dies ist mir unmöglich, so lange der Rechtsboden der Verfassung nicht hergestellt ist.

Empfangen Ew. Excellenz meine herzlichsten Wünsche zu dem Beginne des großen Kampfes, der jetzt wohl endlich ausbrechen wird, und die Versicherung der aufrichtigen Verehrung.

Ew. Excellenz hochachtungsvoll ergebner

H. v. Treitschke

514] An Gustav Freytag.

Freiburg 12/6 66.

Lieber, verehrter Freund,

ich bin ein schlechter Correspondent, aber in so ernster Zeit, umgeben von lauter bis zum Wahnsinn fanatisirten Gegnern, fühle ich jetzt oft lebhaft das Bedürfniß mit den alten Freunden zu reden. — Die Unsicherheit und Unklarheit der Lage hat auch sehr lebhaft in mein Leben hinübergespielt. Ich habe ein paar schwere Tage hinter mir. Bismarck wollte mich in sein Hauptquartier haben; ich sollte die Kriegsmanifeste schreiben, für die deutsche Politik der Regierung arbeiten u. s. f. Eine Berliner Professur, das alte Ziel meiner Wünsche, war mir sicher; die Proclamationen gegen Oesterreich und für das deutsche Parlament konnte ich mit bestem Gewissen schreiben. Kurz, die Versuchung war sehr groß, um so lockender, da der Aufenthalt hier sich allmählich kaum mehr ertragen läßt. Selbst Roggenbach, jetzt wieder durch und durch Preuße, wagte nicht abzurathen. Aber ich mußte ablehnen; ich konnte nicht mich einer Politik verpfänden, deren letzte Ziele nur Ein Mann kennt, deren Sünden zu bessern ich keine Macht besitze; ich konnte nicht um eines sehr zweifelhaften Erfolges willen meinen ehrlichen Namen aufs Spiel setzen. Nach meiner politischen Moral soll man allerdings auch seinen guten Ruf dem Vaterlande zum Opfer bringen — aber auch nur dem Vaterlande, also nur, wenn man im Besitze der Macht ist und hoffen kann, durch Schritte, die der Menge ruchlos scheinen, den Staat wirklich zu fördern. Ich stehe anders; in dem Augenblicke, da ich den Ruf eines unabhängigen Mannes verliere, geht meiner Feder jede Kraft verloren. Diese Mittheilung ist übrigens nur für Sie. Vielleicht ersehen Sie daraus, daß wir einander auch heute noch näher stehen als Sie manchmal anzunehmen scheinen. —

Mein Artikel kam leider zu spät, da Julian Schmidt die Thorheit hatte, ihn zu liberal zu finden und die Eigenmächtigkeit, den Druck zu sistiren. Daß er nichts wirken wird, ist nur zu klar. Die versöhnliche Gesinnung der Fortschrittsleute, die ich als selbstverständlich voraussetzen mußte, besteht nicht; die Menschen sind verblendeter und fanatischer denn je. Nicht besser steht es mit der Regierung. Unsre Hoffnung ruht allein auf dem Heere; zwei gewonnene Schlachten werden hoffentlich beiden Parteien zur Besinnung verhelfen. — Wir draußen können vorderhand sehr wenig thun. Das Beste ist ehrliches

zusammenhalten. Und darum will ich Sie heute recht inständig bitten. Für die nichtpreußischen Blätter bleibt heute die Aufgabe, immer und immer wieder unsrem plötzlich aus dem Schlafe gerüttelten Volke, das sich noch die Augen reibt, den Sinn der Alternative klar zu machen: Deutschland oder Oesterreich? Daher finde ich auch, daß Sie der Baumgarten'schen Schrift nicht gerecht geworden sind[1]. Sie ist an die Adresse der Liberalen der Kleinstaaten gerichtet und für diesen Zweck im Ganzen sehr gut gerathen. Ihre Kritik aber hält sich an einen Nebenpunkt, der Ihnen nicht gefällt, und übergeht fast das Wesentliche, das Ihnen aus der Seele geschrieben sein muß. — Doch ich will heute nicht mit Ihnen streiten. Nur noch ein paar thatsächliche Bemerkungen. Ich habe früher Ihr freundliches Urtheil über den k. k. Hof nicht theilen können, sondern immer geglaubt, daß diese vor Uebermuth halb verrückte Bande seit Monaten blindlings in den Krieg hineintrieb. Ebensowenig kann ich Ihre Hoffnungen hinsichtlich Sachsens theilen. Unser Gesandter, Gf. Flemming, erzählte mir vor 3 Tagen: „soeben sagte mir der Großherzog wörtlich: ich habe in Pillnitz rein nichts erreicht, Hr. v. Beust machte mir den Eindruck eines vollkommen unzurechnungsfähigen Menschen." Dies Urtheil aus so gemäßigtem Munde will etwas sagen. Unser alter Freund in Carlsruhe[2] hat einen harten Stand. Zwar der Hof ist trefflich gesinnt, aber Lamey's[3] Ansichten über große Politik stehen auf dem Niveau der süddeutschen Bierbank; dazu dieser Tropf Edelsheim! Roggenbach's Rücktritt war doch ein verhängnißvoller Fehler. —

Busch's jüngster Schritt hat mich sehr gefreut. Es ist gut, daß ein unwahr gewordenes Verhältniß sich löste. Hinter Busch's Roheit steckt doch ein trefflicher Kern ...

Ich habe trotz alledem guten Muth. Der Anfang in Holstein ist nicht schlecht[4], und hält der König tapfer aus — was ich ihm so ziemlich zutraue — so bringt der Krieg unsrem Vaterlande einige Besserung. — Grüßen Sie vielmals Ihre Frau Gemahlin. Ich hoffe, wir werden uns nicht entfremdet werden; die Zeit ist zu ernst, als daß

---

[1] in ihrer Besprechung, Grenzboten 1866, 2,401 ff. [2] Mathy. [3] des badischen Ministers des Innern. [4] Ich habe aufgejubelt bei den Nachrichten aus Holstein und ich hoffe, in Schlesien werden unsre blauen Jungen ihre Schuldigkeit thun." (an Frau Charlotte Duncker 10. 6. 66). Am 7. Juni war Manteuffel in Holstein eingerückt und hatten sich die Oesterreicher nach Altona, am 11. von hier nach Harburg zurückgezogen. Auch der Erbprinz hatte am 7. das Land verlassen.

man nicht über einige Meinungsverschiedenheiten zweiten Ranges hinwegsehen sollte.

Ihr treu ergebener

Treitschke.

515] An Graf Bismarck.

Freiburg i. B. 14/6 66.

Hochgeehrter Herr Graf,

Ew. Excellenz sage ich meinen verbindlichsten Dank für Ihr vertrauensvolles Schreiben[1]. Der Bundesreformplan, den Sie mir mittheilen, erscheint mir im Großen und Ganzen als ein Meisterwerk. Er ist so gemäßigt, daß man hoffen darf, nach zwei gewonnenen Schlachten die deutschen Höfe dafür zu stimmen[2], und schneidet doch tief ein in die schlimmsten Schäden der deutschen Zustände. Kurz, läßt er sich durchsetzen, so ist der Weg betreten, der zu einer besseren Zukunft für Deutschland führen muß.

Wenn es mir trotzdem nicht möglich ist, den Entwurf eines Manifestes zur Befürwortung dieses heilsamen Planes zu schreiben[3], so spreche ich diese Weigerung nur mit tiefem Schmerze aus.

Ich sehe nur zwei mögliche Wege vor mir. Entweder ich trete einfach in die Dienste des k. Cabinets. Dies ist mir unmöglich aus den Gründen, die ich Ew. Excellenz neulich anführte. Oder ich bleibe völlig selbständig und unterstütze oder bekämpfe in der Presse nach meiner Ueberzeugung den Gang der preuß. Politik.

Einen möglichen Mittelweg vermag ich nicht zu finden. Eine Staatsschrift für das preuß. Cabinet entwerfen kann ein badischer Staatsdiener offenbar nicht. Ja, selbst wenn ich dieses Bedenken überwinden wollte, so bleibt noch eine andre Unmöglichkeit. Ein Manifest darf keine subjectiven Meinungen enthalten; schon der erste Entwurf desselben muß von einem Manne ausgehen, der die Pläne des Cabinets bis in das Einzelne kennt, also, der Natur der Sache nach, von einem Manne, der mit zur Regierung gehört. Es ist sehr wünschenswerth, daß das Manifest warm und eindringlich geschrieben sei; ungleich wichtiger bleibt doch was darin gesagt wird. Und fragten mich Ew. Excellenz, was gesagt werden müsse, so kann ich immer nur ant-

[1] s. Schiemann, S. 253 ff. [2] Aus angefangenem „gewinnen“ korrigiert. Selbst diese Briefe an Bismarck scheinen ohne Konzept niedergeschrieben. [3] Vgl. Deutsche Kämpfe, S. 82 und Bismarck bei Schiemann, S. 254.

worten: das Mißtrauen der Nation gegen die k. Regierung ist leider grenzenlos; um es zu mildern giebt es schlechterdings nur ein Mittel — die Herstellung der verfassungsmäßigen Rechte des Landtags. Ist dies Mittel unanwendbar (und ich weiß nur zu wohl, daß die Verblendung der Fortschrittspartei eine Versöhnung unendlich erschwert), so wird auch ein schön und groß geschriebenes Manifest in der Masse der Nation keinen Widerhall finden. Die Zahl der wirklich politischen Männer, welche sich über den Parteistandpunkt zu erheben vermögen, ist in Deutschland verschwindend gering. Worte sind dann machtlos; nur von siegreichen Schlachten können wir dann noch eine Umstimmung der Nation erwarten.

Nach alledem weiß ich für mich vorderhand nur eine Aufgabe: ich würde, selbst und durch meine Freunde, in der Presse die preuß. Reformpläne mit der Wärme und vollen Zustimmung unterstützen, die sie verdienen[1]. Ueber die Wirkung dieser Thätigkeit gebe ich mich keiner Täuschung hin. Flugblätter fallen in Tagen wie die heutigen platt zu Boden. So bleibt nur die Presse: die Weser-Ztg., die Preuß. Jahrbücher, einige hessische und thüringische Blätter werden ihre Schuldigkeit thun; die süddeutschen Zeitungen stehen unter dem Terrorismus der österreichischen Partei und sind zumeist zu feig ihn abzuschütteln. — Es schmerzt mich tief, daß ich augenblicklich so blutwenig für die gute Sache thun kann. Aber vielleicht kommt eine Zeit, da ich als unbedingt selbständiger Mann, der seine Hände nie gebunden hat, Preußens deutsche Politik wirksamer unterstützen kann als ich es heute durch directe Theilnahme vermöchte.

Genehmigen Ew. Excellenz die Versicherung meiner aufrichtigen Verehrung.

H. v. Treitschke

516] An Hermann Baumgarten.

Fbg 14/6 66.

Lieber Freund,

ich schreibe Ihnen unter dem ersten Eindrucke der entsetzlichen Nachricht aus Frankfurt[2]. Betrachtungen sind überflüssig: — warum muß diese unselige Nation in solchem Augenblicke von solchen Thieren re-

[1] Dieser Satz ist im Original am Rande mit Bleistift, doch wohl von Bismarck, angestrichen. [2] Am 14. Juni nahm der Bundestag Oesterreichs Antrag, gegen Preußen die Kontingente der übrigen Staaten des Deutschen Bundes mobil zu machen, unwesentlich modifiziert mit 9 gegen 6 Stimmen an.

giert werden? — Ich bitte Sie inständig, schreiben Sie mir sogleich mit 2 Worten: wie war es möglich, daß Baden mit der Majorität stimmte? Was wird Mathy thun? Ist es denn nicht möglich, daß Roggenbach wieder eintritt? — Von diesem Beschlusse bis zur Kriegserklärung gegen uns ist freilich noch ein weiter Weg; es liegt ja auf der Hand, daß dieser Wahnsinn die Einmischung des Auslandes gradezu provocirt. Aber ich werde mich jetzt über nichts mehr wundern. —

B. hat mich noch nicht losgelassen. Er schickte mir gestern die preuß. Reformprojecte im Original, u.[1] wollte, daß ich ihm hier ein Manifest zur Bevorwortung dieses Plans an die d. Nation entwürfe. Ich habe Alles abgelehnt, obgleich der Plan an sich vortrefflich ist und nur zur unrechten Stunde erschien, denn er und nichts andres hat Hannover's Abfall bewirkt ...

In mir wächst von Stunde zu Stunde die Ueberzeugung, daß meines Bleibens hier nicht mehr ist. Käme es je dahin, daß Baden Krieg gegen Preußen führte, so könnte ich keinen Augenblick mehr badischer Staatsdiener sein. Aber auch wenn dies Äußerste abgewendet wird, wird meine Stellung allmählich unerträglich. Ich habe tausend Gründe, nichts über das Knie zu brechen; ich weiß, daß in der akademischen Laufbahn ungewöhnliche Entschlüsse der sicherste Hemmschuh sind. Dennoch scheint es mir seit Wochen täglich einleuchtender, daß ich jetzt nach Berlin gehen sollte ... Dort wäre ich wo ich hingehöre. Mit meinem preußischen Patriotismus ist mir's so grausamer Ernst, daß ich jetzt am wenigsten mein Schicksal von dem dieses Staates trennen möchte. Was meinen Sie dazu? Schreiben Sie mir bald.

Ihr

Treitschke

517] An Karl Mathy.

Freiburg 17/6 66.

Verehrter Herr Staatsrath,

Sie sind mir seit Jahren ein treuer väterlicher Freund und ein Vorbild charakterfesten öffentlichen Wirkens gewesen; ich hoffe, Sie werden mir in der ernsten Lage, darin ich mich jetzt befinde, Ihren Rath und Beistand nicht versagen. Ich beklage schmerzlich, daß eine echte staatsmännische Kraft wie die Ihrige in solchem Augenblicke dazu verdammt

[1] Das u. nachträglich eingefügt.

ist, mit wohlmeinenden Bierhauspolitikern zusammenzuwirken. Verzeihen Sie mir, wenn ich zu den vielen großen Sorgen, die Sie jetzt quälen, für eine Stunde auch die kleine Sorge um meine persönliche Zukunft hinzubringe.

Ich habe in den letzten Tagen die feste Ueberzeugung gewonnen, daß ich hier nicht länger mehr bleiben kann. Was Sie und andere wohlwollende Freunde von dem Freiburger Aufenthalte für mich erwarteten — einige Muße für meine literarischen Arbeiten — das ist eine Zeit lang in Erfüllung gegangen. Heute kann von wissenschaftlicher Muße nicht die Rede sein. Ich bin durch meine bisherige Thätigkeit verpflichtet und ich werde durch Alles was gut in mir ist dazu getrieben, in dieser großen Krisis für den Staat unsrer Zukunft zu thun was ich vermag. Wenn unser trefflicher Großherzog durch die Bosheit seiner Nachbarn gezwungen wird gegen Preußen marschiren zu lassen, so wäre es mir moralisch unmöglich meinen Staatsdienereid zu halten. Die Absperrung des Verkehrs zwischen Nord und Süd macht es mir auch physisch unmöglich, etwas für die gute Sache zu thun; denn hier am Orte ist meine akademische und politische Wirksamkeit gleich Null. Kurz, meine Stellung hier ist in jeder Hinsicht unhaltbar; ich habe die Absicht, womöglich alsbald nach Berlin zu gehen. Ich sehe nur zwei mögliche Ausgänge dieses Krieges. Entweder, was der Himmel verhüte, wir werden geschlagen. Dann beginnt in Preußen eine ähnliche Epoche innerer Erstarkung wie nach 1807, und grade in einer solchen Zeit könnte ich als Lehrer nützlich wirken. Oder wir siegen. Dann erhält das neue Deutschland ein Parlament, und es eröffnet sich ein weites Feld für eine segensreiche publicistische Thätigkeit. Für den Augenblick freilich vermag das Wort nichts; jetzt müssen die Kanonen reden. Unser Freund Baumgarten überschätzt mich und die Bedeutung eines außerhalb der Parteien stehenden Mannes, wenn er glaubt, ich könne jetzt schon durch Schriften oder Vorträge in Berlin irgend etwas nützen. Doch allerdings kann binnen Kurzem ein Zeitpunkt kommen, wo das Wort eines unabhängigen Mannes wieder etwas bedeutet; und für diesen Fall muß ich in Berlin sein. —

Gf. Bismarck hat in den letzten 4 Wochen zu meiner größten Ueberraschung zweimal den Versuch gemacht mich für sein Hauptquartier zu gewinnen (was ich Ihnen natürlich nur im Vertrauen mittheile). Ich habe beidemale abgelehnt ... In einigen Wochen

oder Monaten ist die Versöhnung der Parteien in Preußen vielleicht möglich. Wenn dann eine neue Aufforderung B's an mich ergeht, so darf ich mich ihr nicht entziehen, aber dazu muß ich in Berlin und nicht mehr badischer Staatsdiener sein.

Was ich Ihnen hier sage ist ruhig und reiflich erwogen. Ich habe ernste und heilige Gründe, in dieser Sache nichts zu übereilen; Sie wissen ja, daß mein Weggang nach Berlin einen Bruch mit meiner Familie herbeiführen müßte. Ich bin darauf gefaßt, in der ersten Zeit in Berlin ziemlich rathlos dazustehen (vielleicht könnte ich die Redaction der Preuß. Jahrbb. übernehmen ...), und es ist leicht möglich, daß ich mich dort später als Docent habilitiren muß, also wieder da stehe wo ich vor 8 Jahren stand. Aber ich finde doch jedenfalls ein Feld fruchtbarer Thätigkeit, während meine Existenz hier in jeder Hinsicht unwahr und ungesund, vielleicht bald unmöglich wird.

Meine Absicht ist also, in den nächsten Tagen mein Entlassungsgesuch einzureichen und darin dem Minister kurz aber aufrichtig meine Gründe anzugeben. Bleibe ich noch bis zum Schlusse des Semesters (der in dieser bewegten Zeit vermuthlich schon zu Ende Juli's erfolgen wird), so wird das Gesuch sicherlich keinen Anstand finden; denn eine Lücke wird durch meinen Weggang hier nicht gerissen. Noch lieber wäre mir freilich, wenn ich sofort gehen könnte; aber ich weiß nicht, wie sich das ermöglichen läßt, und da ich in den nächsten Wochen in Berlin doch nichts werde nützen können, so will ich die Verzögerung allenfalls ertragen. Halten Sie es für nöthig, so würde ich mit dem Gesuche an den Minister gleichzeitig ein Schreiben an den Großherzog abgehen lassen, der in seiner edlen vornehmen Weise das Gewicht meiner Gründe sicherlich würdigen wird.

Sagen Sie mir nun, ich bitte Sie darum, ob Sie mit diesen Gedanken einverstanden sind. Aus Berlin werde ich leider zunächst keine Mittheilungen mehr erhalten; doch scheint mir unzweifelhaft, daß ich mir dort binnen Kurzem einen fruchtbaren publicistischen oder akademischen Wirkungskreis werde gründen können. Es wäre mir lieb, wenn Sie diese Zeilen an Baumgarten mittheilen wollten; sie mögen ihm als Antwort auf seinen letzten freundlichen Brief dienen. Wenn es Ihre Geschäfte erlauben, so darf ich Sie wohl um baldigste Antwort bitten[1]. Empfehlen Sie mich vielmals Ihrer Frau Gemahlin.

---

[1] Statt dessen im Original verschrieben: bin.

Ich nehme doch manche schöne Erinnerung aus dem badischen Lande fort; und die Carlsruher Tage waren nicht die schlechtesten.

Ihr aufrichtig ergebener

Treitschke

518] An Julian Schmidt.

Freiburg 17/6 66

Geehrter Herr,

... Nach dem neusten sog. Bundesbeschlusse wird Baden in die süddeutsche Allianz treten. Staatsdiener eines Staates, der Preußen bekämpft, kann ich nicht sein, zumal da ich nach dem Abbruche des Verkehrs gar nicht mehr im Stande bin, in der preuß. Presse zu schreiben. Ich will meinen Abschied nehmen. Das geht leider nicht so schnell. Vor Ende Juli könnte ich kaum in Berlin sein. Sagen Sie mir nun, ob ich dort in ganz unabhängiger Stellung etwas werde nützen können? Sogleich gewiß nicht; denn vorerst müssen die Kanonen sprechen; aber später, sobald das Parlament der Verwirklichung nahe ist. Vielleicht könnte ich auch für die Dauer des Krieges die Redaction der Pr. Jahrbb. übernehmen, die sich von Frankfurt aus[1] doch nicht führen läßt.

Antworten Sie mir umgehend, wenn die Post es erlaubt; doch bedenken Sie, daß dieser Schritt für mich von der größten Wichtigkeit ist. Ich gebe alle meine akademischen Aussichten auf und wage mich ins Ungewisse. Das thut man nicht, ohne sicher zu wissen, daß man anderswo etwas nützen kann. Bitte, sprechen Sie mit Duncker.

Treulich Ihr

Treitschke

519] An Emma von Bodman.

Fbg 20/6 66.

Liebe, liebe Emma,

das geistreiche Sprichwort „erst das Geschäft, dann das Vergnügen“ hat meinem sinnlichen Gemüthe nie recht einleuchten wollen. So hab' ich auch jetzt zuerst mein Entlassungsgesuch angefertigt, und erst nachdem ich diese Freude gründlich durchgekostet, wage ich mich an das schwere Geschäft Dir zu schreiben. Das ist auch eine schöne Seite von

[1] wo Wehrenpfennig damals wohnte

mir, die Du noch näher kennen lernen wirst, daß sich meine schlechten Witze immer im unpassenden Momente einzustellen pflegen. O liebe Emma, ich hatte wohl geglaubt, das müsse eine glückliche Stunde sein, da ich Dich in meinen Armen halten würde. So viel Liebe und Hingebung hatte ich doch nicht erwartet. Habe tausend Dank dafür. Es ist doch grausam, daß wir so rasch auseinandergerissen werden, noch bevor wir uns recht kennen, und meine Zukunft ist so unsicher als möglich. Das travailler pour le roi de Prusse gilt heute noch wie in Friedrichs Tagen. Aber Du bist ein tapferes Mädchen, und ich hege trotz alledem die ruhige Zuversicht, daß mein Abgang von hier, den heute viele vernünftige Leute als einen Wahnsinn ansehen, das Glück meines Lebens gründen wird. —

Wir Beide haben, was ich Dir als Historiker hiermit eingeschärft haben will, den Tag von Belle-Alliance auf unsre Weise würdig gefeiert. Auch die Preußen haben ihn festlich begangen, sie sind vorgestern in meiner Vaterstadt eingerückt. Mein armer Vater mag in einer schrecklichen Aufregung sein. Mir wird das Leben hier im Süden von Tag zu Tag unerträglicher. Es ist schrecklich, ehrenwerthe Leute so rein toll und blind zu sehen. Ich kann an den Mienen der erhitzten Gesichter fast schon den Tag berechnen, an dem der Jammer dem Rausche folgen wird. Ich habe oft einen rechten Ekel vor dem schreienden, zuchtlosen Wesen, der fliegenden Hitze der Süddeutschen. Du gehörst freilich auch mit dazu, liebes Herz, aber ich hoffe, Dir wird der Himmel um Deiner Privattugenden willen den Makel Deiner Abstammung vergeben. — Gestern Abend blieb Alles ruhig. Der große Baer, mein Nachbar[1], hatte in zärtlicher Fürsorge für meine und vielleicht auch für seine Fensterscheiben einige Gensdarmen aufgestellt; dann und wann schritt auch die majestätische Gestalt Eures Bureaudieners vor meiner Wohnung auf und nieder. Das Beste that wohl ein rechtzeitiger Regen.

In einem geheimen Fache meines Schreibtisches liegt ein großes Couvert, gesiegelt mit einem kleinen E und der Prinzessinnenkrone darüber. Darin stecken einige vertrocknete Veilchen, die Dir zum ersten Male zeigten, wessen ich fähig bin, dann einige Packetadressen und Bänder und Schleifen von röthlicher Farbe, endlich zwei Briefe, der eine sehr löblich, der andre entschieden verdammungswürdig.

[1] s. über ihn Weech in den Bad. Biographien 5,24 ff. Damals Amtmann in Freiburg und neben Treitschke einer der wenigen Anhänger der preußischen Einheitspolitik.

Sei recht fleißig, liebe Emma, und vervollständige mir diese merkwürdige Sammlung. Lange Zeit zum regelmäßigen Schreiben haben wir nicht mehr. Ich denke schon in nächster Woche reisen zu können. Meine Collegen, die Einen, weil sie froh sind mich los zu werden, die Andren aus Anstandsgefühl, werden meiner sofortigen Entlassung nichts in den Weg legen. Ich schreibe sogleich an den Großherzog und an Mathy. Am Samstag geh' ich vermuthlich nach Carlsruhe um Abschied zu nehmen und mich mit den Freunden zu besprechen. Im Laufe nächster Woche komme ich mit Wilhelm nach Griesbach und freue mich schon darauf, wenn ich Dich als gnädiges Fräulein anrede und Du mir mit vollendetem höfischem Anstande einen tiefen Knix machst. Eine stille Stunde werden wir doch finden, da ich Dir noch einmal in Deine treuen Augen schauen und Deinen lieben Mund noch einmal küssen kann. Warum hab' ich Dich in mein unstätes Leben hineingerissen? Du hast mich oft im Stillen für einen argen Heiden gehalten, und ich rede freilich nicht gern von dem, was über das menschliche Hirn hinausgeht. Und doch glaube ich eine religiöse Natur zu sein. In mir lebt ein felsenfester Glaube an eine erhabene Vernunft, die diese irdische Welt nach wundervollem Plane leitet. Sie wird es auch mit uns Beiden wohl fügen, meine geliebte Emma.

Dein

Heinrich

...

520] **An Karl Mathy.**

Freiburg 21/6 66.

Geehrter Herr Staatsrath,

von dem Augenblicke, da ich die Nachricht von der letzten Bundesabstimmung erhielt, stand mein Entschluß fest. Ihre freundlichen Zeilen haben mir bestätigt, daß meine Entschließung die rechte war; nehmen Sie herzlichen Dank dafür. Vorgestern ist mein Gesuch eingereicht, gestern durch die akad. Behörden gegangen und heute früh in C. eingetroffen. Ich hoffe, man wird mich nicht lange warten lassen, und sollte die Sache vor das Gesamtministerium kommen, wie man mir sagt, so bitte ich Sie ein gutes Wort für die Beschleunigung einzulegen. An den Großhzg hab' ich geschrieben, ganz offen und aus vollem Herzen; denn er gehört zu den Menschen, deren Urtheil mir

vom höchsten Werthe ist. Ich hoffe, er wird den Schritt wo nicht billigen, so doch nicht verwerfen[1].

Daß Sie und Ihre Frau Gemahlin mir ein Asyl anbieten, gehört mit zu dem vielen Guten und Schönen, was ich Ihnen nicht vergessen kann. Gottlob ist Ihre Sorge unnöthig. Mit unsrem Gensdarmen-commandanten, Nokk's Schwiegervater, stehe ich gut; er läßt allabendlich seine Leute vor Schmidt's und meiner Wohnung patrouilliren. Für den Sonntag haben die Pfaffen eine große Pöbelversammlung anberaumt; doch meine ich, auch das wird leidlich ablaufen. Ueberhaupt bin ich, seit der Entschluß gefaßt ist, ganz leicht und voll guter Zuversicht ...

Wie sehr ich Sie und den unglücklichen Fürsten beklage, kann ich gar nicht sagen. Ich errathe und ehre die Gründe, welche Sie bewegen vorderhand noch zu bleiben[2]; es ist eine furchtbar schwere Prüfung.

Auf Wiedersehen. Die Dinge im Norden scheinen gut zu stehen; der Himmel gebe einen frischen Fortgang.

Ihr dankbar ergebener

Treitschke

521] An Emma von Bodman.

Carlsruhe 24/6 66.

Liebste Emma,

was wirst Du von mir denken? Du schreibst mir lange herrliche Briefe, und ich antworte mit ein paar griesgrämischen Zeilen ... Ich habe aber in der That keine ruhige Stunde; noch weiß ich nicht, wie ich bis Mittag die allernöthigsten Besuche abthun soll. — Also nur die Versicherung, daß mich Deine Beichte wahrhaft ergriffen hat. Manches steht darin, was mich besorgt machte, ob ich auch im Stande sein werde eine so feine Natur zu beglücken. Am letzten Ende blieb mir doch der Eindruck: Du bist ein hochherziges Weib und wirst den Muth finden, die mannichfachen Prüfungen zu ertragen, welche Dir leider Deine thörichte Liebe für mich auflegen wird. Tausend Dinge darüber will ich Dir morgen sagen; nur um Eines bitt' ich Dich schon heute. Beschäftige Dich nicht zu viel mit Dir selber, Du quälst Dich nur ohne Grund. Aus vielen Gründen möcht' ich täglich bei Dir sein, aber auch darum, damit Du ein wenig mehr aus Dir herausgehst. Glaub' mir, Du reines zartes Mädchen, es sieht auch in einem

[1] Dieses Schreiben scheint nicht erhalten. [2] Vgl. Histor. u. Polit. Aufsätze 1,498.

tapferen stolzen Männerherzen wüst und schwach genug aus. Tausend widersprechende Gedanken kreuzen sich in unsrem Hirn; und wenn wir Alle unser Inneres auf den Secirtisch legen wollten, so würde auch der Entschlossenste sehr klein erscheinen. Wir müssen zufrieden sein, wenn wir nach allen inneren Kämpfen endlich doch zu einem Entschlusse kommen und trotz manches geheimen Kummers unbefangen drauf los leben. Das klingt recht hofmeisterlich, aber ich werde Dir morgen sagen, wie herzlich es gemeint ist ... Uebrigens bin ich gutes Muths. Meine Freunde hier billigen Alle meinen Schritt; gestern hab' ich bereits die Redaction der Pr. Jahrbücher übernommen. — Auf Wiedersehen, meine geliebte Emma.

Dein

Heinrich

522] An Emma von Bodman.

Baden 24/6 66. Abds.

Liebe, liebe Emma,

— — — Statt meiner kommt also morgen dieser Brief, und ich bitte Dich herzlich, schreib mir morgen noch, daß ich jedenfalls am Dienstag etwas von Dir höre. Mir thut die Sache sehr leid; ich hatte eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Dir ...

Ueber meine Religion wirst Du Dich noch beruhigen, daran ist mir gar kein Zweifel. Ich hege eine starke Neigung nicht blos für die Poësie, sondern auch für den religiösen Gehalt der Bibel und würde oft darin lesen, wenn ich Zeit hätte. Aber das ist eine häßliche Seite des Schriftstellerlebens, daß wir selten etwas um seiner selbst willen, vielmehr Alles um äußerlicher Zwecke willen lesen dürfen. Die christliche Liebe ist mir in der Regel zu passiv, zu schwächlich und weibisch; aber wunderbar ergreift mich die Macht des Glaubens im Christenthume. Unter allen Worten, die je ein Weiser gesprochen, ist mir eines der liebsten dieses „daß denen, die an Gott glauben, alle Dinge zum Besten dienen“[1]. Ein solches Wort veraltet nicht. Welchem Gegenstande der Glaube gilt, der das ganze Leben durchdringen und heiligen soll, und in welchen Formen er erscheint — das sind mir untergeordnete Fragen; es muß nur ein Glaube sein an eine geistige Macht, die über das Leben des Einzelnen und seine endlichen Ziele hinausliegt. —

[1] Vgl. Bd. 1, S. 79 Anm. 1.

Der „Schweizer Poet" ist eine recht unreife Studie[1]. Ich war damals 25 Jahr, also in dem Alter, da man zuerst anfängt manchmal zurückzuschauen. Das ist eine böse Zeit; man kommt sich so alt vor und schämt sich so vieler verlorener Tage. In solcher Stimmung machte die Jünglingsgeschichte des grünen Heinrich in ihrer oft abscheulichen Nacktheit einen ungeheuren Eindruck auf mich, ich übersah ganz die Schwächen des Buchs. Dir würde es, glaub' ich, gar nicht gefallen. Besser ist die Lessingrede, aber auch noch sehr unruhig und zerhackt. Ich freute mich darauf, jetzt einen 2. Bd Aufsätze zu schreiben, der mehr Stil und Haltung haben sollte — etwa so wie die Arbeit über den Bonapartismus. Aber im nächsten Jahre wird wohl die politische Noth des Augenblicks ihre Rechte geltend machen und mich zu raschem Schreiben für den Tag zwingen. Ein eigentlicher Journalist werde ich freilich nie; ich schreibe nur gut, wenn mein Kopf voll Gedanken und mein Blut in Wallung ist, also nicht alle Tage. Nur in der Rede, nicht in der Schrift improvisire ich gut.

Das war ein rechter grämlicher Professorenbrief, liebste Emma. Ich bin eben verstimmt, daß uns das Wiedersehen morgen zu Schanden wird. Ich tauge nicht zum Büchermenschen; vollends in der Liebe erscheint mir die Theorie, das Briefschreiben, recht wässerig und fadenscheinig gegen die süße Praxis, die ich am Montag genossen. Unsre Ringe liegen in meinem Koffer und müssen auch wieder nach Freiburg. Wenn ich sie Dir in einigen Tagen bringe, sollst Du auch meine sämmtlichen unsterblichen Werke haben, bis auf das was umgearbeitet wird. —

Mein Aufenthalt in Carlsruhe hat meine politischen und persönlichen Hoffnungen gehoben. Ich glaube jetzt — mit der Demuth, die man in so furchtbar ernsten Dingen hegen soll, aber doch sehr zuversichtlich — an den Sieg unsrer Waffen; und ehe 8 Wochen vergehen, wird eine ganze Reihe liberaler Patrioten — freilich keine Volksversammlungshelden — in Berlin versammelt sein und die Regierung unterstützen. Man lernt schrecklich viel in solcher Zeit. Der sittliche Bankrott dieser feigen verächtlichen Kleinkönige und phrasendreschenden Liberalen übertrifft alle meine Erwartungen. Doch wie viele Menschen bei uns verstehen von den Thatsachen zu lernen, statt in dem alten Gleise weiter zu laufen? Daß ich bescheiden zu lernen vermag von

---

[1] s. S. 71 Anm. 3.

den Ereignissen und daß ich in der Leidenschaft nicht den Verstand, in der Berechnung nicht das warme Gefühl verliere — das ist im Grunde die bescheidene Summe meiner politischen Talente. In Deutschland aber herrscht das Vorurtheil, als ob Verstand und Leidenschaft sich nicht vertrügen. —

Gute Nacht, mein Herz, es ist 1/2 2 Uhr und ich fahre morgen 1/2 8 Uhr ab ...

Von ganzem Herzen

Dein

Heinrich

523] An Emma von Bodman.

Fbg 25/6 66.

Meine theure Emma,

ich habe früher manchmal geglaubt verliebt zu sein, bin es auch wohl einmal gewesen. Aber jetzt erst weiß ich was Liebe ist. Wenn mir Jemand noch vor einigen Wochen gesagt hätte, ich würde binnen 24 Stunden meiner Braut dreimal schreiben, so hätt' ich ihn ausgelacht. Und doch steht es heute so. Kaum vom Bahnhofe angelangt, bombardire ich Dich wieder mit meinen lieblichen Schriftzügen. Ich habe nämlich eine große Angst, mein Brief von gestern Abend möge recht widerwärtig ausgefallen sein. Ich war in einer aschgrauen Stimmung dabei — in einer Laune, die mich Gottlob nur äußerst selten überfällt. Es wurmte mich zu sehr, daß aus unsrem Wiedersehen nichts ward — — — Behalte kaltes Blut, liebes Herz, bei den k. k. Siegesnachrichten, die jetzt umherschwirren. Selbst wenn sie wahr wären — die sittliche Fäulniß des österreichischen und der kleinen Staaten hat sich zu jammervoll gezeigt. Wenn wir ausharren — und das werden wir thun — so müssen wir siegen.

...

Dein

Heinrich.

Soeben kommt zu meiner größten Ueberraschung ein Brief von meinem Vater. Ach, das ist schrecklich. Dieser verhaltene Grimm, diese Bemühung nur zu erzählen, nicht zu urtheilen! Mein Schwager ist wirklich in Prag, mein Bruder in den böhmischen Bergen. Der Vater hatte seine Einquartierung natürlich ausgemiethet; aber durch ein Versehen der Stadtbehörde ward sie ihm doch geschickt. Da hat er, nachdem seine andren Zimmer schon voll waren, mitten in der

Nacht zwei Grenadiere in seinem eignen Bette untergebracht. Ich hätte den alten Herrn sehen mögen; ihm ist zu Muthe, wie Dir oder mir, wenn die Kosaken hier ständen. O es wird ein böser Tag, wenn er mir zuerst nach Berlin schreibt! Aber verlaß Dich darauf, liebes Herz, ich werde ganz ruhig dabei bleiben.

524] An Emma von Bodman.

Fbg 25/6 66.

Der vierte Brief in anderthalb Tagen! — Du wirst glauben, ich sei toll geworden, liebste Emma. Beruhige Dich, es ist nur ein Geschäftsbrief. — Meine Angelegenheiten hier sind rascher gegangen als ich fürchtete; ich kann abreisen bevor der Abschied in meinen Händen ist. Also reise ich am Mittwoch früh 6.45. (nach 5 Uhr aufstehen!!!) und treffe gegen 2 Uhr bei Dir ein. In der Nacht von Donnerstag auf Freitag will ich dann von Appenweier nach Mannheim fahren und dort das Dampfboot besteigen, das in der Regel ganz unbelästigt bleiben soll. Zum Ueberfluß hab' ich einen badischen Paß und einen preußischen Gesandtschaftspaß, der mich wohlverdientermaßen den blauen Jungen ganz besonders empfiehlt ... Ich sehe Dich auf diese Weise noch einen vollen Tag, und Du hättest reichlich Gelegenheit Dich zu überzeugen, daß jeder Gesellschafter nach Verlauf einiger Stunden langweilig wird. Hiermit sei dieser massenhafte Briefwechsel geschlossen. Es kommt nun eine böse Zeit, wo ich Dir höchstens aller 8 Tage schreiben kann. Aber vorher noch ein glückliches Wiedersehen, liebes Herz.

Dein

Heinrich

525] An Emma von Bodman.

Bonn, 30/6 66.

Liebste Emma,

— — — Ich hatte eben erfahren, wie reich das Leben sein kann, und alsbald kam die ganz gemeine Langeweile über mich. Mir war zu Muthe, wie damals, da ich zum ersten Male von München aus in die Alpen ging; ein paar Tage des reinsten Genusses, und dann, als ich am Lech das Gebirg verließ, sank der Nebel und Regen faustdick hernieder und deckte wie ein Vorhang all die Herrlichkeit, so daß ich auf der Heimfahrt manchmal wähnte, ich hätte geträumt. — Es war

ein lächerliches Laufen von Pontius zu Pilatus, bis mir meine lieben Collegen endlich erlaubten abzureisen. Zum Glück hatte mir Mathy geschrieben, meine Entlassung sei von der Regierung bereits genehmigt und brauche nur noch ausgefertigt zu werden. Nachdem ich diesen Brief versiegelt bei unsrem lieben Prorector Fischer hinterlegt hatte, durfte ich endlich fort.

Soest, 1/7.

Den späten Abend verbrachte ich noch unter den paar vernünftigen Bekannten; aber die Leute waren niedergeschlagen durch die k. k. Siegeslügen, ich war der Einzige, der ihnen guten Muth einsprach. Am nächsten Morgen, Freitag, nahm ich Deinem Befehle gemäß milden Abschied von Freiburg. Liebes Kind, ich kann dem Neste doch nicht grollen, das ohne sein Verdienst beinah Deine Vaterstadt ist und auch heute, da Du nicht dort weilst, mir so liebe Menschen wie Deine Familie birgt. Erzähle Deiner Mutter von diesem Briefe; ich habe vorderhand schlechterdings keine Zeit ihr zu schreiben; und danke Deinem Vater herzlich, daß er mir noch am Frühmorgen Deine Zeilen brachte... Der erste Reisetag war sehr widerwärtig ... Um so schöner war der Samstag ... auf die kahlen wälschen Höhen folgt an der Saar unser herrlicher deutscher Wald. Dann freute ich mich an den wirklich grandiosen Steinkohlenwerken. Du mußt nämlich wissen, für den Bergbau hat jeder Obersachse eine angeborene Schwäche. Unser wunderbar begabtes Völkchen, daß Du in zwei solchen Prachtexemplaren wie Deine Freundin Anna[1] und ich kennst, war im Bergwesen der Lehrer aller Völker[2]. Wir lernen schon in der Schule Knappenlieder und Bergsegen auswendig; und ein hölzernes Bergwerk, wie es von invaliden Knappen auf den Jahrmärkten gezeigt wird, erregt mir noch heute mehr Vergnügen als sich für meine Jahre schickt. In Münster am Stein hatte ich meinen alten Freund Frantzius an den Bahnhof bestellt. Das ist jener „westpreußische Edelmann", mit dem ich in Paris war; so nannte ich ihn in einem Aufsatze[3] um ihn zu ärgern, weil er als ein arger Radicaler sich seines Adels schämt. Uebrigens ein lieber, durch und durch geistvoller Mann, aber nicht productiv und mit einer verhängnißvollen Wanderlust im Blute; darum hat er sich auch mit seinem schönen Talente in Münster als Badearzt vergraben, weil er dann im Winter reisen kann. Er brachte die neuesten Depeschen mit, und als wir in Bingerbrück an-

[1] Frau v. Heydebrand und der Lasa, geb. v. Helldorf. [2] Deutsche Geschichte 3,504.
[3] Histor. u. Polit. Aufsätze 3,86.

langten, standen die Leute mit strahlenden Augen um die Placate, welche von den drei glücklichen Treffen des 28. erzählten. Ueberall flaggten die schwarzweißen Fahnen. Großer Jubel unter der Landwehr auf dem Bahnhofe, die ihre Posten bereits nach Hessen und Nassau hinübergeschickt hatte (es war also sehr gut, daß ich über Metz reiste, denn der Verkehr mit Mainz war unterbrochen). Unter den Reisenden nahm das Fragen und Lachen und Erzählen kein Ende; wir feierten die preußischen Siege mit edlem Rüdesheimer. Sieh, liebes Herz, da hab' ich recht gesehen, wie der kleine Mensch wächst und besser wird, wenn er ein Vaterland hat, nicht blos eines im Monde und in seiner Phantasie, sondern ein wirkliches, das ihn oft drückt, aber auch schützt und hebt. Wahrhaftig, wir treiben keine theoretische Klügelei, die wir Deutschlands Einheit wollen; wir wollen die Seele unsres Volkes reicher und menschlicher bilden, sie erretten aus der Zuchtlosigkeit und Selbstsucht des kleinstaatlichen Lebens. Du hast mich wohl oft hart und schroff in meinen Urtheilen über politische Gegner gefunden, liebe Emma; und allerdings ich hasse dies Oesterreich und diese lächerlichen Kleinkönige, seine Helfershelfer — aber nur weil ich mein deutsches Volk grenzenlos liebe, weil diese kleine dynastische Politik uns nicht blos Macht und Wohlstand, sondern auch das Gemüth unsres Volkes verbildet und verkümmert. — Für den Rhein hab' ich eine ganz kindische Vorliebe. Als ich nach dem Tode Deiner Schwester Wilhelm besuchte, bin ich zu Fuß den langweiligen Weg nach Rarau gelaufen blos um die grünen Wellen wieder zu sehen. Am Samstag fuhr ich an all den Höhen vorüber, die ich vor 12 Jahren und mehr mit Wilhelm und anderen Freunden bestiegen hatte. Eine so vage und weiche Begeisterung für die schöne Landschaft, wie damals, ergriff mich freilich nicht wieder. Ich habe seitdem allerhand von der Welt gesehen und finde die Ufer der Donau, wohl auch der Rhone, landschaftlich schöner. Aber kein Strom der Welt zeigt eine solche Verbindung von Reizen der Natur und eines reichen hochstrebenden Volkslebens. Ich freute mich wieder an den alten Pfalzen und Kirchen und an dem rührigen modernen Leben, das nach dem langen schweren Traume der Krummstabsherrschaft abermals in dem herrlichen Lande erwacht ist, und ich fand, daß ich in diesen 12 Jahren zwar älter, doch nicht kälter geworden bin. Wie viele wunderliche Träume hab' ich damals auf dem Alten Zoll in Bonn geträumt, wie viel Verschwendung getrieben mit Wein und Bier, mit Freundschaft und

schlechten Versen! Es war doch eine gute Zeit, obgleich mir der Segen eines bedeutenden Lehrers und seines lebendigen Wortes fehlte. Ich muß meinem Sterne danken, daß ich mir trotzdem auf eigne Faust allmählich einen Weg durchs Leben gefunden habe. — In Bonn besuchte ich Sybel und Springer, fand Beide voll besten Muthes und guter Zuversicht zu meiner Zukunft. Springer, der geborene Czeche, belehrte mich, daß mein Name die deutsche Umbildung des böhmischen Trcky (sprich Tritschky) sei — ein Name, welcher als der eines Hauptmanns in Schillers Wallenstein einmal vorkommt. Nicht wahr, mein liebes schlankes Hoffräulein, es ist doch schade, daß meine Vorfahren den unaussprechlichen Namen veränderten? Die ursprüngliche Form klingt viel vornehmer und nicht so ganz unebenbürtig für eine Prinzessin. In irgend einem Wappenbuche las ich auch einmal, wir seien ursprünglich eine böhmische Adelsfamilie. In unsrem Hause hat sich von alten Erinnerungen nichts erhalten. Ich weiß nur, daß mein Großvater Hofrath und der Vertreter Kursachsens am Reichskammergerichte zu Wetzlar, mein Urgroßvater ein Leipziger Rathsherr und Kaufmann war. Offen gestanden ist mir das Alles herzlich gleichgiltig. Ich bin mit meinem Stammbaume vollkommen zufrieden — wenn nur der wackere Zimmermann oder Pfarrer oder Hauptmann, der vor 200 Jahren seinen Glauben nach Sachsen rettete, sich vorher tapfer mit den Habsburgischen Söldnern gerauft hat — und meine liebe Prinzessin wird mir wie vieles Andere, so auch diese plebejischen Ansichten vergeben. —

Gestern (ich schließe diesen Brief am Montag früh), gestern hab' ich mich ein wenig in Berg und der Grafschaft Mark aufgehalten. Wer weiß, wann ich wieder auf die rothe Erde Westphalens komme? — und ein Historiker deutscher Nation soll Land und Leute kennen. Ich war früh in Elberfeld und Barmen. Ein wunderbarer Anblick, diese Schwesterstädte! In dem engen Wupper- und Muckerthale ziehen sich mehr als 2 Stunden weit in endloser Folge Fabriken und Arbeiterwohnungen hin, und hinter den Städten kommen noch meilenweit Mühlen und Fabriken und jene Eisenhämmer, wo der Märker Eisen reckt. Heuer ists freilich stiller denn sonst; Du glaubst nicht, wie wenige junge Männer man heute in Preußen sieht. Die Blüthe der norddeutschen Jugend schlägt sich für uns in Böhmen. Gebe der Himmel, daß dies edle Blut wirklich für ein neues glücklicheres Deutschland vergossen werde! —

Welch ein Contrast, wenn man aus dem modernen Lärmen und Treiben in Berg und Mark hier in die Todtenstille der alten Reichsstadt tritt. Reicht Deine Gelehrsamkeit wohl so weit um zu wissen, daß dieses Soest vor 400 Jahren die größte Stadt des Nordens, sein Recht das Mutterrecht fast aller niederdeutschen Städte war? Heute stehen in dem weiten Ringe der alten Wälle neben vielen öden Strecken nur elende Lehmhütten und, als einziges Denkmal alter Größe, etwa 8 Kirchen, darunter einige ganz herrliche. Der grünliche Stein giebt den alten Bauten einen sehr ernsten Charakter, das Ganze ist unsäglich still und traurig — eine rechte westphälische Elegie. In der Wiesenkirche sah ich ein altes gutes Glasgemälde: das Abendmahl; dicht vor dem Heiland steht ein Teller mit einem mächtigen Schinken, denn ohne dies Nationalgericht kann sich der Westphale ein Nachtessen nicht denken. —

Doch nun genug des Plauderns. Mein Lebtag hab' ich kein solches Briefungethüm geschrieben. Denke nicht schlimm von mir, mein süßes Herz, wenn meine Briefe aus Berlin weit kürzer ausfallen. Ich werde dort sehr beschäftigt sein. Die Feder findet doch noch immer etwas zu thun. Von meinem letzten Aufsatze[1], der von der Presse todtgeschwiegen und von den Ereignissen rasch überholt wurde, sind in wenig Tagen 2000 Ex. gedruckt worden; und bald wird hoffentlich die friedliche Debatte wieder in ihre Rechte treten. Behalte guten Muth, liebste Emma, und lasse Dich nicht beirren durch die Producte der colossalen Wien-Frankfurter Lügenfabrik. Glaub mir, wir werden siegen. —

Die unbefangne Stimmung zum Reisen finde ich jetzt doch nicht. Ich fahre also mit dem ersten Zuge nach Cassel um Duncker zu sprechen und dann die Nacht durch nach Berlin (eine der beiden Routen wird wohl offen sein). In B. schreib' ich sogleich meinem Vater. Seine Antwort werde ich Dir schicken; von ihr wird es abhängen, ob ich ihm schon jetzt meine Verlobung mittheilen kann. — Nun leb wohl, ich habe nicht mehr Zeit das Geschriebene zu überlesen. Habe tausend Dank für den schönen Tag in Griesbach. Von ganzem Herzen

Dein

Heinrich

. . .

---

[1] Der Krieg und die Bundesreform.

Druck von Breitkopf & Härtel
in Leipzig.

Heinrich von Treitschkes

Briefe

Herausgegeben

von

Max Cornicelius



Zweiter Band

Zweites Buch 1859–1866 ∘ Mit 2 Porträts in Lichtdruck
und einem Bismarckbrief in Faksimile

Verlag von S. Hirzel, Leipzig

1 9 1 3







